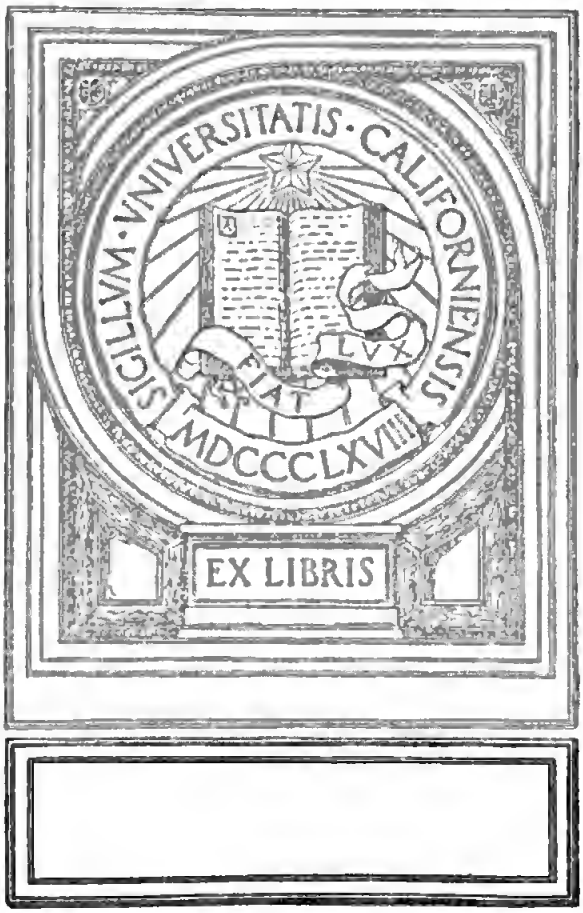
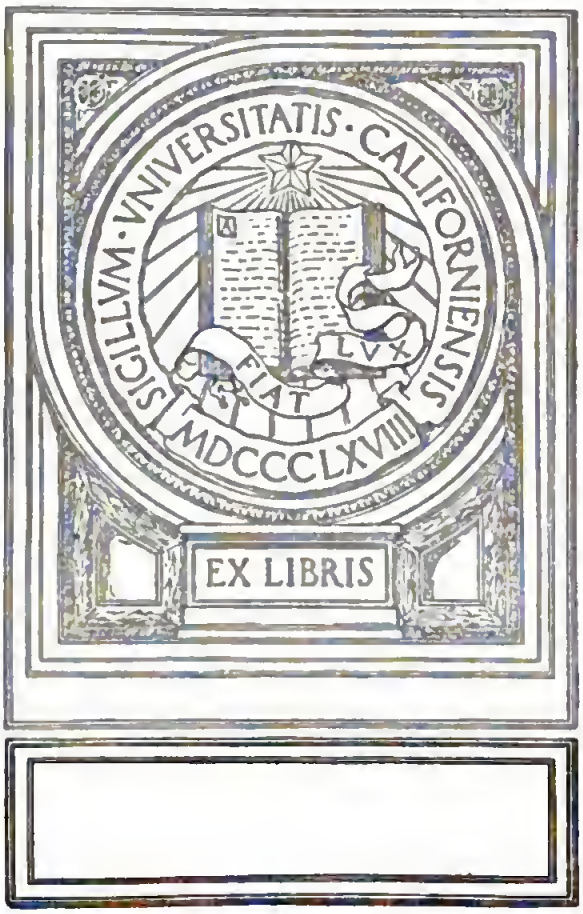
UC-NRLF
B 2 861 301


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

15 III. 38, 44
-45

Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

15 III. 38. 441
-450

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

---

15. Jahrgang.

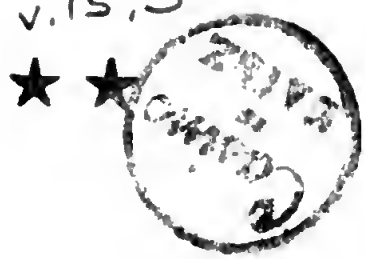
II. Semester. III. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1856.

AP30
G7
v.15;3



Register.

Jahrgang 1856. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Die neuen Geldinstitute in Deutschland. S. 55.
Die Zollvereinsconferenz. S. 388.
Zur Situation. S. 447.
Politische Ferienbetrachtungen. S. 298.
Politische Neuigkeiten. S. 473.
Theodor v. Schön. S. 236.
Südwestdeutsche Briefe. S. 421. 501.
Der Sundzoll. S. 1.
Die schleswig-holsteinische Ritterschaft und der Minister v. Scheele. S. 361.
Edgar Quinet und die Rumänen. S. 401.
Neuenburg. S. 513.
Die letzte englische Parlamentssession. S. 302.
Aus Spanien. S. 224. 276.
Der Ministerwechsel in Portugal. S. 470.
Die nordamerikanische Presse. S. 213.
Die Parteien und die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. S. 344.
Präsident Walker. S. 431.
Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. S. 443.
Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. (Roscher). S. 401.

Bilder und Schilderungen.

Die Bedeutung Hamburgs. S. 30.
Leipziger Skizzen. (Diezmann). S. 81.
Preußische Grenzbilder. S. 134.
Teufelssagen aus Wien und Prag. S. 258.
Japanische Sitten. S. 397.
Die friesischen Uthlande in Schleswig. S. 412.

Literatur und Kunst.

Thusnelda und Thumelicus. S. 19.
Deutsche Geschichtschreiber, Georg Waitz. S. 41.
Meißner, H. Heine. S. 90. 395.
Die Natur der Harmonik und der Metrik, von Hauptmann. S. 161.
Die Verschönerung der Landschaft durch den Menschen. (Siebeck, Decameron). S. 447.
Die bürgerliche Gesellschaft. (Riehl). S. 186.
Ueber das Leben und die Arbeiten Frähn's. S. 220.
Der Materialismus. S. 241.
Christenthum und Heidenthum. S. 293.
Zur Naturgeschichte des Volks. S. 295.
Das deutsche Theaterjahr 1855/56. S. 321. 375.
Musikalischer Jahresbericht aus Berlin. S. 441. 481.
Gluck (Jahn). S. 463.
Ewald und Vilmar. S. 508.

Philosophie. — Prantl. S. 281. Heifferich. S. 281. Fichte. S. 281. Röse. S. 481.

Geographie. — Völter. S. 397. 477.

Literaturgeschichte. — Schmidt-Weißenfels. S. 314. Strehlke. S. 314. Weller.

M284041

S. 345. Spazier. S. 425. Münchner polit. Poeſie im J. 1778. S. 433.

Culturgeſchichte. — Müller und Faike. S. 446. Riehl. S. 486. Seifart. S. 237. Pott. S. 293. Mundt. S. 295.

Neue hiſtor. Schriften. — Duncker. S. 24. Kugler. S. 25. Laurent. S. 26. Irving. S. 26. Klopp. S. 27. Bock. S. 29. Weiſſer. S. 30. Strnve. S. 444. Schenkel. S. 443. Heine; Stirling. S. 444. Stebelin. S. 445. Reumont. S. 446. Heine. S. 448. 335. Pertz. S. 204. Gieſebrecht. S. 205. Floto. S. 206. Lau. S. 206. v. Maurer. S. 207. Regeſten ꝛc. — Mähren. S. 207. Hanſen. S. 209. Jordan. S. 240. Schneidawind. S. 242. Künzel. S. 242. Haltrich. S. 239. Böttiger. S. 346.

Memoiren und Biographien. — Herzen. S. 408. Knighton. S. 412. Pertz. S. 353. 426 ff. Jahn. S. 463.

Gedichte. — Schaub. S. 240. Alte und neue Dichtungen. S. 249.

Naturwiſſenſchaft. — Doppelleben. S. 495. Büchner, Stein, Neander, Czolle. S. 244. Ehrenberg. S. 338. Cotta. S. 385.

v. Pfeil. S. 74. Grimm. S. 72. Heibig. S. 73. v. Ridda. S. 73. Schade. S. 75. Gries. S. 76. Erklärung. S. 457. 320. Demokratiſche Studien. S. 459. Griechiſche und römiſche Claſſiker. S. 239. Rotteck und Welcker. S. 355. 360. 436. Boden. S. 474. Uhlich. S. 479. Preuskerſche Sammlung. S. 240.

Reiſeliteratur. — S. 64. 442. 344. 479.

Neue Romane. — S. 77 ff. 496 ff. 347 ff. 435 ff.

Populäre Literatur. — S. 499.

Theater. — Waltersdorff. S. 93. Laube. S. 97. Merian. S. 98. v. Schill. S. 99. Rommel. S. 99. Lohmann. S. 400. Türcke. S. 400. Pirazzi. S. 404. Bacherl. S. 460. Halm. S. 345. v. Schorn. S. 396.

Bildende Kunſt. — S. 44. 478.

Muſik. — Hauptmann. S. 464.

Franzöſiſche Literatur. — S. 80. 406. 497. 293. 347. 354. 440.

Engliſche Literatur. — S. 68. 408. 238. 349.

Correſpondenzen.

Aus Hannover. S. 38.
Aus München. S. 309.

Notizen. — S. 68. 276.

Der Sundzoll.

Im goldenen Mittelalter pflegte jeder Ritter von seinem Burgsitz aus von den Kaufleuten und Waaren, welche die durch sein Gebiet führenden Straßen passirten, Zölle zu erheben, angeblich für den von ihm den Reisenden gewährten Schutz vor Räubern und Wegelagerern. Zwar war es eigentlich der Zollerheber, der die Sicherheit der Straßen störte, denn er begnügte sich nicht mit einem gesetzmäßigen Zoll, sondern erleichterte auch den Seckel oder den Lastwagen des Kaufmanns sonst noch um einen Theil des Inhalts, aber doch bestand die Belästigung fort und der Ritter dehnte die Zollerhebungen auch noch über sein eignes Gebiet aus, so weit ihn sein Roß tragen oder seine Lanze ihm Respect verschaffen wollte. Diese den Beutel der Reisenden erleichternde Operation nannten die berechtigten Adeligen damals einen Ausritt machen, die darunter leidenden Städter und Kaufleute aber Wegelagerei, oder bezeichneten sie mit gröberen Namen. Leider schlossen sich einige Kaiser und Landesfürsten, die sehr wenig Achtung vor dem historisch gewordenen Recht hatten, der Anschauung dieser letztern an, und stellten sich auf den revolutionären Standpunkt, das durch mehr als hundertjährige Verjährung geheiligte Recht der Zollerhebung der Ritter für ein Unrecht zu erklären und dagegen so kräftig einzuschreiten, daß das Unwesen ein rasches Ende nahm.

Das sind Zustände einer alten, längst begrabenen Zeit, deren Gedächtniß nur noch in schauerlichen Sagen und alten Büchern lebt. Aber wie von den Geschöpfen der längst unter den Fluten des Meeres versunkenen Vorwelt nicht blos Staunen erregende Gerippe, sondern auch auf dem abgelegenen Continente des Südmeers noch lebendige Erinnerungen zurückgeblieben sind, so ragt auch das untergegangene Mittelalter noch mit manchem morschen und wunderlich aussehenden Ueberreste mitten in unsre moderne Welt hinein. Ein solcher Ueberrest ist der Sundzoll. Gott verhüte, daß wir hiermit irgend einen ehrenrührigen Vergleich zwischen Dänemark und den obenerwähnten, zwar sehr ehrenwerthen, aber mit den Reichsgesetzen und dem kaiserlichen Machtspruch in halsbrecherische Collision gerathenen Rittern anstellen wollten. Vor solchem Unterfangen schützt uns schon der Respect vor einer mit Deutschland befreundeten Macht und wir verwahren uns feierlich gegen jede so hämische Deutung

unſrer Worte. Wir wollen damit nur ſo viel andeuten, daß der Sundzoll beſſer für die Verkehrsverhältniſſe des Mittelalters als für die heutigen paßt, und das ſeine völkerrechtliche Begründung auf ſehr ſchwachen Füßen ruht. Der von den Rittern erhobene Wegezoll hörte auf mit der Unſicherheit der Straßen, der Sundzoll wird aber forterhoben, nachdem die Unſicherheit des Meeres längſt aufgehört hat.

Der Sundzoll ſtammt allerdings aus grauer Vorzeit und iſt inſofern eine der ehrwürdigſten Inſtitutionen. Damals und bis über das ſpätere Mittelalter hinaus beſaß Dänemark beide Ufer der Meerenge und damit eine Art Recht, dieſelbe als eine durch ſein Gebiet führende Handelsſtraße zu betrachten. Dem wehrloſen Schiffer war der Schutz gegen Freibeuter und Piraten willkommen und bereitwillig zahlte er den Dänen ein Geleitgeld. Als dieſe Gefahr verſchwand, beanſpruchte Dänemark als Entſchädigung für die Anlage und Unterhaltung von Leuchtfeuern, Tonnen und Baken, welche dem Unkundigen den Weg durch die gefährliche See zeigten, eine Abgabe. Auch dagegen war nichts einzuwenden. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe ganz und gar geändert. Seitdem 1660 das nördliche Ufer des Sundes an Schweden gefallen iſt, iſt die Meerenge nicht mehr eine durch däniſches Gebiet führende Handelsſtraße. Die Nothwendigkeit des Schutzes gegen Seeraub iſt längſt verſchwunden und zur Beſorgung der Seepolizei in jenen Gewäſſern wendet Dänemark keinen Schilling auf. Leuchtfeuer und andere Seezeichen werden zwar noch in der Straße erhalten, aber die Abgabe hat eine ſolche Höhe erreicht, das damit nicht nur ſämmtliche Leuchtfeuer und Seezeichen an allen däniſchen Küſten unterhalten werden, ſondern der Ueberſchuß einen beträchtlichen Theil der ſonſtigen Staatsausgaben deckt.

Nach allgemeinen völkerrechtlichen Grundſätzen hat Dänemark nicht die mindeſte Befugniß zur Forterhebung des Sundzolls. Allerdings erkennt das Völkerrecht den Mächten, deren Grenzen das Meer beſpült, eine Souveränetät zu über ein Meerterritorium und gleiche Unverletzlichkeit deſſelben wie des Landterritoriums, aber das Seeterritorium eines Staates erſtreckt ſich nur ſo weit, als ſeine Kanonen reichen. So weit läßt ſich das Meer vertheidigen und ebenſo vollſtändig occupiren als ſein Ufer. Das iſt allgemein anerkannter völkerrechtlicher Grundſatz, aber er iſt auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar. Seitdem Dänemark das nördliche Ufer des Sundes verloren hat, beherrſcht es nicht mehr die Straße, denn auch langs der ſchwediſchen Küſte, weit außerhalb der Geſchütze der däniſchen Feſtung Kronenborg, kann ſie von den tiefgehendſten Schiffen paſſirt werden. Die hohe See aber iſt frei und allen gemeinſam und niemand iſt berechtigt, daſelbſt Zölle zu erheben. Auch hat keine Nation jemals die von Dänemark aufgeſtellte Berechtigung anerkannt. In den vielfachen Verhandlungen, die über die Aufhebung des läſtigen Zolles

geſchwebt haben, in den Beſchwerden, von welchen die Kammern ſämmtlicher an dem Oſtſeehandel betheiligten Staaten wiedergehallt ſind, in den Erklärungen aller Miniſter, welche auf dieſe Beſchwerden geantwortet haben, kehrt ſtets die Anſchauung wieder: die Dänen beanſpruchen das Recht, jedes Schiff nach Belieben aufzuhalten, nicht weil ſie Leuchtthürme gebaut haben, ſondern weil ſie eine der Mächte ſind, welche die Meerenge inne haben; ſie behaupten, es hänge von ihrem Gutdünken ab, ob ſie ein Schiff, ſelbſt wenn es den Zoll entrichtet hat, weiter ziehen laſſen wollen, und ſtellen die Theorie auf, daß eine Macht, welche die Ufer einer Meerenge beſitzt, alle fremden Schiffe ausſchließen dürfe. Das iſt aber eine Lehre, welche ſich durchaus nicht vertheidigen läßt; die Anwendung derſelben würde die Dardanellen und die Straße von Reggio, ja ſelbſt das Mittelmeer ſperren, wenn England nochmals in den Beſitz von Tanger gelangte. Es iſt eine Lehre, die mit den klarſten Grundſätzen des Völkerrechts in grellem Widerſpruch ſteht. Selbſt die zu Anfang dieſes Jahres in Kopenhagen eröffneten Sundzollconferenzen wurden von der Mehrzahl der Staaten, unter andern von Preußen, unter Verwahrung gegen jede Anerkennung des Sundzolls als eines internationalen Rechts beſchickt.

Nur auf factiſchen Beſitz gründet ſich das Recht Dänemarks, auf einen factiſchen Beſitz, der durch Gewalt gewonnen worden und durch Gewalt verloren gehen kann. Der Fortbeſtand des Sundzolls iſt keine Rechtsfrage, ſondern eine Machtfrage: keiner der Staaten erkennt in den wegen deſſelben abgeſchloſſenen Verträgen eine völkerrechtliche Grundlage für das Princip des Zolls an und Dänemark ſelbſt hat die Verträge auf alle Weiſe verletzt und den Zoll willkürlich erhöht, ſo oft es im Vertrauen auf ſeine Seemacht oder auf die Nachſicht, mit der aus der Frage fern liegenden politiſchen Rückſichten die europäiſchen Großmächte es behandeln, dies wagen zu dürfen glaubte. Zu allen Zeiten war die Befreiung oder die Herabſetzung des läſtigen Zolles eine Folge der Niederlagen, die Wiedereinführung oder die Erhöhung eine Folge der Siege Dänemarks durch Waffengewalt. Der Anfang des Sundzolls war die Erhebung einer Abgabe von Salz und Wein neben einem geringen Schiffsgelde. Die damals ſeemächtige Hanſa erhob jedoch Widerſpruch gegen die Auflage und erkämpfte ſich in den Kriegen von 1363 und 65 die Befreiung vom Zolle auf ewige Zeit. Der Vertrag hielt aber Dänemark nicht ab, nach dem Frieden den Zoll wieder einzuführen und die Hanſa mußte ſich wieder die Befreiung von neuem erkämpfen, die 1443, 1477, 1524 und zuletzt durch den Vertrag von Odenſe 1560 beſtätigt wurde. Auf dieſem odenſer Vertrag beruhen die Vorrechte und Befreiungen, welche die preußiſche Regierung für eine Anzahl von Städten in den Oſtſeeprovinzen bis auf den heutigen Tag ohne Erfolg von Dänemark reclamirt hat. Wir werden daher auf denſelben

zurückkommen. Dem Beispiel der Hanseaten, wegen des Sundzolls mit Dänemark Verträge abzuschließen, folgten zuerst die Niederländer durch den Vertrag von Speyer von 1544. Sie waren die ersten, welche das schwere Unrecht begingen, eine auf dem bloßen Besitz der Gewalt beruhende Belastung als zu Recht bestehend anzuerkennen, indem sie sich willig erklärten, den von Alters her bestandenen Zoll zu entrichten. Durch diese Verträge gehörten die Hanseaten und die Niederländer zu den privilegirten Völkern und zahlten demzufolge die sechs wendischen Hansestädte (Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg) für eigne Waare und eigne Schiffe gar keine Abgabe, für fremde Waare dagegen ein bis drei Rosenobel zu 6⅔ Thlr. preußisch. Die Osterschen Hansestädte Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Pernau, Stettin, Greifswald, Wollgast, Elbing, Colberg verzollten eigne Waare in eignem Schiff mit einem, fremde Waare mit zwei Rosenobel, die Westerschen Hansestädte und die Niederländer zahlten für das beladene Schiff zwei, für das in Ballast gehende einen Rosenobel. Von jeder Ladung Salz mußten jedoch die Privilegirten sechs Fässer abgeben und rheinische und starke Weine verzollen; nur Amsterdam war von letzterer Abgabe frei. Die nicht privilegirten Nationen erlegten damals für das Schiff einen Rosenobel und für alle Waaren ein Procent des Werthes mit Ausnahme des höher besteuerten Weines.

Verträge binden den Dänen nicht. Die Macht der Hansa sank und ihre Schiffe wurden vertragswidrigen Belästigungen unterworfen. Schweden war nach Aufhebung der kalmarischen Union zollfrei geblieben; als Dänemark mit ihm 1563 Krieg anfing, unterwarf es seine Schiffe dem Zoll und erhob den erhöhten Betrag auch von den Hanseaten und Niederländern. Der Friede von Stettin 1570 erkannte zwar die schwedische Zollfreiheit wieder an, doch Dänemark entzog sich bald wieder der Verpflichtung, bis Schweden sich mit den Niederlanden verband, um das Festhalten an den Verträgen mit Waffengewalt zu erzwingen. So erlangte Schweden 1645 gänzliche Befreiung vom Sundzoll mit allen Nebenabgaben für alle seine Waaren und alle seine damaligen Besitzungen, wozu auch das jetzt preußische Herzogthum Pommern gehörte, und wurde diese Befreiung 1658 und 1660 bestätigt.

Die Niederlande regelten ihr Verhältniß zu Dänemark hinsichtlich des Sundzolls durch den Vertrag von Christianopel vom 18. August 1645, welcher die Grundlage sämmtlicher späteren wegen des Sundzolls mit andern Staaten abgeschlossenen Verträge geworden ist. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, daß darin das dänische Recht einer Zollerhebung nicht anerkannt wird, und daß darin der Tarif enthalten ist, nach welchem von rechtswegen jetzt noch die Abgaben erhoben werden sollten. Es sollen danach alle im Tarif benannten Waaren nicht mehr als ein Procent von dem Werthe entrichten, alle nicht benannten Waaren aber berechnet werden nach Kaufmannsgebrauch.

Offenbar heißt dies, ihr Werth solle nach dem Marktpreis angenommen und der Zoll davon zu einem Procent erhoben werden. Aber diese vernunftgemäße Deutung fand Dänemark seinem Interesse nicht angemessen und zog es vor, mit herkömmlicher Nichtachtung der Verträge auf im Tarif nicht genannte Waaren die Abgaben bis auf drei Procent und mehr zu erhöhen. Durch eine unbegreifliche Sorglosigkeit vergaßen die niederländischen Bevollmächtigten, sich in dem Vertrage für den Zoll eine Gegenleistung auszubedingen, und Dänemark, das ihn bisher erhoben, um die Leuchtfeuer und Seezeichen zu unterhalten, hielt sich dieser Verpflichtung für entledigt, ließ alle Feuer, Baken und Seetonnen wegnehmen und verstand sich nicht eher wieder zur Bezeichnung des Fahrwassers, als bis ihm die Niederlande außer dem Sundzoll noch als Entschädigung für die Leuchtfeuer ꝛc. eine neue Abgabe bewilligten!

Alle die Ostsee befahrenden Nationen ohne Ausnahme hatten sich fortwährend über die schreiendsten Verletzungen der bestehenden Verträge von Seiten Dänemarks zu beklagen. Namentlich hatten die preußischen Ostseestädte beständig davon zu leiden. Schweden hatte nach dem unglücklichen nordischen Kriege im Frieden von 1720 die seit 1645 genossene Zollfreiheit aufgeben müssen und mit ihm verloren sie die jetzt preußischen Ostseehäfen Stralsund, Greifswalde und Wollgast. Hinsichtlich der andern preußischen Ostseestädte war aber das Verhältniß ein anderes. Entweder nahmen sie als ehemalige Hansestädte an den durch den odenser Vertrag stipulirten Privilegien Theil, wie Danzig, Königsberg, Elbing, Memel, Pernau, Colberg, oder sie waren als ehemalige schwedische Besitzungen in dem Frieden von Brömsebroe von 1645 eingeschlossen und demnach ganz vom Sundzoll befreit. Diese letztern waren aus der Hand Schwedens in preußischen Besitz übergegangen, ehe Schweden durch den Vertrag vom 3. Juni 1720 seiner Zollfreiheit entsagen mußte. Die hinterpommerschen Städte Colberg, Rügenwalde, Stolpe, Cammin und Treptow fielen bereits durch den westphälischen Frieden mit allen aus dem brömsebroeer Vertrag herrührenden Vorrechten an Preußen, Stettin, Anclam, Demmin, Wollin und Gollnow durch den Frieden vom 21. Januar 1720, in welchem Schweden Stettin ꝛc. ausdrücklich mit allen ihren Rechten betreffs des Sundzolls an Preußen abtrat. Obgleich nun aus diesem Grunde die zuletztgenannten Städte Befreiung vom Sundzoll genießen sollten, ist ihre Rhederei doch in ganz gleicher Weise belastet, wie die aller übrigen Ostseehäfen, und als ob Dänemark recht zeigen wollte, daß Willkür die einzige Grundlage seines Verfahrens ist, genießen zwei der weniger wichtigen Ostseehäfen, Cammin und Colberg, die aus dem Vertrage von Odense hervorgehenden Vorrechte, während alle übrigen behandelt werden, als ob der sie vom Zolle befreiende oder ihn wenigstens herabsetzende Vertrag nie bestanden hätte.

Derſelben Willkür, wie Preußen, ſahen ſich auch andere Flaggen ausgeſetzt und da die däniſchen Bedrückungen, geſtützt auf ſpitzfindige Deutungen der Verträge, gar nicht aufhörten, ſondern immer mehr zunahmen, ſo drangen endlich Preußen, England und Schweden auf eine neue Regelung der betreffenden Verhältniſſe. Dem gemeinſamen Drängen wußte jedoch Dänemark auszuweichen, indem es jedem Einzelnen der Betheiligten beſondere Vortheile verſprach und ſo gelang es ihm, ſowol mit England wie mit Schweden 1841 eine beſondere Convention abzuſchließen, welcher Preußen, von ſeinen bisherigen Verbündeten verlaſſen, nachträglich auch beitreten mußte. Seinem Beiſpiel folgten die übrigen privilegirten Nationen, zu denen in Europa allein nicht gehören: der Kirchenſtaat, Portugal und die Türkei.

Selbſt wenn man die allererſten Grundſätze des Völkerrechts bei Seite ſetzend die Berechtigung Dänemarks zur Erhebung des Sundzolls einmal anerkennen wollte, ſo können doch ſelbſt ſeine eifrigſten Freunde nicht leugnen, daß es in der Ausübung dieſer vermeintlichen Befugniß den Boden des Rechts längſt verlaſſen hat. Der Vertrag von Chriſtianopel, der hinſichtlich des Zollſatzes heute noch giltig iſt, ermächtigt es blos zu einer Erhebung von ein Procent des Werthes der Ladung. Da man aber theils die damals üblichen Waarenpreiſe ſtatt der gegenwärtigen weit niedrigeren Facturenpreiſe bei der Abſchätzung zu Grunde legt, theils einzelne Sätze von Zeit zu Zeit ganz nach Belieben erhöht hat, ſo werden gegenwärtig anſtatt des urſprünglichen ein Procents Zölle von vier bis zwölf, ja ſogar ſechzehn Procent erhoben. So zahlt, nach dem die einſchlagenden Verhältniſſe gründlich beleuchtenden Schriftchen „Der Sundzoll und der Welthandel, Leipzig bei Guſtav Mayer 1854“ Salz nach den verſchiedenen Arten deſſelben 8 — 16%, Baumwolle und Twiſte 3 — 4%, Wein 5 — 10%, Tabak 6%, Reis 4%, Syrup 3%, Roſinen 7%, Korinthen 2½%, Pfeffer 4½%, Ingwer 4½%, Nelken, Alaun Kümmel, Salpeter 3 — 5%, Farbehölzer 1½%, Zink 1½%, Heringe 2%, ſchwediſches Stangeneiſen 1½%, Stahl, Planken und Breter 3½%. Hinſichtlich der unbenannten Waaren beſtimmt die Convention von 1841 ausdrücklich die Grenze von 1%. Wichtige Artikel, wie Rohzucker, Kaffee aber bezahlen in der That 2%. Pflaumen 2%, Gewürze 5 — 7%, Cacao 2½%, Kartoffelſtärke 2%, Spiritus aus Kartoffeln 5 — 6%, Schwefel 3⅓%, welches bis auf 5% dadurch geſteigert wird, daß man in Helſingör das ſicilianiſche Gewicht (1 Cantaro zu 250 ſicilianiſchen Pfunden = 150 Pfund däniſch) zur Baſis der Zollerhebung nimmt; Piment 3¼%, braunes Harz 5%, Roheiſen 5%.

Zu dieſen ebenſo läſtigen als rechtswidrigen Abgaben kommen nun noch die Leuchtfeuer- und Bakengelder, die ebenfalls im Widerſpruch mit dem Vertrage von 1701 von 4 und 2 Species auf 4½ und 2¼ Species erhöht ſind.

Andere Länder begnügen ſich, derartige Abgaben von ſolchen Schiffen zu erheben, die in ihren Hafen anlaufen, wogegen vorüberſegelnde Schiffe überall frei ſind. Dänemark aber deckt mit ſeinem im Sunde von fremden Flaggen erhobenen Einnahmen nicht blos die Ausgaben für ſämmtliche Sicherungsanſtalten in dieſer Meerenge, ſondern auch für alle an ſeiner Oſt- und Weſtküſte angelegten Leuchtfeuer, an deren Unterhaltung die Schiffe, welche den Sund zu paſſiren genöthigt ſind, nicht das mindeſte Intereſſe haben, und hat außerdem noch einen Reingewinn von 50,000 Thalern blos von den vorüberſegelnden Schiffen.

Die lange Reihe der däniſchen Sundabgaben iſt damit jedoch noch nicht zu Ende. Es genügt Dänemark nicht, einen Zoll zu fordern, deſſen rechtliche Begründung dem ſtärkſten Zweifel unterliegt, es läßt ſich auch noch von dem Auslande die Beamten bezahlen, welche den unrechtmäßigen Zoll erheben. Die Sporteln ſind ſeit 1841 um einen Species oder 1½ Thaler pr. Schiff erhöht. Unter der Benennung Zollamtsſporteln — wir folgen wieder der oben angegebenen Quelle — werden von jedem Schiff drei Species oder 4½ Thaler berechnet, außerdem für den Inſpecteur 1 Species 6 Stüber, für den Translateur bei einer Anzahl von 1 — 4 Connaiſſementen oder 1 — 6 Cockets 32 Stüber (oder ebenſoviel Silbergroſchen), für jedes Connaiſſement oder Cocket darüber 4 Stüber. Schiffe mit Ballaſt oder Steinkohlen bezahlen 12 Stüber. Ebenfalls in Widerſpruch mit den Verträgen ſind Strafen von 2½ und 4 Species für Schiffe verhängt, welche, ohne in Helſingör zu klariren, gleich nach ihrem Beſtimmungsort Kopenhagen ſegeln und von dort aus ihre Papiere einſchicken, oder ſie durch andere Perſonen als den Schiffer, Steuermann oder Supercargo der Steuerbehörde einhändigen; ferner das Armengeld von einem Species für die Expedirung an nicht gewöhnlichen Arbeitstagen oder Stunden. Dieſe Sporteln belaufen ſich jährlich auf 160,000 Thaler und werden daraus die Gehalte der Beamten gedeckt, die, da Dänemark nicht aus eignem Beutel zahlt, übermäßig reichlich ausfallen. Der Zolldirector bekommt 12,960 Thlr., die Kämmerer 4 — 8000 Thlr., der Kaſſirer 6570 Thlr., die übrigen vom Inſpecteur bis zu den Mannſchaften des Wachſchiffs herab im gleichen Verhältniß.

Als ob ganz Dänemark vom Sundzoll und dem, was daran hängt, leben müßte, wird den Schiffen der nothwendige Aufenthalt im Sund auch ſonſt noch auf jede Weiſe vertheuert. Da das Fahrwaſſer den Schiffen nicht geſtattet, an der Erhebungsſtelle anzulegen, und der Schiffer ſeine Papiere ſelbſt überbringen muß, ſo ſieht er ſich genöthigt, ein Fährboot zu miethen, wofür er 7 — 19 Thlr. je nach dem Wetter und der Jahreszeit bezahlt, bei Nacht 9 — 22 Thlr., bei Sturm und Eisgang oft 30 und 35 Thlr. Der Lootſe bekommt, wenn er nur 24 Stunden am Bord bleibt, im Sommer 36½, im

Winter 47 Thlr.; für jeden Fuß Tiefgang über 16 Fuß 2 Thlr. 68 Schilling. Ferner leben in Helſingör von dem Sundzoll ohngefähr 20 Handlungshäuſer, denn der Schiffer darf den Zoll nicht ſelbſt bezahlen, ſondern muß ſich als Vermittler der Klarirungshäuſer bedienen, die ihm 2 — 3½% Proviſion und 8 Species Expedirungsgebühren anrechnen. Dieſe 20 Häuſer theilen unter ſich einen jährlichen Gewinn von ohngefähr 200,000 Thlr. Dieſe Summen können nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß im Jahr 1853 allein 21,586 Schiffe den Sund paſſirten und daß der Sundzoll, Feuergelder und Sporteln in dieſem Jahre 2,530,000 Thlr. Reichsmünze eintrug. Unter den Schiffen waren 4665 engliſche, 3487 preußiſche, 3393 norwegiſche, 2007 ſchwediſche, 1845 holländiſche, 1202 ruſſiſche; der Reſt gehört den übrigen ſeefahrenden Staaten an. Von den Waarenzöllen kamen von den außeroſtſeeiſchen Ländern für den Transport aus der Oſtſee und für den Export nach der Oſtſee auf England allein je 69½ und 49¼%, auf die Hanſeſtädte 4½ und 14¾%, auf die Niederlande 8½ und 6%. Auf die Oſtſeeländer für den Export nach außeroſtſeeiſchen Ländern und für den Import aus außeroſtſeeiſchen Ländern: auf Rußland je 5%, auf Preußen 30 und 20%, auf Schweden 8½ und 6¾%. Zu den Schiffahrtszöllen ſteuerten bei England 25%, Preußen 15%, Norwegen 13%, Niederlande 10%, Schweden 8%. Die ſchwediſchen Rheder bezahlten in Helſingör an Unkoſten jährlich im Durchſchnitt 150,000 preußiſch und an Waarenzoll die gleiche Summe. Die Stadt Danzig iſt am Zoll jährlich mit 120,000 Thlr., Stettin mit 130,000 Thlr. belaſtet. Für Schiffahrtsunkoſten bezahlt letztere Stadt 72,000 Thlr. jährlich.

Den Krebsſchaden, an dem infolge dieſer übermäßigen Abgaben der Oſtſeehandel leidet, verſchlimmert Dänemark noch dadurch, daß ſeit 1854 alle direct vom Erzeugungsorte in Dänemark eingeführte transatlantiſche, afrikaniſche, oſtindiſche, chineſiſche und auſtraliſche Producte, alſo die wichtigſten Handelsartikel, wie Kaffee, Reis, Rohzucker, Tabak, Thee, Farbehölzer, Mahagoniholz ꝛc. vom Sundzoll ganz befreit ſind, wozu der Anfang zu Begründung eines Stapelrechts für die däniſchen Häfen gemacht iſt, welches in der neuen Handelsgeſchichte ganz beiſpiellos daſteht und den Zwiſchenhandel der übrigen Oſtſeehäfen den Untergang droht. Preußen hat verſucht, ſeinen Schiffen für die drückende Beläſtigung des Sundzolls eine Entſchädigung zu geben, indem es ſeit 1825 für alle Waaren überſundiſchen Urſprungs, die den Sund paſſirt haben, beim Eingang in Stettin ein Rabatt von 2½% gewährt wird und dieſe Vergünſtigung 1845 auf ſämmtliche Oſtſeehäfen ausgedehnt worden iſt. Aber die Vergütung genügt nicht, denn ſie bleibt immer noch mindeſtens 3½% hinter den im Sund erhobenen Abgaben zurück, und muß außerdem aus dem Beutel der Unterthanen Preußens gezahlt werden.

An Verſuchen, den läſtigen Abgaben ein Ende zu machen, hat es nicht

gefehlt; aber keiner iſt von Erfolg geweſen, da kein Staat ſich entſchloſſen hat, die früher auf Zeit geſchloſſenen Verträge zu kündigen, darauf hin, wie Rechtens, die Zahlung des Zolls zu verweigern und ruhig abzuwarten, was Dänemark nun thun werde; erſt ganz neuerdings haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika dieſen Weg eingeſchlagen. Bereits im Jahre 1843 erklärten ſie ſich mit entſchiedenen Worten gegen den Sundzoll und deuteten die Nothwendigkeit ſeiner Abſchaffung an. „Dänemark" ließ ſich der Staatsſecretair Upſhur vernehmen, „fährt ohne einen Rechtstitel bis auf dieſen Tag fort, eine überaus ſonderbare Abgabe von allen Waaren zu erheben, welche den Sund ein- und ausgehen. Dänemark kann dieſen Zoll ſeinem Princip nach weder nach der Natur des Völkerrechts, noch aus irgend einem andern Grunde, als dem des alten Herkommens in Anſpruch nehmen. Es leiſtet für dieſe Auflage keinen Dienſt und hat ſelbſt nicht einmal den Anſpruch, welchen die Macht ſie zu erzwingen geben würde. Groß und allgemein iſt die Unzufriedenheit, welche alle beim Oſtſeehandel intereſſirten Nationen über dieſe unnöthige und demüthigende Contribution empfinden. Für die Vereinigten Staaten iſt die Zeit gekommen, wo ſie geeignetermaßen einen entſcheidenden Schritt thun können, um unſern Oſtſeehandel von dieſem Drucke zu befreien." Ruſſiſche Vermittelung vermochte zwar Nordamerika, für dieſes Mal noch von der Fortſetzung ſeines Angriffs abzuſtehen, aber fünf Jahre ſpäter, 1848 im September, nahm es die Angelegenheit wieder auf. In den von ihrem Vertreter, Flenniken, deshalb mit dem damaligen däniſchen Miniſter für die auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Knuth, gepflogenen Beſprechungen räumte dieſer ſelbſt ein, daß er nicht im Stande ſei, das Princip der Sundzollerhebung zu vertheidigen, bat aber, die Frage ruhen zu laſſen, bis der Krieg mit Deutſchland beendigt ſei. Darein willigte die amerikaniſche Regierung, regte aber die Frage nach Abſchluß des malmöer Waffenſtillſtandes mit Energie wieder an und wies auf die mangelnde völkerrechtliche Begründung des däniſchen Anſpruchs hin, indem ſie den von der allgemein anerkannten Autorität Wheatons aufgeſtellten Satz, wonach nicht allein der Sund, ſelbſt wenn beide Ufer unter däniſcher Herrſchaft ſtänden, mit einer Abgabe verſperrt werden könnte, anzog: „ſelbſt wenn eine ſolche Straße auf ihren beiden Seiten dem Territorium deſſelben Souveräns unterworfen und zugleich ſo ſchmal wäre, daß ſie durch Kanonenſchüſſe von beiden Ufern ſich beherrſchen ließe, würde die ausſchließliche Territorialherrſchaft der Souveräns über eine derartige Straße beſchränkt ſein durch das Recht anderer Nationen die Meere zu befahren, welche die Straße miteinander verbindet." In Bezug auf ihren mit Dänemark am 26. April 1826 auf zehn Jahre abgeſchloſſenen Vertrag erklärte ſie entgegen, der däniſchen Anſicht, daß der fünfte Artikel keineswegs das Recht Dänemarks zu der Zollerhebung anerkenne, ſondern nichts weiter enthalte, als eine Unterwerfung unter die be-

ſtehende Praxis für einen Zeitraum von zehn Jahren; daß danach die Vereinigten Staaten jeden Augenblick berechtigt ſind, von der im Tractat erwähnten Kündigung Gebrauch zu machen, und nach Ablauf eines Jahres den Vertrag zu löſen, und ſich in einem neuen Vertrag die Befreiung vom Sundzoll auszubedingen. Dieſe Eröffnung erfüllte die däniſche Regierung mit dem größten Schrecken, denn beſtanden die Vereinigten Staaten auf ihrer Kündigung, ſo erlangten auch die andern privilegirten Flaggen als gleichgeſtellt mit den begünſtigten Nationen die Befreiung von der Dänemark ſo nothwendigen Abgabe. Der Miniſter wendete ſich daher an das Mitleid der Vereinigten Staaten, und der Bevollmächtigte derſelben ſtellte auch wirklich eine Zahlung von 250,000 Dollars in Ausſicht, jedoch nicht als Ablöſung eines däniſchen Rechtes und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß Nordamerika damit keine Verpflichtung zu zahlen anerkenne. Dennoch kam dieſe Sache auf dieſe Weiſe noch nicht zum Abſchluß und ſie ruhte wieder bis 1853, wo Präſident Pierce kurz erklärte, er könne den amerikaniſchen Vertreter nicht ermächtigen, irgend einen Erſatz für die Aufhebung des Sundzolls als eine Gunſt anzubieten, welche die Vereinigten Staaten als ihr Recht fordern. So ins Gedränge gebracht verſuchte das däniſche Miniſterium den wurmſtichig gewordenen Grund der Verjährung durch die Behauptung zu ſtützen, daß der Sundzoll vom wiener Congreß garantirt ſei, zwar nicht öffentlich in den Verträgen, aber privatim gegen König Friedrich VI. und muthete der Diplomatie zu, auf ſein bloßes Wort hin eine Angabe zu glauben, für die keinerlei Beweiſe beizubringen waren. Die Vereinigten Staaten ließen ſich auch von ihrem Vorgehen nicht abhalten, und am 3. März 1853 beſchloß in geheimer Sitzung der Senat die Kündigung des Vertrags, die am 14. April der däniſchen Regierung angezeigt wurde. Miniſter Scheel drohte darauf, die Schiffe der Vereinigten Staaten bei ihrer Paſſage durch den Sund und die Belte auf demſelben Fuße behandeln zu laſſen, wie die Schiffe der nicht privilegirten Nationen, doch zeigte die Eilfertigkeit, mit der ſich Dänemark zu einer Capitaliſirung des Sundzolls verſtand und zu Regelung derſelben die betheiligten Staaten zu einer Conferenz nach Kopenhagen einlud, von der Bangigkeit, mit der man der Zeit entgegenſah, wo man dieſe Drohung werde verwirklichen müſſen. Die Einladung ſtromte über von Verſicherungen des guten Willens Dänemarks, den Uebelſtänden des Sundzolls abzuhelfen, wenn die Zeitverhältniſſe es erlaubten. Es heißt darin: „Der Zoll, den die däniſche Krone von Schiffen und Ladungen hebt, die durch den Sund und die Belte gehen, iſt ſchon ſeit längerer Zeit zum Gegenſtand heftiger Angriffe gemacht worden, und dieſe haben eine um ſo hartnäckigere Agitation veranlaßt, als ſie öfter politiſche Ziele und Abſichten hatten und immer auf falſche und verkehrte Begriffe gebaut waren, ſowol hinſichtlich des Rechts, in Kraft deſſen der Zoll gehoben wird, als hinſichtlich

der Art und Weiſe, wie Dänemark dieſes Recht ausübt. Da der wahre Zuſammenhang der Sache nur denen bekannt war, denen es nicht darauf ankam, eine richtige Vorſtellung davon zu geben, ſo wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit ganz natürlich vorzugsweiſe auf die Verpflichtungen hingeleitet, welche die Erhebung des Zolles dem handelnden Publicum auferlegt, während niemand Rückſicht nahm auf die zahlreichen Etabliſſements aller Art, wodurch Dänemark beſtändig geſucht hat, die Schiffahrt in der Oſtſee zu erleichtern und die Expedition der Oreſundszollkammer zu vereinfachen. Selbſt die Regierungen waren, wenn ſie auch immer das Recht reſpectirten, welches Dänemark nach ſo manchen Opfern für den allgemeinen Frieden noch hatte, öfters, und aus Gründen, deren Gewicht man vielleicht in unſern Tagen ſich ſelbſt nicht verhehlen kann, außer Stande, von Dänemark die Wirkungen einer Agitation abzuwenden, deren Ungerechtigkeit und Grundloſigkeit ſie doch erkennen mußten. Dänemarks Beſtrebungen, dieſer Agitation zu begegnen, führten im Anfange der Regierung Chriſtian VIII., des hochſeligen Vorgängers unſers jetzt regierenden Königs, zu einer Unterhandlung zwiſchen Dänemark, England und Schweden, deren Reſultat eine Reviſion des alten Oreſundstarifs war, und durch dieſe Maßregel ward eine zeitweilige Ruhe erreicht. Inzwiſchen hatte die däniſche Regierung vorausſehen müſſen, wie es nicht lange dauern dürfte, daß die Agitation erneuert würde, und mit dieſer Möglichkeit vor Augen, war König Chriſtian VIII. ſchon darauf bedacht geweſen, es nicht bei dieſer Reviſion bewenden zu laſſen, zu der er ſich im Intereſſe der Handelnden entſchloſſen hatte, ſondern mit kürzeren oder längeren Zwiſchenräumen weitere Modificationen des Tarifs eintreten zu laſſen, damit der Zoll jederzeit in demſelben Verhältniß zu den zollpflichtigen Waaren zu ſtehen verbleiben könne. Es iſt nicht die Schuld der däniſchen Regierung, daß König Chriſtians VIII. Abſicht nicht ſchon ausgeführt worden iſt. In Uebereinſtimmung mit der Idee dieſes aufgeklärten Monarchen hatte die Regierung ſchon vor längerer Zeit die nöthigen Vorarbeiten zu einer neuen Reviſion des Tarifs in Angriff genommen, aber da die Abſichten des verſtorbenen Königs ausgeführt werden ſollten, wurde Dänemark, ſehr gegen ſeinen Willen, und durch unvorherzuſehende Begebenheiten in einen Krieg verwickelt, der nothwendigerweiſe die ganze Aufmerkſamkeit der Regierung in Anſpruch nehmen mußte, und der ebenſowenig die von jeder Reduction des geltenden Tarifs unzertrennbaren Opfer erlaubte. Nach dem Friedensſchluß litt das Land noch an den unvermeidlichen Folgen der inneren Erſchütterungen, die der Krieg nothwendigerweiſe genährt haben mußte, und zu den Schwierigkeiten, die ſolcherweiſe die Regierung umgaben, kam endlich der jetzige Krieg zwiſchen Rußland auf der einen und Frankreich und England auf der andern Seite. Wenn es auf die däniſche Regierung ankäme, würde ſie wahrlich nicht, um die Sundzollfrage wieder aufzunehmen,

einen Zeitpunkt wie den jetzigen wählen, wo die beiden Mächte, die am meisten bei dieser Frage interessirt sind, einander feindlich gegenüberstehen. Allein die Stellung, welche Dänemark bereitet worden, läßt demselben keinen andern Ausweg übrig."

Da nun aber die Vereinigten Staaten gekündigt hatten und Dänemark alle Ursache hatte, ein diplomatisches Zerwürfniß oder gar einen offenen Conflict mit denselben zu fürchten, so bequemte es sich zu dem Vorschlag einer endgiltigen Ordnung der Sundzollfrage durch Capitalisation, eine Ordnung, die jedoch nur durch gleichzeitiges Zusammenwirken von Seiten sämmtlicher betheiligten Mächte bewerkstelligt werden könne. Die förmlichen und positiven Conventionen, sagt die Einladung, zwischen Dänemark und den andern Mächten hinsichtlich des Sundzolls gestatten keine separate Abfindung in dieser Hinsicht zwischen Dänemark und irgend einer andern Macht. Außer dieser Bedingung gibt es noch eine andere, welche die dänische Regierung für wesentlich ansieht, nämlich: daß die vorliegende Frage nicht als eine Handels- oder Geldfrage, sondern als eine politische Frage behandelt werde; dieses stimmt mit der Geschichte des Sundzolls und mit der Rolle überein, welche der Zoll in der Politik von Nordeuropa gespielt hat; sonst würde man auch nicht der Unterhandlung die Haltung und den Charakter geben können, die erfordert werden, um untergeordnete Fragen zu entfernen, die wol in einer blos commerciellen und fiscalen Angelegenheit an ihrem Platze sein können, hingegen nicht in einem Arrangement, welches als Supplement zu Friedenstractaten und Transactionen dienen soll, durch welche das System des politischen Gleichgewichts geordnet wurde.

Die Summe, welche Dänemark als Abfindung forderte, betrug 54,354,793 Thlr. preußisch Courant als 25jähriger Betrag des Durchschnittsertrags des Sundzolls in den drei Jahren 1851, 52 und 53.

Die nordamerikanische Regierung lehnte jedoch die Einladung ab, da die Conferenz das dänische Recht, dessen Existenz die Vereinigten Staaten ablengnen, zur Grundlage ihrer Verhandlungen machen und nicht einmal eine Befugniß haben solle, über das dänische Recht zur Besteuerung der Schiffahrt ein Urtheil abzugeben, sondern blos Ermächtigung habe, die Summe festzustellen, welche jeder Staat als Entschädigung für die auf seine Rhederei fallenden Abgaben zu entrichten habe. Den Versuch, die Frage auf das politische Gebiet hinüber zu spielen, wies die Regierung der Union mit der Erklärung zurück, sie werde nie ihre Einwilligung dazu geben, daß sich die neue Welt von der alten dazu brauchen lasse, das politische Gleichgewicht der alten Welt in Ordnung zu bringen. Blos Rußland, Schweden und Oldenburg erklärten sich einverstanden mit den dänischen Vorschlägen, England hat sich die Entscheidung noch vorbehalten, Preußen will die Conferenz beschicken, ohne bestimmte Ver-

pflichtungen zu übernehmen. Hält die nordamerikaniſche Union in ihrem Widerſtande aus, und ſetzt ſie ihren Willen durch, ſo kann Dänemark nichts vor der endlichen Abſchaffung des Sundzolls retten.

Selbſt einmal von der gänzlich ermangelnden rechtlichen Begründung des Sundzolls abgeſehen, wären die europäiſchen Mächte Thoren, wenn ſie auf Dänemarks Entſchädigungsforderungen eingehen wollten. Will man aus politiſchen Rückſichten den Sundzoll anerkennen, weil die Exiſtenz Dänemarks Europa ſo theuer iſt, daß ſämmtliche ſeefahrende Nationen ihm ein Achtel ſeiner Staatsausgaben decken müſſen, ſo kann es wenigſtens nur für die Abgaben Entſchädigung beanſpruchen, die ſich innerhalb des von den Verträgen feſtgeſtellten Maßes halten. Da aber Dänemark den vertragsmäßigen einprocentigen Zoll willkürlich auf 6 und 8% erhöht hat, ſo würde die ihm zu gewährende Abfindungsſumme gewaltig zuſammenſchwinden, oder am Ende gar nichts übrig bleiben, wenn man, wie Rechtens wäre, die ſeit vielen Jahren zu viel erhobenen Summen abziehen wollte. Es iſt daher in Wahrheit als ein ſehr großmüthiges Anerbieten zu betrachten, daß England, wie man vernimmt, Dänemark geſtatten will, noch zehn Jahre den Sundzoll fortzuerheben und dann ohne weitere Entſchädigung deſſen Wegfall verlangt.

Wie geht es aber zu, daß einer der ohnmächtigſten europäiſchen Staaten die Forterhebung einer Abgabe durchſetzen kann, die mit den Grundſätzen des Völkerrechts in ſo ſchreiendem Widerſpruch ſteht, wie der ſ. Z. von den Barbareskenſtaaten im mittelländiſchen Meer geforderte Tribut? Und wie geht es zu, daß ſich die mächtigſten Staaten Europas nicht nur dieſe Verhöhnung des Völkerrechts, ſondern auch die Verletzung der Verträge, welche eine dem Völkerrecht widerſtreitende Abgabe einführen, durch willkürliche Erhöhung dieſer Abgaben gefallen laſſen? Die Löſung dieſer Frage iſt in dem Räthſel der politiſchen Exiſtenz Dänemarks zu ſuchen, deſſen hinſiechendes Leben ebenſo wie das der Türkei die geſammte europäiſche Diplomatie hinzufriſten ſich angelegen ſein läßt. Rußland hegt und pflegt Dänemark als ſein Schoßkind, weil es ihm die Außenpforte zu ſeinem Reiche bewacht und nicht mächtig genug iſt, ſich nur einen Augenblick ſeinem Einfluß zu entziehen; Frankreich kokettirt mit ihm als ſeinem alten und treuen Verbündeten, weil ſeine geographiſche Lage ſich vortrefflich dazu eignet, Deutſchland in die Flanke zu fallen, mag dieſes ſich gegen Oſten oder Weſten wenden; England iſt ſentimental über das Dänemark 1806 vermeintlich zugefügte Unrecht geworden und erwartet außerdem von dem Sundzoll die Zahlung der Zinſen einer bei ihm gemachten Anleihe; Oeſtreich ſieht es gern, wenn der Ausdehnung des preußiſchen Einfluſſes gegen Norden eine Grenze geſetzt wird und hat Dänemark in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache ſogar gegen Deutſchland unterſtützt. So finden außer Preußen alle große Staaten ihr Intereſſe bei dem Fort-

beſtehen Dänemarks und es muß trotz Recht und Natur erhalten bleiben. Und eine weſentliche Bedingung dieſer Erhaltung iſt der Fortbeſtand des Sundzolls. Daß blos politiſche Convenienz ihn rettet, fühlt Dänemark ſelbſt, denn ſo oft es in den Verhandlungen ſich mit ſeinen angeblichen Rechtsgründen geſchlagen findet, verſucht es die Frage zu einer politiſchen zu machen. Aber das iſt ein gefährliches Experiment. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo darüber andere Anſichten herrſchen als jetzt, eine Zeit, wo man am Sund anſtatt eine Vormauer für Rußland in einem von dieſem vollkommen abhängigen Staate zu haben, lieber durch eine ſkandinaviſche Union eine Vormauer gegen Rußland erbaut und dann wird der däniſche Staat der natürlichen Auflöſung entgegeneilen, den diplomatiſche Heilmittelchen, wie der londoner Vertrag und politiſche Künſteleien wie die Mißgeburt des Geſammtſtaats wol aufhalten, aber nicht verhindern können.

Selbſt die Diplomatie iſt auf einen ſolchen Ausgang längſt gefaßt. Als in Wien während des Congreſſes im Privatgeſpräch zwiſchen einem däniſchen und einem andern Diplomaten auch einmal auf den Sundzoll die Rede kam und der Däne ſich durch die gewaltige Reihe der Gegengründe ganz in die Enge getrieben und faſt genöthigt ſah, den Sundzoll aufzugeben, brach er zuletzt in den Jammerruf aus: Comment le Danemarc pourra—t—il exister? Pourquoi exister? lautete die kaltblütige Antwort.

Bildende Kunſt.

Denkmale deutſcher Kunſt von Einführung des Chriſtenthums bis auf die neueſte Zeit. Herausgegeben von Ernſt Förſter. Zweiter Band. I. Abtheilung: Baukunſt. 25 Tafeln und 58 Seiten Text. II. Abtheilung: Bildnerei, 33 Tafeln und 28 Seiten Text. III. Abtheilung: Malerei, 12 Tafeln und 20 Seiten Text. Leipzig, T. O. Weigel. —

Dies ſchöne, ſelbſt im Verhältniß zu der hohen Ausbildung unſrer gegenwärtigen Technik mit ganz ungewöhnlichem Glanz ausgeſtattete Werk iſt nun ſeiner Vollendung einen Schritt näher gerückt. Wie es bei einem Sammelwerk auf dem Gebiet der bildenden Kunſt nicht wol anders möglich iſt, folgt die Auswahl und Zuſammenſtellung keinem ſtrengen Princip, indeß wollen wir nicht verhehlen, daß etwas mehr Methode dem Buch nicht geſchadet haben würde. Was z. B. die bairiſche Ruhmeshalle neben der Reihe romaniſcher und gothiſcher Kirchen ſoll, die uns in der erſten Abtheilung vorgeführt werden, vermögen wir nicht recht einzuſehen. Der Abſchnitt über die Malerei hält ſich ſtreng im Gebiet der mittelalterlich-deutſchen Kunſt, und was die Bildhauerei

betrifft, so ist uns die Einmischung schwanthalerischer Gruppen sehr verständlich, denn sie drücken einen Gegensatz aus. Wie sehr sich auch Zweck und Methode verändern mag, die Plastik behält immer einen gemeinsamen Gegenstand, die menschliche Gestalt, und es bleibt immer interessant, verschiedenartige Entwicklungsstufen nebeneinanderzustellen. Die Baukunst dagegen verfolgt ein stetiges Gesetz der Entwicklung, das man gern in seinem innern Zusammenhang verfolgen mag, und das durch Einschiebung anderer Stufen der Kunstgeschichte nur in Verwirrung geräth. — Es wäre einmal der Mühe werth, daß ein Kunstverständiger diesen organischen Zusammenhang in Bezug auf das Technische noch ausführlicher entwickelte, als es in dem vortrefflichen Werk von Lübke geschehen ist. Der Uebergang von dem platten Dach zu dem Kreuzgewölbe, wenn einmal die Rundbogen vorhanden waren, ergibt sich ganz natürlich; den Fortschritt von der romanischen zur gothischen Baukunst kann man alsdann als das gesteigerte Bestreben betrachten, das Gesetz der Schwere in seiner allereinfachsten Form darzustellen. Man warf die Zwischenmauern heraus, die nichts trugen, setzte an deren Stelle die ungeheuren Fenster und andere Zierrathen von durchbrochner Arbeit und ließ mit schärfster Berechnung des Schwerpunktes gewissermaßen nur das Gerippe des architektonischen Organismus bestehen, bis man dann der Tragfähigkeit zu viel zumuthete und sich genöthigt sah, den perpendicularen Druck theilweise in einen horizontalen abzuschwächen, in welchem Bestreben denn die ungeheuren Strebepfeiler dem ganzen Bau eine neue Gestalt gaben. In diesem Raffinement der spätern Gothik liegt zugleich der Grund, daß eine weitere Entwicklung von innen heraus nicht möglich war, und daß man daher auf verschiedenen Wegen modificirt nach dem veränderten Geschmack sich der Antike wieder zuwandte. — Die Uebergänge müßten dann noch weiter im Einzelnen verfolgt werden. So war z. B. der ursprüngliche christliche Gottesdienst darauf berechnet, daß mit völliger Ausschließung der Außenwelt die Kirche ihr Licht lediglich vom Altar empfing; die nothwendigen Luftlöcher wurden durch gewirkte Tapeten verschlossen. Als nun die Unbequemlichkeit dieses Verfahrens einleuchtete, ersetzte man diese Tapeten durch bemalte Fenster, die ganz dem frühern Muster folgten. Seitdem man nun auch die Bemalung theilweise aufgab, sehen freilich die auf dem Altar während des Gottesdienstes angezündeten Lichter wunderlich genug aus, und man kann dem alten Fritz den Spott darüber nicht verargen. — Die Geschichte der Baukunst nimmt namentlich während des Mittelalters einen so wichtigen Zweig des deutschen Culturlebens ein, daß man sie nicht aufmerksam genug verfolgen kann, und dazu sind trefflich ausgeführte Abbildungen, wie sie das vorliegende Werk bietet, die zweckmäßigsten Vorstudien. — Was nun die mittelalterliche Plastik und Malerei betrifft, so möchte sich über den Streit zwischen den Verehrern und Gegnern derselben Folgendes bemerken lassen. Die Künstler des

Mittelalters hatten zwei Vorzüge: sie wußten genau, was sie ausdrücken wollten, ihre Gegenstände waren nicht zufällig nach Laune und Stimmung ausgewählt, sondern durch die Ueberlieferungen des volksthümlich-kirchlichen Lebens gegeben; sodann strebten sie nicht nach subjectiver Mannigfaltigkeit der Erfindungen, sondern nach Idealität, sie beschränkten sich verhältnißmäßig auf wenige Typen und Figuren, suchten dieselben aber bis zum höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben. Indem wir diese sehr wichtigen Vorzüge bereitwillig anerkennen, fordern wir dagegen von den Freunden der mittelalterlichen Kunst das Zugeständniß, daß die damaligen Künstler über die Mittel zu ihrem Zweck nicht frei verfügten. Niemand wird uns einreden, daß die Fehler der Zeichnung u. s. w. lediglich aus dem christlichen Spiritualismus, aus dem christlichen Haß gegen das Fleisch herrührten, denn dieser Spiritualismus ist von spätern Malern, z. B. von Ribera, mit der ganzen finstern Gewalt des spätern Katholicismus ausgedrückt, aber in richtigen Proportionen und in freier Bewegung. Nun kam die Zeit, wo man an der Antike lernte, das, was man wollte, richtig auszudrücken; und so haben Rafael, Dürer und die andern Reformatoren der Kunst gelernt, auch das Heilige viel erhabener auszudrücken, als die weniger geschickte Frömmigkeit der alten Künstler. Freilich war mit dem Bewußtsein der freiern Technik und mit dem Bestreben nach freierer Erfindung der Uebelstand verknüpft, daß die Technik ein Recht für sich beanspruchte, und nicht mehr daran dachte, mit Aufopferung der eignen Individualität dem Gegenstand gerecht zu werden. So sind namentlich die Versuche der Niederländer, das Heilige darzustellen (nicht blos von Jordaens, sondern häufig auch von Rubens), gradezu als Blasphemien zu betrachten, und wenn die mittelalterlichen Künstler ihrer unvollkommenen Technik wegen, die einen andern Ausdruck hervorbringt, als den beabsichtigten, zuweilen ein Lächeln hervorrufen, so erregen die feisten, fleischlich gesinnten Madonnen der Niederländer gradezu Widerwillen. — Darauf allein, daß seit der Reform zuweilen das Mittel zum Zweck gemacht wurde, möchte die bekannte Anklage, das 16. Jahrhundert habe die Kunst untergraben, zurückzuführen sein; eine Anklage, die sich ihrer Einseitigkeit wegen von selbst richtet. —

Gothisches Musterbuch. Herausgegeben von V. Statz und G. Ungewitter. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. — Auf das Vorwort wollen wir nicht weiter eingehen. Der geistvolle Verfasser setzt in seiner bekannten Weise, ohne irgend neue Gründe vorzubringen, auseinander, daß die Kunst von der Kirche nicht getrennt werden könne, daß alle echte Kunst katholisch sei. Man muß dies eben als die Monomanie eines geistvollen Mannes hinnehmen, grade wie die Geisterseherei unsers Freundes Justinus Kerner. Den eigentlichen Plan des Werkes setzen die Verfasser im Prospect auseinander. „Die Kunst des Mittelalters„ deren Wiederbelebung immer

mehr als eine der wichtigſten und dringendſten Aufgaben unſrer Zeit erkannt wird, erfordert in weit höherm Maße als jede andre Kunſtgattung eine genaue Kenntniß des Details und die allſeitigſte, ausdauernde praktiſche Uebung. So einfach die Grundformen und die durchherrſchenden Principien ſind, ſo mannigfaltig und complicirt erſcheinen dieſelben in ihrer Entfaltung, und es iſt ſchwierig, dem jedesmaligen Bedürfniſſe in entſprechender Weiſe zu genügen. Dieſe Schwierigkeit wird dadurch um ſo größer, als der Kunſtunterricht ſich zur Zeit durchweg auf einer Bahn bewegt, welche von dem eingangs gedachten Ziele immer mehr abführt. Zwar hat ſich in neuerer Zeit die auf Kunſt bezügliche Literatur in recht erfreulicher Weiſe gemehrt; allein da, wo es grade am meiſten Noth thut, ſchafft dieſelbe ſo gut wie keinen Rath: die eigentliche Kunſtübung iſt bis dahin faſt gänzlich außer Acht geblieben. Das hiermit angekündigte Werk ſoll einen Anfang zur Ausfüllung dieſer Lücke machen. Es verfolgt zunächſt den Zweck, die Anwendung des gothiſchen Stiles auf die verſchiedenen Gattungen der Kunſthandwerke zur Anſchauung zu bringen, und ſomit in gleicher Weiſe brauchbare Muſter für die Schule zum Nachbilden, wie zum Studium für das Bedürfniß des Lebens zu liefern. Die dargeſtellten Gegenſtände werden größtentheils alten Werken entnommen ſein und den Zeitraum vom Anfange des 13. bis zu dem des 16. Jahrhunderts in ſich ſchließen. Bei den plaſtiſchen Verzierungen wird zur Verdeutlichung die Entwicklung derſelben aus der natürlichen Vegetation dargelegt werden." — Indem wir den Zweck vollkommen billigen und die Muſterhaftigkeit der Ausführung rühmend anerkennen, müſſen wir doch folgende Bemerkung hinzufügen. Es iſt gut, daß der Einſeitigkeit der claſſiſchen Schule auch in Bezug auf die Ornamentik entgegengearbeitet wird, weil ſie in vielen Fällen ſowol dem baulichen Zweck, als dem ſittlichen Inhalt, der in den Gebäuden ausgedrückt werden ſoll, widerſpricht, und weil ſie die Künſtler zu todter äußerlicher Nachahmung verführt. Die mittelalterliche Kunſt iſt in dieſer Beziehung viel reicher und wenigſtens im Ganzen dem Zweck, dem Zuſammenhang unſers öffentlichen Lebens, den klimatiſchen Verhältniſſen u. ſ. w. entſprechender. Allein wir würden es für verfehlt halten, die claſſiſchen Vorbilder aus den Bildungsinſtituten völlig zu verdrängen. Herr Ungewitter, der ſelbſt nicht blos ein geſchickter, ſondern auch ein denkender Künſtler iſt, wird ſehr wohl wiſſen, daß die Schule nicht blos dazu da iſt, die Hand zu üben, ſondern auch den Verſtand. Der Schüler ſoll nicht blos nachahmen, ſondern auch erfinden lernen, er ſoll in der Weiſe, wie die claſſiſchen und die mittelalterlichen Künſtler aus dem gegebenen Zweck heraus die Methode der Ausführung herleiteten, lernen, ſich den neuen Bedürfniſſen gegenüber ſelbſtſtändig zu bewegen, denn die Bedürfniſſe haben ſich ſeit dem Mittelalter in der That geändert. Bei der idealen Beſtimmung der Kirchen, auf welche die modernen Gothen

zu ausschließlich ihre Aufmerksamkeit richten, merkt man das weniger, als bei den Privatbauten; und was nützt es uns, schöne Kirchen zu bauen, wenn die Geschmacklosigkeit unsrer Wohnungen fortdauert? Großartige Werke wie der kölner Dom werden doch nur sehr ausnahmsweise möglich sein, weil die Concentration der Geldmittel einmal eine andre Richtung genommen hat und der bloße romantische Wunsch die Macht der Thatsache nicht aufhebt. Wie lächerlich die oberflächliche Nachahmung der gothischen Häuser ist, weiß Herr Reichensperger so gut wie wir. Man baut ein Wohnhaus in der modernen Art, aber mit kleinen Fenstern und Thüren, klebt gothische Ornamente daran und hält Luft und Licht durch irgend einen unzweckmäßigen Vorbau ab. So etwas folgt aus der bloßen Handübung, wenn nicht zugleich der Verstand geschult wird. Nun ist zwar der oberflächlich getriebene Eklekticismus für die unmittelbare Sicherheit der Technik entschieden nachtheilig, und ein unfähiger Schüler, der die classische und die gothische Art zugleich studirt, wird gewiß seine Virtuosität am liebsten dadurch zeigen, daß er beides so unsinnig als möglich durcheinanderwirft. Aber auch wenn wir nur auf die Bildung des Handwerkers ausgehen, der im Wesentlichen mit dem Künstler auf der gleichen Stufe stehen soll, so wird er durch eine tiefer gehende eklektische Schule eine freiere Hand erlangen, als durch eine einseitige Manier. Selbst bei öffentlichen Bauten wird die antike Form in vielen Fällen ihre Berechtigung haben. Nach der modernen Theorie soll freilich die antike Säulenhalle unsern klimatischen Verhältnissen nicht entsprechen; wer aber das behauptet, hat wol das berliner alte Museum und ähnliche Bauten noch nie aufmerksam betrachtet. — Kurz gesagt, unsre Kunst wird nicht dadurch aufblühen, daß man zu irgend einer Phase der frühern Entwicklung zurückkehrt, sondern daß durch gründliches und allseitiges Studium dem Künstler die Gelegenheit geboten wird, sich unabhängig zu einer neuen Kunstform zu erheben. Wo es auf die praktischen Bedürfnisse ankommt, ist die Volksstimme wirklich Gottes Stimme, und in allen Städten, wo noch alte Häuser neben neuen Häusern stehen, wird Herr Ungewitter die Erfahrung machen, daß, wer irgend die Mittel besitzt und nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist, sich den letztern zuwendet. Will man also eine Reform der Baukunst anbahnen, so muß man von den modernen Bedürfnissen, Neigungen und Vorurtheilen ausgehen; octroyiren wird man sie dem Publicum in keiner Weise.

Thusnelda und Thumelicus.*)

Friedrich Halm hat bekanntlich in der Erklärung, durch welche er sich als Autor des Fechters von Ravenna bekannte, mitgetheilt, daß er die Anregung dazu dem unten genannten Aufsatze von C. W. Goettling verdanke. Derselbe war zuerst 1843 in den Annalen des Instituts für archäologische Correspondenz erschienen, dann zum zweiten Male 1851 in den gesammelten Schriften des Verfassers, und erscheint jetzt zum dritten Male, begleitet von den angeblichen Bildnissen der Thusnelda und des Thumelicus und der Abbildung einer von Bandel für den Fürsten von Lippe gearbeiteten Statue der ersteren. Unsere Absicht ist nicht, zu erörtern, auf welche Weise der Dichter den ihm gebotenen Stoff benutzt hat, sondern zu untersuchen, inwiefern die von Goettling aufgestellten Ansichten Glauben verdienen. Wir wünschen den verdienstvollen Gelehrten nicht zu beleidigen, indem wir unumwunden aussprechen, daß sie uns völlig unhaltbar erscheinen. Es zeigt sich leider nur zu oft, daß die besonnensten Forscher auf dem schlüpfrigen Pfade der archäologischen Kunsterklärung straucheln. Je namenloser und räthselhafter ein antikes Kunstwerk ist, desto lebhafter regt sich der Wunsch, es zu bestimmen und zu erklären. Sehr leicht bietet irgend ein Umstand eine Handhabe, an die sich ein Einfall, eine Combination knüpfen läßt. Man ist dann bereits befangen und findet bei eifrigem Suchen fast immer Argumente, die den schon lieb gewonnenen Satz zu unterstützen scheinen, und sieht zuletzt ein Gewebe von Trugschlüssen für eine unwiderlegliche Beweisführung an. Leider werden solche Hypothesen und Vermuthungen von gefälligen Collegen als erwiesene Thatsachen angenommen. „Nachgrade, sagt Otto Jahn, gelangt die Fertigkeit, sich mit einem Einfall aus der Noth zu helfen, auch in der Wissenschaft zu einer Geltung, auf welche nur gründliche, in einem stetigen Zusammenhange geführte Unterstützungen Anspruch haben.“ Nicht mit Unrecht ist die Archäologie der alten Kunst, in der dieses Unwesen über alle Gebühr getrieben wird, bei ernsten Forschern in Verruf gekommen. Die Gefahr, sich auf diesem Gebiet zu verirren, muß in der That sehr groß sein, wenn Gelehrte, wie Herr Goettling, sich ihr nicht entziehen können.

Die Statue, welcher Goettling den Namen Thusnelda gibt, steht in der Loggia de Lanzi zu Florenz. Es ist eine kolossale Figur in Haltung und Ausdruck einer Trauernden, und man hat längst in ihr eine gefangene Barbarenfürstin erkannt, deren Bild die Nische eines Triumphbogens geschmückt zu haben scheint, da sie auf der Hinterseite ziemlich roh gearbeitet, nur für die Betrachtung in der Vorderansicht bestimmt war. Auch die Nationalität läßt sich

*) Thusnelda und Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen von C. W. Goettling.

wenigſtens mit einiger Gewißheit beſtimmen. Sie hat das lange Haar, das nach Tacitus die deutſchen Frauen trugen; und überdies hat nach einer intereſſanten Mittheilung Goettlings Dahlmann in ihren Schuhen die im Mittelalter in Deutſchland üblichen Bundſchuhe erkannt. Es iſt alſo mindeſtens wahrſcheinlich, daß dieſe Figur eine Deutſche darſtellt. Die vortreffliche und im großen Stil gehaltene Arbeit weiſt auf die erſte Kaiſerzeit hin.

Daß Goettling unter dieſen Umſtänden an Thusnelda gedacht hat, auf welche alle angegebenen Umſtände paſſen, und die ohne Vergleich die hervorragendſte unter den Perſönlichkeiten iſt, an die man überhaupt denken könnte: das finden wir ſehr natürlich, aber er hätte ſich begnügen ſollen, dieſe Vermuthung als das zu geben, was ſie iſt, als eine Möglichkeit; ſie zur Gewißheit zu erheben, iſt bei der Dürftigkeit der uns zu Gebote ſtehenden Nachrichten unmöglich. Es iſt ſogar nichts weniger als undenkbar, daß eine ſolche zur Decoration eines Triumphbogens beſtimmte Figur gar keine beſtimmte Perſon darſtellt, ſondern ausſchließlich der Phantaſie des Künſtlers ihre Entſtehung verdankt. Ganz chimäriſch iſt vollends Goettlings Verſuch, auch den Künſtler dieſer Statue ermitteln zu wollen, und in der That ein abſchreckendes Beiſpiel, wohin der Wunſch, das Unbeſtimmbare zu beſtimmen, verleiten kann. Im Louvre befindet ſich namentlich eine Statue, laut der Inſchrift von einem Kleomenes, in welcher einige Gelehrte Aehnlichkeit mit Köpfen des Germanicus auf Münzen gefunden haben, die von andern aber wieder in Abrede geſtellt iſt.

So äußerſt problematiſch die Benennung dieſer Statue als Germanicus alſo iſt, ſo hat ſie Goettling doch nicht nur als geſichert angenommen, ſondern auch auf dieſen äußerſt ſchwankenden Grund die Vermuthung gebaut, daß auch die angebliche Thusnelda, die muthmaßlich für einen Triumphbogen des Germanicus beſtimmt war, von jenem angeblichen Darſteller des Germanicus herrühren dürfte. Hier wäre doch in der That der Verſuch, über eine ſo zerbrechliche Stufenleiter von Möglichkeiten zum Ziele zu gelangen, beſſer unterblieben.

Auch über das Schickſal des Thumelicus haben wir nur eine Nachricht, die mehr ein Räthſel aufgibt, als belehrt. Tacitus ſagt, nachdem er ſeine Geburt in römiſcher Sklaverei berichtet hat, daß er ſeiner Zeit erwähnen wolle, in welche Schmach der zu Ravenna auferzogene Knabe gefallen ſei; aber leider ſind diejenigen Bücher ſeiner Annalen, in denen das Schickſal des jungen Cheruskerfürſten erzählt war, verloren und aus einem der ſpätern Bücher ſehen wir nur, daß er im Jahr 47 nach Chriſtus ſchon todt war. Es iſt müßig zu fragen, warum der Knabe nach Ravenna gebracht worden iſt, wofür ſich auch, abgeſehen davon, daß man gewiß für gut fand, ihn von ſeiner Mutter zu trennen, Gründe genug denken laſſen. Nun war aber in Ravenna

eine kaiſerliche Gladiatorenſchule und Goettling hat daher vermuthet, Thumelicus ſei dort zum Gladiator erzogen worden, was möglich iſt, und zu den Worten des Tacitus wohl paßt. Aber auch das iſt eben weiter nichts als eine Möglichkeit, die man am beſten auf ſich beruhen läßt. Goettling dagegen hat dieſen Einfall mit einem andern combinirt. Seneca berichtet mehre heroiſche Selbſtmorde von Barbaren, die, beſtimmt ſich zur Beluſtigung des römiſchen Pöbels umzubringen, den Tod von eigner Hand dieſem ſchmählichen Ende vorzogen. Einer unter andern bohrte ſich die Lanze, die er zum Kampf mit ſeinen Gegnern empfangen, in die Kehle, und dies, meint Goettling, könnte Thumelicus geweſen ſein. Auch dieſes iſt freilich möglich. Aber überall, wo in wiſſenſchaftlichen Dingen keine Hoffnung iſt, die Wahrheit auch nur mit einem Schein von Sicherheit zu ermitteln, iſt es doch beſſer zu verzichten, als ſich auf den Irrwegen der Möglichkeiten zu verlieren.

Schließlich hat ſich Goettling durch den Wunſch, dem Porträt der Thusnelda auch eines des Thumelicus beizugeſellen, auf einen Einfall bringen laſſen, der noch alle früheren an Grundloſigkeit übertrifft. Im britiſchen Muſeum befindet ſich ein jugendlicher Barbarenkopf, den man als ſolchen an dem Schnurrbart erkennt. Hier iſt nun nicht einmal, wie bei der angeblichen Thusnelda, der mindeſte Grund vorhanden, den Kopf für den eines Germanen zu halten. Es kann ebenſogut ein Gallier, Britannier, oder der Sohn irgend eines andern wilden Stammes ſein, der den Römern zu ſchaffen machte. Aber Goettling wollte einen Thumelicus entdecken, und der Schnurrbart genügte, ihn zu überzeugen, daß er den richtigen gefunden habe. Ja er iſt von der Sicherheit ſeiner Entdeckung ſo durchdrungen, daß er meint, der Statue Hermanns im teutoburger Walde ſollten Züge aus dieſem Kopf geliehen werden. Die ganze von Goettling conſtruirte Geſchichte des Thumelicus hat keinen größern hiſtoriſchen Werth, als eine poetiſche Erfindung, die auf bekannte Thatſachen begründet iſt. Wenn ſie alſo die Wiſſenſchaft aus ihrem Gebiet verweiſen muß, ſo hat dagegen der Dichter vollkommen das Recht, ſich ihrer zu bedienen.

Ebenſo mag der Maler ſeine Studien für eine Thusnelda und einen Thumelicus nach dieſen beiden Antiken machen; aber der Archäolog kann ſie nimmermehr als hiſtoriſch beglaubigte Porträts gelten laſſen.

Neue hiſtoriſche Schriften.

Geſchichte des Alterthums von Max Duncker außerordentl. Prof. a. d. Univ. zu Halle. Dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. —

Wir müſſen bei dieſem ſchönen Werk nicht nur die Schnelligkeit der Ausführung, ſondern auch die immer wachſende Sicherheit bewundern, mit welcher

der Verfaſſer ſein überreiches Material zu gruppiren und dem leitenden Princip gemäß zu geſtalten verſteht. Der gegenwärtige Band enthält die griechiſche Geſchichte bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts. Er iſt reicher an eigenthümlicher Forſchung, als die beiden vorhergehenden Bände, die ſich zum großen Theil auf die Unterſuchungen anderer Gelehrten ſtützen mußten. Nun läßt ſich freilich nicht erwarten, daß auf einem ſo ſtreitigen Gebiet, wo jeder Gelehrte durch eigne Unterſuchungen, jeder Laie durch die Schule, die er durchgemacht, ſich eine ſelbſtſtändige Meinung gebildet hat, eine einfache Erzählung, durch einzelne Gründe unterſtützt, genügen werde, alle entgegenſtehenden Zweifel und Bedenken zu beſeitigen. Um auf Fragen der vorhiſtoriſchen Zeit gar nicht einzugehen, z. B. auf die Frage von der Bedeutung der Pelasger, von der Zerſtörung Trojas u. ſ. w., ſind es namentlich drei Punkte, in denen Herr Duncker manche Gegner finden wird. Einmal geht er in Beziehung auf den Homer noch weiter als Grote; er faßt ihn weſentlich als einen ſelbſtſtändigen Dichter auf, der aus den vorhandenen Ueberlieferungen nur das rohe Material genommen habe. Er gibt für dieſe Anſicht auch einzelne Gründe an, indeß bildet man ſeine Ueberzeugung in ſolchen Fällen weniger durch einzelne Gründe, als durch die längere Beſchäftigung mit dem Gegenſtand, wo dann zuletzt die Gründe ſich in Gefühlsbeſtimmungen verwandeln. Zwei andere Punkte ſind die Formen der urſprünglichen Götterverehrung und die doriſche Wanderung. Im Allgemeinen wird jeder, der überhaupt über das Weſen der Religion nachgedacht und ſich ſpeciell mit der griechiſchen beſchäftigt hat, Herrn Duncker darin beitreten, daß die erſte Beſtimmtheit der Götter eine naturaliſtiſche war, und daß die humaniſirende Tendenz ſich erſt im epiſchen Zeitalter einſtellte; aber die einzelnen Spuren jenes Naturcultus, wie er ihn in den epiſchen Traditionen nachweiſen will, werden bei vielen Anſtoß erregen. Ganz ebenſo verhält es ſich mit der Geſchichte der Wanderungen. Das allgemeine Bild iſt unzweifelhaft richtig, die einzelne Auseinanderſetzung namentlich in Bezug auf die Staatenbildung im Peloponnes, gibt manchen Zweifeln Raum.

Indeß iſt es bei einer ausführlichen Geſchichte des alten Griechenland abſolut unmöglich, nach allen Seiten hin zu befriedigen, weil die gewichtigſten Autoritäten ſich aufs lebhafteſte bekämpfen. Herr Duncker hat nicht willkürlich zugegriffen, ſondern ſich ſeine Ueberzeugung durch reifliche Erwägung aller Umſtände und namentlich durch eine geiſtvolle Anſchauung der Geſammtgeſchichte erworben. Wenn wir in den ſpeciellen Folgerungen zuweilen von ihm abweichen müſſen, in den Grundſätzen, nach denen er die hiſtoriſche Entwicklung analyſirt, ſtimmen wir vollſtändig mit ihm überein. Die einzige Frage wäre geweſen, ob er nicht dieſe ſtreitigen Punkte mehr ſummariſch hätte behandeln ſollen, da das Für und Wider von Grote noch kürzlich ſehr gründlich erörtert iſt, und da offen geſagt für die Geſchichte ziemlich wenig darauf ankommt, ob

die einzelnen Umstände so oder so aussehen. Indeß bescheiden wir uns gern, daß wir mit diesem Wunsch, alle Tradition aus der Geschichte herausgeworfen zu sehen, ziemlich allein stehen. Mommsen, der in seiner römischen Geschichte zu unserer großen Befriedigung diese Kühnheit gehabt hat, ist grade deshalb sehr lebhaft angefochten worden, von Gelehrten und Ungelehrten. Man hat so viel von Ancus Marcius, von Tullus Hostilius ꝛc. gehört, daß man das Recht zu haben glaubt, von dem Geschichtschreiber zu verlangen, er solle sich über diese Leute erklären; und so ists denn auch mit Pelops, mit Deukalion, mit Codrus, mit Hyllos und wie sie sonst alle heißen. Diese Personen sind uns durch die Sage so gegenwärtig, daß wir über ihre historische Bedeutung durchaus etwas erfahren wollen, auch wenn der Geschichtschreiber uns nichts Anderes zu sagen weiß, als daß er darüber nichts wisse. Die Productivität der griechischen Phantasie ist in dieser Beziehung für die Geschichte ebenso gefährlich, wie die der indischen, wenn sie auch die letztere an Klarheit und Gestaltungskraft bedeutend übertrifft. Wir haben bis zur Zeit des Pisistratus eine unendliche Masse von Namen und Thatsachen im Kopf, aber wenn wir näher zusehen, so weicht alles in Nebel zurück, und wenn der Geschichtschreiber ganz ehrlich zu Werke gehen will, so muß er die Frage so stellen: Was für Zustände und Verhältnisse brachten die Phantasie des Volks dazu, sich zu solchen Mythen zu krystallisiren, wie sie uns in den griechischen Dichtungen vorliegen?

Wenn also derjenige Theil des vorliegenden Buchs, welcher sich mit der Erzählung und Erörterung der einzelnen Mythen beschäftigt, bei uns weniger Interesse erregt, als muthmaßlich bei der Mehrzahl der Leser, die über alles Mögliche darin Auskunft finden, so können wir dagegen unsre vollste Befriedigung über denjenigen Theil aussprechen, der jene von uns gestellte Frage wirklich behandelt. Es wäre thöricht, hier in allen Einzelnheiten eine selbstständige Forschung zu verlangen oder vorauszusetzen. Der Gegenstand ist von gründlichen und tiefsinnigen Gelehrten so vielfältig behandelt, daß man vielleicht jeden einzelnen Satz dieses Buchs in irgend einem frühern Werke wieder antreffen möchte; aber was die Hauptsache ist, die Methode, wie aus der Tradition im Verhältniß zu den einzelnen Momenten des wirklichen Wissens, so wie zur universalhistorischen Analogie die Entwicklung der historischen Zustände analysirt wird, ist die vollkommen richtige, sie ist mit strengster Consequenz durchgeführt und hat sich zu einer lebendigen Darstellung veredelt. Einzelne Capitel über die Zustände des heroischen Zeitalters, namentlich aber über die Bildung der aristokratischen Verfassung, sind meisterhaft, und das Ganze gewährt ein schönes, künstlerisch abgerundetes Bild.

Die drei Perioden, nach denen die Geschichte gruppirt ist, ergeben sich von selbst. Der Zug der Thessalier und Dorier so wie die ionische Auswanderung bilden den Anfang, die lykurgische Verfassung den Schluß der

zweiten Periode. Was vorhergeht, ist Mythe; was darauf folgt, allmälige naturwüchsige Bildung von Zuständen, bis endlich in Verbindung mit der Demokratie die Tyrannen auftraten und dem Staatsleben eine neue Richtung gaben. Die ideale Gemeinschaft der Griechen in den olympischen Festspielen und in der Beziehung auf das delphische Orakel, während im praktischen Leben jeder einzelne sich nur als Bürger der bestimmten Stadt wußte, bildet den angemessenen Schluß.

Das beste Bild von der Methode des Verfassers, wie er aus den epischen Gedichten die historischen Zustände herleitet, gibt er selbst S. 259. „Man könnte der Meinung sein, daß die Poesie eine äußerst geringe, oder vielmehr gar keine historische Autorität besitze. Indeß steht es fest, daß es keine Dichtung vermag, sociale und politische Zustände frei aus der Luft zu erfinden. Auf complicirteren Bildungsstufen kennt man freilich verschiedene Lebensformen und unterschiedene Lebensbedingungen, unter welchen der Poet beliebig auswählen kann; eine jugendliche Zeit, eine naive Production ist nur im Besitz ihres eignen Horizontes. Sie kann diesen ausschmücken, sie wird ihn nothgedrungen idealisiren, aber sie muß ihn in allen wesentlichen Beziehungen wiederspiegeln. Ebendarum wird die Sittenschilderung einer solchen Dichtung nicht etwa die der Zeit sein, welche der Dichter darstellen will, sondern vielmehr nach Abzug der idealen Zuthaten die seiner eignen Periode. Kein Dichter vermag es, seinen Helden in ihrem Denken und Walten, in ihrem Handeln und Empfinden, in ihrem Rath und in ihren Thaten andere Motive zu leihen, als die, welche ihn selbst bewegen, er kann ihnen keine Ziele stecken, als die, welche seine Zeit, welche er selbst für die rechten und guten, für die besten und würdigsten hält. Mit einem Wort, der Dichter kann nichts Anderes thun, als das ethische und sociale Musterbild zu zeichnen, welches undeutlicher und unbewußter seiner Zeit, deutlicher und vielleicht auch bewußter ihm selbst vorschwebt. In den äußern Dimensionen wird die poetische Idealisirung leicht auszuscheiden sein, wie die homerischen Gedichte denn selbst öfter auf den Unterschied an Kraft und Gewalt zwischen den Helden des troischen Krieges, welche mit den Göttern in Verkehr und von den Göttern gezeugt waren, und den Männern, „wie sie jetzt sind", hinweisen; für die ethischen Grundlagen, welche der Dichter wirken läßt, wird man nicht vergessen dürfen, daß der Dichter diese so hinstellt, wie sie sein sollten, nicht wie sie wirklich zu seiner Zeit überall in Kraft waren. Den socialen Hintergrund zu ändern hat eine naive Zeit weder Veranlassung, noch die Mittel. In Ermangelung anderer Quellen können wir unter der angedeuteten Vorsicht mit Fug versuchen, uns die Zustände, wie sie in den griechischen Gemeinwesen um die Mitte des neunten Jahrhunderts bestanden, aus den homerischen Gedichten zu vergegenwärtigen."

Wenn wir das Buch im Ganzen richtig würdigen wollen, so müssen wir es nach drei Seiten hin betrachten. Einmal als ein schönes, anziehendes und gehaltvolles Lesebuch, welches seine ursprüngliche Beziehung zur beckerschen Weltgeschichte wenigstens insofern nicht verleugnet, als es in einem lebendigen Stil geschrieben und jeder Bildungsstufe vom Studenten aufwärts gleich zugänglich ist. — Sodann als ein Buch zum Nachschlagen, in welchem man sich mit Hilfe eines reichhaltigen Registers über jeden beliebigen Gegenstand der griechischen Alterthumskunde auf das bequemste orientiren kann. Endlich aber als ein Resultat der modernen Bildung, die in allen Gebieten des Wissens, der Empfindung und der Thätigkeit Zusammenhang sieht, und dies Letztere ist sein Hauptvorzug. Früher wurde dieser Zusammenhang lediglich durch die sogenannte Philosophie der Geschichte vermittelt, welche um den Gedanken rein herauszuschälen gegen die Thatsachen eine vornehme Gleichgiltigkeit zur Schau trug. Man war schon längere Zeit dahintergekommen, die Vernunft im Wirklichen zu suchen, ehe man sich dazu entschloß, den Gedanken in den Thatsachen zu finden. Herr Duncker hat die philosophische Schule durchgemacht und ist dann ihres unhistorischen Wesens wegen ihr erklärter Gegner geworden. Aber sein eignes Werk ist ein sehr wichtiger Beitrag zur Philosophie der Geschichte; er verdankt in dieser Beziehung Hegel sehr viel, und was uns außerordentliches Vergnügen macht, er hat noch lange nicht alle philosophischen Unarten abgelegt d. h. er wendet noch zuweilen die speculative Terminologie an, wo der einfache Ausdruck vollkommen genügen würde. Das Buch ist ein schönes Zeugniß von der freien, zugleich aufgeklärten und inhaltvollen Bildung, die wir errungen haben, und die gerechte Anerkennung von Seiten des Publicums ein Zeugniß für die Verbreitung derselben in der Masse. Wie viel man auch gegen unser Zeitalter einwenden mag, gegen seinen Mangel an Genialität, seinen Zerstörungstrieb ꝛc., solche Werke beweisen uns doch unverkennbar, daß wir über unsere Väter hinausgeschritten sind. —

Geschichte Friedrichs des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Mit 400 Illustrationen, gezeichnet von Adolf Menzel. Leipzig, Mendelssohn. —

Mit der 23. Lieferung ist nun dieses Werk, auf das wir schon mehrfach hingewiesen haben, glücklich vollendet. Gleichzeitig beginnt in zwölf Lieferungen ein Supplement desselben: Heerschau der Soldaten Friedrichs des Großen, gezeichnet von Adolf Menzel, mit erläuterndem Text von Lieutenant Lange. Wenn wir dem kuglerschen Werk in der neuen Ausstattung die bestimmte Stellung anweisen sollen, so wäre es folgende: Es gibt uns Friedrich nicht in seiner welthistorischen Bedeutung, nicht in seiner Beziehung zur allgemeinen culturhistorischen Entwicklung, sondern den Friedrich, wie er im Herzen und in der Ueberlieferung des Volkes lebt. Die gemüthlichen Bilder, die es sich

von seinen Helden entworfen hat, sind durch den Erzähler wie durch den Maler auf eine geschmackvolle Weise zusammengestellt, und was wir an Tiefe der historischen Begründung vermissen, wird durch die Anschaulichkeit der Darstellung ersetzt. Als Lesebuch für die Masse, die ihren gefeierten Helden mehr anschauen als begreifen will, verdient es einen ehrenvollen Platz. —

Geschichte des Kaisers Napoleon von P. M. Laurent. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. —

Der große Erfolg des Buchs auch im deutschen Publicum ist leicht zu begreifen. Es ist lebhaft und gut erzählt, die freilich einseitige Auffassung tritt klar und bestimmt hervor, man kann sich bequem orientiren und bekommt von den Ereignissen ein zwar nicht vollständiges, aber desto anschaulicheres Bild. Den streng historischen Maßstab darf man nicht daran legen, weder in Bezug auf die sittliche Auffassung, noch auf die Kritik der Thatsachen. Ein wunderlicher Einfall bleibt es immer, den Schlachtschilderungen die Bülletins des Kaisers zu Grunde zu legen. — Es ist im Allgemeinen zu bedauern, daß wir uns die Kenntniß jener großen Zeit bisher fast ausschließlich durch französische Schriftsteller haben vermitteln lassen, und wir wünschen und hoffen auf das lebhafteste, daß die neu aufkeimende deutsche Literatur diesem Uebelstand ein Ende machen wird. —

Das Leben George Washingtons von Washington Irving. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Zweiter Band. Leipzig, Lorck. —

Dieses schöne Werk, auf welches wir bei Gelegenheit des dritten Bandes, mit dem es seinen Abschluß finden soll, näher einzugehen gedenken, gibt in einer einfachen, anspruchslosen, aber nach der sorgfältigsten kritischen Methode bearbeiteten Erzählung die Geschichte eines großen Mannes und einer großen Zeit, die sich die Erben seines Ruhmes als ein Spiegelbild vorhalten sollten. Wie tief sind an moralischem Werth jene trotzigen Republikaner gesunken, seitdem die Unabhängigkeit wirklich hergestellt, und eine bis zum Uebermaß freie Verfassung zur Wahrheit geworden ist! Im Innern läßt man den Krebsschaden der Sklaverei sich immer verderblicher ausbreiten, nach außenhin treibt man eine Politik, der man fast die Bezeichnung „knabenhaft" beizulegen versucht wäre, so rücksichtslos und trotzig tritt sie bei den unbedeutendsten Gelegenheiten auf, so unbefangen verkündet sie ihre egoistischen Motive, so eilfertig gibt sie nach, wenn sie sieht, daß mit dem Widerstande Ernst gemacht wird. Im gegenwärtigen Augenblick, wo man sicher überzeugt ist, daß in Großbritannien kein Einziger an einen Krieg denkt, verletzt man alle Formen diplomatischer Höflichkeit, dagegen denkt man nicht daran, die Großsprechereien gegen Dänemark durchzuführen, weil die bloße Einschüchterung nichts geholfen hat. Es ist ein mäch-

Digitized by Google

tiges Reich, dieſe Vereinigten Staaten, und für die Zukunft des Erdballs einer der wichtigſten Factoren, aber einen erfreulichen Anblick gewähren ſie nicht, und wenn uns ſonſt die erobernden Staaten für die Härte ihres Egoismus durch einen gewiſſen Adel in den Formen verſöhnen, ſo ſucht man jetzt jenſeit des Oceans den Uebermuth einer anſchwellenden Kraft auf eine cyniſche Weiſe zur Schau zu tragen. Ein großer, mächtiger Staat iſt aus den Anſtrengungen Waſhingtons hervorgegangen; aber wenn er ihn heute anſchauen könnte, er würde ihm nicht zur Freude gereichen. —

Geſchichte Oſtfrieslands von 1570—1751. Von Onno Klopp, Dr. phil. Hannover, C. Rümpler. —

Dieſer Band iſt die Fortſetzung der von uns bereits früher angezeigten Schrift deſſelben Verfaſſers: Geſchichte Oſtfrieslands bis 1570. Sie gehört zu den werthvollſten Beiträgen für die innere Kenntniß unſeres Vaterlandes und zeigt, wie bedeutend ſeit Wiarda die Wiſſenſchaft fortgeſchritten iſt. Der Verfaſſer erzählt einfach ſeinen Quellen nach, ohne ſich auf weitläufiges Raiſonnement einzulaſſen, und doch tritt uns der Zuſammenhang hell und deutlich entgegen, die Politik erſcheint nur als eine einzelne Seite des allgemeinen Culturlebens. Es iſt kein erfreuliches Bild, das uns der Verfaſſer aufrollt. „Die Geſchichte," ſagt der Verfaſſer, „wird gar manchem der Oſtfrieſen ſchmerzliche Enttäuſchungen bereitet haben über die Vergangenheit, welche der Menſch ſich doch nun einmal ſo gern in helleren, lichteren Farben ausmalen möchte. Wir betrachten die glänzenden Bilder im Ständeſaale zu Aurich und erſehen, unter allen dieſen Grafen und Fürſten des Hauſes Zirkſena ſeit Anna auch nicht einen, der aus eignem Antriebe, freiwillig und ohne Zwang, zum Wohle und Heile des Landes etwas Bleibendes geſchaffen hätte, was auch die ſpäte Nachwelt in Liebe und Ehrfurcht ſeiner gedenken hieße. Wir ſehen Hader und Streit faſt auf jedem Blatte der Geſchichte unſerer Vorfahren. Und dennoch mag es wenige, ſehr wenige Gegenden unſeres deutſchen Vaterlandes geben, deren Geſchichte viel erfreulicher wäre. Der Streit und die Feindſchaft der Oſtfrieſen ward anderswo reichlich überboten durch den fuechtiſchen Sinn, der ſeit dem dreißigjährigen Kriege wie ein finſteres Gewölk über Deutſchland lagerte. Dem Drucke von oben entſprach faſt überall eine feige, niederträchtige Kriecherei von unten, und eine ſolche wenigſtens war hier nicht zu finden. Der Beginn der preußiſchen Regierung war die Morgenröthe einer beſſern Zeit. Der Streit war zu Ende, die Verfaſſung ſicher geſtellt, es herrſchte der Friede und das Geſetz. Eine neue Zeit trat ein, ähnlich derjenigen, deren das Land ſich einſt unter Anna erfreut hatte. Die Erinnerung an hoch ſtrebende Pläne der Vorfahren wurde wieder wach; aber die Weltverhältniſſe hatten ſich geändert; und es fragte ſich, ob unter dem Drucke derſelben die

alten und neuen Entwürfe ſich zum Lichte emporringen und ſegensreich entfalten könnten."

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf die Kurzſichtigkeit hinzuweiſen, mit welcher ſich Preußen nach der Beendigung der franzöſiſchen Kriege dies ſchöne Beſitzthum mit ſeiner tüchtigen, dem Hauſe Hohenzollern ganz ergebenen Bevölkerung entreißen ließ, um dafür am Rhein neue Beſitzthümer zu erwerben, die ihm mehr eine Laſt als ein Gewinn waren. Preußens Zukunft, ſeine Erhebung zu einer wirklichen Großmacht hängt faſt ausſchließlich davon ab, ob es ihm gelingt, an der Nordſee feſten Fuß zu faſſen. Gewiß war es ein ſchwerer Frevel, als die preußiſche Regierung ſich vor den Tagen von Auſterlitz verleiten ließ, widerrechtlich als ein betrügliches Geſchenk in Beſitz zu nehmen, was nur die eigne Kraft erwerben und behaupten konnte; aber die Verlockung war groß. Wenn man von den geheimen Gegnern ſpricht, die innerhalb Deutſchlands Preußens Machtentwicklung hintertreiben, ſo iſt unter ihnen nicht Baiern und Würtemberg, ja ſelbſt nicht Oeſtreich ſo bedeutend als Hannover. Bei jenen Staaten iſt es im Grunde nur die natürliche Eiferſucht des Gefühls, welche durch richtige Einſicht in das Weſen der Sache beigelegt werden kann; die Regierung Hannovers dagegen mag von dem allerbeſten Willen von der Welt beſeelt ſein, ſie bleibt ſchon durch ihre bloße Exiſtenz der natürliche Gegner Preußens. Betrachten wir die Sache vom deutſchen Standpunkt, ſo käme es uns auf den Namen wahrlich nicht an; ob Preußen oder Hannover, es wäre gleichgiltig. Das Haus der Welfen iſt ebenſo edel, als das Haus der Hohenzollern, es iſt länger und inniger mit der deutſchen Geſchichte verwebt; aber es fehlt Hannover die materielle Kraft, es kann ſich niemals zu dem Ehrgeiz aufſchwingen, an die Spitze Deutſchlands treten zu wollen. Andrerſeits iſt es wieder viel zu mächtig, durch ſeine äußere Lage viel zu günſtig ſituirt, als daß es ſich freiwillig mit einer untergeordneten Lage begnügen ſollte. Deshalb wurde bei den einſichtsvollſten und wärmſten Patrioten durch das Dreikönigbündniß von 1849, obgleich ſo manche ſchöne Hoffnungen daran ſcheiterten, die freudigſte Erwartung erregt; man war überraſcht, daß Hannover aus freien Stücken die Vortheile ſeiner günſtigen Lage aufgab, um die allgemeine deutſche Sache zu fördern. Ferner erkannte man bald aus den Bedingungen die Unhaltbarkeit dieſes Bündniſſes, und mit dem Rücktritt Hannovers, mit der Verzichtleiſtung Preußens auf ſein durch das Bündniß erworbenes Recht war die Sache der Union eigentlich ſchon entſchieden. Wenn nun im Lauf der Zeit, woran kaum mehr gezweifelt werden kann, durch den Erwerb von Braunſchweig der Staat noch mehr gekräftigt und äußerlich noch vollſtändiger abgerundet wird, ſo wächſt die Schwierigkeit der Situation, und Preußen, das in der eigenthümlichen Lage iſt, zum Wohl Deutſchlands entweder ſich erweitern oder verkleinern zu müſſen,

hat eine Aussicht weniger. Nicht blos in dem glücklichen Oestreich haben die Zufälligkeiten der Heirath und des Erbvertrags eine günstige Entwicklung des Staats herbeigeführt. Wenn eine solche Wendung der Dinge zwischen Hannover und Preußen herbeigeführt werden könnte, so wäre das die günstigste Wendung, welche die deutschen Geschicke nehmen könnten. —

Rußlands Entwicklung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Von Adolf Bock. Leipzig, Brockhaus. —

Durch den Abschluß des Friedens ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums von dem russischen Reich, das sie seit zwei Jahren fast ausschließlich beschäftigt hat, wieder abgelenkt worden, und je eifriger man damals danach spürte, was sich gegen dasselbe sagen ließ, zusammenzubringen, um es als Waffe gegen den vermeintlichen Feind der Civilisation zu benutzen, desto sicherer läßt sich voraussehen, daß man nunmehr seine Augen auf einen andern Punkt richten wird. Auf die imponirende gefürchtete Gestalt des Kaiser Nikolaus ist ein Fürst gefolgt, dem der Ruf der Milde und Sanftmuth vorausging und der das Glück hatte, in seinen ersten Regierungshandlungen diesen Ruf bethätigen zu können. Wenn man früher nur von einer starken Schwächung des russischen Reichs das Heil Europas erwartete, so ist man jetzt im Gegentheil geneigt, auf innere Reformen, auf friedliche Verträge seine Hoffnung zu setzen. Es ist gut, sich daran zu erinnern, daß die eigenthümliche Stellung, welche Rußland gegen Deutschland einnahm, keineswegs aus der willkürlichen Eingebung eines einzelnen Fürsten entsprang, sondern in folgerichtiger Entwicklung als das Resultat der russischen Geschichte sich herausstellte. In diesen Beziehungen ist nichts geändert worden. Rußland wird seine Grenzen dem preußischen Verkehr nicht öffnen; es wird nicht aufhören, die Ansprüche Dänemarks, so weit dieselben mit Deutschland collidiren, zu unterstützen, es wird sich durch den augenblicklichen Mißmuth gegen Oestreich nicht verleiten lassen, den Erweiterungsplänen der aufstrebenden Nationalstaaten Preußen und Sardinien ein günstiges Auge zuzuwenden. Dem Namen nach ist der russische Kaiser absolut, in der Wirklichkeit ist er es aber nur, so weit das Grundprincip des russischen Reichs sich in ihm verkörpert. Die Wachsamkeit der deutschen Staaten muß daher die alte sein. Alle Hoffnung einer innern Entwicklung beruht darauf, daß Rußland durch äußere Conjuncturen abgehalten wird, ihr hemmend in den Weg zu treten. Der Wunsch eines freundlichen Verhältnisses zu den Westmächten ist heute so gerechtfertigt, als vor einem Jahr; denn wenn wir auch nicht im Entferntesten den Wahn hegen, daß diese gegen Deutschland eine wesentlich freundlichere Gesinnung hegen, als gegen Rußland, so sind sie uns doch in ihren Formen verwandter, und die Rivalität gegen Rußland kann wenigstens Augenblicke herbeiführen, die eine geschickte Entschlossenheit zu be-

nutzen versteht. — In dieser Beziehung begrüßten auch wir ein Ereigniß, welches im gesammten preußischen Volke mit Beifall aufgenommen ist, mit Freude, die Allianz des präsumtiven Thronerben von Preußen mit der britischen Königstochter. Fürstliche Verwandtschaften werden zwar niemals, am wenigsten bei einem kräftig entwickelten Staat die Politik bestimmen, aber daß man ihren Einfluß auch nicht zu gering anschlagen darf, zeigt in den letzten Jahren die Stellung Preußens zu Rußland. Wenigstens hätten wir uns keine Verbindung denken können, die geeigneter gewesen wäre, die Hoffnungen zu befestigen, welche man ohnehin auf den reichbegabten Erben des hohenzollerschen Ruhmes zu setzen geneigt ist. — Das vorliegende Buch aber begrüßen wir als einen ernsten Mahnruf, um Deutschland an den Ort zu erinnern, aus dem ihm seine Gefahren erwachsen. —

Volksgeschichten aus der Schweiz von Adolf Weisser. 1. 2. Bändchen. Zürich, Meyer und Zeller. —

Die beiden Bändchen enthalten zwei gut erzählte und auf gründlichen Vorstudien beruhende Episoden aus dem deutschen Städteleben: die züricher Mordnacht und die Geschichte des glückhaften Schiffs oder der warme Hirsbrei auf dem Freischießen zu Straßburg im Jahr 1576. Der Verfasser beabsichtigt, die Hauptperioden der Geschichte der Eidgenossenschaft in einer Reihe von Monographien zu bearbeiten, in welchen das Gerippe der äußern Thatsachen durch eine stete Beiziehung der culturhistorischen Momente belebt und eine beständige Rücksichtnahme auf Deutschland und den Verlauf seiner Geschicke festgehalten wird. Auch soll nirgend unberücksichtigt bleiben, was der Mund der Volkssage zur Verklärung der geschichtlichen Thatsachen beigetragen hat. Wir wünschen dem sehr zweckmäßigen Unternehmen ein glückliches Gedeihen. —

Die Bedeutung Hamburgs.

Unter den Gegenständen, die uns belehren können, daß die Tadler des deutschen Charakters nicht allenthalben Recht haben und daß es auch in der Sphäre praktischen Wirkens Gebiete gibt, auf denen wir weder schwach noch unbehilflich sind, steht ein Blick auf die Bedeutung Hamburgs oben an. Es ist ein ungemein großartiges Panorama, welches sich dem geistigen Auge dessen darbietet, der seine Blicke hierher richtet. Der Horizont schließt sich dann erst mit den Grenzen der Erde. Die Baumwollenfelder Alabamas, die Kaffeeplantagen Westindiens, die Eisklippen Grönlands und die Inselgruppen des stillen Oceans, das goldne Horn und das Land der goldnen Berge im fernen

Westen treten in den Gesichtskreis, und nach allen segeln, von allen kommen Schiffe mit der Flagge der drei weißen Thürme auf rothem Grunde. Alle nennen Hamburg einen der ersten ihrer Märkte, allen führt es Früchte der deutschen Arbeit zu, auf alle übt es seinen Einfluß.

Hamburg ist unsre erste Handelsstadt. Der Werth der Einfuhr belief sich im Jahr 1853 auf 443,879,530, der Werth der Ausfuhr auf 421,673,490 Mark Banco. Die Zahl der im Jahr 1854 angekommenen Seeschiffe betrug 4896, die der abgegangenen 4879. Hamburgs Rhederei endlich zählte, als das Jahr 1843 zu Ende ging, 207 Seeschiffe, messend 25,830 Last, die Last zu 4000 Pfund, am Schlusse des Jahres 1854 aber 456 Seeschiffe mit 53,289 Last, die Last zu 6000 Pfund, darunter 445 Segel- und 11 Dampfschiffe, letztere zusammen von 2040 Pferdekraft.

Und diese merkantile Macht, die sich in jedem Jahrzehnt verdoppeln zu wollen scheint und noch lange nicht auf ihrem Gipfel angelangt ist, hat ihren Ursprung zwar zum großen Theil in der Lage der Stadt, aber wahrlich nicht darin, daß ihre Bürger von besondern Glücksumständen begünstigt worden wären. Es ist vielmehr die rastlose Thätigkeit und der immer frisch gebliebene Unternehmungsgeist ihrer Bewohner, der sie zu dieser Bedeutung emporgebracht hat. Bedenken wir, daß die Stadt 1712 die Pest in den Mauern hatte, im Jahr darauf von den Dänen gebrandschatzt wurde, 1771 beinahe in einer Wassersnoth unterging, ziehen wir in Betracht, daß in ihr die französische Revolution binnen zwölf Monaten für dreißig Millionen Mark Bankrotte hervorrief, daß von 1803 bis 1814 fast ohne Unterbrechung Blockaden und andre Handelshemmungen, Besatzungen und unerhörte Contributionen, letztere im Betrage von 140 Millionen Mark, miteinander abwechselten, daß 1831 die Cholera in verheerendster Weise unter den Bürgern wüthete, 1842 die Hälfte der Stadt in Asche sank, und von 1848 bis 1850 die dänische Blockade den Verkehr beeinträchtigte, so läßt jenes Emporkommen auf eine Energie schließen, die in der That so unverwüstlich nicht häufig gefunden wird. In seiner ganzen vollen Gewalt aber erscheint der hier schlagende Puls erst, wenn wir sehen, wie hart neben Hamburg eine neue Stadt mit weitreichenden Privilegien, wie Altona, zwar selbst wachsen, aber das Gedeihen der ältern Schwester nicht hemmen kann.

Noch erfreulicher als diese Betrachtung, der hinzugefügt werden mag, daß Hamburg überhaupt der bedeutendste Handelsplatz des europäischen Festlands ist, und daß zum Beispiel sein Kaffee bis Laibach, das heißt, bis unmittelbar vor die Thore von Triest geht, wird für manchen die folgende sein. Hamburg ist mit Altona, das ihm „all to nah" liegt, um nicht einst auch dem Rechte nach völlig eins zu werden mit ihm, der dritte, ohne Altona der vierte große Markt der Welt. Nur London, Neuyork und Liverpool über-

bieten es in dieſer Beziehung. In einzelnen Branchen dagegen findet es nirgend ſeines Gleichen. Wie London der erſte Goldmarkt der Welt iſt, ſo iſt Hamburg ihr größter Silbermarkt, und wie in Liverpool ſich die meiſte Baumwolle auf Erden concentrirt, ſo in Hamburg der meiſte Kaffee. Hamburg iſt aber zugleich die merkantile Metropole der ſkandinaviſchen Länder. Es iſt dies nach natürlichen Geſetzen, wird es bleiben, wird es trotz des Verdruſſes, den dies den Dänen verurſacht, trotz ihrer Gegenanſtrengungen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr werden, und iſt damit die ſtärkſte Klammer, welche die deutſchen Herzogthümer an den Süden feſſelt.

Die politiſche Vereinigung Schleswigs mit Deutſchland iſt bis auf beſſere Zeiten vereitelt worden. Auch Holſtein dürfte mit der Erfindung des däniſchen Geſammtſtaats auf eine Weile uns entfremdet werden, ſo ſehr es ſich dagegen wehrt und verwahrt, eine Provinz des „Reiches von der Elbe bis zum Sunde zu werden.“ In den bei uns jetzt maßgebenden Kreiſen wird man ſich begnügen, die Form einigermaßen feſtzuhalten. Daß das Weſen, die wirkliche Verbindung beider Herzogthümer mit Deutſchland und darin die Hoffnung einer dereinſtigen völligen Vereinigung beider erhalten bleibe, dafür leiſtet außer dem treuen Sinne transalbingiſchen Volkes vornehmlich die Stellung und die Natur Hamburgs Bürgſchaft.

Der Bund der Hanſa iſt todt und begraben auf dem Kirchhof der Geſchichte, wo über ſeiner Gruft das eherne Bild Jürgen Wullenwebers ſteht, des lübecker Bürgermeiſters, der noch in den Tagen des Untergangs, als Holland bereits anfing, die Oſtſee mitzubeherrſchen, als Amerikas Entdeckung den Haupthandel nach Weſten zog, und als überdies die Reformation das Volk in zwei Lager geſchieden hatte, es wagen konnte, dreien Königreichen zugleich Fehde anzuſagen. Der Hanſabund iſt todt, aber ſein Geiſt, der in der Traveſtadt nur in der Erinnerung noch lebt, iſt in Hamburg in anderer, kaum weniger herrlicher Geſtalt wieder in das Leibliche getreten. Kämpft er nicht mehr mit eiſernen Waffen und nicht mehr bewußt für den Ruhm des deutſchen Namens in den baltiſchen Ländern, ſo ſtreitet er dafür unbewußt mit ſilbernen, die für das, was wir brauchen, faſt ebenſo wirkſam ſind.

Hamburgs Börſe gibt den Ton an für alle Börſen des Nordens, ihre Töchter. Ihre Geldcursbeſtimmungen gelten in Kiel wie in Flensburg, in Kopenhagen wie in Chriſtiania und Bergen und ſelbſt in Stockholm als unabänderliche Machtſprüche. Hamburg iſt in ſeiner Eigenſchaft als Welthandelsplatz für den Umſatz der ſkandinaviſchen Producte der Hauptmarkt, da die Producenten und Zwiſchenhändler wegen der hier herrſchenden großen Nachfrage ſtets auf ſichern Abſatz und die höchſtmöglichen Preiſe rechnen können und deshalb die heimiſchen Märkte in vielen Fällen umgehen. Hamburg iſt ferner als nächſter Centralſtapelplatz für die Manufacturwaaren der mittel-

deutſchen, rheinländiſchen und engliſchen Fabriken der Ort, wo die Kleinhändler Skandinaviens die größte Sicherheit, zu finden, was ſie ſuchen, die beſte Auswahl und des ſtarken Angebots halber die billigſten Einkaufspreiſe finden. Hamburg beſitzt endlich innerhalb ſeiner Mauern mehr flüſſiges Geld als alle drei ſkandinaviſchen Reiche zuſammengenommen.

Die kopenhagener Börſe hat ſich lebhaft für die Revolution intereſſirt, die den Krieg mit Schleswig-Holſtein begann. Sie war in der That einer der Hauptfactoren bei den Vorgängen des März 1848. Man wird vermuthen, daß es nicht reiner Patriotismus war, welcher die Kaufmannſchaft dazu veranlaßte. Und dieſe Vermuthung iſt richtig. Es war zum größern Theile, wo nicht ganz, die Hoffnung der Großhändler, ſich auf dieſe Weiſe für eine Weile, und unter günſtigen Conjuncturen für immer von Hamburgs Einfluß emancipiren zu können, den die kopenhagener Blätter nicht müde wurden, als Tyrannei zu brandmarken. Der Verſuch iſt beinahe völlig mißlungen, weil er Unmögliches im Auge hatte. Eine ſolche Emancipation iſt, ſo lange die Welt bleibt, wie ſie jetzt iſt, nur auf einige Zeit, nicht auf die Dauer zu erreichen.

Allerdings beherrſchte Kopenhagen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den däniſchen Handel faſt ausſchließlich, und der Zwiſchenhandel dieſer Hauptſtadt nach China und Oſtindien war ſehr beträchtlich. Fragt man aber nach dem Grunde, ſo waren es die damaligen politiſchen Conjuncturen. Die däniſchen Könige nämlich verhielten ſich während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges und während der erſten Jahre der franzöſiſchen Revolution neutral, und ſo war in dieſer Periode die däniſche Flagge ſehr geſucht und dem kopenhagener Kaufmannsſtande ein weites Feld zur Concurrenz mit größern Nationen eröffnet. Die kleinern Städte der Inſeln und Jütlands und mit Ausnahme Flensburgs auch die Schleswig-Holſteins waren damals völlig unſelbſtſtändig. Ihr Umſatz beſchränkte ſich, was die däniſchen betraf, faſt ausſchließlich auf den Verkehr mit Kopenhagen. Die napoleoniſchen Kriege machten der merkantilen Bedeutung der letzteren ein raſches Ende. Der chineſiſch-oſtindiſche Handel hörte faſt ganz auf, weil nach dem allgemeinen Frieden die unnatürlichen Bedingungen ſeines außerordentlichen Umfangs nicht mehr vorhanden waren. Die Provinzialſtädte Dänemarks wurden allmälig unternehmender und ſelbſtſtändiger und exportirten die Erzeugniſſe ihrer Umgegend direct ins Ausland — vornehmlich nach Hamburg oder doch durch Hamburgs Vermittlung.

Durch den Krieg mit Deutſchland kam die däniſche Hauptſtadt wieder einen Augenblick empor. Nur wenn Dänemark von Deutſchland ſich iſoliren kann, kann es ſeine Selbſtſtändigkeit bewahren. Der Krieg, der die Scheidewand zog, mußte auch dem Handel der Provinzen zeitweilig eine andere Richtung geben. Vor

dem Jahr 1848 bezogen die meiſten Detailliſten Kopenhagens und faſt alle in den Provinzen ihre Waaren aus Hamburg, welches ſie fleißig von Probenreiſenden beſuchen ließ und ihnen bereitwillig den ausgedehnteſten Credit gewährte. Es war in der That dahin gekommen, daß der Blancocredit in Hamburg die Lebensbedingung des geſammten däniſchen Detailhandels war. Beim Ausbruch des Kriegs hatten die Hamburger ſehr beträchtliche Summen in Dänemark zu fordern. Als aber der Verkehr zu ſtocken begann, wurde von der einen Seite die Zahlung, von der andern der Credit verweigert, und jetzt zeigte ſich deutlich die völlige Unſelbſtſtändigkeit des däniſchen Handelsſtandes.

Der Augenblick ſchien geeignet für Kopenhagen, ſich zum Stapelplatz für den Handel des Königreichs zu machen. In den meiſten Kreiſen hatte man ſich das Wort gegeben, fortan keine Waaren mehr von Hamburg zu nehmen. Es war ein Rauſch, dem bald die Ernüchterung folgte. Große Worte wurden geſprochen, aber der Unternehmungsgeiſt, der ſie ausführen ſollte, war verſchwunden. Man verſuchte mit London anzuknüpfen, allein man fand dort weder den ausgedehnten Credit, noch die Nachſicht hinſichtlich der Zahlungsfriſten, deren man bedurfte. Wollte früher ein junger Mann in Dänemark ſich etabliren, ſo reiſte er nach Hamburg. Mochte er Geld haben oder nicht, auf die einfachſte Empfehlung, bisweilen auf ſein ehrliches Geſicht hin fand er immer die Lager zu ſeiner Dispoſition, und dazu kam, daß er hier ſelbſt nach dem kleinſten Maßſtabe ſeine Einkäufe machen konnte. Davon war in England nicht die Rede, und ſo waren, als der Friede kam, Tauſende froh, in die alte Verbindung mit der beneideten Stadt an der Elbe wieder eintreten zu können. Die thörichte Großmannsſucht fuhr fort, dieſe Abhängigkeit von Hamburg ein Joch zu nennen, die praktiſchen Leute aber kehrten ſich nicht an das unverſtändige Gepolter, und wenn einige darin ein nothwendiges Uebel erblickten, ſo ſahen weit mehre darin einen Segen.

Der Plan, die cimbriſche Halbinſel mit Querbahnen zu durchziehen und ſo eine directe Verbindung zwiſchen England und Kopenhagen herzuſtellen, hat bis jetzt nur auf den Viehtransport von den Marſchen Schleswigs nach England Einfluß gehabt. Ein anderes handelspolitiſches Project, nämlich Kopenhagen zu einem Freihafen zu machen, wofür ſich Chriſtian VIII. ſehr intereſſirt haben ſoll, wartet noch der Ausführung und wird wol noch lange ihrer warten. Dürfte übrigens eine einzelne ſkandinaviſche Handelsſtadt als Freihafen eine commercielle Bedeutung gewinnen, ſo erſcheint Gothenburg in Schweden weit mehr geeignet dazu, als Kopenhagen, deſſen Lage, Betriebſamkeit u. ſ. w. der nördlichern Rivalin in jeder Beziehung nachſtehen. Endlich aber ſind die meiſten Kaufleute Kopenhagens ſelbſt über den vielbeſprochnen Freihafen getheilter Meinung, und es fehlt durchaus nicht an Gegnern deſſelben.

Hätte die däniſche Nation aber auch den kaufmänniſchen Unternehmungs-

geist besessen, der ihr zur Durchführung jenes Emancipationsstrebens mangelte, es wäre doch schwerlich zu etwas Erheblichem gekommen.

Zunächst läßt sich eine solche Centralhandelsstadt, wie wir sie in Hamburg besitzen, auch beim besten Willen und beim tiefsten Verständniß der dazu gehörigen Bedingungen nicht machen, sondern muß entstehen, und es bedarf Jahrzehnte und Jahrhunderte, um den Organismus in allen seinen Kanälen, Treibrädern, Wellen und Kämmen auszubauen und zu regeln, das Verhältniß von Capital und Credit festzustellen und eine Bevölkerung zu schaffen, die in ihrer großen Mehrzahl nur für den Handel lebt. Der praktische Sinn, den der Hamburger von Kindheit auf durch stetes Hören und stete Uebung sich aneignet, die wohlthätigen Usancen, die bequemen Banken, die zahllosen Verbindungen mit Einkäufern und Verkäufern, deren die dortigen Häuser sich erfreuen, sind eine auf Zins und Zinseszins angelegte Erbschaft, mit der mehr als eine Generation wuchern mußte, ehe sie den jetzigen Höhenstand erreichte. Die mächtige Handelsmarine (sie ist weit größer als die von ganz Dänemark) mit ihrem Zubehör von Hafenanstalten und Schiffszimmerhöfen, die diese Häuser besitzen, der Ruf der Rechtlichkeit, Klugheit und Dienstwilligkeit, der sich durch die ganze handeltreibende Welt an ihre Namen knüpft, läßt sich auch durch das Werde eines Genies nicht sofort beschwören. Die Versuche, die man in dieser Richtung gemacht hat, rasch zu schaffen, sind immer fehlgeschlagen, so groß auch die Mühe war, die man sich mit ihnen gab.

Sodann aber wurzelt die Größe Hamburgs darin, daß es am Ausfluß eines großen Stroms, der ein stark bevölkertes Land durchzieht, und gleich weit entfernt von zwei vielbefahrenen Meeren liegt. An der Mündung der Elbe erbaut, ist es einerseits der natürliche Stapelplatz der Fabrikanten und Getreideproducenten eines beträchtlichen Theils von Deutschland, anderseits der ebenso natürliche Landungsort für alles, was die Mitte Europas von englischen und französischen Waaren bedarf. Es mußte groß werden, sobald umsichtige Blicke und thätige Hände diese natürlichen Vortheile auszubeuten begannen.

Anders verhält es sich mit Dänemark und mit ganz Skandinavien. Dänemark mußte viele Handelsstädte, ebendarum aber nur solche von zweiten und dritten Range erzeugen. Die Länder, aus denen es besteht, sind kleine oder doch nur mittelgroße Inseln, und die Hälfte einer langgestreckten Halbinsel, die nur auf einem schmalen Küstensaume, dichtbewohnt, durch Meerbusen gespalten und ohne schiffbare Flüsse ist. Nur an solchen schiffbaren Flüssen, welche starkbewohnte Länder durchziehen entstehen, man denke an Neuyork, Neuorleans, London und andere Handelsmetropolen, mit Nothwendigkeit große Emporien.

In Hamburg concentrirt, in den dänischen Gebieten isolirt sich die commercielle Strömung vom Inland nach dem Auslande. In Hamburg sammelt

ſich das zur Ausfuhr beſtimmte Getreide Polens, Böhmens, der magdeburger Gegend, Braunſchweigs und Hannovers, Mecklenburgs und Holſteins, und es iſt der Hauptfruchtmarkt, wo England und Holland ihr Getreide kaufen. Auf die kleinern däniſchen Plätze zu gehen würde oft unvortheilhaft, ſtets gewagt für die fremden Einkäufer ſein. Sie würden unverhältnißmäßige Preiſe zahlen müſſen, oder, da dort nur ein geringer Vorrath der von ihnen geſuchten Waare ſein kann, ihre Aufträge zu realiſiren nicht im Stande ſein. Sie kommen darum in der Regel nach dem Hauptmarkte, der ihnen Sicherheit des Geſchäfts gewährt, und ſo müſſen die däniſchen Verkäufer ſich gleichfalls dorthin wenden. Ein ſehr großer Theil des däniſchen Getreides wird nach Proben von hamburger Commiſſionären verkauft und dann auf Ordre derſelben von Dänemark aus nach England und Holland verſchifft.

Daſſelbe gilt von dem Handel mit Manufacturwaaren. Dänemark iſt ein Complex von Ländern, deren Fabrikweſen vernachläſſigt iſt und ſich überhaupt nicht zu großer Bedeutung erheben läßt, da die Rohſtoffe, die es verarbeiten muß, dem Boden von der Natur meiſt verſagt ſind. Es verbraucht bei ſeiner geringen Bevölkerung (21,900 Einwohner auf der Quadratmeile) weniger als die dichtbewohnten Gegenden des Elb- und Odergebiets. An keinem ſeiner Handelsplätze kann deshalb auch nur entfernt ein ſolcher Zuſammenfluß von Gegenſtänden der Induſtrie ſtattfinden wie in Hamburg. Wo aber eine Fülle von Waaren ſich concentrirt, macht die Concurrenz, nicht das Belieben des Einzelnen die Preiſe. Der Einkäufer iſt ſicher, die Waare, die er ſucht, zu finden, es ſteht ihm die Wahl frei, er kann Beſtellungen von jedem Umfange machen, und er hat keinen Zeitverluſt zu fürchten, ſelbſt dann nicht, wenn er nach den verſchiedenſten und ſeltenſten Gegenſtänden zu fragen kommt. Es iſt daher nur natürlich, wenn die Dänen, wie die Schweden und Norweger ſich vornehmlich durch Hamburgs Vermittlung mit den Induſtrieerzeugniſſen Deutſchlands, Frankreichs und Englands verſorgen, und es wird ſo bleiben, ſo lange die Kleidungsſtoffe und Werkzeugfabrikanten Europas ihre Werkſtätten an der Elbe, am Kanale und am Rhein haben.

Iſt nun Hamburg das Haupttriebrad, welches den Handel und Verkehr des ganzen Nordens in Bewegung ſetzt, ſo iſt die Wirkung und die Anziehungskraft, die es auf ſeine unmittelbare Umgebung ausübt, begreiflicherweiſe noch weit größer. Der Nutzen, der zu allen Zeiten der kräftigſte und treueſte Verbündete der Ideen war, ſteht den Schleswig-Holſteinern bei ihrem Widerſtande gegen das Beſtreben Dänemarks, ihre Blicke vom Süden ab und nach Norden hinaufzulenken, zur Seite. Dänemark hat dieſelben Bodenverhältniſſe und ungefähr dieſelbe Dichtigkeit der Bevölkerung wie die deutſchen Herzogthümer. Es iſt ein vorzüglich Getreide bauendes und Vieh züchtendes Land wie dieſe. Es hat ihnen infolge deſſen verhältnißmäßig nur wenig zu ver-

kaufen und abzukaufen. Dagegen bezieht Hamburg direct oder indirect, für ſich ſelbſt und noch mehr für England und Holland faſt alles, was Holſtein und einen ſehr beträchtlichen Theil deſſen, was Schleswig über den eignen Bedarf producirt. Hamburg nährt, Kopenhagen verzehrt den Reichthum des Landes. Nach Hamburg als nach ſeiner Sonne richtet der ganze Lebensbaum Transalbingiens ſeine Blätter und Blüten.

Die Eiſenbahnen, die ſich bei der Natur des Landes mit verhältnißmäßig geringen Koſten vervielfältigen laſſen, müſſen dieſes Verhältniß unermeßlich ſteigern. Aber ſchon jetzt iſt der Einfluß Hamburgs allenthalben, ſelbſt in Nordſchleswig, fühlbar.

Für den hamburger Markt arbeiten die Melkereien und Meiereien, die Buttermaſchinen und Käſekeſſel in den großartigen Milchwirthſchaften, die der Stolz der Oſtſeite ſind und welche alljährlich für mehre Millionen Thaler ihrer Producte dorthin verſenden. Für Hamburgs Haſenſchlachtereien wird auch jetzt noch, nachdem England eine directe Verbindung mit der Weſtküſte hergeſtellt hat, ein anſehnlicher Theil jener ungeheuren Rinderherden gemäſtet, welche die Marſchen der Nordfrieſen, Eiderſtedter und Ditmarſen nähren. Für Hamburg, nicht für Kopenhagen, bauen die Schiffszimmerleute von Apenrade die meiſten Fahrzeuge und fahren ſieben Achtel der 46 Schiffe, welche dieſer kleine Ort auf dem Waſſer hat. Von Hamburg, oder was für dieſe Betrachtung daſſelbe iſt, von Altona bezieht man ſeine beſſern Möbeln, ſeine meiſten Luxusartikel, ſeine Bücher. In Hamburg oder Altona verſieht ſich der ſchleswigſche Kaufmann ganz ſo wie der holſteiniſche mit den Bedürfniſſen ſeines Ladens, und von Hamburg laſſen die Landwirthe beider Herzogthümer ſich die Speciesmünze ſchicken, die ſie zur Zahlung der Steuern und zur Entrichtung von Kauf- und Pachtſchilling brauchen, wenn der kieler „Umſchlag" oder ein anderer Termin den Beutel in Bewegung ſetzt.

„Vom Süden," äußerte ein Freund aus Angeln, mit dem wir dieſe Verhältniſſe durchſprachen, „vom deutſchen Süden kommt uns Gewinn und Bildung. Vom Norden, ſagt eins unſrer Sprichwörter, hat man blos: Magre Heſte, torte Pötte, danske Präſte (d. i. magre Pferde, ſchwarze jütiſche Töpfe und däniſche Pfaffen) zu verſenden."

Mag der Freund damit zu wenig von der däniſchen Einfuhr in die Herzogthümer genannt haben. Das Sprichwort meint, daß der Volksverſtand den Dänen nicht mehr zu verdanken meint. Nach Süden blickt deshalb, nicht nach Norden, alles, was in irgend einer Beziehung zum Handel ſteht, und mit dem deutſchen Handel ſtrömt, ſeit der Bevölkerung das Bewußtſein über ihre Stellung zu uns aufgegangen iſt, von keiner Zollſchranke aufgehalten, unabläſſig deutſches Leben und Weſen in dieſes abgebundene Glied des deutſchen Geſammtkörpers.

Nicht Kiel also, nicht Flensburg oder Schleswig, am wenigsten Kopenhagen, sondern Hamburg ist der natürliche Centralpunkt und die eigentliche Hauptstadt der nordalbingischen Länder deutscher Zunge. Hoffen wir, daß es dies dereinst nicht nur factisch, nicht nur dem Wesen nach, sondern factisch und formell, ganz und völlig sein wird. Lange Jahre wurde auch Hamburg von den dänischen Königen als holsteinische Landstadt angesehen. Erst 1768 gelang es ihm, die Bande der dänischen Oberhoheit vollständig zu lösen. Das Jahrhundert von diesem denkwürdigen Datum wird unzweifelhaft voll werden, ehe Schleswig-Holstein dem Beispiele seiner Hauptstadt gefolgt sein wird. Die Hoffnung, daß es einmal geschehen wird, hält man wenigstens in Holstein trotz der perpetuellen Sonnenfinsterniß des deutschen Himmels mit zäher Zuversicht und nicht ohne Grund fest und — „Aushalten thut kriegen!" sagen die Friesen.

Correspondenzen.

Aus Hannover. — Nachdem der Weltfriede glücklich wiederhergestellt ist, wird das Heerwesen früher oder später wol in jedem deutschen Staat in die öffentliche Erörterung gezogen werden, da wir es uns nur zu lange schon als eine unveränderliche Thatsache still gefallen lassen. Es wird daher aus dem vaterländischen Gesichtspunkt gerechtfertigt sein, die Lage dieser wichtigen Nationalsache in einem der größeren Mittelstaaten näher zu betrachten. Grade in Hannover steht sie innerlich noch mehr als äußerlich auf einem viel entscheidenden Wendepunkt.

Die Fürsten des Hauses Braunschweig haben von früher her, namentlich aber seit dem dreißgjährigen Kriege eine verhältnißmäßig starke Kriegsmacht auf den Beinen gehalten, ihre Ausbildung stets mit erblicher Vorliebe gepflegt und diese schon früh grundsätzlich dem Lande aufgelegt. Die also übernommene Last beschränkt sich nicht auf die Zahlungen aus den Landeskassen, sie erstreckt sich auf viele verschiedenartige Leistungen der Einzelnen, von denen die Pflicht der männlichen Jugend zu persönlichem Dienst und die Einquartirung sammt der Verpflegung der Truppen die hauptsächlichsten waren. Von allen solchen Leistungen waren theils persönlich, theils sachlich die bevorrechtigten Classen ausgenommen. Dem großen Rest der Bevölkerung gegenüber waltete bis in das zweite Viertel dieses Jahrhunderts hinein das Bestreben vor, anfangs ganz freiwillig übernommene Leistungen erst zu einem halb verpflichtenden Herkommen zu befestigen, und dann sogar gesetzlich in die bei weitem angenehmere Form von Geldabgaben umzuwandeln. Als aber nach den Ereignissen von 1830 stärkere Schwingungen der allgemeinen revolutionären Bewegung des Welttheils Hannover ergriffen, von der Gleichzeitigkeit der englischen Parlamentsreform und Wilhelms IV. günstiger Gesinnung grade hier glücklich unterstützt, fielen die Ausnahmen von der staatsbürgerlich gleichen Verpflichtung fast ohne Versuch der Erhaltung. Nur einige minder bedeutende Reste

des früheren Zustandes blieben einstweilen noch stehen. Dahin gehören die Thatsache, daß die 1833 zugelassene, 1848 jedoch ebenfalls aufgehobene Befreiung der vormals ganz befreiten Classen von der wirklichen Einquartirung thatsächlich immer noch mehr oder weniger fortbesteht, und die rechtliche Ungleichheit, daß einige Garnisonstädte den ihnen zugetheilten Mannschaften zu gewissen kleinen Leistungen verpflichtet geblieben sind, obwol dem herrschenden großen Grundsatz zufolge alle Militärlasten ebenmäßig von der ganzen Bevölkerung, das heißt aus der Staatskasse als dem Sammelplatz der öffentlichen Abgaben getragen werden sollen. Das Schlimmste sind die ungleich treffenden Nachtheile der Einquartirung und Verpflegung. Wiewol eine mäßige Vergütung die Quartierwirthe für beide entschädigen soll, so ist doch keine Schadloshaltung denkbar für die Unruhe und die Gefahr, welche ein solcher ungebetener Gast in tausend und abertausend Familien trägt. Die Städte, denen durchgehends nur das Fußvolk zufällt, haben zur Noth noch mächtige Gegenwirkungen zu ihrem Schutze aufzubieten; in den Flecken und Dörfern fehlt jede Abwehr. Die jungen Männer verleitet das Beispiel des behaglich lebenden Reiters zum Müßiggang und zum Spiel, die Mädchen sein bunter Rock gar zu unnützen Dingen. Aus der unmittelbaren Anschauung dieser Folgen heraus haben die Stände seit zwanzig Jahren unaufhörlich mit steigendem Ernst auf durchgängige Kasernirung der Cavalerie und der Artillerie angetragen und die Gründe, mit denen die Regierung diesem Verlangen bisher allemal ausgewichen ist, tragen nicht wenig dazu bei, die Vorstellung von dem Umfang jenes Uebels zu verstärken. Nächstdem, daß sie überhaupt nur das Interesse des Militärdienstes geltend macht, sind ihre Gesichtspunkte, daß die Kasernirung den Haushalt der Regimentskassen in eine schlechtere finanzielle Lage bringen und daß sie das jetzige Verfahren freiwilliger Werbung bei der Cavalerie und der reitenden Artillerie unmöglich machen würde. Die Unmöglichkeit der freiwilligen Werbung bei eintretendem Kasernenleben soll darin liegen, daß die wohlhabenden Bauernsöhne, die jetzt die Reihen unserer gutberittenen Schwadronen mit eignen Pferden anfüllen, um dem zwangsmäßigen Dienste zu Fuß zu entgehen, die Freiheit des Thuns und Lassens bei der jetzigen Zerstreuung in allen Dörfern nicht würden missen wollen. Mit andern Worten, der Militärgeist widersetzt sich angeblich der Kasernirung der Cavalerie genau aus demselben Grunde, aus dem die Volksvertretung sie zu fordern nicht müde wird. Zu den militärischen Gründen ihrer Weigerung hat die Regierung dies Mal noch den finanziellen aufgetrieben, daß so viel dringlicher erscheinende Ausgaben von schwerem Gewicht nicht gestatten möchten, mehr als eine Million für den Bau von etwa sechs Cavaleriekasernen auszuwerfen. Dagegen verlangt sie für eine Artilleriekaserne mehr, hier in unserer Stadt Hannover 80,000 Thlr., und für drei neue Infanteriekasernen 150,000 Thlr. Es ist nicht wahrscheinlich, wenigstens hinsichtlich der letzteren dieser beiden Forderungen, daß die zweite Kammer sie für dringlicher als die Einsangung der im Lande umherliegenden Reiterei in feste Mauern ansehen wird.

In demselben Jahr 1833, das durch Roses, Dahlmanns und Stüves Staatsgrundgesetz den großen Grundsatz der Gleichberechtigung im Staatsleben für Hannover zur Wahrheit machte, wurde auch über die Kosten des hannoverschen Heerwesens ein festes und alles umfassendes Abkommen getroffen. Da der innere Haushalt

der Kriegskasse den Ständen nach wie vor entzogen bleiben sollte, so wurde als „ordentlicher Beitrag zum Militäretat“ eine Gesammtsumme von 1,588,866 Thlr. 16 Sgr. 3 Pf. ausgeworfen. Dazu kamen noch an 300,000 Thlr. Verpflegungskosten der Cavalerie und der Artillerie, die im Budget gesondert blieben, da ihre Verwendung nach einem eignen Gesetz von 1834 erfolgte, und einige kleinere Posten, so daß mit einigen geringen Veränderungen aus dem Jahr 1842, wo die Stände übrigens einen heftigen Anlauf des Königs zu viel reichlicheren Aufwendungen für das Heer siegreich zu mäßigen wußten, der ganze Aufwand noch im Haushaltsplane des Finanzjahres 1854/55 eine Summe von ungefähr 1,990,000 Thlr. oder rund zwei Millionen Thalern begriff. Diese Summe beantragte die Regierung nun mit einem Male um fast die Hälfte, nämlich um etwa 980,000 Thlr. zu erhöhen. Wo das Heer bisher zwei Millionen kostete, ein knappes Viertel der Staatsausgaben im eigentlichen Budget, da soll es künftig mit drei Millionen ein Drittel derselben hinwegnehmen. Hiermit aber nicht genug, beantragt die Regierung noch außerhalb des ordentlichen Budgets zwei Millionen für außergewöhnliche militärische Zwecke zu bewilligen: 883,000 Thlr. für die eben wieder aufgehobene erhöhte Kriegsbereitschaft nach dem Bundesbeschluß vom 8. Februar 1855, 445,000 Thlr. zur Deckung eines seit mehren Jahren fortschleichenden Deficits der Kriegskasse und 677,000 Thlr. für neue Zeughäuser, Kasernen und Ergänzung des nothwendigen Heergeräths. Im Bunde mit andern unausweichlichen Ausgaben werden diese Ansprüche hinreichen, die aufgesammelten Ueberschüsse der Generalkasse aus den stets günstig abschließenden Vorjahren bis auf die letzte Spur zu vertilgen, und außerdem Hannover mit der neuen Erscheinung eines Defizits im regelmäßigen Budget zu beschenken, was der Verfasser des diesjährigen Haushaltsplans nicht einmal durch einen überaus reichlichen Anschlag der Einnahmen von Posten und Eisenbahnen zu umgehen vermocht hat. Ob diese Thatsache dem Staatscredit nicht einen ärgeren Stoß versetzen wird, als die leider wieder hinausgeschobene Zulassung einer Zettelbank und selbst einer industriellen Creditanstalt jemals gethan haben würden, darüber braucht man nur die berufenen Kritiker alles Credits, die Capitalisten des eignen Landes zu fragen.

Die Aufgabe der Stände ist klar. Sie dürfen sich nicht blos auf den Maßstab der äußersten Sparsamkeit, die noch mit der Erfüllung der Bundespflichten verträglich ist, passiv einschränken. Sie müssen ihrerseits mit bestimmten durchdachten Vorschlägen für die Finanzreform, die zu einer dringlichen Nothwendigkeit geworden ist, vorgehen. Es ist nicht die Sache eines einfachen Berichterstatters, zu sagen, welche Vorschläge ihm für diesen Zweck die geeigneten dünken würden. Aber wol darf er die Nothwendigkeit betonen, daß überhaupt etwas Positives gethan werde, und das geschieht hiermit.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Geschichtschreiber.

Georg Waitz.

Wenn man zu Anfang dieses Jahrhunderts die Blüte des deutschen Culturlebens darstellen wollte, so mußte man sich an die Dichter, Philosophen und Philologen halten. Das Leben der deutschen Literatur wurzelte damals im griechischen Alterthum. Aus ihm nahm man die Muster für die Darstellung, in seiner Weise bemühte man sich zu denken und zu empfinden, ja auch der positive Inhalt des Glaubens, der Idealismus des Herzens und Verstandes erinnerte mehr an die Hellenengötter, als an die eigne christlich-germanische Vergangenheit. Der Idealismus war die Signatur der Zeit in allen Zweigen des Schaffens und des Empfindens. Man achtete die Wirklichkeit gering und setzte auf die Zukunft nur insofern Hoffnungen, als sie aus dem höheren Bewußtsein der freien Bildung hervorgehen sollte. Allmälig trat in allen Gebieten der Literatur eine innere Reaction ein. Die Dichtkunst, zuerst durch die romantische Schule angeregt, hörte auf, sich mit dem griechischen Ideal zu befriedigen, sie durchsuchte alle Zeiten und Völker, um in der Allseitigkeit des Idealismus dem Bilde des reinen Menschen immer näher zu kommen, bis sie endlich für das Gewirr der verschiedenen einander widersprechenden Ideale kein anderes Correctiv fand, als die Wirklichkeit, und so auf einem weiten Umwege zum Realismus, zum deutschen Leben zurückkehrte. Die Philosophie wurde ihrer subjectiven Ideale müde und kam endlich in derjenigen Schule, die am tiefsten vom griechischen Geist durchdrungen war, zu dem überraschenden Resultat, das Wirkliche sei das Vernünftige, womit sie zugleich, ohne es selbst klar einzusehen, die Führerschaft abgab und sie denjenigen Wissenschaften überließ, die sich mit der Erforschung des Wirklichen beschäftigten. Die Philologie endlich, die bisherige Lehrmeisterin der Künste und Wissenschaften, wurde durch immer tiefere Forschung genöthigt, sich die historische Methode anzueignen, und die Durchforschung des alten Rechts- und Staatslebens drangte die Beschäftigung mit den Künstlern, Dichtern und Philosophen in den Hintergrund. Es war eine lange und im Ganzen unerfreuliche Zeit der Gährung, in welcher

man ſich an das neue Material gewöhnen und es in die Formen der bisherigen Bildung übertragen mußte. Indeß hat ſich dieſe Gährung endlich geklärt, und wenn wir die deutſchen Geſchichtſchreiber der Gegenwart, zum Theil noch jugendlich aufſtrebende Kräfte, zuſammenſtellen, ſo haben wir ein ebenſo vielſeitiges, erfreuliches und in ſich ſelbſt harmoniſch abgerundetes Bild, als uns aus der frühern Zeit die Blüte von Weimar und Jena gewährt.

Es iſt eine Beobachtung, die man zwar nicht zu weit ausdehnen muß, deren Richtigkeit im Ganzen aber niemand bezweifeln wird, daß viel entſchiedener, als vor einem halben Jahrhundert, Norddeutſchland die Führung in der Literatur einnimmt. Zwar war ſchon in der frühern Zeit die Productivität unſrer ſchöpferiſchen Genies vorzugsweiſe Norddeutſchland zu Gute gekommen, aber ſie ſelbſt gehörten in faſt überwiegender Zahl Süddeutſchland an. Goethe, Schiller, Schelling, Hegel, um von den Schriftſtellern zweiten Ranges zu ſchweigen, mußten die ſüddeutſche Bildung zu Ehren bringen, obgleich man dabei nicht überſehen darf, daß ſie ſämmtlich dem Proteſtantismus angehörten und dadurch mit Norddeutſchland im engſten Zuſammenhang ſtanden. Dies Verhältniß findet in neuerer Zeit nicht mehr ſtatt; von den hervorragenden Schriftſtellern gehört die überwiegende Mehrheit Norddeutſchland an. Den Grund würden wir nicht in dem häufig gehörten Vorurtheil ſuchen, daß die norddeutſche Bildung den Verſtand und die Analyſe, die ſüddeutſche mehr die Phantaſie und die Syntheſe begünſtige, ſondern darin, daß die neue Form des Schaffens zweierlei verlangt: eine gründliche, ſtreng zuſammenhängende Schule und eine ununterbrochene Beziehung auf das größere politiſche Leben. Der Einzelne muß, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, vorerſt Disciplin lernen, und um das zu können, muß er ſchon von vornherein das Gefühl in ſich tragen, einem organiſchen Ganzen anzugehören. Nun verdient zwar Norddeutſchland noch keineswegs dieſe Bezeichnung, wenn man einen ſtrengen Maßſtab anlegen will; aber es ſind überall die Keime dazu vorhanden, und der Einzelne hat wenigſtens die Möglichkeit, ſich in dieſe Anlagen hineinzuleben und ſo bis zu einem gewiſſen Grad die fehlende Subſtanz der wirklichen Nationalität zu ergänzen. Für den Geſchichtſchreiber iſt es nothwendig, daß ſeine Geſinnung mit ſeinem Studium Hand in Hand geht, und dieſem treten in Süddeutſchland in religiöſer wie in politiſcher Beziehung unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg.

Ein nicht unbedeutendes Contingent zu den Arbeitern an der Entwicklung des deutſchen Geiſtes haben die kleinen Landſchaften Schleswig-Holſtein geſtellt. Auch hier liegt der Grund nicht blos in der tüchtigen, geſunden Natur des Volksſtammes, in dem die geſunden, ſtarken Seiten des norddeutſchen Charakters vielleicht am lebhafteſten zur Erſcheinung kommen, ſondern hauptſächlich darin, daß in dieſer kleinen Landſchaft die hiſtoriſchen Ideen, aus welchen die Bewegung des neuen deutſchen Lebens hervorgeht, am tiefſten in den Neigungen

und Wünſchen des Volks Wurzel geſchlagen haben. Schleswig-Holſtein iſt der Punkt, in dem es ſich entſcheiden wird, ob in Deutſchland noch eine Erhebung zum nationalen und ſtaatlichen Leben möglich iſt oder nicht, und das Gefühl dieſer providentiellen Beſtimmung lebt in den geſammten Volk. Es mag ſein, daß in dem gegenwärtigen Augenblick in den Herzogthümern durch den gerechten Zorn über die Rolle, welche Preußen 1849 und 1850 geſpielt hat, die Form, in der wir die Wiederbelebung Deutſchlands begreifen, ſo unpopulär als möglich iſt. Das Volk hat einen ſehr geſunden Sinn, und ſobald einmal die Stunde zum Handeln wieder ſchlägt, ſobald durch irgend eine Conjunctur der europäiſchen Verhältniſſe Deutſchland die Möglichkeit geboten wird, an dieſem Punkt ſein Recht und ſeine Ehre zu wahren, wird ganz Schleswig-Holſtein wieder auf unſrer Seite ſein.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir bei dem modernen Geſchichtſchreiber neben ſeinen Forſchungen auch die politiſche Geſinnung in Anſchlag zu bringen haben. Selten werden wir ein ſo erfreuliches Bild von völliger Uebereinſtimmung des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Lebens antreffen, als bei dem Schriftſteller, den wir heute zu behandeln haben.

Georg Waitz iſt 1813 in Flensburg geboren, auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt vorgebildet und hat ſeit 1832—36 zu Kiel und Berlin Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte ſtudirt. Es iſt für einen Schriftſteller ein nicht hoch genug anzuſchlagendes Glück, wenn ſeine Jugendbildung in eine Zeit fällt, die ihn der innern Kämpfe überhebt. In ſolchen innern Kämpfen und Schwankungen mag ein ſtarker Charakter Gelegenheit finden, ſich tiefer und vielſeitiger zu entwickeln, die Spuren jenes Kampfs verwiſchen ſich nicht ganz, und es beibt im Geiſt immer ein nicht ganz zu überwindendes Moment, das der harmoniſchen Bildung widerſtrebt. Waitz trat in eine fertige, nach Grundſatz und Methode völlig geregelte Bildungsſchule. Die ſogenannte hiſtoriſche Schule hatte ihre mächtige Wirkung ausgeübt, und die Einſeitigkeiten ihrer Tendenz wichen allmälig vor der größern Unbefangenheit, die bei einem ernſthaften Eingehen auf die Wirklichkeit nicht ausbleibt. Aus den Sympathien waren Principien geworden, und was Männer wie Savigny, Niebuhr, Grimm, Eichhorn im Einzelnen geſchaffen, kryſtalliſirte ſich allmälig zu einem übereinſtimmenden Ganzen. Seit 1825 leitete Ranke die hiſtoriſchen Studien in Berlin, bereits als großer Künſtler von der Nation anerkannt, zugleich aber der ſtrengſten Schule ergeben und damals noch in jugendlicher Kraft, auch in pädagogiſcher Beziehung. Ranke hat auf Waitz wie auf alle jüngern Geſchichtſchreiber, die damals in Berlin ſtudirten, einen entſcheidenden Einfluß ausgeübt, der in Bezug auf die Methode der Forſchung durchweg ſegensreich, dagegen in Bezug auf die Darſtellung von zweifelhaftem Werth iſt. Gewiß müſſen uns alle Nationen um einen Künſtler wie Ranke beneiden; aber ein

eigentliches Vorbild kann er nicht sein. Die Richtung seines Geistes ist zu eigenthümlich, und selbst seine Schönheiten sind zu individueller Natur. Es ist schwer, diese Eigenthümlichkeiten, die auf seine Schüler übergegangen sind, kurz zu bezeichnen. Vor allem gewöhnt er sie daran, sich nur in seiner Gesellschaft zu bewegen, nur auf den Kenner, den Feingebildeten Rücksicht zu nehmen. Eine gewisse diplomatische Zurückhaltung ist mit diesem Streben nothwendig verbunden, worunter wir nicht die conventionelle Glätte der Form verstehen, wie sie z. B. A. W. Schlegel zeigt; im Gegentheil besitzt und erweckt Ranke einen großen Sinn für das Originelle und Ungewöhnliche, aber eigentlich nur insofern es „Caviar ist fürs Volk". Etwas von diesem vornehmen Wesen findet sich auch in den spätern Schriften von Waitz. Jedenfalls hätte er sich unter Schlossers Leitung mehr daran gewöhnt, aus sich herauszugehen, und auch in dem Ausdruck jene Lebhaftigkeit der Ueberzeugung wiederzugeben, die ihm wol zu Gebote steht, wenn eine unmittelbare Erregung die diplomatische Zurückhaltung überwindet. — In einem Punkte hat Ranke auf ihn keinen Einfluß eingeübt: in Bezug auf die politische Gesinnung, wie denn überhaupt nach dieser Richtung hin seine Wirkung nicht sehr hoch anzuschlagen ist. Nur der Gläubige reißt die Jugend mit sich fort, und Ranke hat zwar sehr lebhafte Antipathien gegen bestimmte Systeme und Persönlichkeiten, aber der positive Inhalt seiner Ueberzeugungen ist eben wieder „Caviar fürs Volk", zu welchem Volk wir uns auch rechnen.

Ein großer Gewinn für die wissenschaftliche Entwicklung unsres Geschichtschreibers war ferner, daß ihm gleich nach Ablauf seiner Universitätszeit Gelegenheit geboten wurde, durch unmittelbare productive Theilnahme an einem großen nationalen Unternehmen die Erweiterung seiner Kenntniß methodisch fortzusetzen. Wir meinen die Monumenta Germaniae historica, für die er die Ausgabe mehrer wichtiger Schriftsteller übernahm und um derenwillen er die Bibliotheken und Archive von Kopenhagen, Lyon, Montpellier, Paris, der lothringischen Städte, von Luxemburg, Trier, Koblenz, Thüringen und Sachsen besuchte. In solchen Zeiten ist es ein großes Glück für den jungen Schriftsteller, wenn er gewissermaßen äußerlich genöthigt ist, seine Studien auf einen ersprießlichen und zweckmäßigen Gegenstand zu richten, als bewußtes Glied eines größern Ganzen fortzuarbeiten. Denn grade in dieser Entwicklungsperiode sind die Fehlgriffe leicht, und wenn auch nicht entscheidend, doch vielfach störend für den natürlichen Fortgang der Bildung. Die Selbstständigkeit wird aber nicht im geringsten durch ein solches Unterordnen der Arbeit unterbrochen. Die Vielseitigkeit der Bildung, die Unbefangenheit des Blicks und die Sicherheit der Kritik, die wir in den spätern Arbeiten von Waitz bewundern, verdankt er zum großen Theil dieser Entwicklungsperiode, die bis zum Jahr 1842 fortdauerte, wo er als Professor nach Kiel berufen wurde und dort im Geist und

in der Methode seines Lehrers die segensreiche pädagogische Wirksamkeit begann, die er gegenwärtig mit gleichem Erfolg in Göttingen ausübt.

In Kiel erschien das erste selbstständige Werk, durch welches er ebenbürtig in die Reihe der bedeutendsten historischen Schriftsteller eintrat: Die deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel, Schwerssche Buchhandlung, 1. Bd. 1844, 2. Bd. 1847). Daß seit Eichhorns Leistung, deren Werth unvergessen bleiben wird, durch die Massenhaftigkeit der seitdem angestellten historischen Forschungen eine ganz neue Grundlage dieses großartigen Gebäudes nothwendig wurde, zeigt das gleichzeitige Auftreten jüngerer Schriftsteller, die denselben Gegenstand kritisch bearbeiteten, und unter denen wir vorzugsweise Döuniges und Sachsse hervorheben. Gleichzeitig erschien die fünfte Ausgabe des eichhornschen Werks. Eichhorn hatte zwar rüstig in den neuen Forschungen mitgearbeitet, und jede neue Ausgabe war eine reichere und vollendetere Entwicklung seines Systems; aber gegen fremde Forschungen verhielt er sich im Ganzen spröde und war abgeneigt, die Grundzüge seines Systems nach der fortgeschrittenen Bildung zu modificiren. Wenn trotzdem seine Staats- und Rechtsgeschichte in der Gunst des Publicums noch immer den ersten Rang behauptete, so liegt das hauptsächlich darin, daß er ihm ein fertiges und abgeschlossenes Werk bot, während die jüngern Gelehrten bei einer bestimmten Periode stehen blieben. Am meisten ist es von der waitzschen Verfassungsgeschichte zu bedauern, daß sie ein Torso geblieben ist, denn sie umfaßt, abgesehen von den altgermanischen Zeiten, nur die Geschichte der Merovinger bis zu der Zeit, wo die immer wachsende Macht der Hausmeier das Aufblühen eines neuen Königsgeschlechts herbeiführte. — Für diese Zeit ist sie noch heute ein classisches Werk und wir wünschen auf das lebhafteste, daß das Gerücht sich bestätigen möge, der Verfasser wolle nach Beendigung seines Wullenwever an die Weiterführung seines ersten größern Werks gehen. — Was nun das Verhältniß zu Eichhorn betrifft, so ergeben sich zunächst folgende Vergleichspunkte.

Eichhorns Zweck war, ein Lehrbuch zu schreiben. — Daraus ergab sich einmal die Form der Darstellung, die jeden äußerlichen Schmuck verschmähte und kurz und trocken, höchstens mit einigen kritischen Excursen begleitet, dasjenige zusammenstellte, was über den vorliegenden Gegenstand bekannt war. Ferner bemühte sich Eichhorn, mit Rücksicht auf den Schüler, der durch sein Werk in die Wissenschaft eingeführt werden sollte, in Bezug auf Quellen, Urkunden und dergl. vollständig zu sein. Er setzte nichts voraus, sondern er behandelte die Geschichte, wie es die wissenschaftlichen Lehrbücher in andern Disciplinen zu thun pflegen. — Waitz wendet sich nicht an den Schüler, sondern an den Kenner. Er überläßt die Vorstudien dem eignen Ermessen, sein Hauptzweck ist die Darstellung. Ja auch die Erzählung der eigentlich historischen Begebenheiten, die Eichhorn streng von der Entwicklung der Rechts-

inſtitute getrennt hatte, verwebt er in dieſelbe und ſtellt ſie in einer Weiſe dar, die nur den Kundigen belehren kann. Sein Stil iſt ſehr intereſſant, wenn auch nicht immer correct. Man ſieht, daß ſich eine Fülle von Geſichtspunkten und concreten Anſchauungen bei ihm zuſammendrängen, daß ſich ihm eine Reihe weitumfaſſender Perſpectiven eröffnen, für die er den angemeſſenen Ausdruck erſt mit einiger Mühe ſuchen muß. Darin allein finden wir in dieſem Buch die Spur einer gewiſſen Jugendlichkeit; im Uebrigen würde man bei der Reife der Bildung, bei der Beſonnenheit des Urtheils und der Tiefe der Gedanken den jungen Mann nicht herauserkennen. — Zu zeigen, wie er im Einzelnen die Anſichten Eichhorns berichtigt, liegt nicht in unſerm Beruf; allein der Unterſchied tritt auch im Allgemeinen hervor. Seit dem erſten Auftreten Eichhorns zu Anfang des Jahrhunderts war namentlich durch die Gebrüder Grimm der eigentliche Germanismus aufgeblüht, der deutſche Sprache, deutſches Recht und deutſche Cultur im Allgemeinen in einem innern organiſchen Zuſammenhang betrachtete. Wenn Eichhorn ſeiner ganzen Anlage nach Syſtematiker war, dem es ausſchließlich auf die Regel, den Grundſatz, die dominirende Thatſache ankam, ſo liebte es Grimm, ſich auf Seitenpfade zu verlieren, die ihm den großen Gewinn brachten, eine Fülle von Farbe und Detailanſchauung zur wirklichen Belebung der trocknen hiſtoriſchen Thatſachen aufzuſpeichern. Wenn ſich Eichhorn auch die Reſultate dieſer Forſchungen aneignete, ſo weit ſie auf ſeinen Hauptzweck, auf die Rechtsregeln, ſich erſtreckten, ſo widerſtrebte es doch ſeiner Natur, von der Farbe mehr aufzunehmen, als zur Illuſtration ſeines Syſtems nothwendig war. Wenn man uns dieſen Vergleich mit einer weiter abliegenden Kunſt nachſehen will, ſo möchten wir ſagen, daß bei Eichhorn die Kunſt der Farbe, bei Grimm die Kunſt der Zeichnung weniger ausgebildet war. Eichhorn ſtrebte auf dem kürzeſten Wege ſeinem Reſultat zu, für Grimm war der Weg die Hauptſache, und zuweilen möchte man meinen, es ſei ihm an dem Ziel weniger gelegen, als ſich mit einer wiſſenſchaftlichen Arbeit verträgt. Eichhorn war, wie geſagt, ein ſtrenger Syſtematiker, Grimm war der Feind jedes Syſtems und jeder Regel, weil er in ihr eine Beeinträchtigung des individuellen Lebens ſah. Dieſe Freiheitsliebe der Forſchung war für eine jung aufblühende Wiſſenſchaft, der zunächſt an der Fülle des Materials gelegen ſein mußte, ſehr günſtig; es wäre freilich nicht zu wünſchen, wenn ſie auf dieſem Punkt ſtehen bliebe. — Bei Waitz finden wir nun das Beſtreben, die Vortheile dieſer beiden Richtungen zu vereinigen. Abweichend von Eichhorn, ſtrebt er zunächſt nach Fülle der Anſchauung, gleichviel ob ſie ſich einer Regel anbequemt oder nicht; abweichend von Grimm, ſtrebt er der Regel zu, und zeigt namentlich vor den Kategorien des Raumes und der Zeit jenen Reſpect, den Grimm zuweilen mit einem gewiſſen Uebermuth verleugnet. — Eichhorn, obgleich mit einer für

ſeine Zeit ungewöhnlich reichen hiſtoriſchen Bildung ausgeſtattet, bleibt doch ſeinem innern Weſen nach Juriſt; bei Waitz überwiegt der Geſchichtſchreiber, und das Recht iſt ihm nur eine einzelne Form des allgemeinen Lebens. Eichhorn, obgleich ſtrenger Syſtematiker und in dieſer Beziehung mit den Ausläufern der kantiſchen Philoſophie zuſammenzuſtellen, iſt im Grunde ein Feind alles Philoſophirens. Was Waitz betrifft, ſo iſt uns zwar nicht bekannt, ob er ſich mit einer beſtimmten Schulphiloſophie näher beſchäftigt hat, aber er zeigt ſich namentlich in dem achten Capitel des erſten Bandes als einen durchaus philoſophiſchen Kopf, und man kann ſein ganzes Werk als einen wichtigen Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte betrachten, denn was man früher darunter verſtand, die aprioriſtiſche Conſtruction von hiſtoriſchen Ideen mit vornehmer Geringſchätzung gegen die Thatſachen und gegen die methodiſche Kritik, wird heutzutage wol von keiner Seite als berechtigt angeſehen werden. Für die Forſchung gibt es nur einen Weg. Dagegen wird auch der einſeitigſte Empiriker heute zugeben, daß man durch die Vermittelung der Thatſachen dem Gedanken zuſtreben muß.

Wenigſtens theilweiſe war die Jubelfeier des Vertrags von Verdun, die von Waitz in einer eignen Denkſchrift beſprochen wurde, die Veranlaſſung zur Herausgabe dieſes Werks geweſen. Der Gedanke, der ſich darin ausſpricht, daß zur Bildung eines individuellen organiſchen Lebens die Losreißung von widerſtrebenden Elementen nothwendig ſei, hätte ſich erſt in den ſpätern Zeiten auf eine fruchtbare Art nachweiſen laſſen. Es ſollte indeß dem Verfaſſer vorbehalten bleiben, durch unmittelbare Erfahrung jene Idee lebendiger und klarer in ſich auszubilden. Seine ſtreng hiſtoriſchen Beſchäftigungen wurden nämlich durch die Betheiligung an der Politik unterbrochen. Wer die Literatur über das Leben ſtellt, wird das beklagen. Uns erſcheint dagegen auch für die Bildung des Schriftſtellers die poſitive Betheiligung an den Beſtrebungen der Zeit als ein unbedingter Gewinn.

1846 wurde Waitz zum Abgeordneten der Univerſität für die holſteiniſchen Provinzialſtände gewählt, die bald darauf aufgelöſt wurden. Er trat dadurch in die erſte Reihe der Männer, die, wenn auch nur in einem einzelnen Punkt, für eine der wichtigſten Lebensfragen Deutſchlands praktiſch zu wirken den Beruf hatten. 1848 finden wir ihn als Bevollmächtigten der ſchleswig-holſteiniſchen Regierung in Berlin, wo er volle Gelegenheit hatte, in Bezug auf Preußen in ſeine Seele jenes gemiſchte Gefühl aufzunehmen, welches der Widerſpruch einer kräftigen, geſunden, jugendlich aufſtrebenden Natur, die von unſichern Händen geleitet wird, nothwendig erregen muß. Dann betheiligte er ſich an der Nationalverſammlung, wo er ſich dem Caſino, ſpäter der Weidenbuſchpartei anſchloß. Mit der Partei Gagern verläßt er ſpäter ſeinen Poſten, die Schrift über das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schles-

wig ist das letzte Lebenszeichen seiner eigentlich politischen Thätigkeit. — Um nun seine politische Stellung im Verhältniß zu seiner wissenschaftlichen Tendenz richtig zu würdigen, wollen wir zunächst vergleichen, was ein halber Parteigenosse von ihm sagt. (Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche 1849, S. 268—270.)

„Zwischen Beseler und Waitz bestand zwar im Ganzen ein ziemlich enges Verhältniß, aber auch eine Art von Eifersucht in Bezug auf ihre beiderseitige Geltung in der Partei und der Versammlung. Waitz war ein glänzenderer und eindrucksvollerer Redner, als Beseler, aber Beseler hatte die größere Klarheit und Sicherheit des Wollens vor Waitz voraus. Des letztern Reden glichen bisweilen kunstvollen Räthseln, denen die Auflösung fehlt; sie waren reich an fruchtbaren Gesichtspunkten, aber eben die Mannigfaltigkeit dieser Gesichtspunkte schien den Redner verhindert zu haben, sich auf einen derselben festen Fußes zu stellen, und so entbehrte der gedankenreiche Vortrag des praktischen Abschlusses. In der malmöer Waffenstillstandsfrage hielt Waitz eine meisterhafte Rede, nach welcher jedermann erwartete, er werde gegen den Waffenstillstand stimmen; dennoch stimmte er dafür. Bei der ersten Berathung der §§. 2 und 3 sprach er ein förmliches Anathema aus über jeden, der es wagen würde, an den Ausschluß Oestreichs aus Deutschland zu denken, und bei der ersten Lesung des Abschnittes vom Oberhaupte war er noch für einen Kaiser auf Zeit — ein paar Monate später aber verbreitete er sich in glänzender Rede über die Nothwendigkeit des erblichen Kaiserthums und des einheitlichen Bundesstaates ohne Oestreich. Abgesehen von diesem Mangel eines raschen und sichern Abschlusses, war Waitz ein feiner und klarer Geist, der die Dinge immer im großen Stil zu behandeln wußte. An der Ausarbeitung der Verfassung hat er gleichen Antheil und gleiches Verdienst mit seinen drei Collegen und Landsleuten aus Schleswig-Holstein. Mit Beseler theilte er das Talent, jedem Gedanken rasch eine zutreffende, die Gegensätze vermittelnde und dadurch auch für ungleichartige Richtungen mundgerechte Form zu geben; beide waren Meister im Redigiren, Formuliren und Amendiren von Anträgen; beide machten von diesem Talente sowol in der Partei als in der Versammlung einen fruchtbaren Gebrauch. Aber beiden war auch das eigen, daß sie keinen fremden Gedanken passiren lassen konnten, ohne ihn seiner ursprünglichen Form zu entkleiden und ihm den Stempel der ihrigen aufzudrücken. Durch diesen unseligen Eigensinn des Allesbessermachens brachten sie das Casino bei den andern Parteien in den üblen Ruf, daß man keinen Antrag dahin mittheilen könne, ohne daß er dort seines ursprünglichen Geistes beraubt und so lange gereckt und gestreckt werde, bis er etwas ganz Anderes vorstelle, als er gesollt; diese selbe Sucht des Abschwächens jedes etwas gliederstarken Gedankens war es, welche am 10 Mai die Weidenbuschpartei sprengte."

Das Urtheil iſt charakteriſtiſch, aber nicht für den Beurtheilten, ſondern für den, der es abgibt. Biedermann gehört zu den Naturen, die im Parlament nicht ſelten waren, die man ihres ehrlichen Willens, ihres „geſunden Menſchenverſtandes“ und ihres „praktiſchen Weſens“ wegen ſchätzt, die jedes Extrem vermeiden, jede Frage ſchnell zu einer plauſibeln Entſcheidung bringen, denen es aber, indem ſie ſich auf der Heerſtraße halten, nicht ſelten begegnet, daß ſie grade die Hauptſache überſehen. Zu Anfang der Bewegung hatte Biedermann eine Broſchüre geſchrieben, nach welcher er mit Rückſicht auf das Volk, welches nicht republikaniſch geſinnt ſei, die beſtehenden Souveräne erhalten wollte, aber ſo, daß eine republikaniſche Spitze darüber geſtellt würde. Für dieſe Art hiſtoriſch-politiſcher Logik gibt es freilich Widerſprüche ebenſowenig, als zwingende Thatſachen, und ein Gemüth, welchem ſich das Bild der Thatſachen ernſter einprägt, und das daher bei der tragiſchen Colliſion derſelben in quälende Zweifel verfällt, iſt ihr unverſtändlich. Dies Mal iſt aber Waitz poſitives Unrecht geſchehen. Wir haben die beiden Reden ſorgfältig verglichen und finden namentlich in der zweiten grade das Gegentheil von dem, was Biedermann behauptet. — Was die erſte betrifft (15. September, S. 2066), ſo wird niemand die Kritik der preußiſchen Politik ungerecht oder übertrieben finden. Freilich muß man dabei in Anſchlag bringen, daß Waitz als Vertreter von Schleswig-Holſtein in die deutſche Nationalverſammlung getreten war. Das Endreſultat, die Einigung Deutſchlands in der Form, wie ſie der Weidenbuſchpartei vorſchwebte, mochte beiden Parteigenoſſen das gleiche ſein, die Motive färbten ſich doch verſchieden nach der erſten Quelle derſelben. Ein Preuße z. B., der mit dem leitenden Gedanken in die Nationalverſammlung getreten wäre, die Hauptſache der neuen Bewegung ſei die ſtaatliche Concentration Deutſchlands durch Vermittlung des ſchon beſtehenden preußiſchen Staatsorganismus, würde auch dieſe Sache, ſelbſt wenn er in Bezug auf die Thatſachen mit Waitz übereinſtimmte, anders aufgefaßt und dargeſtellt haben. — Nun kam aber die Schlußfolgerung, und hier ſpricht Waitz, wenn auch unter Formen, die den Beifall der Linken hervorriefen, dennoch den Entſchluß aus, dem ſpäter durch Franke formulirten Antrag beizuſtimmen, welcher den Widerſtand gegen die Beſtimmungen des malmöer Waffenſtillſtandes dem Volk von Schleswig-Holſtein überließ und auf ein Einſchreiten von Seiten der Nationalverſammlung verzichtete. Die Sache iſt wichtig genug, um noch einen Augenblick dabei zu verweilen. Der Moment war in der That der entſcheidende. Es mußte ſich zeigen, wer mächtiger war, das neue Reichsregiment mit der Nationalverſammlung oder die beſtehenden Staaten. „Praktiſche Leute von geſundem Menſchenverſtand und gutem Willen“ wie Biedermann (wir nennen dieſen achtungswerthen Mann nur als Repräſentanten einer zahlreichen Claſſe) mußten nun freilich meinen, durch eine einfache Ab-

ſtimmung ſei dies Machtverhältniß genügend zu ermitteln; wer aber ernſthaft den Dingen ins Auge ſah, fand die Frage ſchon vor der Abſtimmung entſchieden, denn das Reichsregiment mit dem Parlament repräſentirte nicht eine organiſirte Macht, ſondern nur eine allgemeine Stimmung, die noch dazu den Uebelſtand hatte, ſich in den Hauptſachen zu widerſprechen, wie es die Erfahrung wenige Monate darauf handgreiflich zeigte. So lange die einzelnen Staaten in dem Fieber des Schrecks keinen Willen hatten, konnte der Schein des Willens, der vom Parlament ausging, ſie beſtimmen; ſobald ſie ſich aber zu einem wirklichen Willen zuſammenrafften, hatten ſie bereits geſiegt; denn was ihnen ausſchließlich organiſirt gegenüberſtand, die äußerſte Demokratie, ſtimmte nicht mit dem Willen der Nationalverſammlung. Freilich lag im Beſchluß vom 17. September der Tag von Gotha bereits indicirt; aber das war eine Logik der Thatſachen, der ſich keine Abſtimmung entziehen konnte. — Was nun die Rede von Waitz über die Beziehung Oeſtreichs zu Deutſchland betrifft, (20 Oct., S. 2787), ſo iſt ſie die klare und geiſtvolle Auseinanderſetzung des wirklichen Verhältniſſes und drückt genauer, als die irgend eines andern Redners, ſelbſt Gagern nicht ausgeſchloſſen, die ſchwierige und, wie ſich ſpäter zeigte, unmögliche Aufgabe der Nationalverſammlung aus. Wir erlauben uns, einzelne Punkte hervorzuheben. „Keiner kann mehr überzeugt ſein als ich, daß es nicht möglich iſt, hier mit Decreten und Beſchlüſſen, und wenn es auch Verfaſſungsbeſchlüſſe ſind, dieſe gewaltige Frage zu entſcheiden; aber der Meinung bin ich doch, daß es darauf ankommt, uns klar zu machen, wie das Verhältniß Oeſtreichs zu uns ſein ſoll . . . Mir ſteht die Alternative ſo: die deutſchen Oeſtreicher ganz mit und bei Deutſchland, oder die deutſchen Oeſtreicher ganz mit und in der öſtreichiſchen Monarchie. Für beide Seiten ſind Sympathien. Werden die Oeſtreicher ſich von dem Körper Deutſchlands trennen, um die Geſammtmonarchie aufrecht zu erhalten? Ich werde die Antwort erwarten. — Auf beiden Seiten ſind Rechte, denn wir Deutſche haben ein Recht, feſtzuhalten an dem, was deutſch iſt von Oeſtreich; wir haben ein Recht, feſtzuhalten an dem Landergebiet, das nicht blos zum deutſchen Bunde, das von jeher zum deutſchen Reichskörper gehörte . . . Der deutſche Bund iſt Continuität des Reichs, und Keinem hat es freigeſtanden, ob er beitreten wolle oder nicht; und wir wieder ſind die Continuität deſſen, was war, und Keinem ſteht es frei, daß er zu uns gehören will oder nicht . . . Es iſt in mehren Anträgen verſucht, ein Mittleres zu finden; Anträge, welche eine wirkliche Verbindung Oeſtreichs mit Deutſchland wollen, aber eine exceptionelle Stellung für daſſelbe in Anſpruch nehmen . . . Für Oeſtreich mag eine ſolche Wendung vortheilhaft ſein, für Deutſchland iſt ſie es nimmermehr. Es wäre dies ein Zuſtand, ähnlich dem, den wir in den letzten dreißig Jahren gehabt haben, wo Oeſtreich Einfluß auf Deutſchland übte, aber Deutſch-

land niemals Einfluß auf Oeſtreich, wo Deutſchland in der Schwebe wäre zwiſchen einer eignen und einer öſtreichiſchen Politik, wo es am Ende nur ein Appendix der öſtreichiſchen Monarchie wäre . . . Darum iſt nur die Alternative, die öſtreichiſchen Länder bleiben bei uns, oder ſie bleiben erblich verbunden bei den ungariſch-ſlawiſch-italieniſchen Ländern. Ich denke, ſie bleiben bei uns. Ich denke wenigſtens, wir ſtellen hier keine andere Möglichkeit auf, als daß ſie bei uns bleiben müſſen. Nicht das Wort unſerer Verfaſſungsurkunde entſcheidet es, der Gang der Geſchichte wird hinzutreten müſſen, um das zur Ausführung zu bringen, was wir hier beſtimmen. Wir haben nur die Grundſätze zu normiren . . . Grade weil in dieſem Augenblick ſich Oeſtreichs Schickſale verworren haben, grade weil das Alte nicht beſteht, ſondern aus den Kämpfen der Gegenwart Neues hervorgehen muß, grade deshalb müſſen wir uns klar werden, was wir wollen; wir müſſen den Oeſtreichern ſagen: ſo und nur ſo könnt ihr zu Deutſchland treten." — Dieſe Grundzüge ſind der klare und correcte Ausdruck deſſen, was in jenem Augenblick die Aufgabe der Nationalverſammlung war. Damals konnte man noch an eine Möglichkeit der Theilung Oeſtreichs denken, und da die Nationalverſammlung unter der Vorausſetzung und mit der Aufgabe zuſammengekommen war, ganz Deuſchland zu einigen, ſo konnte damals die Verſammlung keinen andern Beſchluß faſſen, als den von Waitz formulirten. Als das gagernſche Programm aufgeſtellt wurde, hatten ſich die Thatſachen geändert, und die Frage war bereits entſchieden, nicht durch das Parlament. — Darin lag überhaupt das Tragiſche des erſten deutſchen Parlaments. In der Erinnerung an die große franzöſiſche Revolution, deren Gang wenigſtens dem Anſchein nach ausſchließlich durch die Reihe der aufeinanderfolgenden geſetzgebenden Verſammlungen beſtimmt wurde, war man feſt überzeugt, daß für Deutſchland etwas Aehnliches möglich ſei, und zweifelte nicht daran, daß durch den Verein der edelſten Männer Deutſchlands, die ſich ſelbſt für ſouverän erklärten, ſofort die ideale Erfaſſung Deutſchlands verwirklicht werden müßte. Man vergaß dabei zweierlei: einmal, daß auch in Frankreich die entſcheidenden Schritte (der 14. Juli 1789, der 10. Auguſt 1792 u. ſ. w.) außerhalb der Verſammlung vorbereitet waren; was aber noch viel wichtiger iſt, daß die franzöſiſche Nationalverſammlung eine fertige Staatsmaſchine vorfand, der ſie leicht die angemeſſene Richtung geben konnte, während die deutſche Nationalverſammlung den Staat erſt ſchaffen ſollte. Eine geſetzgebende Verſammlung, gleichviel ob ſie ſich für ſouverän erklärt oder nicht, übt nur ſo weit eine Wirkung aus, als ihr eine Executive gegenüberſteht, die ſie beeinfluſſen kann. Dieſe fehlte der Paulskirche; denn die Gewalt des Reichsregiments reichte nicht weiter, als über das freilich ziemlich zahlreiche Redactionsperſonal des Reichsminiſteriums. In dem Unmuth über ſo viel getäuſchte Hoffnungen hat man ſpäter die

ſchwerſten Anklagen gegen die Mitglieder der Nationalverſammlung zuſammengehäuft. Man hat das Mißlingen ihrem böſen Willen zugeſchrieben. Wer dagegen ruhig die Zuſammenſetzung und die Aufgabe der Nationalverſammlung betrachtete, mußte ſich von vornherein ſagen, daß ihre Aufgabe eine hoffnungsloſe war, denn zu welchem theoretiſchen Reſultat ſie auch kam, es konnte praktiſch nur durch die Zertrümmerung der kleinen Souveränetäten erreicht werden, und dazu beſaß ſie keinen Hebel. In anderer Beziehung aber hat ſie ihre Aufgabe glänzend gelöſt: ſie hat eine öffentliche Meinung gebildet. Ihre Beſchlüſſe ſind nicht blos, wie man ſich jetzt auszudrücken pflegt, ein ſchätzbares Material für eine zukünftige Conſtituante, ſie hat nicht blos ihre eignen Mitglieder durch die ſtrenge Schule der Erfahrung gebildet und gekräftigt, ſie hat vielmehr in dem geſammten Volk die Grundlage der Partei gelegt, auf welcher Deutſchlands Zukunft beruht. Im Juli 1848 wußte das Publicum noch nicht, was es wollen ſollte. Das iſt jetzt anders geworden, und was auch noch durch augenblickliche Einflüſſe für Schwankungen erfolgen mögen, das große Ziel iſt uns unverrückbar feſtgeſtellt. Die öffentliche Meinung macht freilich nicht die Geſchichte, dazu ſind andre Kräfte nöthig, aber ſie gibt ihr doch den Inhalt.

Der ſchwerſte Verluſt, den die deutſche Sache in jenen Jahren erlitten hat, war die Zerſtörung des deutſchen Lebens in Schleswig-Holſtein. Die Auswanderung der beſten Kräfte aus der Univerſität Kiel war das vorläufige Symptom. Ungefähr gleichzeitig nahm Droyſen einen Ruf nach Jena, Waitz nach Göttingen an. Dort finden wir ihn in ernſter, ſcheinbar den Tagesintereſſen abgewendeter wiſſenſchaftlicher Thätigkeit. Von ſeiner höchſt ſegensreichen amtlichen Wirkſamkeit abgeſehen, zeigt ſich dieſelbe vorzugsweiſe in zwei größern Werken: Schleswig-Holſteins Geſchichte, in drei Büchern (Göttingen, Dieterich. 1. Band 1851, 2. Band 1852), und: Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäiſche Politik (Berlin, Weidmann, 1. und 2. Band 1855). — Die zahlreichen Studien, welche Waitz bereits aus politiſch-juriſtiſchen Zwecken über die Geſchichte ſeiner Heimath angeſtellt, legten ihm der wiſſenſchaftlichen Welt gegenüber gewiſſermaßen die Verpflichtung auf, dieſelben zum Abſchluß zu bringen. Die Geſchichte Schleswig-Holſteins iſt das Muſter einer klaren, auf allſeitiger Kenntniß beruhenden und von der reifſten politiſchen Einſicht getragenen Darſtellung. Sie iſt nach der ſtrengſten kritiſchen Methode geſchrieben und bleibt keiner ernſten politiſchen Frage die Auskunft ſchuldig. Daß ſie populär ſei, kann man dagegen nicht ſagen. Wenn im Publicum von Schleswig-Holſtein die Rede iſt, ſo regt ſich vor allem die Empfindung; dieſe findet aber in dem waitzſchen Werk nicht die geringſte Nahrung. Uns ſind wenig Schriften bekannt, in denen ſo gefliſſentlich alle Rhetorik vermieden wäre. Auch der Kunſtgriff, durch den die meiſten

neuern Geſchichtſchreiber für einen ernſten Inhalt die Aufmerkſamkeit flüchtiger Leſer anzuregen wiſſen, die belebte Schilderung und glänzende Charakteriſtik von Perſonen und Zuſtänden fehlt hier faſt gänzlich. Wir ſprechen das nicht etwa als einen Tadel aus, im Gegentheil iſt die Behandlung dem Gegenſtand vollkommen adäquat und ein Muſter für alle künftigen Provinzialgeſchichten. Wir erklären damit nur den Umſtand, daß es keinen lebhaftern Anklang gefunden hat. Populär iſt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, dasjenige Werk, welches klar und einfach geſchrieben iſt, ſondern dasjenige, welches die Phantaſie des Leſers ergreift. Im letzten Fall nimmt man auch gern einige Unverſtändlichkeiten mit in den Kauf. Der leitende Gedanke des Werks, die Darſtellung der im Kampf begriffenen und trotz aller Hemmungen ſiegreich vorſchreitenden deutſchen Cultur prägt ſich beſtimmt und fruchtbar aus. Hoffentlich wird der dritte Band, mit welchem die Geſchichte geſchloſſen werden ſoll, dem Verfaſſer Gelegenheit geben, auch die Wärme der Geſinnung zu entwickeln, die in ſeiner Seele vorhanden iſt, die er aber aus völlig gerechtfertigter kritiſcher Strenge auf das Bild der Vergangenheit nicht anwenden mochte. Durch die Vollendung des Werks werden dann auch die frühern Theile ein größeres Intereſſe gewinnen, denn man wird ſie als die nothwendige Einleitung zu dem Schlußreſultat betrachten, welches unmittelbar die Theilnahme der Nation erregt. Hoffen wir daher, daß dieſe Vollendung in nicht zu langer Friſt erfolgen werde. — Zum Wullenwever wurde der Verfaſſer durch die Auffindung einer Reihe wichtiger Documente bei Gelegenheit der ſchleswig-holſteiniſchen Studien veranlaßt, die auf dieſen merkwürdigen Mann ein ganz neues Licht warfen. Die Herausgabe dieſer Documente war der Hauptzweck des Buchs, die hiſtoriſche Darſtellung ſollte gewiſſermaßen nur die Einleitung ſein; indeß dehnte ſie ſich bald über die urſprüngliche Abſicht aus und iſt nun wieder das Muſter einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Monographie, die jeden Denkenden aufs höchſte intereſſiren muß als das gründliche Bild einer fruchtbaren Zeit, die man zwar nicht groß nennen kann, denn es fehlte der ſiegreiche ſchöpferiſche Wille, die aber überreich iſt an mannigfaltigen Charakterbildern und die jeder Art geiſtiger Thätigkeit Raum gab; freilich einer Zeit, die zugleich das Gepräge einer gewiſſen Zerfahrenheit an ſich trägt. Für den Denker iſt das Werk vom höchſten Intereſſe, aber populär iſt es wieder nicht, und hier können wir den Verfaſſer nicht ganz von aller Schuld freiſprechen. Es war zunächſt ein Uebelſtand für ihn, daß er in ſeinem Helden keineswegs, wie die Mehrzahl der Berichterſtatter, einen Helden und Märtyrer fand, ſondern im Ganzen genommen einen Abenteurer, zwar wohlmeinend und talentvoll, aber doch übereilt und unſtet in ſeinen Plänen und deren Ausführung, einem unmöglichen Ziele nachjagend und doch nicht von jener eiſernen, unerſchütterlichen Entſchloſſenheit, für die es keine Unmöglichkeiten gibt. Wullen-

wever hatte das Streben, ein großer Mann zu sein, es war auch vieles in ihm, was man als Eigenschaft eines großen Charakters zu betrachten gewohnt ist, aber es fehlte ihm die Hauptsache, die eigentlich schöpferische Kraft. Er suchte den gordischen Knoten des deutschen Städtewesens zu durchhauen, aber ihm fehlte das Schwert des Alexander. Sein Untergang war bedauernswerth, aber nicht einmal tragisch zu nennen, denn der Reihe von Zufällen, die sich in sein Leben verwebten, fehlte jenes Dämonische, das nur durch das Widerstreben einer einheitlichen Idee gebildet wird. — An der Richtigkeit dieser Auffa ung kann man nach der gründlichen Darstellung nicht zweifeln, aber sie bietet kein sehr erfreuliches Bild, denn wie interessant es auch sein mag, das Gewirr der verschiedenen sich aneinanderdrängenden Persönlichkeiten, die Conflicte der Rechtsverhältnisse und des Eigennutzes zu entwirren, wir finden in der ganzen Geschichte nichts, wofür wir eigentlich warm werden könnten. Bis so weit liegt die Schuld am Stoff, aber wir meinen doch, daß derselbe noch auf eine andre Weise hätte behandelt werden können. Uns schwebt dabei das Leben Frischlins von Strauß vor. Der Held steht gewiß an Werth und an Bedeutung unendlich unter Wullenwever, und doch liest man das Buch mit Theilnahme und Spannung. Freilich hatte Strauß eine viel leichtere Aufgabe, aber seine Methode ist auch die richtigere. Es war ein Uebelstand, daß Waitz die eigentliche Darstellung von den Urkunden trennte, und aus Gewissenhaftigkeit von dem Detail der letztern nur das Allernothwendigste in die Darstellung einfließen ließ. Der Geschichte entgeht dadurch die belebende Localfarbe und jene Unmittelbarkeit der Erscheinung, durch welche auch das Unbedeutende Interesse gewinnt. Man wird Strauß gewiß nicht einen eigentlichen Humoristen nennen wollen; sein Buch macht aber einen wohlthuenden humoristischen Eindruck. Waitz erzählt uns die Geschichte Wullenwevers, wie eben ein verständiger, hochgebildeter, charakterfester Beobachter solche Dinge auffaßt, aber er läßt sie uns nicht selbst erleben; er gibt uns die verständige Essenz der Begebenheiten, er stürzt uns aber nicht in den Taumel der Begebenheiten hinein, in dem uns erst wohl werden würde. Er ist mehr der Lehrer, der uns über den Zusammenhang der Dinge aufklärt und unsre ernste, strenge Aufmerksamkeit verlangt, als der behagliche Erzähler, der Freude an seinem Stoff hat, und deshalb auch bei seinen Zuhörern Freude daran zu erwecken sucht. Nun ist es freilich schwer, die Scheidelinie zu ziehn, die man einhalten muß, um nicht aus dem Gebiet der Wissenschaft zu treten; aber die Geschichtschreibung gehört doch auch ins Gebiet der Kunst, und sie verfehlt ihren Zweck, wenn sie blos unsern Verstand und unser Gedächtniß, nicht auch unsre Phantasie oder unser Herz beschäftigt. Man verzeihe uns den Ausdruck: der echte Geschichtschreiber muß auch Sinn für den Hanswurst haben, namentlich wenn man das 16. Jahrhundert schildern will, wo neben

wirklicher Größe auch die ausgemachte Narrheit ihr Weſen trieb. Will man ſo einem Zeitalter gegenüber ſtets ſeine Gravität aufrecht halten, ſo ſpielt man die Rolle eines ernſthaften Mannes auf einem Faſching, und aus der Gravität wird Verſtimmung und Verdrießlichkeit.

Es ergibt ſich aus dieſen Betrachtungen von ſelbſt, daß nach unſrer Ueberzeugung Waitz trotz der außerordentlichen Verdienſte ſeiner neuern Werke doch die Hauptaufgabe haben möchte, ſein zuerſt unternommenes großes Werk weiterzuführen. Was dazu nothwendig iſt, beſitzt er in hohem Maß: umfaſſende Gelehrſamkeit, ſtrenge kritiſche Methode, Univerſalität der Bildung, eine politiſche Weisheit, die in der Erfahrung geſchult iſt, und eine ebenſo vornehme, als ſtarke Geſinnung. Was bei ihm bis jetzt am wenigſten hervorgetreten iſt, das eigentlich epiſche Talent, iſt bei einer Verfaſſungsgeſchichte überflüſſig. Freilich hängt auch die Wahl des Stoffes nicht ganz von dem Willen ab; indeß den Wunſch dürfen wir wol ausſprechen, daß die äußerlichen Umſtände ſich ſo geſtalten mögen, ihm dieſe im Intereſſe des geſammten Volks erſprießlichſte Wahl nahe zu legen.

Die neuen Geldinſtitute in Deutſchland.

Kaum bietet der geſchloſſene Frieden unſrer Induſtrie die Ausſicht auf einige Jahre gewinnbringender Thätigkeit, ſo ſchießen in allen Theilen Deutſchlands Unternehmungen in die Höhe, welche, wie verſchieden ihre Geſchäfte ſein mögen, doch in der Mehrzahl einige charakteriſtiſche Kennzeichen des modernen Lebens haben. Sie entſtehen durch Actiengeſellſchaften, ſie zeigen in ihren Statuten und in dem Umfang ihrer Anlage faſt ſämmtlich das kecke Selbſtgefühl und den energiſchen Schwung einer Nation von jugendlichem Unternehmungsgeiſt, ſie ſind endlich leider zum großen Theil aus der Sucht der erſten Unternehmer erwachſen, ſchnell ohne angeſtrengte und productive Thätigkeit reich zu werden. Und noch iſt charakteriſtiſch, daß wieder Vorbild und große Anregung zu dieſen neuen Aſſociationen bei unſern Nachbarn jenſeit des Rheins zu finden iſt. Die bergmänniſchen Speculationen der belgiſchen vieille montagne in Schleſien haben weſentlich dazu beigetragen, im Berg- und Hüttenbau auch bei uns ſehr umfangreiche, ja gewagte Actienunternehmungen hervorzurufen, und die Operationen des pariſer Credit mobilier, welcher ſchrittweiſe vom Rhein her ſeit Gründung der darmſtädter Bank ſich in Deutſchland feſtzuſetzen verſuchte, haben ebenſo die Sucht nach Actienbanken und die Gründung von Geſellſchaften zu Geldoperationen jeder Art befördert. In der That iſt das Bild, welches unſre Induſtrie bei dieſer neuen plötzlichen Sammlung

der Geldkräfte gewährt, ein imponirendes, und es ist durchaus nicht zu verkennen, im Ganzen Zeichen eines großen nationalen Fortschrittes. Wenn schon die letzten dreißig Jahre uns eine schnelle Steigerung der praktischen Thatkraft, des Erwerbes, des Wohlstandes und des Tagelohns gebracht haben, so wird doch alles, was bisher geschehen, in auffallender Weise übertroffen durch das Neue, welches jetzt zu werden anfängt, z. B. die Entwicklung der Kohlen- und Eisenindustrie in Westphalen, Sachsen und Schlesien, die Vereine zum Bau von Eisenbahnen und Fabriken. Fast jede Branche der Industrie zeigt einen erhöhten Schwung, eine Richtung ins Weite, Große.

Die leidenschaftlichste Betriebsamkeit aber offenbart die Speculation bei Anlage von großen Geldinstituten, sowol Banken, als solchen Actiengesellschaften, denen der französische Name Credit mobilier auch in Deutschland zu bleiben scheint. Während die ersteren bei den verschiedensten Statuten doch sammtlich den Zweck haben, einen schnellern und bequemern Umlauf der Geldwerthe zu vermitteln, Capitalien für die industriellen Unternehmungen anderer flüssig zu machen, und durch ihre Zettel die beweglichen Werthzeichen zu vermehren, sind die Credits ihrem Wesen nach große Firmen, welche jede Art von kaufmännischen und industriellen Geschäften für eigne Rechnung unternehmen, und sich von großen Handelshäusern zunächst dadurch unterscheiden, daß die Capitalien, mit denen sie arbeiten, durch hundert Hände zusammengeschossen sind und sich nach Millionen berechnen, und daß die Verwaltung derselben von Persönlichkeiten geleitet ist, welche den Actionären gegenüber als Beamte betrachtet werden dürfen.

Eine Vereinigung vieler Capitalisten zu einer großen Firma ist allerdings keine Erscheinung, welche dem modernen Leben ausschließlich angehört. Ja, sie ist eine alte germanische Gewohnheit, welche sich einst am großartigsten bei den Stämmen am Meer entwickelte. Denn immer hat die See, die einsame, und der Drang nach der blauen Ferne, welche hinter ihr liegt, die anwohnenden Menschen nicht nur thatenlustig gemacht, sondern auch zum engern Anschluß aneinander getrieben. Schon bei den Geldleuten der Hansa war der enge Zusammenschluß Einzelner zu einer kaufmännischen Gesellschaft ein sehr fester, der das ganze Leben der Gesellschaftsgenossen durch Gesetze regelte und zum Nutzen der Gesellschaft beschränkte. Unter den zahllosen Associationen der Engländer im 17. und 18. Jahrhundert hat die ostindische Compagnie, unter denen der Holländer die große Maatschappy weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Aber fast alle diese Unternehmungen unterscheiden sich von den jetzt entstehenden dadurch, daß sie aus dem weiten Kreise der möglichen Speculationen einzelne genau formulirte an die Spitze ihrer Statuten stellten, so den indischen Handel, den Walfischfang, die Pelzwaaren des Nordens u. s. w. Die neuen Creditgesellschaften aber beanspruchen facnisch, trotz der menschenfreundlichen

Beſcheidenheit, mit welcher ſie bisweilen auftreten, für ihre kaufmänniſchen Geſchäfte ein unbegrenztes Terrain. Sie mögen mit Geld ſpeculiren, wie große Bankiers, mögen Eiſenbahnen bauen oder kaufen, Gruben- und Hüttenwerke errichten, Spinnereien anlegen, Kanäle graben, Landgüter erwerben, mögen Kauffarteiflotten ausrüſten, mit fremden Regierungen kaufmänniſche Verträge abſchließen, Länder coloniſiren, ſie haben kaum eine andere Schranke, als die Geſetze ihrer Staaten, die Beſonnenheit ihrer Leiter und die Größe des Vertrauens, welches ſie ſich erwerben.

Bei einem ſo ungeheuern Felde der Thätigkeit und bei der Schwungkraft, welche durch die Größe des gezeichneten Capitals hervorgebracht wird, iſt es klar, daß dieſe Geſellſchaften einen mächtigen Einfluß auf die geſammte Entwicklung der Nation ausüben können. Ja, ſie haben mehre Eigenſchaften, welche man in der Induſtrie revolutionär nennen darf. Schon ihr Auftreten iſt ein plötzliches Zuſammenballen der Capitalien aus vielen hundert Händen, ihre Operationen mögen einzelnen Zweigen der Induſtrie und des Handels eine radicale Umgeſtaltung und ein ſchnelles Aufblühen, vielen Einzelnen gefährliche Verluſte beibringen. Sie erhalten ferner eine Wichtigkeit ſelbſt den Regierungen gegenüber, und treten zu der bisherigen Ordnung der meiſten deutſchen Staaten in mehrfache verhängnißvolle Beziehung. Dies letztere zunächſt dadurch, daß die Regierungen die Geſellſchaften als Hilfe benutzen für ihre eignen Geldoperationen und für die Entwicklung nationaler Induſtrien.

Bald aber können dieſe Privatgeſellſchaften bei irgend einer politiſchen Eventualität ihren Einfluß auch im Intereſſe eines Staates zum Schaden eines andern anwenden. Ja, eine Vereinigung aller dieſer Geſellſchaften oder auch noch mehrer, kann in der Zukunft eine Macht bilden, gegen welche auch eine ſtarke Regierung machtlos wird, und gegen deren Operationen dem Staat keine andere Hilfe bleibt, als die Gründung und Begünſtigung anderer Geſellſchaften, welche ſich verſtehen in ſeinem Intereſſe zu arbeiten. Bei ſolchem Kampfe wird die innere Kraft des Staates d. h. die Beſchaffenheit des Vermögens und der praktiſchen Intelligenz, welche er beherrſchen kann, auch in der politiſchen Sphäre eine neue Wichtigkeit erhalten. Jedenfalls erwächſt durch die Geſellſchaften eine von den Tendenzen des gegenwärtigen Regiments ziemlich unabhängige Gewalt, mit welcher zu unterhandeln und ſich gut zu ſtellen, zuletzt ſogar ein Lebensintereſſe einzelner Regierungen ſein kann.

Revolutionär aber ſind ferner dieſe Geſellſchaften auch deshalb, weil in die Intelligenz und das Gewiſſen ihrer Leiter das irdiſche Wohl von tauſend, ja Millionen Menſchen gelegt wird. Sie können über ihr Volk Segen bringen oder Fluch; und für beide Wirkungen, ſowol die fördernde, als die verderbliche, bietet die Organiſation der Credits ganz beſondere Ausſichten. Denn da ſie ſich von einem Handelshauſe im größten Maßſtabe dadurch unterſcheiden, daß

ihre Chefs nicht zugleich die Haupteigenthümer ihrer arbeitenden Capitalien sind, so wird die Stellung ihrer Leiter zu den Geschäften der Gesellschaft eine ganz eigenthümliche. Ein großes Handelshaus ist in der Regel allmälig durch die Kraft seiner Führer in bestimmten Branchen großgewachsen, gegenseitig steigern sich in ihm die Capitalien und die Kraft; brauchbare und sichere Gehilfen werden unter den Augen des Eigenthümers in ununterbrochener Folge herangebildet, Männer, welche mit dem Geschäft verwachsen und ihre Intelligenz und Arbeitskraft in längerer Gewöhnung so dem Willen des Chefs anpassen, daß das Ganze einen wohlconstruirten sichern Mechanismus darstellt. Der Chef des Hauses aber, und dies ist die Hauptsache, arbeitet in jedem einzelnen Falle an seinem eignen Wohl und Wehe. Als absoluter Herr, der für seine Operationen niemandem verantwortlich ist, als sich selbst, und der wieder Nutzen und Schaden des Erfolges allein zu tragen hat, wird er einmal die ganze Spannkraft seiner Seele für sein Geschäft verwerthen und andererseits mit Vorsicht neue Geschäfte beginnen und mit der Ausdauer, welche auf das ganze künftige Leben der Handlung Rücksicht nimmt, Begonnenes verfolgen. Die neuen Credits dagegen stützen sich auf Capitalien, deren Eigenthümer im Ganzen betrachtet oft wechseln, denen deshalb ein hoher Cours der Actien und hohe Jahresdividenden in erster Reihe stehen. Sie werden geleitet durch bezahlte Geschäftsführer, denen Actionäre als Beirath und Controle zugesellt sind. Da voraussichtlich die Geschäfte der Gesellschaft sehr mannigfaltiger Art sein werden und in verschiedenen Gegenden, zum Theil im Auslande sich abwickeln, so ist die Gesellschaft auf zahlreiche fremde, also weniger sichere Mittelspersonen und Helfer angewiesen. Die Dirigenten selbst werden durch ihre Persönlichkeit trotz aller Controle durch die Actionäre fast immer Charakter und Methode der Geschäfte mit souveräner Macht bestimmen. Sind sie Männer von ungewöhnlicher Kraft und Ehre, so kann grade die freie Stellung zum Capital ihrem Geist die Schärfe und die Kühnheit verleihen, welche nöthig ist, um das Größte zu leisten. In diesem Fall dürfen nicht nur die Besitzer von Actien auf eine gute Rente ihres Capitals hoffen, sondern, was höher steht, die geschäftliche Tüchtigkeit des ganzen Volkes kann durch sie eine hohe Steigerung erfahren. Sind die Leiter aber Männer, denen kleinere Motive ihre Thaten bestimmen, so werden sie den zahlreichen Versuchungen ihrer Stellung nicht immer siegreich widerstehen. Sie werden geneigt sein, den großen unsichern Vortheil dem geringern, aber sicherern vorzuziehen, gewagte Geschäfte, bodenlose Unternehmungen, Schwindel und Börsengaunereien werden leicht Einfluß auf sie gewinnen, das Gefährliche dieser Associationen, die einigende Rücksicht auf hohe Jahresdividenden für die Actionäre wird sie in starke Versuchungen führen, die Gelegenheit, Verbindungen und Geldmittel der Gesellschaft für ihre Privatunternehmungen zu benutzen, in

noch größere! — In jedem Falle aber werden die Geschäfte der Credits solche sein müssen, welche starke Vortheile in kürzester Zeit gewähren; mühsame, weitaussehende Unternehmungen, welche die volle gemüthliche Hingebung der Menschenseele, oder gar den Enthusiasmus schöpferischer Naturen fordern, werden selten ihre Sache sein. Ebensowenig werden sie ihre Gelder solchen industriellen Unternehmungen geben können, welche eine niedrige, aber verhältnißmäßig sichere Rente abwerfen, wie z. B. die Industrie des Ackerbaues unter gewöhnlichen Verhältnissen gewährt. Immer werden sie das Bestreben haben, in großen Geschäften ihre Capitalien zu verwerthen, um nicht in der Zersplitterung die Uebersicht zu verlieren, immer wird in ihren Operationen etwas Kühnes, Unruhiges sein.

Doch es gehört Selbstüberwindung dazu, das unbefangene Urtheil über Zettelbanken und Credits nicht zu verlieren, wenn man die Menge der grade jetzt entstandenen Unternehmungen ansieht, den Börsenschwindel, welcher manche hervorrief und fast allen als ein unvermeidlicher Kobold um die Wiege tanzt, und wenn man die speciellen Verhältnisse näher ins Auge faßt, in denen diese Unternehmungen gedeihen sollen. Von Oestreich ganz abgesehen, sind in den letzten Jahren, zum großen Theil in den letzten Monaten allein in Mittel- und Norddeutschland folgende Zettelbanken concessionirt worden. Seit Gründung der dessauer Bank, die Banken von Weimar, Darmstadt, Bremen, Sondershausen (thüringer Bank), Gera, Gotha; ferner die Credits zu Leipzig, Dessau, Meiningen, Koburg, sämmtlich in den letzten Monaten. Es ist wahrscheinlich, daß, bevor diese Zeilen gedruckt werden, noch einige andre auftauchen, denn die Gier, Geld an Actien zu verdienen, hat nicht nur Börsenspeculanten, sondern bereits die kleinen Capitalisten ergriffen. Ein Blick auf die Städte, in welchen diese Institute aufschießen, wird mit Verwunderung erfüllen. Mit Ausnahme von Bremen (Zettelbank) und Leipzig (Credit) ist kein einziger der Stiftungsorte eine Handelsstadt von erwähnenswerther Größe, kein Mittelpunkt eines Industriekreises, in welchem eine höhere Entwicklung die Banken zum Bedürfniß machte und dem Credit nahe liegende Geschäfte und eine Auswahl unter kaufmännischen Intelligenzen gewährte. Das kleine Dessau z. B. hat das Geschick, sogar eine Bank und einen Credit zu umfassen, auch in den Herzogthümern am thüringer Wald sind in ungeheuerlicher Weise sechs dergleichen Actienunternehmungen begründet, vier Banken und zwei Credits, diese sechs in Staaten, welche zusammen kaum eine halbe Million Einwohner zählen, und durchaus nicht zu den reichsten Landschaften Deutschlands gehören. Offenbar ist dies unnatürliche Verhältniß zunächst dadurch hervorgerufen, daß in den kleinen Staaten Concessionen leichter ertheilt worden sind. Es ist aber auch ein Beweis dafür, daß bei den wenigsten dieser Unternehmungen die Gründer bestimmt wurden durch das locale Bedürfniß

des Handels und die hochgeſtiegne merkantile Kraft der Landſchaften ſelbſt, ſondern die Inſtitute ſind zum größten Theil angeregt und factiſch begründet durch Speculanten, welche aus der Fremde herbeieilten, vielleicht mit ebenſowenig ehrenhaften Intentionen, wie ſie die Gründer einer Pharaobank haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe zahlreichen Inſtitute, faſt zu gleicher Zeit auf demſelben Terrain entſtanden, einander Concurrenz machen, ſich gegenſeitig das Gedeihen erſchweren, daß ſie in ihrer nächſten Umgebung den natürlichen Raum für ihre Operationen nicht finden und deshalb ſich in der Ferne ihr Terrain erſt ſuchen werden. Sie kommen dadurch in Abhängigkeit von fremden Handelsplätzen und fremden Regierungen, brauchen mehr fremde Vermittler zu ihren Geſchäften, verlieren leichter die Ueberſicht, verfallen einer größern Gefahr, von ihrer localen Einſamkeit aus unſichere und ungeſunde Geſchäfte zu machen, und der nicht geringern Gefahr, von einzelnen gewinnluſtigen Speculanten über Gebühr benutzt und ausgebeutet zu werden. Allerdings zeigen ſie jede Abſtufung von Tüchtigkeit, von den ſoliden Unternehmungen großer Culturſtädte an, bei denen Namen an der Spitze ſtehn, welche zu den reinſten und edelſten in Deutſchland gehören, bis zu ſolchen Unternehmungen hinab, deren Bankzettel ſogar von den dabei betheiligten Firmen in deren eignem Geſchäft nicht angenommen werden. Mehren dieſer Inſtitute droht eine bedenkliche Zukunft, wenn ſchlechte Statuten und andre Momente ihrer Gründung zu ſolchem Schluß berechtigen. Und wenn ſie einſt fallen, werden ſie ſicher anderes mit ſich hinabreißen.

So unerfreulich dieſe Ausſichten ſind, ſo ſind ſie doch nicht das größte Bedenken gegen die nächſte Zukunft der Capitalien, welche in dieſen Unternehmungen angelegt ſind. Ein noch größeres liegt in dem Verhältniß der neuen Aſſociationen zu dem herrſchenden Staate des Zollvereins, zu Preußen. Daß die neuen Geldgeſellſchaften ſämmtlich außerhalb dem preußiſchen Staat, zum großen Theil dicht an ſeinen Grenzen entſtanden ſind, findet ſeine letzte Erklärung darin, daß die preußiſche Regierung ſich gegen Gründung ſowol von Privatbanken, als von Credits ſehr unzugänglich gezeigt hat, nicht nur in den letzten Jahren, wo die Luſt am Börſenſpiel vorzugsweiſe zu dieſen Unternehmungen trieb. Weil die preußiſche Regierung der Seehandlung zu Liebe und wegen ihrer großen Bank, dieſem ehrenfeſten, aber ſchwerfälligen und oft unbequemen Inſtitut, die ſelbſtſtändige Entwicklung der Geldinſtitute in den großen Handelsſtädten der Monarchie ſo lange gehemmt, und die Gründung der kaufmänniſchen Discontokaſſen und ähnlicher Bankunternehmungen, z. B. in Köln ſo ſchwer gemacht hat, iſt der Trieb der Zeit, dem die natürlichen geſchäftlichen Mittelpunkte verſchloſſen waren, auf Seitenpfade geführt. Es iſt vorauszuſehen, daß Preußen jetzt doch nicht in der Lage ſein wird, den neuen Banken gegenüber das alte Syſtem der Retardation aufrecht zu erhalten, ja

es ist anzunehmen, daß man gezwungen sein wird, den fremden Banken und Credits ein eignes inländisches System von Geldassociationen der Privaten gegenüberzustellen. Die Regierung wird dadurch zunächst die nichtpreußischen Unternehmungen drücken, aber auch ihre eignen unter weniger günstigen Verhältnissen in das Leben rufen. Es stand wieder einmal in ihrer Macht, durch die Capitalien ihrer Bürger, durch die Noten ihrer Banken und Filiale derselben eine neue friedliche Herrschaft in Deutschland zu erwerben, und die flüssigen Capitalien des Auslandes an Preußen zu fesseln, sie hat diese schöne politische Gelegenheit nicht benutzt. Was sie jetzt thun mag, wird die Ueberflutung mit Bankzetteln, welche uns in der nächsten Zeit bedroht, noch vermehren; und die letzte Folge der so entstandenen Concurrenz zwischen preußischen und nichtpreußischen Unternehmungen kann sogar die sein, daß die preußische Regierung ihre Schutzmaßregeln gegen fremdes Papiergeld und fremde Actien noch weiter auszudehnen veranlaßt wird. Sie kann bis zu der bedenklichen Maßregel geführt werden, die Banknoten und die Actien fremder Gesellschaften ganz von Preußen auszuschließen. Eine solche Maßregel aber würde nicht nur eine ungeheure Erschütterung an dem Geldmarkt hervorbringen, und den Ruin der schwächern unter den nichtpreußischen Gesellschaften herbeiführen, sondern sie würde auch das Eigenthum von vielen Tausenden, von Preußen und Nichtpreußen, verringern und eine allgemeine politische Erbitterung gegen Preußen hervorrufen. Und doch steht zu befürchten, daß trotz der bremer Bank und einiger andern, welche zu schonen das berliner Ministerium große Ursache hat, in nicht langer Zeit ein plötzlicher Schreck und die Sorge um den preußischen Geldmarkt übermächtig werden; dann wird man zu Berlin in der Gefahr sein, durch eine neue Bevormundung und neuen Schaden das zu verbessern, was wegen früherer ängstlicher Bevormundung jetzt so gefährlich groß gewachsen ist. Selten hat eine so verhängnißvolle Entscheidung über die Capitalien Deutschlands in der Hand eines Beamten gelegen, wie noch jetzt in der des preußischen Handelsministers. —

Aber noch mit einer andern Gefahr bedroht das Emporwuchern der Zettelbanken und Credits die productive Thätigkeit der Nationen dadurch, daß durch ihre Gründung viele Millionen Capital auf einmal und gewaltsam der neuen Industrie zugewandt, also zum größten Theil der alten entzogen worden. Da die Hoffnung auf eine hohe Rente bereits den mittlern und kleinen Capitalisten ergriffen hat, werden die meisten der einzuzahlenden Capitalien selbstverständlich solcher Anlage entzogen, in welcher sie bis jetzt einen niedrigen, aber verhältnißmäßig sichern Zinsfuß gewährt haben. Der Geschäftsmann mit beschränkten Mitteln ist schon jetzt in der schmerzlichen Lage, das Geld, welches er zum Betriebe seines Geschäftes braucht, theuer bezahlen zu müssen. Noch mehr aber werden die Besitzer von Häusern und Landgütern gefährdet.

Der Zinsfuß für Hypotheken, welche für ſicher gelten, war in den letzten Jahrzehnten in Deutſchland im Oſten etwas höher, als im Weſten, von 4—5 Procent in einzelnen wohlhabenden Gegenden, oder bei beſonders garantirten Geſchäften nur 3½ oder 3⅓ für das volle Hundert Capital. Sowol die Hausbeſitzer der Städte als die Landwirthe haben jetzt zu erwarten, daß ihnen Capitalien maſſenhaft gekündigt werden, ohne daß ſie zu legalem Zinsfuß neue erhalten. Denn die Hoffnung des Grundbeſitzes, daß die neuen kaufmänniſchen Credits an die Stelle der alten Gläubiger treten werden, iſt eine Chimäre, obgleich auch dergleichen zur Empfehlung der neuen Unternehmungen geſagt worden iſt.

Es bedarf keines großen Scharfſinns, um zu verſtehen, daß ein Credit, welcher ſeinen Actionären eine namhafte Dividende zahlen, und ſeine beträchtlichen Verwaltungskoſten decken ſoll, einen weſentlichen Theil ſeines arbeitenden Capitals auf ruhige Hypotheken mit vier bis fünf Procent Rente nicht geben könne. Die Folge dieſer plötzlichen Kriſis, in welche die Hypothekenſchuldner jetzt kommen, wird die ſein, daß vielen die Behauptung ihres Beſitzthums unmöglich werden wird. Namentlich in dem öſtlichen Deutſchland wird dieſer Umſtand als ein Unglück fühlbar werden. Denn während die Speculation mit Häuſern in allen größern Städten Deutſchlands nur zu oft unſolid war, iſt der ländliche Grundbeſitz vorzugsweiſe in dem weſtlichen Landestheil über Gebühr mit Capitalien belaſtet. In Schleſien z. B. kann ohne Uebertreibung angenommen werden, daß die ſämmtlichen Rittergüter, als eine Einheit betrachtet, über die Hälfte ihres Ertragswerths mit Hypotheken belaſtet ſind, viele hundert einzelne aber bis zum vollen Werth und darüber hinaus. Die Pfandbriefinſtitute, welche den Beſitzern derſelben zur erſten Hypothek bis etwa zur Höhe eines Drittheils oder der Hälfte vom Ertragswerth Capitalien liehen, ſind von der großen Mehrzahl ſchon ſeit langer Zeit in Anſpruch genommen, ſie haben nicht vermocht, die Güter von andern Hypotheken, die an zweiter, dritter, vielleicht bis an zwanzigſter Stelle ſtehn, frei zu machen, ſie haben bis in die neueſte Zeit den privilegirten Stand der Rittergutsbeſitzer conſerviren helfen, aber ſie haben ihm nicht die Kraft gegeben, die Schwankungen der Capitalien am Geldmarkt mit der Ruhe durchzumachen, welche der echte Ariſtokrat der Pflugſchaar beſitzen ſoll. Die jetzt bevorſtehende Hypothekenkriſis wird vorausſichtlich hunderte von Rittergütern in andere Hände bringen und wie zu fürchten ſteht, zunächſt nicht immer in ſtärkere und reinere. Allerdings wird dieſes Unglück ein vorübergehendes ſein, ja es deckt eigentlich nur auf, was ohnedies nicht geſund war, und wird bald zur Erfindung eines Heilmittels treiben. Wahrſcheinlich zuletzt zu Modificationen des deutſchen Hypothekenweſens. Jemehr ſich die Zahl der zinstragenden Documente vermehrt, welche der Capitaliſt jeden Tag kaufen, und jeden Tag wieder verkau-

ſen kann, deſto läſtiger wird er die Erwerbung von Hypothekeninſtrumenten finden, welche zu erwerben weitläufig, zu überwachen ſchwer, und ſchnell ohne Verluſt in Baargeld umzuſetzen faſt unmöglich iſt. Der ſtädtiſche Hausbeſitzer ſowol als der Landwirth werden daher bald in die Nothwendigkeit verſetzt ſein, auch ihrerſeits neue Aſſociationen zu gründen, durch welche dem Capitaleigenthümer eine größere Sicherheit und ſchnellere Verwerthung der Hypotheken geſichert wird. Auch die Hypotheken werden zuletzt dem Zuge der modernen Induſtrie folgen, und ſich dem Weſen der Effecten au porteur nähern, auch die alte ſchwerfällige und verhältnißmäßig ſolide Hypothekenordnung wird der Strömung der Zeit folgen, auch die Capitalien des Grundbeſitzers werden in den Bannkreis der Börſe kommen, und die Courſe, der Kaufmann, die Fluctuationen im großen Geldſtrom werden über jeden Einzelnen im Volke immer größere Macht gewinnen. Man mag dieſe Erſcheinung betrauern, oder, wie dieſes Blatt thut, für einen Fortſchritt halten, ſie wird bald eine Thatſache ſein, deren politiſchen und ſocialen Folgen der größte wie der kleinſte Staat unterworfen wird. Daß dieſe vernünftige Umwandlung aber wahrſcheinlich durch ſtarke Kriſen und durch große Verluſte vieler Einzelnen bewirkt werden wird, das muß als eine Folge der ungeſunden Haſt betrachtet werden, mit welcher die Speculation die neuen Geldinſtitute aufſchießen machte. So iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſchon die nächſte Zukunft eine Geldkataſtrophe herbeiführen wird, in welcher einzelne der neuen Unternehmungen zerſtäuben wie Seifenblaſen und wo der Wohlſtand aller, welche leichtſinnig mit den neuen Actien ſpeculirt oder leichtgläubig ihrer Solidität zu viel vertraut haben, für kurze ſanguiniſche Hoffnungen theuer bezahlt. Und es iſt verzeihlich, wenn der beſonnene Geſchäftsmann in dieſer Vorausſicht über die neuen Aſſociationen den Stab bricht. Aber ſo großen Erſcheinungen gegenüber geziemt guter Muth und Vertrauen auf die Kraft der Nation. Wo Integrität des Charakters, Tüchtigkeit und praktiſche Intelligenz keine Ausnahmen ſind, wie bei uns Deutſchen, da finden ſich für die Uebelſtände, welche jede neue Bildung im Leben der Staaten und der Landesgenoſſen begleiten, ſchnell neue Hilfsmittel, durch welche ſelbſt wieder ein größerer Fortſchritt vorbereitet wird. Alles Große, das lebendig wird, engt und verdirbt Einzelnes an dem alten Leben. Niemals iſt neuen Ideen, welche ſich realiſiren, vergönnt, nur Reines und Gutes hervorzubringen. So dürfen auch hier die nicht geringen Nachtheile und Gefahren, welche durch die ſchlechte Verwerthung einer an ſich gewaltigen Idee erwachſen mögen, an dem Endurtheil nichts ändern, daß im Ganzen betrachtet die neuen Geldinſtitute ein mächtiger Fortſchritt ſind in unſerm geſchäftlichen und nicht weniger in unſerm politiſchen Leben.

Ein Reiſewerk für Frankreich.

Städteleben, Kunſt und Alterthum in Frankreich. Nebſt einem Anhang über Antwerpen von K. Bernhard Stark. (Jena, F. Frommann 1855).

Wer Frankreich gründlicher kennen lernen will, als durch einen flüchtigen Beſuch in Paris und durch die gewöhnlichen Reiſebücher, der wird in dem angezeigten Werke einen Schatz von Mittheilungen finden, welche der Fleiß und die Bildung eines namhaften deutſchen Gelehrten in bequemſter Form zuſammengetragen und verarbeitet hat. Der Verfaſſer, von ungewöhnlicher hiſtoriſcher und künſtleriſcher Bildung, hat eine Reiſe, welche er ſelbſt im Jahr 1852 durch die Provinzen Frankreichs machte, zu Grunde gelegt, und an die beſcheidene und anſprechende Darſtellung derſelben eine Reihe von Bildern über Charakter, Phyſiognomie, Geſchichte, Kunſtleben und Kunſtſchätze der einzelnen Städte und Landſchaften geknüpft, ſo daß uns Landſchaften und Städte in ihrer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit als eine lebensvolle Einheit entgegentreten. Es verſteht ſich, daß Paris (nächſt Antwerpen) den größten Raum einnimmt, am dankenswertheſten aber iſt doch, was über andere große Culturſtätten des alten und neuen Galliens z. B. Lyon, Marſeille, Toulouſe, Bordeaux, Orleans und andere mitgetheilt wird. Die Methode des Verfaſſers iſt folgende: Von Marſeille z. B. wird uns die Fahrt dorthin, die landſchaftliche Umgebung und die jetzige Phyſiognomie der Stadt erzählt, darauf ihre Geſchichte: Das griechiſche Leben Maſſalias und die Perioden ihrer Blüte und ihres Verfalls zur Römerzeit; dann die in der Stadt erhaltenen Erinnerungen an ihr antikes Leben; darauf die Zuſtände der Stadt in altchriſtlicher Zeit. Die chriſtlichen Kunſtlocale, welche ſich bis zur Gegenwart erhalten haben, zuletzt die Bildungen des modernen Lebens. — Und der ganze reiche Inhalt des Werkes iſt wohlgemerkt nicht ein bequemer Auszug aus anderen Büchern, ſondern es ſind zum Theil die eignen Forſchungen des Verfaſſers, werthvoll auch für die Wiſſenſchaft, eigne Kunſturtheile und Beobachtungen, von hoher Bedeutung für die Kunſtgeſchichte und Alterthumskunde. So iſt das Werk ein guter Führer für Reiſende und zugleich ein Quellenwerk, zur Erwerbung ernſthafter Kenntniſſe, deſſen Brauchbarkeit noch dadurch vermehrt wird, daß ein Verzeichniß der literariſchen Hilfsmittel und ſieben lithographirte Grundriſſe von Städten beigegeben ſind. Jetzt, wo die Reiſeluſt wieder viele Tauſende nach dem Weſten und Süden treibt, ſcheint die rechte Zeit, auf einen Führer für alle aufmerkſam zu machen, welche weniger flüchtig reiſen, als die Schwärme unſrer Sommerfliegen in Eiſenbahnwagen und Dampfſchiffen.

Um von der Darſtellung des Verfaſſers wenigſtens eine kleine Probe zu geben, ſei hier mit Abſicht die Beſchreibung grade einer ſolchen Merkwürdigkeit

mitgetheilt, an welcher Hunderttausende vorübergehen, ohne ein Auge dafür zu haben. Man wird mit Freuden erkennen, wie geschickt der Verfasser zu orientiren und in der Erzählung zu belehren weiß.

Wenigen mag es bekannt sein, daß die literarische, durch die Verbreitung der Buchdruckerkunst, durch die classischen Studien und die ersten großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen hervorgerufene Bewegung in Antwerpen einst einen günstigen Mittelpunkt fand. Dagegen ist von vornherein mit größter Strenge gegen reformatorische Schriften eingeschritten worden, und schon 1520 schwebte über dem Buchhändler Franz Birkmann ein gefährlicher Proceß, weil er die Uebersetzung des Chrysostomus mit den Noten von Oekolampadius, einem ketzerischen Manne, verbreitet habe. Mehr als anderswo mußte in einer solchen Stadt des Welthandels, wo alle Neuigkeiten zuerst bekannt wurden, wo die Kunde der großen Entdeckungen neuer Welttheile und der Anblick fremder Erzeugnisse, fremder Thiere und Pflanzen unmittelbar wirkte, wo man alle lebende Sprachen nebeneinander hörte, die wissenschaftliche Thätigkeit sich den mehr in das Leben eingreifenden Fachern zuwenden. Wir hören von ausgezeichneten Aerzten, die dort wirkten, von einem großen Kräutergarten im Borgerhout, wo man alle neuen Pflanzen sah, wir wissen, daß Abraham Ortelius hier zuerst sein Theatrum orbis terrarum, seinen Schauplatz der Welt, sein Verzeichniß geographischer Namen, seinen geographischen Thesaurus herausgab, daß der Mathematiker Michael Coignet in einer neuen Schiffahrtskunde, (nova institutio artis navigandi) über die Messung der zurückgelegten Seestrecken von Ost nach West und umgekehrt eine neue Methode aufstellte. Der Secretär der Stadt, Cornelius Scribonius Grapheus aus Alost war ein höchst sprachgewandter Mann und erster Historiker Antwerpens, wenig jünger endlich Lodovico Guicciardini, der auch hier erst seine literarische Thätigkeit entfaltete. Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche dieses wissenschaftlichen Lebens mit der Macht des neuen, in Antwerpen einen Hauptsitz gründenden Ordens der Jesuiten. In kirchlichem Interesse, mit ausgebreiteter philologischer Gelehrsamkeit, mit großer Gewandtheit im Gebrauch der verschiedensten Sprachen, haben diese dort literarisch gearbeitet. Und an sie lehnt sich wesentlich der große Antiquar Justus Lipsius an.

Aber es ist keine große wissenschaftliche Anstalt, die solche Studien zusammenhält, sondern es ist der technische und kaufmännische Unternehmungsgeist, der sie dauernd beschäftigt. Buchdruckerei und Buchhandel haben hier seit früher Zeit einen günstigen Boden gefunden. Ueber Antwerpen ging der damals sehr starke Verkehr deutscher Bücher mit England. Hier hatte jener unternehmende Franz Birkmann, mit dem Froben von Basel geschäftlich nahe verbunden, eine Commandite, die Verbindung mit Köln blieb unter dessen Firma das 16. Jahrhundert hindurch eine sehr enge. In den Jahren 1520

bis 1530 werden allein 6 Druckereien in Antwerpen genannt, in denen für Birkmann gedruckt wird. Ueber ſie alle hinaus aber ragte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Officin von Chriſtophorus Plantin, einem Franzoſen aus Tours, der bald Architypographus Philipps II. wurde. Jeder Philolog hat von den ſo zahlreichen, correcten und trefflich ausgeſtatteten plantiniſchen Drucken gehört. Ein großes Regiſter würde eine Zuſammenſtellung derſelben füllen. Aber es handelt ſich nicht allein um griechiſche und lateiniſche Autoren, die orientaliſchen Schriften, Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch wurden zuerſt in verſchiedenen Lettern auf das correcteſte hier gedruckt; ebenſo alle neueren Sprachen, beſonders Spaniſch und Portugieſiſch. Außer der claſſiſchen und orientaliſchen Literatur iſt vor allem die kirchliche hier zu ſuchen, zunächſt die Bibel und zwar in der großen Polyglottenform, wie in der einfachen Vulgata, dann die Breviarien, Ritualen, Miſſalen, mit ausgezeichnetem Notendruck, dann Kirchenväter, Commentare, kirchengeſchichtliche Werke. Die Thätigkeit der Jeſuiten fand in der Officin der Moreti, der Nachfolger des Plantin, die großartigſte buchhändleriſche Repräſentation. Man denke ſich, daß für alle ſpaniſchen Provinzen in Amerika die Moreti in kirchlicher Literatur — und welche kam ſonſt viel dahin? — den alleinigen Debit hatten, daß noch heutzutage dort die Kirche nur dieſer Drucke ſich bedient. Guicciardini erzählt mit Begeiſterung von dem neugegründeten Etabliſſement des Plantin, dieſes gelehrten, geiſtvollen Mannes. Er ſagt, nirgendwo ſeien in der Welt ſo viel Preſſen, ſo viel Gattungen von Lettern, ſo viel andere Apparate zu finden, ſo viel ausgezeichnete Manner beſchäftigt, die Correcturen in allen alten und neuern Sprachen zu leiten. In unzähliger Menge wurden die Bücher durch die Welt verſendet, täglich mehr als 200 fl. an Lohn und ſonſtigen Ausgaben ausgezahlt.

Meiſt nur um der Auferſtehung des Herrn von Rubens willen ſieht der Fremde ſich die Grabkapelle der Moreti im Dom an, und das Grabmal des Chriſtoph Plantin in der Nähe wird ſelten beachtet. Aber nicht hier allein erinnert ein ſichtliches Zeichen an jenen ausgezeichneten Mann und ſein ſo großartiges Unternehmen. Nein, noch unverſehrt ſteht als eine wohlerhaltene Reliquie der ganze ſichtbare Bau mit ſeiner Einrichtung, wie ihn Chriſtoph Plantin zuerſt begründet, ſein Schwiegerſohn Johannes Moretus († 1610) weiter geführt hat. Vergebliche Verſuche waren ſchon gemacht worden, mir die Erlaubniß zum Beſehen der Anſtalt von dem jetzigen Beſitzer, dem letzten Moretus, einem wunderlichen, hageſtolzen Junker, zu erwirken, der alle Thätigkeit darin ſiſtirt hat und niemand womöglich hineinläßt. Da gelang ein directer Verſuch, ohne Weiteres in das Haus einzudringen, und die Bekanntſchaft meines trefflichen Begleiters mit dem Factor, einem alten, ganz in der ſtillen Abgeſchloſſenheit lebendem Manne, half glücklich weiter. Wie anders heute, als im 17. Jahr-

hundert, wo jedem Fremden es offen ſtand, wo einſt Iſabella von Spanien, und Maria von Medicis mit ihrem Hofſtaat in dieſen Räumen ſich umſahen! Nahe dem Scheldethore liegt an einem offenen Platze das moderne ſtattliche Haus der Moreti, ohne irgend durch ſein Aeußeres von ſeinem Inhalt etwas anzukündigen. Iſt man durch die breite Thorfahrt in den großen rings unſchloſſenen Hof getreten, ſo eröffnet ſich einem eine andere ſtille Welt und noch ſo friſch und unverſehrt erhalten, als wenn nie eine Belagerung, nie die Revolutionen über Antwerpen dahin gegangen wären. Das lange maſſive Hintergebäude und die Seitenflügel, der eine mit offener Bogenhalle, ſind noch unverändert. Ein uralter, mächtiger Weinſtock breitet ſeine Reben weit über das erſtere, zum Theil halb im Laube verſteckt ſind in Niſchen gut gearbeitete Büſten mit Sinnſprüchen und Namenangabe aufgeſtellt. Da leſen wir bei Chriſtoph Plantin das für ihn ſo wahre Labore et constantia, bei ſeinem Schwiegerſohn Johannes Moretus ein Ratione recta, weiter folgt ein Johannes Moretus J. F. (Joannis filius), dann Balthaſar Moretus J. F. († 1683), unter dem die Druckerei den allergrößten Aufſchwung erhielt. Ein Stern leuchtet über der Erdkugel in ſeinem Wappen und die Deviſe lautet: Stella duce, Labore et constantia pietate et prudentia circuit orbem. Die jüngſten Büſten ſind Balthaſar Moretus B. F. († 1730) und Jo. Joſ. Moretus' († 1757). Auch Juſtus Lipſius iſt mit ſeinem Spruch: moribus antiquis als langjähriger Freund und Corrector in einer Büſte verewigt. Zur ebenen Erde tritt man in die ſchmalen, langen Comptoirzimmer mit Ledertapeten und großen Kaminen. Noch unverändert ſteht der Lehnſtuhl und das Pult des Juſtus Lipſius an ſeiner Stelle, noch werden die Comptoirbücher hier aufbewahrt ſeit Gründung der Druckerei, noch ſind die Maſſen der alten Lettern in einem eignen Zimmer aufgeſchichtet. Gegenüber liegt die eigentliche Officin, in welcher jeden Augenblick zu drucken wieder begonnen werden kann. In ſteigender Vollendung kann man hier die Reihe der Druckerpreſſen der verſchiedenen Jahrhunderte verfolgen. Vergebens ſprach ein dem jetzigen Beſitzer im Jahr 1828 überreichtes Gedicht der Drucker die Hoffnung aus, daß dieſe Preſſen neu beſetzt würden. Wir wandern durch die oberen Räume, durch die großen Lager, wo noch für 500,000 Franken Exemplare von allen möglichen Werken zu kirchlichem Gebrauche liegen, und von wo nach Amerika immer von Zeit zu Zeit Sendungen gemacht werden. Andere Zimmer bewahren in großen Schränken die merkwürdigen Schätze an Holzſchnittſtöcken und Kupferplatten. Nie ſah ich einen ſolchen Reichthum von Initialen beiſammen. Die trefflich geſchnittenen Holzplatten zu dem großen Kräuterbuche des Rembertus Dodonaeus, zu mathematiſchen Werken, zu den Poliorcetica des Lipſius, zur deutſchen Bibel, in Kupferplatten große religiöſe Bilder zu den Miſſalen, zu Alcati, die Darſtellung antwerpener Feſte, ſo beim Einzug von Albert von Oeſtreich und

Isabelle von Spanien, die Gebäude Antwerpens, die Reihen brabantischer Fürsten, alles dies und noch mehr ließ ein flüchtiges Ausziehen der Schrankschubladen übersehen. Die meisten Platten, so wie eine vollständige Reihe aller gedruckten Bücher befanden sich nach der Aussage des Factors in einem Zimmer des Junkers selbst. Aengstlich horchend, ob dieser von dem eingedrungenen Besuche nichts höre, treibt der Factor zur Eile, doch noch muß er mit uns in den andern Flügel, in die leider neu geweißte Küche hinaufsteigen, die mit ihren Schmelzöfen und Apparaten zum Letternguß uns ein treffliches Original zu einer Alchymistenküche böte. Welcher Reichthum von Stoff zur Literargeschichte liegt noch hier verborgen? Welche Fülle interessanter Correspondenzen mag noch unbewußt mit gehütet werden neben dem ganzen Gewinn, den die urkundliche Geschichte einer solchen Anstalt für Culturgeschichte überhaupt hat! Hoffen wir, daß nicht allzulange Wunderlichkeit und Beschränktheit diese Schätze der wissenschaftlichen Benutzung vorenthalte."

Literatur.

Todesfälle. In der vergangenen Woche starb gänzlich verschollen einer der merkwürdigsten Charlatane unsrer Zeit, Friedrich Rohmer, der vor etwa einem Decennium in Süddeutschland und der Schweiz an der Spitze einer kleinen, aber fanatischen Sekte nicht geringes Aufsehn erregte. Er trat auch als politischer Schriftsteller auf, in der festen Ueberzeugung, der Welt die merkwürdigsten Dinge vorzutragen. Wenn diese Schriften äußerst mittelmäßig waren, so wiederholt sich darin nur, was bei einem neu auftauchenden Fanatismus häufig vorkommt: der Glaube gilt nicht der Sache, sondern der Persönlichkeit des Führers. Vor einigen Jahren erschien ein nicht uninteressanter Roman: der Tannhäuser, von Widmann, einem Mann, der früher zu den leidenschaftlichsten Fanatikern Rohmers gehört hatte, und der darin seinen spätern Abfall motivirt. — Unter den literarischen Berühmtheiten heben wir den Professor Friedrich Heinrich von der Hagen hervor, der im 76. Jahre zu Berlin, wo er seit 1821 als ordentlicher Professor gewirkt, gestorben ist. Aus den Sympathien der romantischen Schule hervorgegangen, hat er im Anfang dieses Jahrhunderts auf das lebhafteste für die Wiederaufnahme der germanistischen Studien gewirkt, und wenn eine strengere und gründlichere kritische Methode seine Forschungen überholt und eine Polemik hervorgerufen hat, die durch unangenehme persönliche Beziehungen noch verschlimmert wurde, so wird doch die Literaturgeschichte seine Verdienste nicht vergessen dürfen.

Quarterly Review vom März 1856. — Das Heft enthält eine Reihe sehr interessanter Artikel, die auch beim deutschen Publicum Aufmerksamkeit erregen sollten. Zunächst ein Bericht über das Werk des Sir George Cornewall Lewis: die Kritik der ältesten römischen Geschichte. Bekanntlich unterscheiden sich Niebuhrs

Forſchungen von denen Beauforts vorzugsweiſe dadurch, daß Niebuhr nicht in der Negative ſtehen blieb, ſondern die einzelnen Spuren der Sage zu einer hiſtoriſchen Entwicklung von Zuſtänden zu kryſtalliſiren ſtrebte. Innerhalb des größern Publicums in England, auch bei den Gelehrten ſetzte man dieſen kühnen Forſchungen eine ablehnende Gleichgiltigkeit entgegen. Dagegen fand ſich eine, wenn auch nur kleine Zahl gelehriger und gläubiger Schüler, die auf das Wort des Meiſters ſchwuren und durch ſein Werk die richtige Phyſiognomie der ältern römiſchen Geſchichte für immer feſtgeſtellt glaubten. In Deutſchland war es anders. Die Methode der niebuhrſchen Kritik wurde faſt allgemein anerkannt, aber in Bezug auf die Reſultate ſtellt ſich jeder jüngere Forſcher auf ſeine eignen Füße, und es gibt bei uns keinen einzigen Geſchichtſchreiber, der ſich dem Syſtem Niebuhrs unbedingt angeſchloſſen hätte, wie denn auch dieſer ſelbſt in den verſchiedenen Ausgaben ſeines Werks verſchiedene Bahnen einzuſchlagen verſuchte. — Herr Lewis tritt gegen die Methode im Allgemeinen auf und ſchließt ſich der Methode Beauforts wieder an. Seine Kritik hat ein lediglich negatives Reſultat, und ſucht die ältere Geſchichte Roms ungefähr ſo darzuſtellen, wie die ältere Sagengeſchichte Englands von Gottfried von Monmouth bis auf Holinſhed, die man ja auch eine Zeitlang als hiſtoriſche Wahrheit annahm. — Der ſehr beſonnene Berichterſtatter in Quarterly Review zeigt nun, daß dieſer Vergleich doch unſtatthaft iſt. Er zeigt, daß in einer Zeit, wo die Schrift nur in den ſeltenſten Fällen angewandt wurde, die mündliche Ueberlieferung eine größere Kraft und Ausdauer hatte, als heute, wo das Gedächtniß ſich nur auf das verläßt, was es ſchwarz auf weiß vor ſich ſieht. Er zeigt ferner, daß auch noch in unſern Tagen die unmittelbare Erinnerung im Stande ſein würde, die Geſchichte der letzten hundert Jahre wenigſtens in ihren allgemeinen Umriſſen wiederherzuſtellen. Er zeigt ferner, daß einzelne ſtreng hiſtoriſche Urkunden (z. B. der Vertrag mit Karthago 509) uns wirklich überliefert ſind, und daß ſelbſt noch in den Zeiten des Livius, vielmehr aber noch in den Zeiten des Fabius Pictor eine größere Zahl derſelben vorhanden geweſen ſein muß. Abgeſehen von den öffentlichen Aufzeichnungen und den Familienerinnerungen, erhielt ſich namentlich die Rechts- und Staatsentwicklung in dem Bewußtſein des römiſchen Volks. In dem römiſchen Volk lebte eine noch viel größere Anhänglichkeit an Formen und Präcedenzien, als im engliſchen Volk, und dadurch erhielten die Ritualien, Formulare und Obſervanzen einen ſtabilen hiſtoriſchen Charakter, der ſich in der Entwicklung eines andern Volks nicht leicht wieder antreffen würde. — Wenn auf dieſe Weiſe in den erſten Büchern des Livius ſich unzweifelhaft ein ſtarkes hiſtoriſches Moment vorfindet, ſo tritt uns in andern Erzählungen ebenſo augenſcheinlich ein poetiſches entgegen. Viele von dieſen Sagen ſind mit einer Farbe und einer dramatiſchen Belebung ausgeführt, die gegen die trocknen Notizen aus den Urkunden ſehr bedeutend abſticht, und die den Geſchichtſchreibern des auguſteiſchen Zeitalters nicht angehören kann. Niebuhr hat bekanntlich die Hypotheſe aufgeſtellt, die Grundlage dieſer Erzählungen ſei ein zu einem größern epiſchen Gedicht ausgedehnter Romanzencyklus von der Vergangenheit Roms geweſen. Wenn dieſe Hypotheſe namentlich in der apodiktiſchen Form Niebuhrs kaum haltbar ſein möchte, ſo läßt ſich dagegen nicht daran zweifeln, daß einzelne von den volksthümlichen Geſchichten Roms bereits poetiſch behandelt waren, bevor Nävius und Ennius verſuchten, ihnen

eine künſtleriſche Form zu geben. Die Analogie aller Völker ſpricht dafür; ja noch heute wird jede irgend populäre Begebenheit durch einen Gaſſenhauer verewigt, von welchem die gebildete Welt in der Regel gar nichts erfährt. — Freilich berechtigt eine derartige Wahrſcheinlichkeitsrechnung noch immer nicht, Hypotheſen an Stelle der Thatſachen zu ſetzen; denn die erſte Pflicht des Hiſtorikers bleibt, genau feſtzuſtellen, was er mit Beſtimmtheit weiß, und das, was er nur vermuthet, davon zu ſondern. — Der Referent gibt eine ſehr gute Charakteriſtik Niebuhrs. — Niebuhr hatte für einen Geſchichtſchreiber ausgezeichnete Gaben. Wenig Menſchen beſaßen jemals in einem höheren Grade dieſen wichtigſten aller Vorzüge, die Macht, in ſeinem eignen Geiſt ein lebendiges Gemälde der Zeit, die er betrachtete, zu entwerfen und den Gegenſtand nicht als ein Aggregat von Einzelheiten, ſondern als ein organiſches Ganze anzuſchauen. Wenige Menſchen in unſerer Zeit kamen ihm in der Genauigkeit und Ausdehnung ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit gleich; keiner übertraf ihn in der gründlichen Bekanntſchaft mit der Geſammtmaſſe der vorhandenen römiſchen Literatur, welche die nothwendige Grundlage aller hiſtoriſchen Forſchungen iſt. Sein wunderbares Gedächtniß, welches beinahe die Fabeln, die man von den Scaliger erzählt, verwirklichte, befähigte ihn, in jedem Augenblick alle Hilfsquellen ſeines reichen Wiſſens zuſammenzubringen. Jedes Fragment eines verloren gegangenen Geſchichtſchreibers oder Annaliſten, aufbewahrt durch irgend einen unbekannten Grammatiker, war ihm fertig zur Hand, wenn er es brauchte, und wurde mit einem unvergleichlichen Scharfſinn an der paſſenden Stelle angewendet. Niemals wurde er von ſeiner eignen Gelehrſamkeit erdrückt. Er war keineswegs ein Buchgelehrter, deſſen Kenntniß von Perſonen und Zuſtänden ſich auf todte Actenſtücke beſchränkte; er hatte an den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes den lebhafteſten Antheil genommen, und ſeine Bekanntſchaft mit den modernen Verfaſſungen und mit ihrer praktiſchen Bedeutung war ebenſo tief als umfaſſend. Er war im Stande, die Einrichtungen des alten Rom durch Analogien zu erläutern, die er bald aus dem modernen England, bald aus dem griechiſchen Alterthum oder den mittelalterlichen Sitten ſeiner ditmarſiſchen Heimath entnahm. — Aber grade dieſe Eigenſchaften, welche Niebuhrs Größe bedingten, waren auch die Quelle ſeiner Irrthümer. Dieſelbe Gewalt der Imagination, welche ihn befähigte, den Gegenſtand ſeiner Studien in ſo kräftigen Strichen in ſeinem Innern auszumalen, und die Einzelheiten zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen, verleitete ihn zuweilen, die Schöpfungen ſeiner Phantaſie für Wirklichkeit anzuſehen. Noch häufiger baute er auf ſeine alten Quellen einen Bau, den ſie nicht tragen konnten, oder ſetzte ihr Zeugniß gradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie ſeiner Zeichnung ſtörte. Er ſah das Bild, das er entworfen, ſo klar vor ſich, daß er es für böſen Willen nahm, wenn man es nicht gleichfalls ſah. Sein zuverſichtlicher Ton, auch wo es ſich nur um Vermuthungen handelte, befeſtigte den Glauben ſeiner Schüler, aber konnte ſeine Gegner nicht überzeugen. Selbſt die Stärke ſeines eiſernen Gedächtniſſes verleitete ihn zuweilen, demſelben über die Grenzen des Möglichen hinaus zu vertrauen. Noch häufiger legte er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf irgend eine dunkle Stelle oder fragmentariſche Notiz, die von frühern Schriftſtellern überſehen war und die doch der allgemein angenommenen beſtimmtern und breitern Erzählung widerſprach. Doch haben ſpätere Geſchichtſchrei-

ber gezeigt, daß ſie auch in Punkten, wo ſie zuerſt von ihm abweichen zu müſſen glaubten, bei gründlicherem Studium ſeiner Anſicht beigetreten ſind. So bemerkt Schwegler, daß Niebuhrs Anſichten oft nur deshalb auf den erſten Anblick willkürlich und unbegründet ausſähen, weil er dazu durch eine Art geſchichtlicher Intuition geleitet wurde, und es vernachläſſigte, ſie durch die nothwendigen Beweiſe zu befeſtigen, was dann nachträglich von andern geſchehen iſt.

In demſelben Heft lernen wir einen engliſchen Kunſtkritiker kennen, John Ruskin, der in einer ähnlichen Art, wie unſere moderne ſchlegelſche Schule, den Verfall der Malerei von Rafael und den andern ſchöpferiſchen Männern herleitet, die ſich von der Tradition losriſſen und das Handwerk zu einer freien Kunſt veredelten. — Ein ſehr leſenswerther Artikel iſt ferner der Bericht über das auch von uns beſprochene Werk von Montalembert über die Größe Englands. Der Berichterſtatter läßt ſich durch die Complimente, die den Einrichtungen ſeines Vaterlandes gemacht werden, nicht täuſchen; er zergliedert die Motive des edeln Grafen und den innern Zuſammenhang ſeines politiſchen und kirchlichen Lebens mit einem Scharfſinn und einer Beredtſamkeit, die etwas Zerſchmetterndes hat.

Evangeliſche Herzensgeſänge von Chriſtoph Carl Ludwig von Pfeil. Zum Beſten der äußern und innern Miſſion ſo wie der Bibelgeſellſchaft neu herausgegeben von Guſtav Knak, Paſtor an der böhmiſch-lutheriſchen Kirche zu Berlin. Erſtes Heft. Neue Auflage. Berlin, W. Schultze. — Graf Pfeil, geb. 1712 im Leiningenſchen, geſt. 1784, war ſeit 1763 geheimer Rath und accreditirter Miniſter des Königs von Preußen. Er hat in der Einleitung ſeiner religiöſen Gedichte eine Selbſtbiographie in Verſen mitgetheilt, aus der wir einige Fragmente mittheilen. So erzählt er ſeinen Eintritt in die hohe Schule, 1728:

Die Zeit, die ich auf ſolcher zugebracht,
Haſt Du, o Gott, ſtets über mich gewacht,
Von Kindheit an lieſſt Du mir immer nach,
Ich kannte damals noch nicht Deine Sprach.

„Von meinem vierten Jahre", ſetzt er in der Anmerkung hinzu, „kann ich mich zurückbeſinnen, daß der Geiſt des Herrn mich immer gerührt und getrieben und an mir gearbeitet hat mit einer Stimme, Zug und Macht, die ich damals noch nicht kannte." Dann fährt er fort:

Dein Geiſt trieb mich zum Frömmerwerden an,
Und rief mir zu: Komm auf die Lebensbahn!
Ich war mit Luſt zu Deinem Wort entflammt,
Mit einem Trieb zum Kirchendienſt' und Amt.

Doch weckteſt Du ſelbſt, mitten in dem Lauf,
Mich und in mir den ſchnellen Zeugen auf.
Alſo erweckt, begierig nach dem Heil,
Ward mir ein Amt in Regensburg zu Theil.

Und dies geſchah, da ich kaum zwanzig Jahr,
Jung, unverſucht und ohne Leitung war.
Du warſt mit mir, mein Helfer wareſt Du,
Dort führteſt du mir auch die Gattin zu...
Bald rieſſt Du mich, Herr, groß von Rath und That
Nach Stuttgart hin in den Regierungsrath...

Zwar gabst Dus zu, warum? ist Dir bewußt,
Daß mir bei Nacht ein Arm zerbrechen mußt.
Allein, weil ich mit Haut und Beinen Dein,
So heiltest Du bald wieder mein Gebein...
Kaum war ich da, so sendetest Du mich
Zu Deinem Knecht, der Preußen Friederich,
Der sandte mich sofort ins Reich hinein,
Und sprach: Da sollt Ihr Mein Minister sein.

Diese Frömmigkeit bei einem Minister des alten Fritz, dem eifrigen Schüler Voltaires mag auf den ersten Augenblick komisch aussehen, aber wir haben immer behauptet, daß die Frivolität jener Zeit nur auf der Oberfläche war, und daß die alten tapfern Helden des großen Königs den Glauben an ihren Herrgott ebenso warm im Herzen trugen, als mancher neumodische Christ, der ausführlicher darüber zu sprechen versteht. Nur widerstrebt die herrnhutische Frömmigkeit des edlen Grafen im strengsten Sinn des Worts unserm Geschmack. Man lese folgende Strophen eines Liedes, das er 1771 dichtete, als er von einem großen Hoffest zurückkam: „Bei dem Glanz und Stolz der Kleider, bei dem aufgeputzten Haar, Gold und Silber, womit leider! ich auch selbst geschmücket war, dacht ich mitten unter ihnen an das rechte Gallakleid, an den Schmuck der Blutrubinen, Christi Blutgerechtigkeit. Sah ich mit gefärbten Wangen, übertünchet weiß und roth, sie wie Todtengräber prangen, manche wol auch ohne Noth, ließ ich die gemalten Todten das sein was ein jeder meint, und dachte an den weiß und rothen, blutgefärbten Seelenfreund. Den bat ich, mich zu bestreichen mit dem Wunderpurpurroth. Schönster! Dir wünsch ich zu gleichen u. s. w." Man lese ferner die beiden Strophen aus dem Jesusbad: „Streckt die ungewaschnen Füße, strecket Haupt und Hände her! daß Er Wasser auf sie gieße, daß Er sie im Wundenmeer wasche, säubre, bis sie rein, weiß wie Schnee gewaschen sein, und die ungewaschnen Seelen taucht in Seine Wundenhöhlen! Gebt die ungewaschnen Zungen, gebt den ungewaschnen Mund, aus dem nichts hervorgedrungen, als wovon der wüste Grund eures Herzens angefüllt, das nur Unflat schäumt und quillt, gebt sie Jesu, abzubaden in dem Blutteich seiner Gnaden!" — Das ist das Christenthum, welches man heutzutage gern wieder der heidnischen Welt ankündigen möchte! Die letztere hat wenigstens den Vorzug, reinlicher zu sein.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Zweiten Bandes vierte Lieferung, von Dampfkutsche — der. Leipzig, S. Hirzel 1856. — Die neue Lieferung des großen Werkes, von Wilhelm gearbeitet, zeigt wieder die vervollkommnete Methode, welche schon an den vorigen erfreute. Die deutschen Erklärungen der mitgetheilten Wörter, wie das durchgehende Bestreben, die Bedeutungen derselben zu disponiren und in ihren Nüancen darzustellen, erfüllen eine auch in diesem Blatte öfter vorgetragene Bitte. Für den sorgsamen Leser ist es von Interesse zu sehen, wie sich der Kreis der citirten Schriftsteller nach und nach erweitert. Nicht nur ältere, zum Theil sehr seltene Druckwerke sind nachträglich ausgezogen, sondern auch den neuesten Erscheinungen der Literatur ist billige Rechnung getragen. Auch das Heranziehen der technischen Ausdrücke des Handwerks, der Landwirthschaft und der Künste u. s. w. wird reich-

licher, ebenso die Verwerthung der Provinzialismen. Die Fülle des Stoffes ist jetzt so groß, daß die Kraft der Hand, welche ihn zusammenfaßt, Bewunderung verdient. Das vorliegende Heft enthält von Hauptartikeln außer einer Anzahl interessanter Stammwörter nicht wenige schwierige Pronomina und Partikeln, zum Schluß einen der schwersten Artikel im ganzen Alphabet, das Wort: der, die, das. — Möge das vaterländische Unternehmen energisch fortschreiten und allen Betheiligten, dem Verfasser, dem Verleger und dem deutschen Publicum, wie bisher, zu Stolz, Freude und Förderung gereichen. —

Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Für Schule und Haus herausgegeben von Karl Gustav Helbig. Stuttgart und Augsburg, Cotta. — Es wird manchem Leser pedantisch erscheinen, daß man die deutschen Classiker in derselben Weise philologisch herauszugeben gedenkt, als die Griechen und Römer. Da sich indeß bei unsern Autoren häufig Stellen vorfinden, die einer Erklärung bedürfen, und da man, abgesehen davon, erläuternde und berichtigende Notizen, namentlich in historischer Beziehung, gern bei der Hand hat, so ist das Unternehmen vollkommen gerechtfertigt, wenn es nur von geschickter Hand ausgeführt wird. Der Herausgeber des Wallenstein, der über den 30jährigen Krieg sehr gründliche Studien gemacht hat, betrachtet als seine Hauptaufgabe die historische Erläuterung, und die Anmerkungen aus diesem Gebiet sind durchweg dankenswerth. Weniger einverstanden sind wir mit den sprachlichen Anmerkungen, gegen deren Richtigkeit sich zwar nichts einwenden läßt, die aber öfters Dinge erklären, welche sich von selbst verstehen. Die Textesworte sind genau nach der ersten Ausgabe abgedruckt, die Interpunction des Dichters ist in den meisten Fällen festgehalten, die bereits in den neuern Ausgaben üblich gewordene Orthographie möglichst consequent durchgeführt. — Die historische Einleitung ist vortrefflich, sie gibt genau dasjenige, was nöthig ist, um das Verhältniß der poetischen Erfindung zur Thatsache festzustellen, und nicht mehr. Der Herausgeber erwähnt das einzig ähnliche Bild des Herzogs, welches sich im Schloß Friedland befindet. Wir hätten gewünscht, daß die Buchhandlung dasselbe dem Werke beigegeben hätte. In Bezug auf das ästhetische Urtheil sind wir im Wesentlichen mit Herrn Helbig einverstanden, z. B. auch in der Verurtheilung der beiden sogenannten Idealfiguren; dagegen müssen wir in einzelnen Punkten den Dichter entschieden in Schutz nehmen. Wir finden die Auffassung des Schicksals im Wallenstein durchaus verständlich, dramatisch wahr und nicht im mindesten peinlich; wir finden die Einmischung der Astrologie poetisch wie historisch gerechtfertigt; wir finden den Kampf Wallensteins mit seinem Schicksal, das er sich freilich selbst bereitet hat, sehr schön ausgeführt, und würden überhaupt das ganze Drama, mit Ausnahme der unklar gedachten Figur der Thekla, für ein Meisterstück erklären, das den classischen Kunstwerken aller Nationen an die Seite gestellt werden könnte, wenn der Dichter nicht gar zu sehr in die Breite gegangen wäre. Doch haben wir uns darüber an einem andern Ort bereits ausführlicher ausgesprochen und können hier einfach darauf verweisen. —

Friedrich Krug von Nidda's Nachlaßschriften. Herausgegeben mit Bewilligung seiner Witwe und unter Verantwortlichkeit des Verlegers. 1. Band. Markgraf Eckard von Meißen. Querfurth, Schmid. — Krug von Nidda gehört zu den wohlgesinnten Dichtern dritten Ranges, die wegen ihres liebevollen Eifers

für die Sache der Kunſt zuweilen ſehr geeignet ſind, uns das Verſtändniß einer allgemeinen Culturentwicklung, die ſich doch nicht blos auf die eigentlichen Genies beſchränkt, näher zu erläutern. Er war 1776 geboren und trat ſchon im 15. Jahr in ſächſiſchen Militärdienſt, wo er die Feldzüge von 1795 und 1806 mitmachte. 1812 finden wir ihn noch im ſächſiſchen Heer auf dem Marſch nach Rußland, wo er am Dniepr ſchwer verwundet in ruſſiſche Kriegsgefangenſchaft gerieth. Er wurde anfänglich in Kiew, ſpäter in Bialyſtock internirt und kehrte 1814 als Invalide in ſein Vaterland zurück, wo er ſich auf ſein väterliches Erbgut begab und ſich mit Fräulein von Hinkeldey, der Schweſter des nachmaligen Polizeipräſidenten, vermählte. Nach einer glücklichen, wenn auch kinderloſen Ehe ſtarb er 1843. Er war in den Traditionen der romantiſchen Schule aufgewachſen. Bereits 1816 hatte ihm Goethe wegen ſeiner guten Verſe Complimente gemacht. 1818 erſchien das hiſtoriſche Drama Heinrich der Finkler; Gedichte 1820; Erzählungen und Romanzen 1821; Skanderbeg, ein heroiſches Gedicht 1823; Localumriſſe 1825; Schwertlilien 1827—30; der Schmidt von Jüterbogk, Chronik in Romanzen 1824; Italieniſche Reiſen 1832; Bilderſkizzen einer Rheinwanderung 1833; Erinnerungsblätter einer Schweizerreiſe 1840. — Der Nachlaß ſoll in drei Bände geſammelt werden; der 1. Band, der bereits vorliegt, enthält das hiſtoriſche Drama „Markgraf Eckard von Meißen," ein wohlgemeinter, aber nicht bedeutender Verſuch in der ſchillerſchen Form; der 2. Band, der den Titel „Gedenkbüchlein" führt, enthält einzelne Notizen, die zwar kein eigentlich literariſches Intereſſe haben, aber doch dazu dienen, uns den Charakter des Verfaſſers von einer weſentlich achtungswerthen Seite zu zeigen. Dahin gehört die Beſchreibung ſeines Aufenthalts am Dniepr 1812, ferner die Beſchreibung ſeiner Zuſammenkunft mit Goethe in dem Bade Tennſtädt 1816, der ſich ſehr freundlich und gütig gegen ihn betrug und viel zugänglicher war, als gewöhnlich in Weimar. Folgende Aeußerung des großen Dichters verdient aufbewahrt zu werden: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat ſich an dem andern erhoben. Den Vorderen ſind wir auf die Schultern geſtiegen, ſahn hierdurch vielleicht etwas weiter als ſie, und ſo geſtaltete ſich manche neue Erſcheinung!" — Endlich einige Gedichte moraliſchen Inhalts, die eine ſehr geſunde, verſtändige Geſinnung verrathen. Darunter finden ſich auch einige von philoſophiſcher Färbung, welche für unſre Zeit inſofern Intereſſe haben werden, als ihnen die kantiſche Philoſophie zu Grunde liegt, während wir jetzt nur an ein poetiſches Hegelthum gewöhnt ſind, z. B.

Willſt dem Gedanken Du, dem flüchtigen, Dauer leihn?
Fixir' ihn durch die That, ſo wird er ewig ſein!
Kein Pyramidenbau ging je aus Menſchenhand,
Der vor des Bauherrn Geiſt nicht noch weit kühner ſtand.

Das eben iſt des Geiſtes unſchätzbare Bedingung,
Daß höher als er ſelbſt oft ſeine innre Schwingung!
Dies bürgt ihm, daß, wo auch das Ird'ſche ſich verliert,
Ein Pfad ſich zeigen wird, der ihn zum Ewgen führt.

Zwei Dinge waren noth, ſollt' ohne Furcht und Grauen
Der räthſelhafte Menſch ſein Daſein überſchauen:
Zuerſt das Medium der uferloſen Zeit,
Und dann der Raum, worauf er ſeine Thaten ſtreut.

Hamlet. Zwei Vorträge, gehalten im Verein für Kunst und Literatur zu Mainz von Dr. Louis Noiré. Mainz, B. von Zabern. — Die Vorträge enthalten nichts wesentlich Neues, sie stellen aber für das größere Publicum das vorhandene Material auf eine zweckmäßige Weise zusammen. —

Briefe des Großherzogs Karl August und Goethes an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. — Döbereiner, geboren 1780, war seit 1810 bis zu seinem Tod 1849 Professor der Naturwissenschaften in Jena. Die mitgetheilten Briefe zeigen, ein wie ernsthaftes Studium Karl August und Goethe selbst auf die Details dieser Wissenschaft verwendeten. Was ihm diese Wissenschaft war, hat der edle Fürst einmal in einem Gespräch mit Röhr entwickelt. „Als im Jahr 1806 das große Unheil über unser Vaterland kam und ich ringsum so viel Untreue, Verrath und Betrug sah, da bin ich an der Menschheit verzweifelt. Und in meiner Verzweiflung hat mich allein die alte Liebe zur Natur aufrecht erhalten, und ich habe mich in sie versenkt. Und da mich die Menschen anekelten, bin ich zu den Pflanzen gegangen und habe sie studirt und habe mit den Blumen verkehrt, — und die Blumen haben mich nicht betrogen." — Es war ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken in der Gesellschaft Alexanders von Humboldt sich mit seiner Lieblingswissenschaft zu beschäftigen. Der Bericht Humboldts an Goethe ist zu schön, als daß wir ihn nicht hier mittheilen sollten. „Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier in Berlin wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehn als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen. Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oscillirte sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung nnd Erwartung der großen Katastrophe. Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser sah beim Frühstück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen, welche sich unsrer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach den Ursachen der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten. In Potsdam saß ich mehre Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee. Er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!"

Goethes Faust. Briefwechsel mit einer Dame, herausgegeben von Albert Grün. Gotha, Scheube. — „Ich kam nach Hause, nahm den Faust und wollte die Lectüre beginnen. Aber Faust — wer ist das? Woher stammt, was will und was soll der? Da stand ich schon wie ein Schweizerkühlein auf der pariser Industrieausstellung. Ich fragte, man erzählte mir allerhand u. s. w." So schreibt die junge Dame an den Verfasser, den sie mit Verehrter Herr anredet, und als dessen ergebene Dienerin sie sich mit vollkommenster Hochachtung unterzeichnet. Er antwortet ihr: „Mein Fräulein" (nicht einmal: Geehrtes Fräulein) und commentirt sogleich tapfer drauf los. Nur muß man nicht glauben, daß sie sich blos von Faust unterhalten. Sie erkennt in ihm den tiefsinnigsten Philosophen, er findet in ihr das herrliche Bild vollendeter Weiblichkeit, und so finden sie denn Gelegenheit, sich die schönsten Complimente zu sagen. S. 72. nennt er sie: „Mein liebes Fräulein", S. 87. „Liebe Freundin". Sie antwortet: „Sie Unermüdlicher! und doch sollte ich eigentlich mit Ihnen grollen! weniger des reifrockigen Titels „Freundin" wegen, der mich so alt anmuthet, als wäre ich meine eigne Tante u. s. w.," und unterzeichnet sich „Ihr kleines Kind". Er antwortet S. 111: „Mein liebes Mädchen" und setzt diese Bezeichnung S. 113. fort. Ihr nächster Brief ist schon ohne Ueberschrift. „Warten Sie, halten Sie ein, verehrter Freund! Jetzt gehn mir die Lichter zu sehr von allen Seiten auf, als daß ich länger schweigen könnte. Vor dem Gewaltigen erstirbt ja auch jede kleinliche Rücksicht; wer wollte fordern, daß ich an mich denke, wo Himmel und Erde im Frühlingskusse erbeben!" Er antwortet: „Mein gutes Mädchen!" — „O lieber Freund, wie albern ich mich fühle!" Unterschrieben: Ihre Thörin. Mein liebes Kind, heißt es dies Mal, und zum Schluß: Der heilige Geist sei mit Ihnen. Endlich sein letzter Brief hat die Ueberschrift: Sie wunderbares Wesen. Nun, dachten wir, ist die Geschichte richtig, der Heirathsantrag kann nicht ausbleiben; wir waren daher nicht wenig verdutzt, als sich folgendes Resultat herausstellte: „Wie sehr Sie mich durch Ihr Interesse, Ihre rege Aufmerksamkeit, den freudigen Wucher mit Ihren reichen Talenten und die Freundlichkeit Ihres Herzens erquickt, beglückt haben, müssen Sie selbst empfinden; ich habe für persönliche Gefühle selten Worte. Das Einzige, was Ihr Verdienst in meinen Augen noch erhöhen könnte, wäre . . . Sie errathen's gewiß nicht! Je nun, wenn Sie, um recht Viele desselben erquickenden Eindrucks und, was wichtiger ist, Ihrer lebendig tiefen Auffassung der Gretchentragödie theilhaft zu machen, mir die Erlaubniß zur — erschrecken Sie nicht! — zur Veröffentlichung Ihrer Briefe geben wollten." — Warten Sie, halten Sie, verehrter Herr! was wird die junge Dame dazu sagen? „Nicht als täuschte ich mich über die Werthlosigkeit meiner Ergüsse; aber sie sind die Bindeglieder zwischen Ihren Schreiben, und so mögen sie um so eher mit hinauswandern, da alles, was in mir dagegen redet, am Ende doch nur „Eitelkeit und Kurzsinn" ist. Die Launen eines Mädchens sollten Sie hindern, Licht und Wärme in alle Welt auszustrahlen? Nimmermehr!" — Es folgen nur noch ein paar Zeilen, und wir schwebten schon in der Furcht, gänzlich enttäuscht zu werden, aber diese Zeilen haben uns wieder beruhigt. „Eine möglichst saubere Abschrift Ihrer Briefe liegt bei; der Weg zu den Originalien geht — das hätten Sie wissen können — über meine Leiche. Was ich sonst noch auf dem Herzen habe, will sich nicht ablösen; so mags da

drinnen bleiben. Ade! Ihr Mädchen.“ Da wir also trotz der beschlossenen Reise des Verfassers ein baldiges näheres Verhältniß erwarten können, so wollen wir hoffen, daß sich später die beiden Herrschaften auch über andre Gegenstände unterhalten werden, denn fortwährend über Faust zu reden ist doch am Ende ermüdend. Der Verfasser hat sein Werk einer Dame gewidmet, die aber das junge Fränlein nicht sein kann, da sie eine verheirathete Frau ist. Dennoch sagt der Verfasser, diese Briefe gehörten ihr. Als er nämlich den Briefwechsel zum Druck vorbereitete, „überfiel mich auf einmal, meuchlerisch fast, ein Bangen und Zagen mächtiger Art. Mir war, als würde die oft so rauhe Kritik dem Büchlein jeglichen Werth absprechen nnd niemand, niemand seiner sich annehmen.“ In der Rathlosigkeit dieses Kummers wurde der Verfasser dadurch getröstet, daß sich die Wolken zu dem lächelnden Antlitz seiner Freundin gestalteten. — — Da wir nun überzeugt sind, daß dies Antlitz schön und daß die verehrte Freundin sehr liebenswürdig ist, so wollen wir unsrerseits uns davor hüten, von ihr ein unartiger Kritiker gescholten zu werden. —

Neue Romane. Die Brautschau. Roman von Caroline von Göhren. Zwei Bände. Berlin, O. Janke. — In dieser Novelle wird der schon öfters behandelte Erfahrungssatz durchgeführt, daß nicht selten durch die wohlgemeinte Bemühung, zwei Menschen, die füreinander passen, zusammenzubringen, das Gegentheil herbeigeführt wird. Die Novelle ist geschickt erzählt und nicht ohne Anziehung. Nur der Schluß hat uns nicht ganz befriedigt; denn ein Ehebündniß, wo der Gatte eine andre Frau mehr liebt, als die er sich wählt, bleibt immer ein etwas deprimirendes Resultat. —

Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. — Der vorliegende Band enthält folgende Novellen: Täuschung aus Liebe, Heimfahrten, die Ueberraschungen, die Hospitaliter. Sie machen im Wesentlichen einen wohlthuenden Eindruck, da der Verfasser von einer gesunden und verständigen Lebensanschauung ausgeht und die pessimistischen Stimmungen, in denen sich die meisten unsrer Dichter mit so großem Behagen ergehen, glücklich vermeidet. —

Girandola. Novellen von Bernd von Guseck. Vier Bände. Leipzig, H. Costenoble. — Die hier gesammelten Novellen sind von sehr ungleichem Werth; namentlich hätte man gewünscht, daß bei denjenigen, die auf dem historischen Gebiet spielen, der Verfasser den Localton und die Stimmung der Zeit glücklicher getroffen hätte. Doch gehört er immer zu unsern geschickteren Erzählern. —

Klein Dorrit. Roman von (Charles Dickens) Boz. In zwei Büchern. A. d. Engl. von Moritz Busch. Mit 40 Illustrationen von Hablot K. Browne. Leipzig, J. J. Weber. — Da bisher nur sechs Lieferungen erschienen sind, während der ganze Roman in herkömmlicher Weise zwanzig Lieferungen umfassen soll, so können wir natürlich noch nichts Bestimmtes darüber mittheilen. Bei der allgemeinen Spannung indessen, mit der jeder neue Roman von Dickens aufgenommen wird, können wir uns nicht enthalten, wenigstens den vorläufigen Eindruck zu berichten. Leider ist derselbe kein günstiger. Die Composition

ſcheint wieder ebenſo verwickelt, wie in Bleakhouſe, der Ton neigt ſich wieder zur Verſtimmung, und was die Hauptſache iſt, die Productivität des Dichters ſcheint im Abnehmen zu ſein. Die Perſonen, die uns bisher begegnet ſind, zeigen uns die alten Geſichter unter neuen Masken. Einzelne Schilderungen ſind wieder prächtig, namentlich der Anfang, wo die Sommerhitze im ſüdlichen Frankreich mit einer Wärme der Phantaſie dargeſtellt iſt, deren nur Dickens fähig iſt.

Der Sohn eines berühmten Mannes. Hiſtoriſche Erzählung von Levin Schücking. Prag und Leipzig. Expedition des Albums. — Die Erzählung ſpielt am Ende des dreißigjährigen Kriegs. Der Sohn des berühmten öſtreichiſchen Generals Johann von Werth wird der ebenfalls berühmten Herzogin von Longueville, deren Gemahl als Abgeordneter bei den weſtphäliſchen Friedensverhandlungen betheiligt iſt, als Geleiter mitgegeben. Die ſchlaue Franzöſin wirft ſofort ihre Netze nach ihm aus, allein ſie findet einen Stärkern. Der junge Offizier heuchelt ihr Liebe, um durch ſie Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu gewinnen und ſeinem Vaterlande nützen zu können. Zuletzt wird aber ſein Hauptzweck doch nicht erreicht, er hat ſich ohne Erfolg compromittirt, und da ſich dem Dichter kein anderer zweckmäßiger Ausgang darbietet, wird durch ein Gefecht, in welchem viele von den Betheiligten bleiben, die Sache ins Gleiche gebracht. Die kriegeriſchen Epiſoden, zu welchen dieſe Erzählung führt, ſind lebhaft und mit Wärme erzählt, die Hauptintrigue dagegen iſt zu raffinirt angelegt, um Glauben zu finden. —

Eine Novelle aus Lappland. Von G. H. Mellin. Aus dem Schwediſchen von Henrik Helms. Leipzig, Lorck. — Wenn wir das Intereſſe, welches das gegenwärtige Publicum an den ſogenannten Dorfgeſchichten nimmt, hiſtoriſch verfolgen, ſo müſſen wir bis auf Rouſſeau, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand zurückgehen. Die damalige Cultur, ſo vornehm ſie ſich in der Regel geberdete, fand doch ein inneres Unbehagen an ihren eignen Reſultaten. Sie fühlte den Mangel an innerer Harmonie, das Scheinweſen und die Lüge, die faſt in alle ſittlichen Verhältniſſe verwebt war, und ſtellte ſich daher das Ideal eines Naturmenſchen auf, das ſie aus ihren Bedürfniſſen entnahm, dem ſie aber des poetiſchen Eindrucks wegen ein hiſtoriſches und locales Colorit gab. Wer erinnert ſich nicht aus ſeiner Kindheit die hottentottiſche Idylle von Levaillant geleſen zu haben; wer gedenkt nicht mit einer gewiſſen Rührung an den robinſonſchen Freitag, an Paul und Virginie, an Atala, obgleich unſerm gebildeteren Geſchmack gegenwärtig dieſe poetiſchen Erfindungen etwas parfümirt vorkommen. Durch Cooper wurden dann die Rothhäute zur Tagesordnung gemacht, und man freute ſich daran, noch in unſerem verdorbenen Zeitalter homeriſche Sitten nach der Natur copiren zu können. Ob dieſe Zeichnung die Natur ganz getreu wiedergab, darauf kam wenig an, wenn ſie nur den Bedürfniſſen des Herzens entſprach. Nach der Zeit fing unſere deutſche Gelehrſamkeit an, ſich um das eigne Volksleben zu kümmern. Man ſammelte zunächſt aus wiſſenſchaftlichen Gründen die Märchen, Sagen und Lieder, die ſich in den untern Schichten deſſelben in ungeſchwächter Tradition aus der grauenſten Zeit her erhalten hatten. Bei der Gelegenheit machten denn auch unſere Dichter die Entdeckung, daß ſich in jenen Kreiſen Zuſtände erhalten hätten, die zu einer home-

rischen Schilderung viel geeigneter waren, als die Thaten der Wilden am Ufer des Mississippi. Es sind vortreffliche Dichtungen aus dieser Entdeckung hervorgegangen, und es liegt nicht an den Dichtern, wenn ihre Zeichnung der Natur der wirklichen Natur nicht ganz förderlich gewesen ist. Die Naivetät, die ihr eignes Wesen durchschaut, hört auf, Naivetät zu sein, und wenn die schwarzwälder Bauern erst dahin kommen, sich an Auerbachs Dorfgeschichten zu erbauen, oder wenn die Berner ihren Jeremias Gottheif studiren, so wird es ihnen gehen, wie den berliner Eckenstehern, seit sie Nante Strumpf auf dem königstädter Theater sahen; ihr üppiger Naturwuchs wird durch die Scheere eine künstlerisch geregelte Natur annehmen, und mit der Natur wird es dann überhaupt vorbei sein. — Wenn unsere Novellisten zunächst aus Cooper lernten, unsere eignen Bauern zu schildern, so greift das Studium Auerbachs wiederum der Beschreibung fernliegender Culturzustände unter die Arme. Schon Mügge hat sich in einem seiner Romane zu den Lappen gewendet, und von denselben sehr liebenswürdige und anziehende Genrebilder entworfen. Der Dichter des vorliegenden Romans ist ihm darin mit großem Geschick gefolgt, und wenn wir auch keinen Eid darauf ablegen möchten, daß sich dort alles genau so verhält, wie er es erzählt, so haben seine Charakterbilder doch eine innere poetische Wahrheit, und das bleibt immer die Hauptsache. In den Schilderungen liegt zuweilen ein großer Zauber, die Fabel ist einfach und naturgemäß, und wenn sie auch keine besondere Spannung erregt, so folgt man ihr doch mit Behagen. —

Das Fräulein von Malepeire. Von Charles Reybaud. A. d. Franz. von C. W. Bleich. Leipzig, Lorck. — Eins der besten Genrebilder, die uns in der neuern französischen Literatur vorgekommen sind. In der Zeit der ersten französischen Revolution hat ein stolzes Fräulein die romantische Grille, sich in einen Bauer zu verlieben, es kommt wirklich zu einer Heirath und sie geht an diesem ungesunden Verhältniß zu Grunde. Das ist der trockne Umriß der Geschichte, in den aber so viele anmuthige Bilder verwebt sind, daß die Novelle allgemeine Theilnahme erregen muß. Am meisten hat uns die zarte Discretion gefreut, mit der die tragischen und schrecklichen Dinge, die sich nicht umgehen ließen, behandelt sind. Der Dichter geht ernst und unerschrocken auf alle Consequenzen ein, aber er hat kein inneres Behagen am Scheußlichen und erspart unsrer Phantasie die Ausmalung dessen, was sie sich ohnehin ergänzen kann. Man muß diese Novelle mit G. Sands Compagnon du tour de France vergleichen, um die Ueberlegenheit der Bildung und des Geschmacks bei dem neuern Dichter recht lebhaft zu empfinden. Man hat vom Standpunkt der Humanität so viel gegen den Begriff der Mesalliance geeifert, daß man darüber vergißt, wie jenem Begriff nicht blos Vorurtheile, sondern auch factische Zustände zu Grunde liegen, und eine Reaction gegen jene Neigung ist daher sehr wünschenswerth. —

Helene. Ein Frauenleben. Roman in drei Bänden. Von R. Prutz. Prag und Leipzig, Expedition des Albums. — An melodramatischer Spannung fehlt es dieser Novelle durchaus nicht; es wird nicht nur Neugierde erregt, sondern man wird einige Male auch recht lebhaft ergriffen. Aber man merkt zu deutlich heraus, daß dies der Hauptzweck des Verfassers ist, und daß die Forderungen der Naturwahrheit und Charakteristik bei ihm erst in zweiter Linie kommen. Die Zu-

ſtände und Perſonen, die er mit Behagen und ausführlich ſchildert, ſind durchweg excentriſch, und wo er die beſte Gelegenheit hätte, einmal ein normales Seelengemälde zu entwickeln, bricht er kurzweg ab, weil es ihn nicht intereſſirt. Nebenbei machen wir auch hier die Bemerkung, daß unſre neuern Dichter, grade weil ſie viel mehr reflectiren, als unbefangen empfinden, in Bezug auf die ſittlichen Principien von einer merkwürdigen Unſicherheit ſind. Was uns hier von der leidenſchaftlichen Schauſpielerin, von dem verſchmitzten Juriſten, von der hochmüthigen Weltdame u. ſ. w. erzählt wird, wollen wir gern gelten laſſen, weil es uns der Dichter nicht verſchweigt, daß dieſe Perſonen keine Vorbilder ſein ſollen; aber die Heldin ſelbſt, deren Charakter er gewiſſermaßen vertritt, begeht ein Verbrechen, welches durch die nachträgliche Bemerkung, es ſei nicht alles ſo, wie es ſollte, keineswegs wieder gutgemacht wird. So etwas erregt bei Dichtern, wie z. B. Prosper Mérimée oder Charles de Bernard, keinen Anſtoß, weil dieſe ſich von vornherein auf einen künſtlichen Standpunkt verſetzen und in dem Leſer das Gefühl erregen, es handle ſich hier nicht um eine Geſchichte, die ein Urtheil herausfordre, ſondern um ein einfaches Naturbild. Dagegen können wir bei einem Dichter, der uns von vornherein zur Reflexion auffordert, Ungehörigkeiten der Art nicht durchgehn laſſen. Wo es ſich um Maximen handelt, müſſen wir ihn auch für ſeine Erfindungen verantwortlich machen. —

L'esprit des femmes et les femmes d'esprit par P. J. Stahl. Cinquième édition. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Wir haben die liebenswürdigen Kleinigkeiten ſchon früher angezeigt und finden den großen Erfolg derſelben vollkommen gerechtfertigt. —

Le lièvre de mon grand-père, par A. Dumas. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Eine tolle, abenteuerliche Jagdgeſchichte, aber mit ſo viel gutem Humor erzählt, daß man ſich daran erfreut und es mit der Wahrſcheinlichkeit und dem Zuſammenhang der Geſchichte nicht ſo genau nimmt.

L'auberge de la branche de houx, trad. d'après Charles Dickens par O. Square. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Comp. — Eine von den vielen allerliebſten kleinen Erzählungen, die Dickens in ſeinen Household Words mittheilt. Die Ueberſetzung iſt ganz vortrefflich und zeigt eine Fähigkeit für das Humoriſtiſche, die wir der franzöſiſchen Sprache gar nicht zugetraut hätten. —

Misanthropie sans repentir. Fragments de sagesse par Laurent-Jan. Bruxelles et Leipzig, Kiessling Schnée et Comp. — Scharfſinnige Lebensbeobachtungen in jener witzig aphoriſtiſchen Form, die wir von früher her aus Larochefoucauld kennen und die in neuerer Zeit vorzugsweiſe durch Karr ausgebildet iſt. Zuweilen geht der Witz mit dem geſunden Menſchenverſtand durch, wie es bei einer Sammlung von Aphorismen nicht anders möglich iſt, im Ganzen wird man aber durch die Lectüre lebhaft angeregt, ohne grade zu ſehr angeſtrengt zu werden. —

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Casino
IN
MAINZ

Leipziger Skizzen.

Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Von August Diezmann. Leipzig, Lorck. —

Der Verfasser hat durch seinen vieljährigen Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft Gelegenheit genug gehabt, das leipziger Leben zu beobachten. Er gibt uns eine Reihe recht interessanter Bilder, denen wir aus eigner Anschauung einige Bemerkungen hinzufügen wollen. Wir müssen jedoch daran erinnern, daß alle solche Schilderungen nur eine relative Wahrheit haben können. Nur in den seltensten Fällen hat der Beobachter Gelegenheit, alle Theile der Gesellschaft gleichmäßig zu durchforschen; er ist also geneigt, die Erfahrungen seines eignen Kreises zu generalisiren. Andrerseits geht ihm in der Regel bei dem längern Leben in einer bestimmten Stadt der vergleichende Maßstab verloren und er betrachtet als charakteristische Eigenschaft der einzelnen Stadt, was sich mehr oder minder bei allen Städten von gleichem Umfange vorfinden möchte, namentlich in unsrer Zeit, wo bei der fabelhaften Steigerung der Verkehrsmittel die locale Physiognomie immer mehr verwischt wird. Wie sehr es auf den Standpunkt ankommt, den man bei seiner Beobachtung einnimmt, zeigt unter andern das verschiedene Urtheil, welches man in Dresden und Berlin über Leipzig fällt. Dem dresdner Mittelstand gilt Leipzig als ein kleines Berlin, der Leipziger erscheint ihm als ein unternehmender, herausfordernder und gefährlicher Charakter, anmaßend und absprechend, voll der verwegensten Entwürfe und Urtheile; der Berliner dagegen ist geneigt, in dem Leipziger einen gutmüthigen, höflichen, aber etwas langweiligen und nüchternen Spießbürger zu sehen. Es ist hier natürlich nur die Rede von solchen Kreisen, die mehr nach dem Instinct, als nach dem Verstande urtheilen, und die Eigenthümlichkeit und Vorurtheile genug bewahrt haben, um sich zu einer fremdartigen Erscheinung in ein bestimmtes Gemüthsverhältniß zu setzen. Sehr viel thut in solchen Fällen der unmittelbare Eindruck der Sprache. Der Berliner wird zwischen der leipziger und der dresdner Mundart schwer einen Unterschied herauserkennen, ihm fällt das Schleppende und Singende darin auf, und doch läßt sich dieser Unterschied bei genauerer Be-

obachtung nicht verkennen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der Leipziger im Durchschnitt in derselben Zeit doppelt so viel Worte hervorbringen kann, als der Dresdner, und daß er dabei eine doppelte Energie des Tonfalls anwendet. Relativ genommen hat in der That die Sprache des Leipzigers etwas Unternehmendes, die Sprache des Dresdners etwas Empfindsames; und das liegt auch im Charakter der beiden Städte begründet. Der Wohlstand beider Städte hangt zum großen Theil von den Fremden ab, aber beide Stadte betrachten ihr Verhältniß zu den Fremden sehr verschieden. Der Dresdner blickt mit einer gewissen Ehrfurcht zu seinen Sommergästen empor, unter denen sich viele Grafen, Barone, Engländer und andere Honoratioren vorfinden, und die in der Regel in irgend einem Verhältniß zum Hof oder wenigstens zu einer Gesandtschaft stehen. Es gibt dagegen keinen Ausdruck, der stark genug wäre, die Verachtung des echten Leipzigers gegen seine Meßfremden zu bezeichnen. Er betrachtet die Zeit der Messe als den vorübergehenden Einbruch von Barbaren, den man möglichst vortheilhaft ausbeuten muß, dem man sich aber fern hält. Es gibt kein Opfer der Bequemlichkeit, dem man sich nicht aussetzte (und das gilt zum Theil selbst von wohlhabenden Familien), um von der Messe einen möglichst reichen Gewinn davonzutragen. Die ganze Familie zieht sich in die Küche oder Speisekammer zurück und überläßt ihr Haus den fremden Eroberern; aber sie hat mit ihnen nichts gemein. Kein echter Leipziger zeigt sich während der Messe im Theater, auf den Promenaden oder wo ihn sonst die wenig wechselnde Pflicht seines Vergnügens hinführt; selbst auf der Straße zeigt er sich so wenig als möglich. Man sieht fast ausschließlich orientalische Nasen und hört fast ausschließlich den berliner Dialekt. Die fremden Gäste betragen sich vollständig als Eroberer. Sie machen Lärm auf den Straßen, auf den Promenaden, im Theater, kein Herkommen wird heilig gehalten, sogar die heiligste Sitte von Leipzig, das Belegen der Theaterbänke durch Kleidungsstücke, wird nicht mehr respectirt, und eine sehr zahlreiche Classe, die sämmtlichen Restaurateure, stehen entschieden im Dienst der Fremden. So manche Wirthschaft von größerem Umfange existirt nur durch die Messe, sie bleibt den ganzen übrigen Theil des Jahres leer. Während dieser Zeit wird also der Eingeborne von allen Kellnern mit unverhohlener Geringschatzung angesehen, seine bescheidensten Wünsche werden nicht geachtet, er kann froh sein, wenn man überhaupt seine Existenz duldet. Man hat vielfaltig die Frage aufgestellt, woher der üble Ruf komme, dessen sich Preußen fast im ganzen übrigen Deutschland erfreut. In Leipzig wenigstens ist der Grund vollkommen klar. Der Leipziger versteht unter Preußen lediglich die berliner Meßjuden, die ihm fast den vierten Theil des Jahres hindurch allen Comfort rauben und den Geldtribut, den sie ihm darbringen, durch anmaßendes Wesen wieder aufheben. Man kann dem Leipziger das bittere Gefühl nicht verargen,

denn so fest wir davon überzeugt sind, daß die Mehrzahl der Meßfremden einzeln und für sich betrachtet die größte Achtung von der Welt verdienen, als Ganzes genommen sind sie eine unausstehliche Erscheinung. — Ist die Messe vorüber, namentlich die Ostermesse, so feiert Leipzig sein Auferstehungsfest. Die häßlichen Buden werden abgerissen, die Stadt strahlt in vollster Pracht und wie von einem langen Kriegsleiden befreit, wogt die festlich geputzte Bevölkerung ins Rosenthal oder nach dem Theater. In Dresden hört das Leben auf, wenn die Fremden fortgehen, in Leipzig fängt es an, und dieser Unterschied ist bezeichnend.

Der Verfasser hat einzelne Stellen aus frühern Reisebeschreibern angeführt; er hätte es in noch größerer Zahl thun sollen, denn diese Vergleichungen mit der Vergangenheit sind sehr interessant und es zeigt sich, daß Leipzig seinen Charakter wesentlich verändert hat. Geschieht das freilich doch noch in unsern Tagen, wenigstens dem Anschein nach. Man erinnere sich an den März 1848 und den Mai 1849. Im März 1848 galt der Leipziger als revolutionär, gewaltthätig und republikanisch, und das ging so weit, daß die dresdner Communalgarde, die von einem beabsichtigten Ueberfall von Seiten der Leipziger gehört hatte, sich auf der Eisenbahn versammelte, um die frechen Friedensstörer zurückzuschlagen. Im Mai 1849 reichte das sächsische Militär nicht aus, die dresdner Emeute zu Boden zu schlagen, man mußte preußisches herbeiziehen, während Leipzig, zu dessen Schutz nicht ein einziger Soldat zurückgeblieben war, aus eigner Kraft die wenigen Ruhestörer zur Raison brachte. Freilich hatte schon vorher bei den Wahlen zu den beiden Kammern Leipzig sich als die conservativste Stadt des Königreichs erwiesen. So viel wir uns erinnern, waren in diesen Kammern nur vier oder fünf conservative Mitglieder, und diese waren alle aus Leipzig. — Leipzig ist durch seine ganze Lage darauf angewiesen, in der Politik die sogenannte goldne Mittelstraße einzuhalten. Den Druck von oben muß eine Handelsstadt, in welcher noch dazu der Buchhandel eine so wichtige Rolle spielt, sehr drückend empfinden, gegen die wirkliche oder vermeintliche Bevorzugung des Adels muß sich eine durchweg bürgerliche Stadt auflehnen, und in ruhigen Zeiten wird daher in Leipzig stets die oppositionelle Richtung vorwiegen, sobald aber die wirkliche Unruhe anfängt, sobald die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes aufzuhören droht, wird ganz Leipzig schon vom Standpunkt seiner materiellen Interessen aus in die angemessene Richtung kommen. Es waren im Mai 1849 nicht blos die Reactionärs und Constitutionellen, die sich als Hüter der Ordnung bewährten, sondern auch die überwiegende Mehrzahl der sogenannten Demokraten, denn ob man aus Deutschland eine Republik oder ein Kaiserreich machen oder es im alten Zustande lassen sollte, darüber konnte hin und her geredet werden; aber das reiche Meßgut, für welches die Stadt garantirte, dem Belieben einer ungeordneten Masse zu über-

laſſen, das konnte keinem Leipziger einfallen, der ſeine fünf Sinne beiſammen hatte. Und hier zeigt ſich der große Vorzug einer relativ unabhängigen Communalverfaſſung. Der Leipziger fühlt nicht blos dunkel das Bedürfniß der Ordnung, ſondern er weiß auch, was Ordnung iſt, er weiß, wie man ſie erhält und zerſtört, und daher wird er ſtets nicht nur in ſeiner Geſinnung, ſondern auch in ſeiner Handlungsweiſe im ſtrengſten Sinn des Worts conſervativ ſein. — Noch auf zwei Umſtände wollten wir dabei aufmerkſam machen. Zunächſt auf die eigenthümliche Stellung, die Leipzig innerhalb des Königreichs einnimmt. Gewiß hat der Leipziger ſeinem Königshauſe gegenüber ebenſoviel Loyalität, wie irgend ein anderer, aber ſein eigentliches Intereſſe concentrirt ſich nicht in Dresden, ſondern in Berlin. Es iſt merkwürdig, wie wenig Aufmerkſamkeit die Leipziger den Verhandlungen des ſächſiſchen Landtags ſchenken; ſelbſt die Gebildeten kennen die Mitglieder deſſelben kaum mit Namen, wenn ſie nicht zufällig ihre Verwandte oder Bekannte ſind. Dagegen wiſſen ſie über jede irgend hervorragende Perſönlichkeit des preußiſchen Landtags den vollſtändigſten Beſcheid zu geben. Sie mögen Preußen nicht gern, weil ſie ſtets an die Meßfremden denken, aber ſie intereſſiren ſich eigentlich nur für Preußen. Einige Ausnahmen bekräftigen dieſe Regel nur noch mehr, weil ſie allgemein auffallen. — Ein zweiter Umſtand, auf den wir hier eingehn wollten, iſt die Communalgarde. So viel wir wiſſen, iſt allen oder wenigſtens den meiſten ſächſiſchen Städten dies Inſtitut genommen; in Leipzig hat man es erhalten, eben wegen des Verhaltens der Bürger im Mai 1849. Bekanntlich ſind in neueſter Zeit im Schoß der Bürgerſchaft ſelbſt Streitigkeiten darüber ausgebrochen, und es hat ſich eine Agitation erhoben, die auf Abſchaffung der Communalgarde anträgt. Wir ſchließen uns dieſem Wunſch inſofern an, als wir der Anſicht ſind, die praktiſchen Zwecke dieſes Inſtituts, z. B. der Feuerdienſt und die Unterſtützung der Polizei, ließen ſich auf eine einfachere Weiſe, mit geringern Koſten und geringerm Zeitaufwand erreichen, und daß der Wunſch einiger jungen Kaufleute, in militäriſcher Herrlichkeit paradiren zu können, für die andern eigentlich nicht maßgebend ſein darf. In Sachſen herrſcht ja in Beziehung auf das Militär, abweichend von Preußen, das Princip der Stellvertretung; warum ſollte es nicht auch in Bezug auf die Communalgarde verſtattet ſein, daß derjenige, dem es unbequem iſt, ſein Embonpoint unter einer Uniform zu zeigen und eine Flinte zu tragen, mit der er doch nicht recht umzugehen weiß, ſich dieſer Laſt durch ein Geldopfer entledigt? Indeſſen wollen wir uns gern beſcheiden, daß es mißlich iſt, ein populäres Inſtitut von oben her aufzuheben. Nur ſo viel möchten wir wünſchen, daß bei aller Strenge in den praktiſchen Zwecken in Beziehung auf die Aeußerlichkeiten eine größere Freiheit geſtattet würde, z. B. in Beziehung auf die weißen Hoſen. Wie Militär ſieht die Communalgarde doch einmal nicht

aus, und auf die eigentlich nützlichen Functionen des Instituts hat das Beinkleid doch keinen directen Einfluß. — Sehr ungerecht ist man aber gegen die Communalgarde, wenn man ihren Nutzen im Mai 1849 zu gering anschlägt. Man geht dabei immer von dem falschen Vorurtheil aus, die Communalgarde als Militär betrachten zu wollen; ein Vorurtheil, das freilich am meisten von den Radicalen der frühern Periode genährt wurde, die sich einbildeten, mit der Communalgarde gegen reguläres Militär kämpfen zu können. Man wirft der Communalgarde von 1849 vor, daß sie keine Thaten des Heroismus ausgeübt, daß sie z. B. die berühmte Barrikade nicht mit gewaffneter Hand gestürmt habe. Wir glauben dagegen, daß der gegenwärtige Ausgang ein viel vernünftigerer war. Barrikaden zu bauen, gehörte damals einmal zur Mode, und wenn einmal eine da ist, so finden sich auch immer Leute, die hinaufgehen. In Leipzig war nun die Stellung der Communalgarde so eingerichtet, daß jene Leute von da aus keinen erheblichen Schaden anrichten konnten; da sie also dort nichts ausrichten konnten, so war es das Zweckmäßigste, abzuwarten, bis sie von freien Stücken heruntergingen, was denn auch in der That geschah. Wie groß aber trotz dieser passiven Rolle der Nutzen der Bürgergarde in jenen Tagen war, das wird jeder begreifen, der sich daran erinnert, daß bei einem Tumult die größte Gefahr nicht in den eigentlichen Tumultuanten liegt, die doch in der Regel nicht sehr zahlreich sind, sondern in dem neugierigen Publicum, welches sich an den Ort des Tumults hindrängt und sich durch die unmittelbare Stimmung leicht dazu verleiten läßt, mit zu lärmen und mit zu schreien und so den Tumult zu vergrößern, bis man zuletzt gar nicht weiß, wo er eigentlich steckt. Gegen diese Gefahr ist eine gut disciplinirte Communalgarde das beste Mittel, denn eine große Zahl derjenigen, die sonst vielleicht den Tumult vermehren würden, ist genöthigt, in Reih und Glied zu stehen, und durch vernünftiges Zureden läßt sich dann die neugierige Masse leichter beschwichtigen. — Freilich gilt das nur bei Unruhen, die keine Bedeutung haben; einem ernsten Aufstand entgegenzutreten würde eine Communalgarde nicht fähig sein.

Wir kehren zu dem eben verlassenen Thema zurück. Wenn wir uns nach den frühern Reisebeschreibungen ein Bild von Leipzig machen wollten (so namentlich nach Goethe), so wäre der Ausdruck Klein-Paris gar nicht unrichtig. Damals stand Leipzig an der Spitze der Mode, der Eleganz, und man kann wol sagen auch der Liederlichkeit. Die schöne Wissenschaft war in großer Blüte, namentlich so weit sie sich auf die Formen der feineren Bildung bezog, und der feine Leipziger sah auf die umliegenden Städte in einem großen Umkreis wie auf zurückgebliebene Spießbürger herab. — Heut ist von alle dem kein Wort mehr wahr. Leipzig spielt in der eleganten Welt gar keine Rolle mehr; die Sitten der Stadt, von der Meßzeit abgesehen, sind solider und

reſpectabler, als in irgend einer andern Stadt von gleicher Bedeutung, und der dominirende Charakter der Bevölkerung iſt die Bürgerlichkeit. Wir wollen dieſen Charakter vorzugsweiſe an drei Eigenſchaften hervorheben: Solidität, demokratiſche Sitte und Vorwiegen der materialiſtiſchen Intereſſen.

Die Solidität Leipzigs zeigt ſich in all ſeinen Einrichtungen. Daß unter reichen Leuten das Verhalten nicht immer nach dem Codex der bürgerlichen Moral eingerichtet wird, verſteht ſich von ſelbſt. Aber Leipzig iſt auch in dieſer Beziehung ſolider, als Berlin, als Frankfurt, um von Städten wie Wien und München gar nicht zu reden. Wer ſich den herkömmlichen Formen entzieht, wird ſofort bemerkt und verfällt einer üblen Nachrede. Der Leipziger iſt zwar nicht ſehr ſtreitſüchtig und wird in ſolche Verhältniſſe nicht ſtreng eingreifen, aber das ſtille Urtheil iſt deſto eindringlicher. Zur Solidität gehört die Sicherheit eines gewiſſen Auskommens, und man kann von Leipzig rühmen, daß es eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands iſt. Der eigentliche Reichthum fehlt freilich; mit Städten wie Frankfurt und Hamburg kann es nicht wetteifern, die Zahl der Millionäre iſt nicht groß, dagegen umfaſſen die Hunderttauſende ſchon einen außerordentlich weiten Kreis, und der Wohlſtand erſtreckt ſich bis auf die unterſten Claſſen herab. Der ſolide Tagelöhner iſt in Leipzig ein gemachter Mann. Freilich fehlt es auch in Leipzig nicht an Unglücksfällen und wirklicher Noth; ſie iſt aber viel geringer, als in andern Städten, und wird durch den großen Wohlthätigkeits- und Gemeinſinn der Bevölkerung theilweiſe beſeitigt. Die ſtädtiſche Polizei iſt muſterhaft, namentlich wenn man ſie mit Berlin vergleicht. Das patriotiſche Gefühl des Bürgers iſt groß. Von Schenkungen und Vermächtniſſen, wie ſie hier häufig vorkommen, hat keine andere Stadt einen Begriff. Mit dieſer Solidität hängt zuſammen, daß der Sinn für das Nützliche viel ſtärker ausgebildet iſt, als der Sinn für das Schöne. — Wie lange nun dieſe Solidität dem verhängnißvollen Wechſel in den Creditverhältniſſen widerſtehen wird, iſt freilich nicht zu ſagen. Wir haben im vorigen Heft nachzuweiſen geſucht, wie durch die Anhäufung des Capitals zu unbeſtimmten Speculationen der natürliche Kreislauf des Geldes unterbrochen wird. Schon jetzt nimmt man in Leipzig wahr, daß im Verhältniß zu den Bedürfniſſen zu wenig gebaut wird. Wer wollte auch ſein Geld zu vier Procent anlegen, wenn er dem Anſchein nach auf anderem Wege zehn Procent verdienen kann? Dieſes Mißverhältniß wird von Jahr zu Jahr ſich ſteigern, und dadurch verändern ſich die Werthverhältniſſe der verſchiedenen Lebensbedürfniſſe auf eine Weiſe, die ſich zwar mit der Zeit ausgleichen wird, unter der aber die gegenwärtige Generation ſchwer leiden muß. Dazu kommen noch verſchiedene andere Umſtände, z. B. der Mißwachs mehrer Jahre, der zu einer Erhöhung des Preiſes geführt hat, die nach Beſeitigung des Uebelſtandes keineswegs aufhört; dann die durch den geſteigerten

Verkehr herbeigeführte Ausgleichung zwischen den Preisen der verschiedenen Städte Deutschlands oder vielmehr Europas. Der Werth des Geldes ist in Beziehung auf das, was man verzehrt, ein anderer geworden, der Verdienst hat sich nicht in gleichem Maße gesteigert. So lange das allmälig fortgeht, merkt man den Uebelstand weniger, bei dem Eintritt einer neuen Geldkrisis aber wird auch die Solidität Leipzigs eine schwere Probe zu bestehen haben.

Als die zweite Haupteigenschaft der Stadt bezeichneten wir die demokratische Gesinnung. Unter Demokratie verstehn wir aber nicht das, was man 1848 damit bezeichnete, sondern einfach den Gegensatz zur Aristokratie. In Leipzig gibt es im Grunde nur einen Stand; der Adel, das Militär und die Bureaukratie ist in zu geringer Zahl vorhanden und besitzt nicht die Mittel, mit den reichern Kaufleuten zu rivalisiren. Es gibt zwar verschiedene Stufen der Gesellschaft, und zu der sogenannten Aristokratie Leipzigs rechnet man hauptsächlich die alten Firmen, aber doch nur insofern das Geschäft glücklichen Fortgang hat und die Inhaber in den Stand setzt, mit den Ausgaben auf dem gleichen Fuß zu bleiben. Von einem eigentlichen Patriciat ist nicht die Rede. Wie es in einer Geschäftsstadt natürlich ist, verkehren hauptsächlich die Männer untereinander, und sie verkehren auf dem Fuß der völligsten Gleichheit. Eine Gesellschaft, was man gewöhnlich so nennt, gibt es nicht, denn dazu gehört die Existenz eines Standes, der in seinem Leben die Arbeit als etwas Secundäres betrachten darf. Daß Leipzig in Beziehung auf Luxus und Eleganz nicht mehr im ersten Range steht, davon kann sich jeder überzeugen, der einmal durch die Straßen geht und sich z. B. an die Physiognomie der berliner Straßen erinnert, oder noch besser im Theater. Eine elegant gekleidete Frau fällt im leipziger Theater auf, und in Leipzig scheut man alles Auffallende. Der Luxus ist, mit Ausnahme der Privatbälle, fast lediglich auf das Gewandhaus angewiesen, auf die dort stattfindenden Bälle und Concerte. Das sind auch die einzigen Concentrationspunkte der Geselligkeit, und Familien, die ein Haus machen, wie man es zu nennen pflegt, finden darin fast ausschließlich ihre Stütze. Eine Ausnahme muß freilich noch gemacht werden: die musikalische Unterhaltung, die in Leipzig verbreiteter ist, als irgendwo anders; aber bei aller Achtung vor dieser Kunst finden wir doch, daß sie die wahre Geselligkeit mehr unterdrückt als fördert. Die wahre Geselligkeit besteht darin, daß man in den Stunden der Erholung wenigstens ohngefähr in denselben Kreisen bleibt, wie in den Stunden der Arbeit. Mit der Musik ist es aber grade wie mit dem Kartenspiel, sie bringt in der Seele eine Spannung hervor, die mit dem wirklichen Leben nichts zu thun hat, und die Erholung besteht daher in einer unbedingten Abstraction. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß so etwas streng durchgeführt werden kann: und daß bei so mancher liebenswürdigen Dame, welche die Akademie, die Concerte und die musikalischen Unterhaltungen

beſucht, das künſtleriſche Intereſſe nicht das Hauptmotiv iſt, darüber wird namentlich bei den Dirigenten dieſer Vereine kein Zweifel ſein. — Wenn man den herrſchenden Ton und das herrſchende Benehmen in Leipzig ins Auge faßt, ſo findet man den vollſten Gegenſatz zu dem, was Goethe davon berichtet. Er iſt von einer Ungenirtheit, Bequemlichkeit und Nachläſſigkeit, wozu man in keiner andern Stadt ein Gegenbild findet, und wenn es irgendwo einmal ſteif hergeht, ſo merkt man ſofort die Künſtelei heraus; nicht etwa, daß der Ton roh wäre, das wäre ganz gegen das ſächſiſche Naturell, aber man merkt doch heraus, daß ihn die Männer angeben. — Nebenbei hat Leipzig noch eine echt bürgerliche Eigenſchaft: es wird gehörig geklatſcht. Allgemeine ideale Intereſſen gibt es wenig, von der Muſik kann man doch nicht ewig ſprechen, und ſo bleibt kein andrer Gegenſtand übrig, als die Privatverhältniſſe.

Wenn wir von dem Materialismus Leipzigs ſprachen, ſo meinten wir damit nicht etwa den Materialismus im Sinne Moleſchotts; im Gegentheil hat das neumodiſche Lutherthum einen großen Boden gewonnen, und Paſtor Ahlfeld macht die vollſten Häuſer, wie früher Harleß. Wir wollen damit nur ſagen, daß man daran gewöhnt iſt, das Urtheil auf ſolide d. h. materielle Baſis zu gründen. In den äußern Umgangsformen iſt, wie geſagt, völlige Gleichheit, bei dem ſtillen moraliſchen Urtheil dagegen gibt ſtets die Frage Ausſchlag: Wie viel hat er? Der Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft iſt in Leipzig nicht übertrieben ausgebildet, wenn wir von der Muſik abſehen, und auch hier erregt der Umſtand, daß gegen die Meßmuſik und gegen die Gartenconcerte noch keine allgemeine Empörung ausgebrochen iſt, in uns einige beſcheidene Zweifel an der Unbefangenheit des muſikaliſchen Gefühls. Was Leipzig in dieſer Beziehung während der Meſſe erdulden muß, würde jede andre Stadt zum Wahnſinn treiben. — Die Stellung des Gelehrtenſtandes iſt keine ſehr glänzende. Wir wollen zwar nicht in die Klagen vieler Poeten und Schriftſteller einſtimmen, die ganz ohne Grund behaupten, daß der Schriftſteller als ſolcher ſchlecht angeſehen würde. Dieſe Behauptung reducirt ſich ganz einfach auf das Frühere, der Leipziger geht bei ſeinem Urtheil auch hier, wie in allen übrigen Dingen, von der ſoliden Baſis aus. Er fragt beim Schriftſteller wie beim Kaufmann zunächſt: Was verdient er? und wenn er darauf eine befriedigende Antwort erhält, ſo wird er ihm ſeine Achtung nicht verſagen. Bei einer zu nahen Bekanntſchaft fällt der Nimbus weg, der aus der Ferne beſticht, und in einer Stadt, wo der Buchhandel eine ſolche Ausdehnung hat, wie in Leipzig, kann man nicht viel Weihrauch verwenden. Der Umgang des Buchhändlers mit dem Schriftſteller iſt vorwiegend materieller Natur, und der Buchhändler als der relativ ſolide Mann beſtimmt das Urtheil des Publicums. Ebenſo natürlich iſt es, daß man in Leipzig wenig Bücher kauft. Auch lieſt

man im Ganzen ſo wenig als möglich. Der Geſchäftsmann hat in der That keine Zeit dazu. Dagegen äußert ſich der Bildungstrieb namentlich der Damen in einer andern Form. Oeffentliche Vorleſungen vor einem gemiſchten Publicum machen außerordentliches Glück, wenn der Gegenſtand nur einigermaßen ſich auf die Tagesfragen bezieht. — Nun gibt es zwar ausſchließlich literariſche Cirkel, in denen Geiſt gemacht wird, aber das ſind nicht grade diejenigen Kreiſe, in denen man die Tüchtigkeit des Leipzigers vorzugsweiſe wahrnimmt; es ſind eben äſthetiſche Thees, wie ſie es anderwärts auch ſind, nur daß man hier im Ganzen über ein geringeres Material zu verfügen hat. — Auch die Mitglieder der Univerſität flößen dem Publicum im Ganzen einen nur ſehr geringen Reſpect ein, einfach darum, weil es keinen Maßſtab für ihre Leiſtungen hat. Das iſt nicht blos in kleinen Univerſitätsſtädten, wie Jena und Göttingen, ſondern auch in größeren, wie Breslau und Königsberg, ganz anders. In Leipzig ſchätzt man den gelehrten Profeſſor ſehr hoch, wenn er ſich um die geſelligen Cirkel verdient macht, wenn er heiter iſt, gute Toaſte ausbringt, Geld verdient und die übrigen Eigenſchaften der Reſpectabilität hat; ſonſt aber hört man ſehr wenig von ihm, und es iſt vorgekommen, daß man bei dem Weggange eines Profeſſors, der lange Jahre in Leipzig gelebt, ohne daß man auch nur ſeinen Namen wußte, mit dem größten Erſtaunen erfuhr, was für einen berühmten Mann man in ſeinen Mauern gehabt. — Beiläufig ſcheint man auch bei der Beſetzung der Stellen vorzugsweiſe auf diejenigen Facher Rückſicht zu nehmen, die irgend eine Beziehung auf das materielle Leben haben. Dieſe ſind zum Theil glänzend vertreten, während in den mehr auf das Ideale gerichteten Zweigen der Wiſſenſchaft manches zu wünſchen übrig bleibt. — Daß Leipzig keine eigentliche Univerſitätsſtadt iſt, zeigt ſich auch in der Haltung der Studenten. Was überhaupt dem Studenten ſonſt das Gefühl der Ueberlegenheit gab, war das wirkliche oder vermeintliche Bewußtſein ſeiner reifern Bildung, ſeiner Geldmittel und nebenbei ſeiner Körperkraft über ſeine Altersgenoſſen. Von allen dieſem iſt in einer Kaufmannsſtadt wenig die Rede. Die jungen Kaufleute machen zwar in der Regel nicht dieſelbe Schulbildung durch, aber ſie lernen dafür in vielfachen Reiſen die Welt kennen und verſtehen, und was die Kraft und Geſchicklichkeit des Körpers betrifft, ſo wird dieſelbe auf den Turnplätzen ebenſo entwickelt, wie auf dem Fechtboden. Durch dieſe Art latenter Rivalität wird der Studentenſtand nicht herabgedrückt, ſondern gehoben; er macht in Leipzig durchweg einen wohlthuenden Eindruck. Man ſieht aus den bunten Mützen und Bändern, ſo wie aus dem Bewußtſein der Menſur, das ſich in der ganzen Haltung ausprägt, daß die Freuden des Univerſitätslebens hier ebenſo vorhanden ſind wie anderwärts; aber der Student fällt niemand läſtig, er tritt nicht gegen die Welt auf, ſondern er ſucht ſich innerhalb der Welt, der er denn doch auch in der

That angehört, zu befriedigen; und das ist ein Verhältniß, welches beiden Theilen zu Gute kommt. — Noch müssen wir eines Instituts gedenken, welches auf die Literatur Bezug hat, des Schillervereins. Derselbe ist vorzugsweise auf den Mittelstand begründet, oder bestimmter ausgedrückt, auf diejenigen Kreise, die außerhalb des Gewandhauses stehen, und er hatte in frühern Jahren eine mehr oder minder ausgesprochene politische Tendenz; man feierte in Schiller den Sänger der Freiheit. Es konnten dabei manche Uebelstände nicht ausbleiben, und doch ist der Geist, der sich im Ganzen in dem Institut ausprägt, ein achtungswerther; es ist doch eine Art von idealem Interesse, welches man grade in einer Stadt wie Leipzig sorgfältig pflegen sollte. Durch eine allgemeinere und active Betheiligung der gebildeten Classen würden die allenfalls noch vorhandenen Einseitigkeiten leicht zu entfernen sein. Es läßt sich dem Schillerverein, wie den meisten Vereinen ähnlicher Art im Ganzen anmerken, daß der Leipziger kein schnelles, elastisches Organisationstalent besitzt. Wo sich einmal eine, wenn auch nur kleine Gesellschaft gebildet hat, welche die Leitung einer Association in die Hände nimmt, dauert die Herrschaft derselben über Generationen hindurch fort, auch wenn die Mitglieder derselben weder zur Idee, noch zum Bestand der Association irgend ein Verhältniß mehr haben. Das gilt von allen Gesellschaften, in denen der Erwerb nicht die Hauptrolle spielt; und das möchte die schwache Seite des conservativen Princips der Leipziger sein.

Ein neues Werk über Heine.

Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Der Verfasser bringt in dieser Schrift dem verstorbenen Dichter den Zoll seiner Pietät. Sie ist nicht nur subjectiv vollkommen gerechtfertigt, sondern auch der Sache wegen anzuerkennen, denn so gerechten Grund das deutsche Publicum hat, über vieles, was Heine geschaffen, erzürnt zu sein, so darf es darüber doch nicht vergessen, daß innerhalb der deutschen Poesie seit Anfang der 20er Jahre Heines Gedichte unzweifelhaft den ersten Rang einnehmen. — Wenn Alfred Meißner in der Trauer um den Tod seines Freundes in seiner Apotheose zu weit geht und alles zu rechtfertigen unternimmt, was der Dichter gethan, so würde das bei einer apologetischen Schrift nicht so viel schaden, wenn es nicht gar zu sehr die Opposition des gesunden Menschenverstandes hervorriefe. Meißner hat sich noch immer nicht ganz von den Vorurtheilen der lyrischen Dichter losgemacht, die der Ueberzeugung leben, alles, was sich

reimen ließ, ſei deshalb auch wahr, und die kraft ihres Genius an das Publicum die Zumuthung ſtellen, auch das Ungereimte mit in den Kauf zu nehmen. — So ſtellt er z. B. S. 208 folgenden Ausſpruch Heines als vollkommen gerechtfertigt dar: „Es iſt wahr, ich habe manchen gekratzt, manchen gebiſſen, ich war kein Lamm. Aber die geprieſenſten Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig geberden, beſäßen ſie, wie ich, die Zähne und die Tatze des Tigers.“ — Daſſelbe könnten ja auch Marat und die Gödſche-Gottfried von ſich anführen. — Auch die andere Entſchuldigung iſt nicht ſtichhaltig, daß Heine nur diejenigen ſchmähte, die ihn perſönlich gereizt hatten. Gerade dadurch erhält ja Heines Zorn etwas Unedles, daß er durchweg auf perſönlichen Motiven beruht. Wenn Heine auf ſeinem Sterbebette ſich um die kleinen Journalartikel bekümmerte, die ihn lobten oder tadelten, und über jeden derſelben in eine fieberhafte Aufregung gerieth, ſo mögen wir ihn deshalb bemitleiden, aber größer wird er dadurch gewiß nicht. Meißner ſucht aus ihm das Bild eines ſterbenden Weiſen zu machen, aber ſo tiefes Mitleiden uns auch der Zuſtand ſeiner letzten Jahre einflößt, Gott bewahre uns vor einer Weisheit, wie ſie ſich in Heines letztem Werk ausſpricht. — Ob Meißner dem Andenken ſeines Freundes dadurch einen Dienſt gethan, daß er Fragmente aus ſeinen Briefen abdrucken läßt, die an ſich im höchſten Grade unbedeutend ſind, von denen er aber verſichert, die ausgelaſſenen Stellen ſeien voll der ärgſten Bosheit, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. — Es fehlt auch nicht an einer Beſprechung des Fluchs, der auf dem Dichter und namentlich auf dem deutſchen Dichter ruhen ſoll. Ueber die Sache iſt ſo viel hin und her geredet, daß es nicht der Mühe lohnt, noch einmal darauf einzugehen. Hier im Zuſammenhang ſieht es beinahe ſo aus, als ob die Rückenmarksdörre, oder wie ſonſt die Krankheit heißt, der Heine erlag, aus der Poeſie hervorgegangen ſei. Freilich kommt dann bald darauf die Bemerkung, Heine habe zu viel den Frauen gehuldigt, was wiederum als prädeſtinirt vollkommen gerechtfertigt wird. Meißner hätte uns das erſparen können, denn Heine ſelbſt hat ſchon mehr als genug davon erzählt. — In Bezug auf die Thatſachen finden wir nicht viel Neues. Die Krankheitsgeſchichte iſt häufig genug beſprochen, das Verhältniß Heines zu ſeiner Mathilde iſt auch hinlänglich bekannt. Dagegen wird aus den letzten Tagen ſeines Lebens ein ſehr zartes Verhältniß zu einer jungen Dame erwähnt, über das wir gern etwas Näheres wiſſen möchten, und das den Dichter vielleicht in einem beſſern Lichte darſtellen würde; denn wir ſtimmen darin ganz mit A. Meißner überein, Heine war im Grunde des Herzens ein gutmüthiger, ja ein weicher Menſch und mit einer tiefen Empfänglichkeit für das Schöne ausgeſtattet. Wo dieſe Seite ſeiner Natur in ſeinen Gedichten hervortritt, iſt er immer poetiſch; ebenſo wenn er humoriſtiſch tändelt, wie im Atta Troll und in den beſſern Stellen des Wintermärchens und

des Romanzero. An ſeinen Dämon dagegen glauben wir nicht, und wenn ihn Meißner in dieſer Beziehung mit Voltaire vergleicht, ſo iſt das wol nur daraus zu erklären, daß er den letztern wenig geleſen hat. Auch der Zerſtörungstrieb wird nur mächtig bei den Gläubigen, und das iſt Heine nie geweſen. Heine beſaß auch nicht die Kraft des Haſſes, die ihm Meißner zuſchreibt. Er war zwar ſehr eifrig in den Aeußerungen ſeines Verdruſſes über Leute, die ihn perſönlich geärgert hatten, aber auch der echte Haß geht nur aus dem Glauben und der Liebe hervor. Meißner beſpricht die Ueberzeugungen ſeines Freundes, ehrlich geſtanden, mit einer ziemlichen Frivolität. So fragt er ſich S. 96 ſelbſt, als Heine mit einem gewiſſen blaſirten Hohn dem kommenden Staatsſtreich entgegenſieht: „Was ſollte der politiſche Sarkasmus, der den Prieſterrock zerreißt und ſich ſogar an den Scepter der Könige wagt, wenn er dann ſpäter lächelnd dem Verrath zuſieht? Warum die titaniſche Verachtung des Beſtehenden, der luxuriöſe Aufwand von politiſchem Haß, die blutige Satire, die guillotinirende Ironie?“ — Und was findet Meißner darauf für eine Antwort? — „Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerſtörung ſelbſt. Es war, als wünſche er, daß etwas zuſammenfalle, was es auch ſei, damit er nur das Geräuſch eines großen Umſturzes vernehme und rieſenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarſte Krankheit ſelbſt konnte ihn nicht conſervativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war ſeine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation ſein Weſen. Dieſem Zuge in ihm lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, ſondern er hatte mit dem künſtleriſchen Bedürfniß ein und dieſelbe Wurzel, jeden Gegenſtand immer von einer neuen Seite aus verändert, umgebaut, umgeſtaltet zu ſehn. Es war der Drang einer nach mächtigen Aufregungen ſich ſehnenden Natur und zugleich ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Skepſis. Charakteriſtiſch iſt einer ſeiner Ausſprüche, daß ihm an keiner Erſcheinungsform menſchlicher Gedanken etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken ſelbſt ſtehe. Aus allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte.“ — Die Antwort iſt vollkommen richtig; aber das für eine Rechtfertigung anzuſehen, geht doch wirklich über alle Begriffe. Die hier geſchilderte Neigung iſt ja die Neigung Neros, und Nero war vielleicht ein verfehlter Dichter, aber gewiß kein Held. — Was Meißner über Heines religiöſe Verſuche erzählt, ſtimmt ganz mit dem überein, was wir a priori darüber vermuthet hatten. Er bemühte ſich, in der Einſamkeit ſeines Krankenbettes ſeine früheren leicht gewonnenen Ueberzeugungen einer neuen Kritik zu unterwerfen und ſich womöglich zu dem Glauben zu bekehren, der im Tode tröſtet; aber es gelang ihm nicht, und er rächte ſich gewiſſermaßen für ſeine mißlungenen Verſuche durch verſtärkte Frivolität. Was ſoll man auch von den religiöſen Beſtrebungen eines Mannes denken, der auf dem Sterbebette ſeinem Freunde folgende Er-

öffnung macht? „Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren fratzenhafte Porträts, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne, und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjecte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehn. Das entsetzliche Geschrei, das der Hallunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein. Ach! Wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe, ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie alle furchtbar geschrieen" ... —

Meißner versagt der Mitwelt das Recht, über einen großen Schriftsteller zu urtheilen. Sie habe Voltaire nicht genug gewürdigt, sie setze auch Heine aus Unverstand oder Scheelsucht herab. Hier ist nun zunächst ein doppelter factischer Irrthum zu berichtigen. Voltaire ist von seinen Zeitgenossen nicht unterschätzt, sondern überschätzt worden. Wenn man in der Periode der Reaction, die seinem Princip entgegengesetzt war, ihn haßte und verabscheute, so war das ganz in der Ordnung. Das richtige Urtheil der Nachwelt, welches seine hohen Verdienste um die Aufklärung anerkennt und ebenso bestimmt die Schwächen des Menschen und des Schriftstellers hervorhebt, bestätigt nur dasjenige, was die Verständigen und Ruhigen unter seinen Zeitgenossen bereits festgestellt hatten. Ebenso ist es mit Heine. Wenn ihnen nicht eine zur Raserei gesteigerte Verehrung zu Theil wird, eine Verehrung, wie sie der Dalai Lama von seinen Gläubigen empfängt, so klagen unsre Poeten über den Unverstand der Menge. Die Behauptung, daß Heine in Deutschland nicht genug gewürdigt werde, ist völlig aus der Luft gegriffen. Seine Lieder sind in jedermanns Munde, alle Welt ist seines Lobes voll. Daß es aber einzelne Menschen gibt, die seine ausgemachten widerwärtigen Zoten nicht mit Begierde verschlingen, das rechnen wir Deutschland zur Ehre an; denn, wie gesagt, nur dem Dalai Lama ist es verstattet, mit seinem Schmuz das Publicum zu speisen.

Theater.

Theatralisches. In vier Abschnitten von Arthur Woltersdorff, Königl. preuß. Comissionsrath und Director des Stadttheaters zu Königsberg in Preußen. Zum Besten der Alterversorgungsanstalt für deutsche Theater-

mitglieder. Berlin, Janke. — Der Verfaſſer, der das große Verdienſt hat, eins der wichtigſten Stadttheater durch geſchickte Benutzung der allgemeinen Stimmung und durch die Anwendung bedeutender Mittel vom allmäligen Verfall gerettet zu haben, gibt in dieſem Buch zunächſt eine kurze Geſchichte des königsberger Theaters von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an bis zur Gegenwart, die auch culturhiſtoriſch intereſſant iſt, und ſpricht ſich dann über die Mittel aus, der immer mehr verfallenden Bühne aufzuhelfen. Er gehört nicht zu den Peſſimiſten, die bei der erſten ungünſtigen Strömung ihr Werk aufgeben, er iſt vielmehr der Ueberzeugung, daß thätige und umſichtige Theaterdirigenten ſehr viel thun könnten. — Wir theilen dieſe Ueberzeugung durchaus. Zwar gibt es zwei weſentliche Uebelſtände, die der beſte Wille und das größte Geſchick nicht ganz überwinden wird. Einmal iſt die dramatiſche Production nicht erfreulich. Zwar werden mehr Stücke geſchrieben als in der weimarſchen Periode, und wenn man den mittlern Durchſchnitt der Bildung und des Talents ziehen wollte, ſo dürften ſie jenen kaum nachſtehen; aber es fehlt an Leiſtungen erſten Ranges, die das Volk gewaltſam mit ſich fortreißen und für alles das Mittelmäßige hinreichend entſchädigen, was man ſonſt zu ſehen Veranlaſſung findet. Es fehlt ferner an einem ausgebildeten Stil, der den doppelten Gewinn bringt, dem Publicum einen Maßſtab für das, was es zu erwarten hat, zu geben und dem Schauſpieler durch eine ſtrenge Schule die Ausübung ſeiner Kunſt zu erleichtern. Ein zweiter Uebelſtand iſt die Geſchmacksrichtung des Publicums. Was hilft es, fortwährend zu predigen, man ſolle auf das eigentliche Schauſpiel eine größere Aufmerkſamkeit verwenden, als auf die Oper, wenn im Publicum das Intereſſe an der Muſik und auch die muſikaliſche Vorbildung einmal überwiegt? Was hilft es, die Wiederaufnahme claſſiſcher Stücke zu empfehlen, wenn das Publicum nicht hineingeht? — Ganz aufzuheben ſind beide Uebelſtände nicht; allein eine verſtändige Direction kann ſehr viel thun, ihnen einigermaßen abzuhelfen. Jene Abneigung des gebildeten Publicums gegen die Aufführung claſſiſcher Stücke liegt zum großen Theil darin, daß dieſe Aufführung in der Regel unter aller Kritik iſt. Durch den herrſchenden Realismus und Naturalismus der gewöhnlichen Theaterſtücke werden die Schauſpieler verführt, ſich in claſſiſchen Dramen entweder ebenſo ungenirt zu bewegen, wie im gewöhnlichen Leben, oder ſich ein Pathos anzukünſteln, das mit ihrem ſonſtigen Weſen in gar keinem Verhältniß ſteht und daher nothwendig einen lächerlichen Eindruck macht. Eine verſtändige Direction wird nicht darauf ausgehen, das Publicum mit claſſiſchen Stücken zu überſchütten, ſie wird erſt nach der ſorgfältigſten Vorbereitung wagen, mit einem derſelben hervorzutreten. Dazu iſt es gar nicht nöthig, eine Reihe von Kräften erſten Ranges zu beſitzen, was einem Stadttheater ohnehin nicht möglich iſt. Sobald das Publicum nur merkt, daß ihm ein geſundes Verſtändniß, ein tüchtiger

und energiſcher Wille und eine warme Liebe zur Sache entgegentritt, ſo wird es mit dankbarer Befriedigung das Dargebotene hinnehmen. Die Direction ſoll weder auf die reichen, vornehmen Claſſen, noch auf den Pöbel rechnen; ſie wird in dem eigentlichen Mittelſtand das ſtrebſamſte und ausdauerndſte Publicum finden, das ſie ſich nur wünſchen kann, vor allem in der Jugend deſſelben, und dieſe bleibt doch ſo lange der eigentliche Mittelpunkt des Theaters, bis ſich bei einer ernſten und conſequenten Leitung deſſelben allmälig eine Schicht von ältern Kennern entwickelt, die den Theaterbeſuch wie einen Cultus behandelt und den dramatiſchen Leiſtungen unmittelbare Förderung angedeihen läßt. In einer mittlern Stadt wird darin noch viel mehr zu leiſten ſein, als in einer großen, wo an ein conſtantes Publicum nicht zu denken iſt und wo die Aufmerkſamkeit durch andere Dinge zerſtreut wird. Wir haben hier vor allen Dingen Leipzig im Auge und betrachten hier wie überall das Parterre als die Hauptſache. Man kann ſich kein beſſer geſinntes intelligenes Publicum denken, als das leipziger Parterre, wenn man ſich nur einigermaßen an die unangenehmen demokratiſchen Sitten deſſelben gewöhnt hat. Im Parterre, wozu wir auch einen Theil der ungeſperrten Galerien rechnen, überwiegt theils der Student, theils der junge Kaufmann. Abgeſehen von übermüthigen Einfällen, die dem Ganzen keinen Schaden thun, bringen beide Stände in Leipzig dem Theater ein ehrliches Zutrauen und einen Eifer des Verſtändniſſes entgegen, der zuweilen etwas Rührendes hat. Würden ſie außerdem noch eine ſtarke Hand über ſich fühlen, die ihnen Reſpect einflößte, auch wenn ſie zuweilen eine Oppoſition hervorriefe, ſo würde die Erſcheinung noch viel erfreulicher ſein; und ähnlich iſt es mit vielen andern Städten, wie wir es z. B. in Weimar beobachtet haben. — Wir wollen hier noch auf einen Umſtand aufmerkſam machen, der eine ſtehende Klage der Directionen zu werden ſcheint, auf die Kritik. Wir geben zu, daß dieſelbe ſehr ſchlecht iſt, viel ſchlechter in den eigentlichen Theaterblättern, als in den politiſchen Zeitungen, denn die erſtern machen entſchieden den Eindruck, als würde die Mehrzahl der Referenten von den Directionen und den einzelnen Schauſpielern bezahlt. Sie geben meiſtens nichts weiter, als widerwärtige, einfältige, zum Theil kriechende Lobhudeleien. Dieſem Unweſen zu ſteuern würde ſehr ſchwer ſein, wenigſtens ſollte jede anſtändigere Direction ihre Hände von einem ſo ſchmuzigen Spiel rein halten. — Was die Referate in den Zeitungen betrifft, ſo klagt man fortwährend darüber, daß kein zweiter Leſſing mit dramaturgiſchen Briefen auftritt. Bei dieſer beſcheidenen Forderung vergißt man nur, daß die Leſſinge nicht haufenweiſe aus der Erde aufwachſen, daß es auch Leſſing nicht lange aushielt, und daß ein ſtehender Theaterrecenſent das undankbarſte Geſchäft von der Welt treibt, das Chauſſeeklopfen nicht ausgeſchloſſen. Von den direct oder indirect beſtochenen Referenten, die übrigens nach unſrer Anſicht nicht ſo zahl-

reich ſind, als man gewöhnlich annimmt, wollen wir abſehen und uns nur an die ehrlichen Berichterſtatter halten. Wenn dieſe ihr Geſchäft antreten, kommt es ihnen im Anfang gewöhnlich darauf an, ihren Geiſt leuchten zu laſſen. Sie machen höchſt originelle und merkwürdige Bemerkungen über die Aufgabe der Schauſpielkunſt im Allgemeinen, das Spiel der Einzelnen u. ſ. w. Wenn ſie nun mit dieſem Urtheil das Unglück haben, der Majorität des Publicums zu mißfallen, ſo kommt es zuweilen vor, daß ſie verbittern und in ihren Anſichten mehr Schärfe entwickeln, als wünſchenswerth wäre. Indeß wird eine ſolche Stellung in der Regel der Redaction unbequem und ſie ſucht ſich einen gefälligern Referenten zu verſchaffen. In der Regel wird nach einiger Praxis der geſchulte Theaterreferent nichts Anderes anſtreben, als ſo verſtändig und geiſtreich, wie es ihm ohne zu große Unbequemlichkeit möglich iſt, das Urtheil der Majorität zu rechtfertigen. Iſt eine ſolche Stellung auch nicht grade das Ideal der Kritik, ſo thut ſie doch in keinem Fall Schaden, ja es iſt dem Publicum wie den Schauſpielern mitunter recht geſund, in richtigem Deutſch einige Bemerkungen über die Rollen zu hören, die doch mitunter etwas Richtiges enthalten, und die Mehrzahl der Schauſpieler hat nicht die geringſte Veranlaſſung, ſich gegen den Kritiker zu überheben, denn wenn er von der Sache, über die er ſpricht, nichts verſteht, was freilich oft genug der Fall iſt, ſo geht es den Herren Schauſpielern noch häufiger ebenſo, und das iſt ſchlimmer. Ganz anders iſt es mit den muſikaliſchen Referaten. Einen Muſiker, der immer ernſthafte Studien gemacht hat, muß es mit Recht empören, wenn ein Mann, der nicht einen Ton vom andern zu unterſcheiden verſteht, ihn über ſeine Kunſt belehren will. Was aber die Schauſpieler betrifft, ſo reicht in vielen Fällen ein wohlgewachſenes Bein und eine klangvolle Stimme nach ſeiner Meinung vollkommen aus, ihn zum Künſtler zu machen, und die Klagen dieſer Künſtler, daß man ihre Genialität nicht richtig würdige, verdienen keine Beachtung. Sehr tüchtige Ausnahmen gibt es freilich auf jeder Bühne, aber dieſe werden ſich faſt nie über den Kritiker zu beklagen haben, denn ihm imponirt jedes ernſtere Studium und er wird eher geneigt ſein, die Anwendung des Verſtandes auf die Kunſt zu überſchätzen, als ſie zu gering anzuſchlagen. Eigentliche Couliſſenreißer finden vor den Augen der Menge und vor ihrem Organ der Tageskritik keine Gnade mehr, und wenn es ausnahmsweiſe einmal der Fall iſt, wie z. B. bei Ira Aldridge, ſo müſſen wenigſtens ungewöhnliche Kraftproben für den Mangel an künſtleriſcher Bildung entſchädigen. — Sehr wichtig iſt es für die Weiterbildung der Bühnen, daß man endlich davon abläßt, den Aeußerlichkeiten eine ſo ungebührliche Berückſichtigung angedeihen zu laſſen, daß man den Decorationen und dem Coſtüm die Hauptrolle überträgt. Hier ſind die Klagen der Directionen, ſie müßten dem Geſchmack des Publicums Rechnung tragen, durchaus zurückzuweiſen. Sie haben allein Schuld, nicht das Publicum. Ein Publicum,

dem man fortdauernd gute Koſt vorſetzt, wird ſtets dankbar ſein, und jeder Flitterkram wird es nur auf Augenblicke täuſchen. Mildernde Umſtände treten freilich ein, wenn die Direction, wie z. B. in Leipzig, genöthigt iſt, für gewiſſe Perioden auf ein ambulantes Publicum Rückſicht zu nehmen. — Doch machen auch hier die Verhältniſſe eine Ausgleichung möglich, die darin beſteht, daß die beiden Perioden ſcharf voneinander geſondert werden. — Ueber den Mißbrauch des Gaſtſpiels und den ſchädlichen Einfluß deſſelben auf das Zuſammenſpiel macht der Verfaſſer einige beachtenswerthe Bemerkungen. Auf die Bühnenvereine ſcheint er zu viel Gewicht zu legen. Die Hauptſache iſt wol, daß jede einzelne Bühne das zu leiſten ſucht, was ihren Kräften möglich iſt. —

Dienſtregeln für das großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe. — Dieſe Vorſchriften, die von einem der intelligenteſten und wohlgeſinnteſten Directoren unſrer Bühnen herrühren, ſollten auch im Kreiſe der übrigen Bühnen Beachtung finden. —

Heinrich Laubes dramatiſche Werke. Achter Band, Graf Eſſex. Leipzig J. J. Weber. — Wie gewöhnlich leitet Laube auch dieſen neuen Band durch eine Vorrede ein, in welcher er ſich über ſein perſönliches Verhältniß zu ſeinen Stücken ausſpricht. Er geht dies Mal auch auf das zunächſt vorhergehende, den Prinz Friedrich, ein, von deſſen Aufführung er ſagt, daß ſie auf ihn ſelbſt keinen ganz wohlthuenden Eindruck gemacht. „Es iſt wol zu herb und weicht dem Gefälligen zu hartnäckig aus. Freilich liegt dies im Stoff und in der geſchichtlich gebotenen Charakteriſtik. Ich erinnre mich genau, daß ich principiell mancher Erholung von der Härte des Inhalts aus dem Wege gegangen bin.“ Darin liegt es doch wol nicht. Laube hat in jenem Stück die geſchichtliche Treue nicht bewahrt, er hat ſeine Helden nicht ſo dargeſtellt, wie ſie waren, ſondern wie er ſelbſt von der Bildung unſrer Zeit aus über ſie reflectirt. Daraus gehen zwei Uebelſtände hervor. Einmal macht es auf das Publicum den Eindruck des Unhiſtoriſchen, und bei dieſer Gelegenheit müſſen wir noch auf ein anderes Mißverſtändniß Laubes eingehen. Er ſpricht in der Vorrede von der außerordentlichen Popularität Friedrichs des Großen und fragt: „Wenn ſolch eine Figur unſrer Geſchichte nicht angethan ſein ſoll zum Mittelpunkt eines Schauſpiels, welche iſt es alsdann?“ Aber grade je größer die Popularität einer hiſtoriſchen Figur iſt, deſto ſchwieriger wird es für den Dichter, ſie auf dem Theater darzuſtellen. Die Reſultate der hiſtoriſchen Forſchung kann er ungeſtraft verletzen, denn er ſchreibt nicht für den Gelehrten, ſondern für das Volk; aber die volksthümliche Tradition darf er nicht verletzen, ſonſt glaubt das Publicum ſich düpirt, es glaubt, daß ihm unter falſchem Namen ein anderer dargeſtellt werde. Nun wird ſich aber die Geſchichte, wie die volksthümliche Tradition ſie überliefert, nur ſelten zu einer künſtleriſchen

Abrundung eignen, und ſo iſt die Freiheit des Dichters auf das bedenklichſte beſchränkt. Mit den Thatſachen ſelbſt würde er noch eher fertig werden, aber das Coſtüm darf er nicht verletzen, und das hat Laube grade in dieſem Stück in einem ungewöhnlichen Grade gethan. Wie der alte Fritz und wie ſein Vater geſprochen haben, das weiß jedes Kind, in tauſend Anekdoten iſt es dem Volke überliefert. Die Helden des laubeſchen Schauſpiels dagegen ſprechen auf eine Weiſe, wie es nur in der jungdeutſchen Geſellſchaft üblich iſt, und dieſen Widerſpruch gegen die hiſtoriſche Ueberlieferung fühlt man um ſo eher heraus, da es zugleich ein innerer Widerſpruch iſt; denn die Ausdrucksweiſe eines Zeitalters ſteht dem ſittlichen Inhalt deſſelben nicht gleichgiltig gegenüber, ſie geht aus demſelben hervor. Ein König, der höchſt eigenhändig ſeine Miniſter und Generale zu prügeln pflegte, kann nicht ſo reden, wie im Salon der Gräfin Hahn-Hahn geredet wird, und der Inhalt dieſes Stücks kann nicht unter Perſonen vorfallen, die ſo reden, denken und empfinden, wie die Perſonen dieſes Stücks. Indem nun Laube den Verſuch macht, dies dadurch auszugleichen, daß er die Motive der Handlungen ändert, hat er die Sache nur noch ſchlimmer gemacht, denn er bringt ſich ſelbſt dadurch bei dem Publicum in den Verdacht, über ſittliche Dinge nicht richtig zu urtheilen. Gewaltthätigkeiten kommen in jeder Zeit vor, aber dieſe ſpecifiſche Art der Gewaltthätigkeit, wie ſie an Katte verübt wurde, gehört ausſchließlich in das Zeitalter des Korporalſtocks, um von der noch viel ſchlimmern, entſetzlichen Geſchichte mit Doris Ritter, die Laube ganz beiläufig behandelt, zu ſchweigen. Der dramatiſche Dichter kann uns für derartige Handlungen nicht die richtige Perſpective geben, die uns in der Geſchichte oder auch in der hiſtoriſchen Novelle leicht wird. Wenn wir in der Geſchichte leſen, wie der König einen Amtmann, von dem er behauptete, er habe ihn betrogen, den aber das Gericht frei ſpricht, ohne weiteres auf königlichen Befehl hängen läßt und jene Richter zur Strafe für ihr Urtheil durchprügelt, ſo iſt uns das Verfahren gegen Katte und gegen Doris Ritter nicht weiter merkwürdig. Man gewöhnt ſich an alles, auch an das Regiment des Stocks. Aber wir ſind glücklicherweiſe nicht mehr daran gewöhnt, und da wir im Theater ſtets nach unſern gegenwärtigen ſittlichen Empfindungen urtheilen, ſo iſt uns die ganze Geſchichte unverſtändlich. Zu komiſchen Genrebildern, wie Zopf und Schwert, des Königs Befehl ꝛc., eignet ſich jene Periode vortrefflich; einer tragiſchen Behandlung widerſpricht aber ſchon die Sprache der Zeit, denn umgehen kann man ſie nicht, und dramatiſch idealiſiren kann man ſie auch nicht. — Die Vorrede zum Eſſex gibt unter andern eine ziemlich vollſtändige Literatur der ältern Bearbeitungen dieſes Stoffs. —

Die Lichtfreunde. Eine Komödie, von Theodor Meyer Merian. Berlin, Springer. — Der Verfaſſer hätte ſein Stück lieber die Lichtfeinde nennen ſollen, denn ſein Kauz, Mausner, Strix, Bubo u. ſ. w. ſuchen nicht

das Licht, ſondern verabſcheuen und fliehen das Licht, wie es die Uhus zu thun pflegen. In dem gegenwärtigen Stück erdreiſten ſie ſich, zu behaupten, es gebe gar kein Licht, es gebe keine Sonne, und ein Stück faules Holz ſei das wahre Licht. Daß ſie wegen dieſer irrigen und unhaltbaren Behauptung verſpottet werden, iſt vollkommen in der Ordnung; aber daß der Dichter damit die Philoſophie widerlegt zu haben glaubt, iſt doch wol mehr ein artiger Einfall, als ein treffender. Der Verfaſſer meint mit der Sonne wahrſcheinlich das Licht des Glaubens; indeß der Vergleich paßt inſofern nicht ganz, als die Sonne alle zum Sehen zwingt, während das Licht des Glaubens nur durch eine ganz beſondere individuelle Gnade im Menſchen aufgeht. Ein Lichtfreund könnte ganz gut das Stück benutzen, ihm den Titel: die Mucker geben, und mit Abänderung von ein paar Namen wäre die Sache in Ordnung. —

Major von Schill. Scene aus der vaterländiſchen Geſchichte von einem Zeitgenoſſen. Eine Reliquie. Breslau, Kern. — Der Titel und die Vorrede ſcheinen anzudeuten, daß das Stück ſchon in den Zeiten der Freiheitskriege geſchrieben ſei. Mitunter möchte man glauben, daß verſchiedene Hände daran gearbeitet haben, denn das Urtheil, das über Schills Verfahren gefällt wird, ſtimmt nicht immer überein. Die Art und Weiſe, wie Stein, York, der Kaiſer Alexander und ſelbſt Napoleon dargeſtellt werden, ſcheint uns nicht der Periode der Freiheitskriege, ſondern der unſrigen anzugehören. Eine eigentlich dramatiſche Tendenz ſcheint der Verfaſſer nicht gehabt zu haben. Die Scenen ſind mit einer gewiſſen Maſſenhaftigkeit aufeinandergedrängt; dagegen ſpricht ſich in manchen Scenen eine tüchtige patriotiſche Geſinnung und dabei auch ein verſtändiges Urtheil aus, wenn nur das letztere, wie geſagt, etwas conſequenter feſtgehalten wäre. —

Charlotte Corday, eine hiſtoriſche Komödie in fünf Acten von Ernſt Rommel. Hannover, Lohſe. — Es iſt merkwürdig, wie zuweilen ein falſcher Stoff ſich der Neigung ſämmtlicher Poeten bemächtigt. Wir haben in den letzten Jahren eine große Zahl von Stücken geſehen, welche die Geſchichte der Charlotte Corday behandeln, und doch gibt es keinen Stoff, der dem dramatiſchen Begriff unverſöhnlicher widerſtrebte. Die Sitten eines Revolutionszeitalters auf dem Theater darzuſtellen, iſt überhaupt nicht möglich, denn man kann auf dem Theater nicht zeigen, wie das ganze Volk das Fieber hat, man kann immer nur einzelne Individuen in dieſem Zuſtande zeigen, und da kommt der unbefangene Zuſchauer ſich wie in einem Irrenhauſe vor. Man kann wol die Herrſchaft eines Tyrannen ſchildern, aber unter allen Tyrannen iſt Marat wol der ekelhafteſte, und er iſt eigentlich kein Individuum, ſondern nur der Typus des verrückt gewordenen Pöbels, dem durch eine Reihe merkwürdiger Combinationen die Herrſchaft in die Hand fällt; und darum weiß man auch nicht recht, wie man ſich zu der That der Charlotte Corday eigentlich verhalten

ſoll. Sie war zwecklos, denn Marat war eben kein individueller Tyrann, ſondern nur ein Ausdruck des ſouveränen Pöbels, und Charlotte hätte außer ihm Robespierre, Danton und noch ein Dutzend andere umbringen können, es wäre in der Sache nichts geändert worden. Die That war ferner ſo unſchön als möglich, und es fehlt ihr alle individuelle Verſtändlichkeit. Sie ging aus einer fixen Idee hervor, wie bei Sand. Auf der andern Seite kann man ſie wieder nicht ſo ſcharf verurtheilen, wie man ſonſt jeden Mord verurtheilen muß, denn ſie gehörte auch zu den Phänomenen eines in Raſerei gerathenen Zeitalters, wo man mit Köpfen ſpielte, wie ſonſt mit Kegelkugeln. Der Ausgang verſtimmt, aber er iſt nicht eigentlich tragiſch. — Was die Behandlung betrifft, ſo iſt ſie nicht geeignet, die Uebelſtände des Stoffs vergeſſen zu machen. —

Atalanta Baglioni. Trauerſpiel in fünf Acten von Peter Lohmann. Leipzig, Wagner. — Das Stück ſpielt zu den Zeiten der Borgias und ſchildert die Familienfehden in Perugia. Dem jungen Dichter möchten wir drei Regeln geben. Erſtens er muß ſich beſtimmt dafür entſcheiden, ob er ſein Stück in Verſen oder in Proſa ſchreiben will, die Mittelſtraße iſt unerlaubt. Auch möge er die Ausrufungszeichen, und was damit zuſammenhängt, möglichſt vermeiden. Zweitens er muß nicht mehr umbringen, als unbedingt nöthig iſt. Drittens die Böſewichter müſſen nicht immer davon reden, daß ſie Böſewichter ſind, und ſo müſſen auch die andern Perſonen weniger über ihre Natur reflectiren, als aus ihrer Natur heraus handeln. —

Winterkönig. Ein Trauerſpiel in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, Wohlgemuth. — Wir haben ſchon früher von demſelben Verfaſſer ein hiſtoriſches Drama beſprochen. In den einzelnen Scenen finden wir einen nicht unbedeutenden Fortſchritt; ſie ſind zuweilen recht lebhaft und nicht ohne dramatiſche Kraft durchgeführt. Was dagegen die Compoſition des Ganzen betrifft, ſo iſt ſie ebenſo formlos, als die des frühern Werks, und es kommt noch der Uebelſtand hinzu, daß der Held des Stücks in der Geſchichte wie im Drama eine ſo ganz klägliche Perſönlichkeit iſt, daß man alſo beim beſten Willen keine Theilnahme für ihn empfinden kann. Der fallende Held wird uns rühren, auch wenn er durch eigne Schuld zu Grunde geht; aber der fallende Schwächling ruft nur Achſelzucken hervor. —

Arnold von Selenhofen, Erzbiſchof von Mainz. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Alexander Schnetger. Gotha, Scheube. — In der Wahl des Stoffes (nach einer Monographie von Wegele) hat ſich der Verfaſſer unzweifelhaft vergriffen. Die Streitigkeiten des Biſchofs mit ſeinen Städtern liegen uns in ihren Motiven zu fern, als daß wir uns dafür intereſſiren könnten. Was die Ausführung betrifft, ſo wird der Verfaſſer inskünftige wohlthun, die Charakterzüge nicht allzuſcharf zu markiren, denn wenn

man auch in solchen Dingen Deutlichkeit verlangt, so sieht eine zu scharf unterstrichene Eigenschaft doch nach Renommisterei aus; und auch die Sprache ist nicht ganz frei davon. —

Gräfin Chateaubriant. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Heinrich Laubes gleichnamigem Roman frei für die Bühne bearbeitet von Emil Pirazzi. Als Manuscript gedruckt. Offenbach a. M. Druck von Kohler und Teller. — Der Verfasser, der in einzelnen Scenen ein nicht unbedeutendes Talent zeigt, Leidenschaften darzustellen, ist über den massenhaften Stoff nicht Herr geworden. Der Umfang geht weit über die Grenzen eines Theaterstücks hinaus, und ein nachträgliches Beschneiden wird auch seine Schwierigkeiten haben. Der Gegenstand hat eine große Aehnlichkeit mit V. Hugos Triboulet. Franz I. ist ganz auf dieselbe Weise geschildert, und der Graf von Chateaubriant ist zwar nicht ein Hofnarr, wie der Held des französischen Dichters, aber doch ein Original, an dessen Handlungsweise man keinen unmittelbaren Antheil nehmen kann. Der Dichter hat durch diesen Umstand die Gräfin wegen ihres Treubruchs entschuldigen wollen, aber das gelingt ihm doch nur halb. In der Wirklichkeit kommt es oft genug vor, daß ein liederlicher Mensch ohne Seelenadel und ohne Gefühl durch seine glänzende Außenseite die Weiber verführt, und im Roman lassen wir es uns auch gefallen; aber im Drama wird es uns peinlich, denn hier tritt uns nicht nur die Schuld der liebenswürdigen Sünderin vor Augen, sondern auch ihr Unverstand, ihr Mangel an einem edlen Instinct, und das können wir, die wir besser unterrichtet sind, ihr nicht vergeben, da der Bühne die Mittel fehlen, durch nüancirte Darstellung der Verführung auch das Unwahrscheinliche begreiflich zu machen. Das bloße Mitleid hat aber etwas Herabwürdigendes und widerstrebt dem tragischen Eindruck. —

Edgar Quinet und die Rumänen.

Aus dem von der Natur reich gesegneten, aber durch und durch barbarischen Rumänenlande an der untern Donau wandern seit lange Edelleute auf Zeit nach Westen, nach Deutschland und neuerdings besonders nach Frankreich, um sich die westeuropäische Cultur anzuschauen. Warum jetzt besonders nach Frankreich, nach Paris? Weil, abgesehen von den pikanten Reizen des Aufenthaltes in dieser Weltstadt, die Eitelkeit der den französischen Formen fügsamen Rumänen durch das wohlberechnete, selbstgefällige Entgegenkommen der Franzosen doch noch mehr befriedigt wird, als durch die naive Bewunderung,

welche die Fremden, ſeien ſie wie ſie wollen, gemeiniglich bei unſern gutmüthigen Landsleuten finden. Jetzt ſind die Rumänen in Paris ſo glücklich geweſen, einen Mann von literariſchem Ruf, einen eleganten Schriftſteller zu finden, der in der berühmteſten Literaturzeitung der franzöſiſchen Hauptſtadt, natürlich im Intereſſe der „großen Nation" und der eignen Perſönlichkeit für die Rumänen gewaltig in die Trompete ſtößt und ſein Inſtrument, wenn auch nicht als Künſtler, doch aber als Virtuos — und das gilt jetzt viel mehr — ſo geſchickt handhabt, daß wir nächſtens in den Feuilletons der deutſchen Zeitungen dem Virtuoſen, wie dem ſeine Production anregenden Gegenſtande die gebräuchliche Huldigung werden bringen ſehen.

Der brillante Eingang, mit dem Edgar Quinet ſein Thema einleitet, lautet, in freilich etwas beſcheidener klingendes Deutſch überſetzt, etwa alſo: „Acht Millionen Menſchen klopfen flehentlich bittend an die Pforten der abendländiſchen Civiliſation. Was begehren ſie? Sie verlangen Beiſtand, um wieder aufzuleben, ſie beanſpruchen die Vereinigung mit uns. Beinahe unbekannt und an das äußerſte Ende Europas verſtoßen berichten ſie, daß Jahrhunderte lang Knechtſchaft, Nichtachtung, Mißhandlung und alles Elend, was nur Menſchen zu ertragen im Stande ſind, ſie niedergedrückt und von der Menſchheit fern gehalten habe. Sie haben, wie ſie ſagen, in einer Wüſte gelebt, aber in einer Wüſte, in der ſie alles Elend der ärgſten Barbarei und der höchſten Cultur erdulden mußten. Endlich fürchten ſie am meiſten, daß ein ſo langes, ſo anhaltendes Mißgeſchick ſie möglicherweiſe ſo entſtellt habe, daß die Staaten und Völker, an die ſie ſich mit ihren Bitten wenden, ſie nicht mehr zu erkennen vermögen. Es iſt dies in der That eine neue Erſcheinung in unſerer Zeit. Nicht rufen ſie, wie zeither gewöhnlich, nur im Namen der Gerechtigkeit, der allgemeinen Wohlfahrt, der beleidigten und geſchändeten Menſchenwürde unſere Hilfe an. Nein, das macht ihre Forderung neu und bedeutend, daß ſie ſich als vergeſſene Brüder anmelden. Mit einem Tone, der an die Zeiten erinnert, wo noch die Blutsverwandtſchaft ein heiliges Band war, an die großartigen Verhandlungen bei Thucydides und Tacitus, wo ganze Völker ihre Sache führten, weiſen ſie vor allem auf den gemeinſchaftlichen Urſprung hin, auf das Familienband, das ſie mit uns verknüpft, auf eine und dieſelbe Abkunft, dieſelbe Heimath, dieſelbe Sprache, dieſelben Vorfahren. Der vielleicht naive Glaube an die Pietät, die man gemeinſamen Erinnerungen ſchuldig iſt, die Ueberzeugung, daß dieſe Pietät nicht ohne Erfolg in Anſpruch genommen werden könne, die Zuverſicht, daß die weſtlichen Völker dieſelbe ſo treu bewahrt haben, wie ſie ſelbſt — alle dieſe Züge ſind als ein letztes gerettetes Kleinod der alten Zeit zu betrachten, woran ſie ſich halten, um darin den Anſpruch auf ihre Rechte zu ſuchen. Die Rumänen rufen dem Weſten zu: Gebet uns unſer Bürgerrecht in der Familie der roma-

niſchen Völker wieder. Wenn gleich von Barbaren umringt, gehören wir doch zu Euch. Entreißt uns dieſer Knechtſchaft. Laßt Euch dadurch, daß wir fern ſind, nicht über das täuſchen, was uns angeht. Traurige Jahrhunderte haben uns von dem mütterlichen Boden, von dem Rom fern gehalten, das uns alle erzeugt hat, aber ſind wir auch mit fremden Ketten belaſtet und an die Grenzen Europas verbannt, ſo ſind wir doch für Frankreich, für Italien, für Spanien und Portugal Brüder. Mit Euch wollen wir ein ewiges Bündniß ſchließen, nicht mit den Barbaren, die in unſerer Nähe wohnen. Ihr habt uns vergeſſen, ja ſelbſt unſere Namen kennt Ihr nicht mehr, denn Ihr nennt uns Walachen, die wir Rumänen heißen. Trotz unſeres großen Elends dürfte man vergeblich eine Zeitperiode ſuchen, in der wir die Erinnerung an unſere alten Blutsverwandte verloren. Durchblättert unſere Geſchichtsbücher. Ihr werdet da keinen Augenblick finden, wo wir deren nicht eingedenk geweſen ſind. Allerdings gab es Zeiten, die ſo traurig waren, daß wir nicht daran gedacht haben, unſere Rechte geltend zu machen. Wer wollte uns denn hören? So oft wieder ein Hoffnungsſchimmer ſichtbar wurde, waret Ihr es, nach denen wir die Arme ausſtreckten. Freilich ſind wir zuletzt in die romaniſche Familie gekommen. Darf man uns aber deshalb unſer Erbtheil ſtreitig machen? Erkennet uns an unſern Zügen, an unſerm Geſicht. Seht, wir tragen da noch das Gepräge des alten Italiens, wir ſind die Söhne der Männer, welche den Boden von Latium, von Picenum, von Gallien anbauten. Es ſind dieſelben Geſichtszüge, dieſelbe Farbe — alles bis auf die Kleidung unſrer Väter haben wir uns erhalten. Doch was mehr iſt als alles andere — unſere Mutterſprache haben wir gerettet: Ihr ſprachet ſie ehemals mit uns in unſerer gemeinſchaftlichen Heimath. Wenn zwei Menſchen, die der Zufall unter feindliche oder wenigſtens fremde Völker geſchleudert hat, bemerken, daß ſie dieſelbe Sprache reden, ſo verbinden ſie ſich ſofort, weil ſie ſich als Glieder einer und derſelben Familie erkennen. Wir ſind ebenſo wie Ihr von fremden, meiſt feindlichen Völkern umgeben. Ihr ſeid mächtig, wir ſind ſchwach, obgleich unſre große Zahl wol der Beachtung werth iſt. Erkennet uns und rettet uns.“ —

Nach dieſer rhetoriſchen Stilübung folgt eine mit Benutzung der allbekannten ſehr dürftigen Quellen verfaßte weitläufige Auseinanderſetzung deſſen, was man von jedem einigermaßen unterrichteten Rumänen — deren freilich nicht viele ſind — als traditionelles Glaubensbekenntniß hören kann, wie durch Trajans Feldzüge in Dacien das ganze Land romaniſirt worden ſei und daß demnach die acht Millionen Rumänen die Enkel des Quirinus, Camillus und Fabricius wären, und dann die Darlegung, daß die rumäniſche Sprache zu den romaniſchen gehöre und zwar die echte römiſche Volksſprache der alten Latiner ſei, welche die römiſchen Schriftſteller mit Herbeiziehen griechiſcher

Endungen u. ſ. w. für die Literatur zurecht gemacht hätten.*) Zum Schluſſe ergeht ſich Quinet wieder in überſchwenglich rhetoriſcher Entwicklung ſeiner Begeiſterung für die ganz löbliche Thätigkeit, welche einige Rumänen jetzt ihrer Sprache widmen, und hofft unter anderm von der, wie er meint, nächſtens erwachenden jungen Literatur des von ihm geprieſenen Volkes einen friſchen Lebenshauch zur Erquickung der welk gewordenen Culturblume des weſtlichen Europa.

Betrachtet man zunächſt in dieſem Aufſatze das, was einen wiſſenſchaftlichen Anſchein hat, ſo mag hier nur angedeutet werden, daß die Romaniſirung Daciens durch den Kaiſer Trajan und die Exiſtenz einer allenfalls romaniſch zu nennenden Sprache in jenem Lande eine längſt bekannte Thatſache iſt, die Quinet ſeinen Landsleuten nicht als eine nagelneue Entdeckung aufzutiſchen nöthig hat. Freilich aber waren dieſe ſogenannten Römer des Trajan aus allen Theilen des Reiches zuſammengetriebene romaniſirte Provincialen (meiſtens Barbaren) und zwar entartete, nur durch die römiſche Zucht zu einer romaniſirenden Einwirkung befähigte Provincialen der Zeit des Verfalls des Römerreichs, deren Anſpruch auf Verwandtſchaft mit Camillus, Fabricius und Regulus unendlich lächerlich iſt. Neben dieſen römiſchen Provincialen waren noch übrig gebliebene unterjochte Dacier vorhanden, die, wie die Slawen, in einem großen Theile Deutſchlands um ihre Sprache kamen, und ſpäter kamen Gothen, Slawen, Türken und andere Völker dazu, die nicht fähig waren, die entartete lateiniſche Vulgärſprache, welche durch die Coloniſation Trajans verbreitet worden, zu überwinden, ſo viel ſich auch ſlawiſche, türkiſche und andere Wörter darin abſetzten. Es iſt in der That mehr als lächerlich, wenn die Abkömmlinge eines ſolchen nie zu einer organiſchen Individualität gekommenen Völkergemiſches, zu deſſen Blute ſich auch etwas verdünntes und verdorbenes Römerblut gemiſcht haben mag, ſich deshalb, weil ihm die entartete römiſche Vulgärſprache aufgenöthigt wurde, für Nachkommen der echten Römer halten. Wann haben Franzoſen und Spanier, wirklich organiſch entwickelte Völkerindividuen, die als ſolche mit Selbſtgefühl hervortreten können, jemals ſolche abgeſchmackte Prätentionen erhoben? Doch hier iſt nicht der Ort zu einer wiſſenſchaftlichen Behandlung eines Gegenſtandes, über den die ſachkundigen Sprachforſcher in Deutſchland wie in Frankreich längſt einig ſind. Es lohnt nicht der Mühe, die unwiſſenſchaftlichen Faſeleien einſeitiger, aller höhern Sprach- und Geſchichtskunde unkundigen Walachen und der ihnen nachſchwärmenden romaniſchen Belletriſten einer genauen Kritik zu unterwerfen: die Hin-

*) Dies iſt gerade ſo, als wenn Jemand z. B. den Satz der Volksſprache des ſächſiſchen Erzgebirges: Ae Ma ha i für das echte Deutſch halten wollte, das die Schriftſteller in: „Einen Mann habe ich“ verwandelt hätten.

weisung auf Gesicht und Farbe der Walachen als untrügliche Zeugnisse ihrer römischen Abkunft ist für jeden, der römische Köpfe in Marmor oder auf Münzen gesehen hat, eine so lächerliche Behauptung, daß sie allein den Charakter des ganzen Aufsatzes genügend kennzeichnet.

Noch ist aber ein Punkt wohl zu berücksichtigen. Herr Quinet schwärmt für die Freiheit der Rumänen. Unter denjenigen Rumänen, die durch einige Bildung über das rohe Volk emporragen, herrscht seit längerer Zeit der Wunsch und die Hoffnung, daß die acht Millionen Rumänen, die jetzt unter türkischer, östreichischer und russischer Herrschaft stehen, ein selbstständiges Reich bilden möchten, ja man kann von einzelnen Walachen hören, daß sie noch zu einer großen Rolle in der Geschichte berufen wären. Ist denn ein Volk ohne weiteres deshalb zu solcher Freiheit befähigt, weil seine wenigen gebildeten Glieder von nationaler Selbstständigkeit träumen und ihre Sprache grammatisch und orthographisch festzustellen bemüht sind? Was können die Rumänen außerdem etwa aufweisen? Ein Volk, das 17 Jahrhunderte lang fast nichts zu Stande gebracht hat und einzig und allein — was auch von seinem Anwalt, Herrn Quinet, geschieht — den vor etwa 350 Jahren verstorbenen Stephan vorreiten muß,*) hat doch wol sehr wenig Aussicht auf eine selbstständige politische Entwicklung. Aber wenn man nun vollends die jetzigen Rumänen im eignen Lande betrachtet, wie das Volk besonders da, wo es wirklich etwas selbstständiger ist, in der eigentlichen Moldau und Walachei, unter dem Drucke der dem Volke angehörigen Bojaren seufzt, wie unter Stumpfheit, aber neben einem oberflächlichen Firniß abendländischer Cultur, Trägheit, Unfügsamkeit, Gewissenlosigkeit und überall Unordnung und Schmuz herrscht, wenn man ferner sieht, wie die rumänische Jugend im Auslande ihre Kräfte in zügellosem Gebahren elend vergeudet und in hochmüthiger Selbstüberschätzung verdirbt — da muß man an der Möglichkeit der Befreiung eines solchen Volkes verzweifeln und ihm im Interesse derer, die ein besseres Loos verdienen und im Interesse des schönen Landes eine vernünftige und humane, aber strenge Fremdherrschaft wünschen, unter der allein dieses Volk zu einer erträglichen Existenz gelangen kann. Darum aber haben sich zunächst die Franzosen nicht zu kümmern: es ist die natürliche Aufgabe des deutschen Oestreich, die ihm hier im Interesse der Menschheit gewordene Mission zu erfüllen.

Das Naturgesetz, das des Einzelnen Schicksal gestaltet, ist auch in der Völkergeschichte wirksam. Wie es Individuen gibt, die ihrer Anlage nach nie selbstständig werden können, so ergeht es auch ganzen Völkern. Und auch

*) Bei richtiger Selbsterkenntniß könnten sich die Rumänen des tapfern Decebalus und seiner Dacier rühmen: von diesen Barbaren wollen sie ja aber nichts wissen, die stolzen Quiriten.

Völker, die vieles geleiſtet haben, gehen, wenn ſie die Lebenskraft verloren haben, wie Individuen, zu Grunde. Da nützt keine Theilnahme, keine Hilfe. Die Geſchichte vollzieht unerbittlich den Willen der Vorſehung. *)

*) Anm. der Redaction. — Der Anſicht des Verfaſſers über den Beruf Oeſtreichs pflichten wir vollſtändig bei; jedenfalls hat es mehr den Beruf, die Quiriten an der Donau zu cultiviren, als die Quiriten am Po und an der Tiber.

Geſchichte und Politik.

Sir Robert Peel. Par Guizot. Tiré de la Revue des deux mondes. Première partie. Berlin, Iul. Springer.

Was uns bei dieſer vortrefflichen Monographie, die den Werth des großen britiſchen Staatsmannes in vollſtem Maße anerkennt, zunächſt auffiel, iſt das eigenthümliche Mißverhältniß zwiſchen der theoretiſchen Auffaſſung der Staatsverhältniſſe von Seiten des Verfaſſers und ſeiner praktiſchen Politik. In ſeinen hiſtoriſchen Schriften zeigt Guizot ein ſo unbefangenes, vielſeitiges, durch kein Syſtem und keine Doctrin eingeengtes Urtheil, eine ſo ruhige Würdigung der Perſonen und Zuſtände, daß man ihm faſt überall beipflichtet und von ſeiner eignen Politik die größten Erwartungen hegt. Betrachten wir ihn nun als Staatsmann, ſo ſtellt ſich zunächſt augenblicklich die Ueberzeugung feſt, daß von den gewöhnlichen Vorwürfen der Selbſtſucht, des Wankelmuths, der perſönlichen Einflüſſe u. ſ. w. nicht die Rede ſein kann. Guizot ſteht unerſchütterlich feſt in ſeinen Ueberzeugungen, und nur dieſe Ueberzeugungen beſtimmen ſeine Handlungsweiſe; und doch kann man nicht leugnen, daß er es iſt, der hauptſächlich den Untergang der Julidynaſtie verſchuldet hat, und daß er noch jetzt dahin arbeitet, ſeine Anhänger in einen völlig verkehrten Weg zu verlocken. Er, der gewiß einen empfänglichen Sinn für die freie Entwicklung der Völker hat, trieb Frankreich zu einer freiheitsfeindlichen Politik, die reich war an kleinlichen Intriguen, aber aller höhern Ideen vollſtändig baar. Er reizte mit Bewußtſein den Unwillen der Maſſe, und verſäumte es doch, die Mittel herbeizuſchaffen, dieſem Unwillen kräftig zu begegnen. In der Geſchichtſchreibung der unbefangene Beobachter, war er in der Politik der verhärtete Doctrinär. Mehr als irgend ein Staatsmann hat er Gelegenheit gehabt, ſeinen König und ſein Volk richtig kennen zu lernen. Er kannte weder den einen, noch das andre, und gegenwärtig betreibt er wieder aus einer doctrinären Grille die Coalition zwiſchen der ultramontanen und der liberalen

Partei, die allen hiſtoriſchen Vorausſetzungen, die der Natur der Dinge widerſpricht. Was handelt es ſich jetzt, wo man ſeit einem Menſchenalter ausſchließlich an die Macht der Thatſachen gewöhnt iſt, um die Feſtſetzung gleichgiltiger juriſtiſcher Begriffe? Hätte der Graf von Chambord den Muth und die Verwegenheit gehabt, die Chancen, welche die Revolution jedem Bewerber eröffnete, mit raſchem Entſchluß zu ergreifen, ſo wäre es vielleicht möglich geweſen, der Geſchichte eine andre Wendung zu geben; möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich. Seitdem er es aber dem abſtracten Rechtsprincip überläßt, ſich ſelbſt zu realiſiren, glaubt niemand mehr an ihn, nicht einmal die deutſchen Legitimiſten, und das will viel ſagen. Ob die Zahl ſeiner Anhänger durch den Herzog von Nemours und Guizot vermehrt wird, das ändert an der Sache nicht das Mindeſte. — In dieſer Beziehung haben wir die bekannte Erklärung des Grafen von Paris mit großer Freude geleſen. Hier iſt endlich die Sachlage ſo dargeſtellt, wie ſie dargeſtellt werden muß. Der Graf von Paris tritt nicht als Prätendent auf, der ſeine Rechtsanſprüche auf den Thron Frankreichs geltend macht (denn mit dieſen Rechtsanſprüchen iſt es in der That nicht weit her), ſondern als Mitglied der großen liberalen Partei, der nach ſeiner wie nach unſrer Ueberzeugung die Zukunft Europas angehört. Mit Freude und Stolz begrüßen wir wiederum ein edles königliches Haupt in unſrer Mitte. — Der Waffenſtillſtand zwiſchen der liberalen Partei und dem Bonapartismus (denn mehr kann es nicht ſein, wo die Principien ſich ausſchließen), verſpricht keine lange Dauer; er wird, wie wir fürchten, bald in Italien ſein Ende finden. So herzliche Theilnahme wir für die gedeihliche Entwicklung des ſardiniſchen Staats empfinden, ſo ſehen wir doch mit einem gewiſſen Zagen der nächſten Zukunft Italiens entgegen, denn es unterliegt wol keinem Zweifel mehr, daß die öſtreichiſche und die franzöſiſche Politik ſich die Hände reichen. Wir wiſſen nicht, ob die Zeitungsangaben die großbritanniſche Note an Sardinien richtig wiedergeben, es hat aber die Wahrſcheinlichkeit für ſich. Wenn Sardinien in ſeiner bisherigen Politik beharrt, und unbeirrt von den Drohungen der Auswärtigen, aber auch ohne leidenſchaftliche Haſt vorwärts ſchreitet, ſo bildet es den feſten, geſunden Kern eines italieniſchen Staatslebens, dem die Wünſche und Hoffnungen aller wahren Patrioten ſich anſchließen. Läßt es ſich aber durch den unruhigen Geiſt der Bevölkerung fortreißen und bringt es zu einem Conflict, ſo kann alles verloren gehen. Selten wurde einem Staatsmann eine würdigere, aber auch eine ſchwierigere Rolle zu Theil, als dem Grafen Cavour, denn es gilt, rückſichtsloſe Entſchiedenheit und kühle Beſonnenheit, offnen Freimuth und kluges Zögern zu verbinden; es gilt, den Hof zu ſchonen und der Maſſe keinen Anſtoß zu geben. Vielleicht gelingt es ihm, und der alte Ruf der italieniſchen Politik wird wieder hergeſtellt. —

Die Geſchichte Englands ſeit dem Regierungsantritte Jakobs II. Von Thomas Babington Macaulay. Ueberſetzt von Prof. Friedrich Bülau. Mit dem vollſtändigen Namen- und Sachregiſter über alle vier Bände. Leipzig. T. O. Weigel. —

So iſt denn nun auch in der deutſchen Ueberſetzung dieſes ſchöne Werk geſchloſſen. Wenn wir nach ſorgfältiger Prüfung die bülauſche Ueberſetzung als die beſte der vorhandenen anerkennen, ſo werden wir gewiß nicht in den Verdacht der Parteilichkeit kommen, denn Herr Bülau ſteht unſern politiſchen Anſichten ſo fern, als nur irgend möglich. Was aber ſeine Ueberſetzung betrifft, ſo könnten wir einige Wunderlichkeiten tadeln, an die man ſich übrigens leicht gewöhnt; aber ſie zeigt das rühmliche Beſtreben, nicht blos den Inhalt, ſondern auch die ſchöne Sprache des Originals zur Darſtellung zu bringen, und es iſt ihr gelungen, ſo weit man bei dieſer ſchwierigen Aufgabe von Gelingen ſprechen kann. Je mehr wir an die Fabrikarbeiten unſrer gewöhnlichen Ueberſetzer gewöhnt ſind, deſto erfreulicher iſt es uns, ein Kunſtwerk erſten Ranges auch in würdiger Form übertragen zu ſehen. — Durch den Vertrag mit England wird nun die Concurrenz in Bezug auf die Ueberſetzungen neuer Werke ausgeſchloſſen. Möchten doch die Buchhandlungen, die jetzt an ein ähnliches Unternehmen gehen, ſich vorher ſorgfältig von der Geſchicklichkeit ihres Ueberſetzers unterrichten, denn die Zahl der Fabrikanten iſt zwar groß, aber die Zahl derer, die eine hinreichende Kenntniß der beiden Sprachen mit dem richtigen Geſchmack verbinden, ſehr gering. — Was den Inhalt des Werks betrifft, ſo möchten wir noch einmal darauf hinweiſen, daß eine große politiſche Lehre daraus zu entnehmen iſt: Bei Völkern iſt Ausdauer und Zähigkeit des Willens viel wichtiger und ſegensreicher, als eine hin und wieder aufblitzende Genialität, die dann wieder in Lethargie übergeht. Trotz aller Vorwürfe, die man ihm im Einzelnen machen kann, nimmt der großbritanniſche Staat doch immer noch den erſten Rang unter den Nationen ein. —

Aus den Memoiren eines Ruſſen. Neue Folge. Petersburg und Nowgorod von Alexander Herzen. Hamburg. Hoffmann und Campe. —

Nach dem Friedensſchluß ſtrömt die Menge der ruſſiſchen Gäſte wieder durch Deutſchland und Frankreich, die Hotelbeſitzer und Badeärzte finden ihre Rechnung, die Griſetten, und was ſonſt in dieſe Kategorie gehört, nicht minder, und ſo kann man denn erwarten, daß die bisher bittere und feindſelige Stimmung gegen das ruſſiſche Volk ſich weſentlich modificiren wird. Es iſt daher grade jetzt ſehr nothwendig, das Publicum daran zu erinnern, daß lang eingewurzelte Zuſtände ſich nicht über Nacht ändern. Das vorliegende Buch erfüllt dieſen Zweck um ſo mehr, da der Verfaſſer, wenn man auch ſeinen Anſichten

nicht unbedingt beipflichten mag, durchweg den Eindruck eines ehrlichen Mannes macht. Es ist in einer doppelten Beziehung lehrreich, lehrreich für die Kenntniß der russischen Zustände und lehrreich für die Würdigung der sogenannten Fortschrittspartei, die sich als eine völlig hoffnungslose herausstellt. — Der Verfasser wurde in seiner Jugend nach Sibirien geschickt, dann in Nowgorod kaiserlicher Beamter, bis er 1842 seinen Abschied nahm. Was er nun über die polizeiliche Beaufsichtigung von Seiten der väterlichen Regierung erzählt, wird in andern Staaten, wenn auch nicht in so hohem Grade, sein Gegenbild finden. Charakteristischer sind die Absurditäten, die daraus hervorgehen, daß ein einzelner Wille ein ungeheures Reich bis in alle Details zu regieren unternimmt. Namentlich dem verstorbenen Kaiser Nikolaus gegenüber waren all seine nächsten Umgebungen so in Furcht, daß, wenn einmal ein Beschluß gefaßt war, der auf ganz falschen Voraussetzungen beruhte, keiner es wagte, den Kaiser eines Bessern zu belehren. Der Kaiser hatte den besten Willen, dem Unfug seiner Beamten zu steuern, aber das konnte immer nur in einzelnen Fällen geschehen, und je rücksichtsloser die Strenge war, mit der man in diesen Fällen durchgriff, desto überzeugter waren die übrigen, daß in den nächsten Jahren nichts geschehen würde, desto unbefangener ging der alte Schlendrian fort. Ein paar sehr komische Scenen wollen wir hier hervorheben. Der Verfasser stand unter polizeilicher Aufsicht, war aber zugleich Regierungsrath. Als solcher mußte er alle drei Monate einen Bericht über sich selbst als über einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden Menschen an den Polizeidirector schicken! — Er kommt einmal nach St. Petersburg, der Polizeidirector weist ihn aus; er geht zu demselben hin, um sich zu rechtfertigen, erklärt aber zugleich, er wolle von selbst abreisen. Er fordert von der Polizei seine Reisekarte, diese verweigert sie ihm. Er geht hin, um nach dem Grund zu fragen, und als Grund gibt man ihm an, daß das Ausweisungsdecret zurückgenommen sei!' — Bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus schrieb Bulgarin in die nordische Biene, daß unter andern Vortheilen die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau einen gewähre, an welchen er nicht ohne Rührung denken könne: daß von nun an ein und dieselbe Person würde des Morgens ein Tedeum für die Gesundheit des Kaisers in der Kathedrale von Kasan hören können und am Abend in der Kathedrale der Ascension in Moskau. Es scheint schwer, sich noch über dieses zu erheben, doch so reich ist die menschliche Natur, daß ein Professor in Moskau, die Tausende von Müßiggängern erblickend, welche sich versammelten, um Nikolaus ankommen zu sehen, schrieb: „Ich bin sicher, daß auf ein Zeichen von des Kaisers Hand alle diese Tausende sich mit Freuden in den Fluß stürzen würden." Dies schien doch auch dem Grafen Stroganoff zu stark und er strich die Passage aus. — Ein kaiserlich französischer Censor würde freilich jetzt so etwas nicht streichen. — Neben den lächerlichen Ge-

ſchichten kommen auch viele entſetzliche vor; aber man möge dieſe im Buch ſelbſt nachleſen. Wir wollen nur noch eine ſehr komiſche Anekdote aus älterer Zeit mittheilen. In Rußland werden die Sektirer nicht fortwährend verfolgt, aber auf einmal kommt der Synode oder dem Miniſterium des Innern eine Laune, ſie machen eine Invaſion gegen Sektirergemeinden, berauben ſie, und dann iſt wieder alles ruhig. Die Sektirer haben gewöhnlich kluge Agenten in Petersburg, welche ihnen von dort Nachricht geben über eine drohende Gefahr; dann ſammeln die zu Haus gleich Geld, verſtecken die Bücher und Bilder der Heiligen, machen die orthodoxen Prieſter betrunken, machen die orthodoxen Polizeicommiſſare betrunken und geben ein Löſegeld. Dann ſind ſie wieder für zehn Jahr ruhig. In dem Gouvernement Nowgorod war eine große Menge Sektirer, beſonders von den Duchoborzi d. h. Kämpfer des Geiſtes. Ihr Haupt war ein alter Staroſt aus einer der Poſtgemeinden;*) er erfreute ſich des höchſten Anſehens unter ihnen. — Als Paul I. gekrönt werden ſollte in Moskau, ließ er den alten Mann zu ſich kommen, wahrſcheinlich um ihn zu bekehren. Die Duchoborzen nehmen wie die Quäker ihren Hut nicht ab. Der graue alte Mann ging alſo bedeckten Hauptes zu dem Kaiſer. „Legt ihn in Ketten, fort mit ihm zur Zwangsarbeit in die Minen," ſchrie der ritterliche Paul. Der alte Mann wurde ergriffen, und der Kaiſer befahl, das Dorf an allen Ecken anzuzünden und die Einwohner nach Sibirien in die Colonien zu ſchicken. Auf der nächſten Poſtſtation warf ſich jemand aus des Kaiſers Gefolge demſelben zu Füßen und bekannte, daß er den allerhöchſten Willen noch nicht ausgeführt habe und einen zweiten Befehl erwarte. Paul, ein wenig kühler geworden, begriff, daß es ihn dem Volke ſonderbar empfehlen würde, wenn er Dörfer niederbrenne und die Leute in die Minen ſende, ohne ſie gerichtet zu haben. Er befahl daher der Synode, die Sache zu unterſuchen, ſo weit ſie die Bauern betraf, den Alten aber ſchickte er für den Reſt ſeiner Tage in ein Kloſter in Wladimir; er dachte, daß die orthodoxen Mönche ihn beſſer zu Tode quälen würden, als die Zwangsarbeit; aber er vergaß, daß die Mönche nicht blos orthodox, ſondern auch Leute ſind, welche das Geld und den Branntwein lieben, und daß die Sektirer Leute ſind, welche keinen Branntwein trinken und das Geld nicht ſparen. Der alte Mann ſtand in dem Rufe eines Heiligen unter den Duchoborzi. Von allen Seiten Rußlands kamen ſie, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen; ſie erkauften die Erlaubniß, ihn zu ſehen, mit Gold. Der alte Mann ſaß weiß gekleidet in ſeiner Zelle, deren Wände und Decke von ſeinen Freunden ebenfalls mit weißen Leinen behangen waren. Nach ſeinem Tode erbaten ſeine Freunde die Erlaubniß, ſeinen

*) Zwiſchen Petersburg und Moskau waren ganze Gemeinden, welche das Monopol hatten, die Poſtpferde für dieſe Route zu liefern, und einzig davon lebten.

Leichnam bei ſeinem Volke zu begraben, und ſie trugen ihn in feierlicher Proceſſion den langen Weg von Wladimir nach dem Gouvernement Nowgorod. Niemand als die Sektirer weiß, wo er begraben iſt; ſie ſind überzeugt, daß er während ſeines Lebens Wunder thun konnte, und daß ſein Körper unverweslich iſt.

Das ſind die ruſſiſchen Zuſtände; nun aber die Kehrſeite. Der Verfaſſer gehört dem ſogenannten jungen Rußland an, welches ſeine Bildung ausſchließlich aus Hegel, Feuerbach und Proudhon ſchöpft. Der Führer dieſer Schule heißt Stankewitſch, die Hauptmitglieder waren Belinzki und Bakunin. Er erzählt von ihnen unter anderen Folgendes. „Da war kein Paragraph aller drei Theile der Logik, der zwei der Aeſthetik und derer der Encyklopädie, welcher nicht mit Sturm genommen worden wäre, in verzweifelten Discuſſionen langer Nächte. Menſchen, die ſich liebten, trennten ſich für Wochen, weil ſie ſich nicht vereinigen konnten über die Definition des „übergreifenden Geiſtes“ und die Meinungen über die „abſolute Perſönlichkeit“ und das „an ſich Sein.“ Sie nahmen Meinungen, die von den ihrigen abwichen, für perſönliche Beleidigungen. Sie ließen jede noch ſo unbedeutende Flugſchrift, die in Berlin oder andern Haupt- und Provinzialſtädten gedruckt worden war, kommen, wenn nur ein Wort über Hegel darin ſtand; ſie laſen ſie in wenigen Tagen ſo durch, daß Löcher darin waren und die Blätter auseinanderfielen.“ Was ihn ſelbſt betrifft, ſo kommt er zum Schluß zu dem überraſchenden Reſultat, daß die Zukunft Rußlands — im Socialismus liege!

Alſo auf der einen Seite die Logik der altruſſiſchen Convenienz, auf der andern Hegel und der Socialismus! Armes Rußland, es wird ſchwer ſein, aus dir etwas Kluges zu machen. —

Die Union vor dem Richterſtuhle des geſunden Menſchenverſtandes. Von Guſtav Struve. New-York, Struve. —

Wir können dem Verfaſſer, der durch ſeine deutſche Vergangenheit nicht grade das Recht hat, ſich als Vertreter des geſunden Menſchenverſtandes zu geriren, das Zeugniß nicht verſagen, ſo unbefangen als möglich zu ſehen, und ſo natürlich als möglich zu erzählen. Er hebt die Mißverhältniſſe der amerikaniſchen Zuſtände ſehr ſcharf hervor, aber er iſt nicht ein Peſſimiſt, wie die meiſten der neuern Berichterſtatter. Er läßt die Hoffnung auf eine gedeihlichere Entwicklung nicht fallen. — Durch die neueſten Vorfälle werden die lebhafteſten Freunde der amerikaniſchen Verfaſſung gradezu in Verzweiflung geſetzt. Der ſkandalöſe Auftritt im Senatszimmer zu Waſhington iſt ſchändlicher, als irgend etwas, was man von einem despotiſchen Staat der neuern Zeit erzählen kann. Wir fürchten, Amerika geht einer ſchlimmen Zukunft entgegen. Durch ihre Verbindung mit der demokratiſchen Maſſe haben die Sklavenzüchter des Südens von Jahr zu Jahr einen größern Einfluß gewonnen;

im gegenwärtigen Augenblick beherrschen sie die Union theils durch ihre Stimmen, theils durch ihre Knittel, denn die Mehrzahl der Gutgesinnten ist feig. Früher wagte man die Sklaverei doch nur als ein nothwendiges Uebel zu entschuldigen, welches man allmälig einschränken müsse; jetzt dehnt man sie immer weiter aus, und nennt sie ein preiswürdiges Institut, eine Säule der amerikanischen Freiheit. Wenn der Norden sich nicht endlich zu einem entschiedenen Widerstand zusammenrafft, selbst auf die Gefahr einer Trennung hin, auf die es die ritterlichen Helden von Südcarolina trotz der Behendigkeit, womit sie den Prügel führen, doch nicht werden ankommen lassen, so werden wir jenseit des Oceans noch ein zweites Sodom und Gomorrha erleben. —

Ein indischer Königshof. Von einem Mitgliede des Hofstaates zu Audh. (W. Knighton.) Nach d. Engl. von Ludwig Thiele. Leipzig, Lorck. —

Zu Anfang dieses Jahres wurde das ehemalige Königreich Audh in die Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie einverleibt. In mehr als einer Beziehung muß uns also eine genaue Schilderung der Zustände jenes Reichs willkommen sein. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hatte sich vor etwa zwanzig Jahren in die Hauptstadt desselben, Lacknо, begeben, um beim Hof des damaligen Königs sein Glück zu machen. Dieser König, Nasreddin, war ein Freund der europäischen Cultur, das heißt, er liebte es, trotz seiner mahomedanischen Religion, sich täglich in Wein zu betrinken, kleidete sich in den europäischen Frack und Hut und hatte sich mit einer Anzahl von Engländern umgeben, die seine Günstlinge waren d. h. die ihn während seiner Mahlzeit amüsiren mußten und dafür ungenirt in die Beutel der Staatskasse greifen durften. Der hauptsächliche Günstling war ein Barbier, der es verstand, die straffen Haare Sr. Majestät in zierliche Locken zu legen und der dafür im Besitz vieler Millionen von seiner Stelle geschieden ist. Es war auch ein englischer Sprachmeister darunter, allein am Erlernen der Vocabeln fand der Sultan im Ganzen wenig Geschmack. Desto eifriger ließ er sich in den Geheimnissen des Froschsprunges, des Billards ꝛc. unterrichten. Der Posten dieser Günstlinge schien angenehm genug, denn sie hatten auf der Welt nichts zu thun, als etwa in der Weise Falstaff's die gute Laune Sr. Majestät zu unterhalten. Sie wurden dafür im Ganzen sehr höflich behandelt und Genüsse aller Art boten sich ihnen in Hülle und Fülle. Indeß hatte die Stelle doch auch ihr Mißliches, denn wenn der König im Ganzen von einem heitern Temperament war, so wandelte ihn doch zuweilen die Laune an, diesen oder jenen seiner getreuen Unterthanen köpfen zu lassen, und wenn diese Beschäftigung einmal in gutem Zuge war, so fand das Köpfen nicht leicht eine Grenze. Zuweilen geruhte er auch, seine heitere Stimmung in einer Weise auszulassen, die andern unbequem werden mußte, z. B. er machte sie betrunken, ließ sie

an den Stuhl feſtbinden und zündete unter demſelben Feuer an. Kurz, nachdem der Verfaſſer längere Zeit die Freuden des Hoflebens gekoſtet hatte, begann er doch zu fürchten, daß die Reihe der Experimente auch an ihn kommen könnte, und er bat um ſeine Entlaſſung, die ihm in der höchſten Ungnade gewährt wurde. — Das kleine Buch iſt äußerſt intereſſant und lehrreich. Die ungeheure Pracht, die an jenem Hof nach allen Richtungen hin entwickelt wurde, die Miſchung von kindiſcher Naivetät und raffinirtem Genuß iſt ſehr anſchaulich erzählt, nebenbei gewinnt man aber auch einige ernſthafte hiſtoriſche Perſpectiven. — Die Stellung der Engländer in Oſtindien hat eine große Aehnlichkeit mit der Stellung der Römer gegen die aſiatiſchen Despoten. Mommſen hat in ſeiner Geſchichte mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß von einer eigentlichen Eroberungsſucht der Römer in den letzten Jahrhunderten der Republik nicht wol geredet werden kann, daß der Senat im Ganzen träge war und abgeneigt, ſich um die innern Angelegenheiten der fremden Staaten zu kümmern, die ſich doch nicht ſelbſt regieren konnten; daß er mit ſeiner Einmiſchung ſo lange zögerte, bis es nicht länger zu vermeiden war, wo er dann freilich durch das Uebergewicht ſeiner Maſſe und ſeiner Disciplin die übrigen Despoten erdrückte. So iſt es auch bei den Engländern nicht der innere Trieb, ſich zu vergrößern, ſondern das unerbittliche Fatum, das ſie Schritt vor Schritt zu neuen Eroberungen treibt, und im Allgemeinen gereicht es zum Heil der indiſchen Bevölkerungen, daß ſie den Engländern unterthan werden, denn ſo unzählig auch die Mißbräuche ſind, die ſich in die Verwaltung der Compagnie eingeſchlichen haben, ſie iſt immer noch um das Tauſendfache dem weibiſch grauſamen Despotismus der eingebornen Fürſten vorzuziehen. Freilich liegt darin noch ein zweites Schickſal. Bei der fortdauernden Vergrößerung der Colonien muß einmal eine Zeit kommen, wo die Kräfte des großbritanniſchen Staats nicht mehr ausreichen, in dieſer Ferne ein ſo unermeßliches Reich zu regieren, und wenn es hier auch nicht zu einem Kampf mit der ruſſiſchen Macht kommen ſollte, — eine Weltkriſis, gegen die gehalten ſelbſt die jetzige orientaliſche unbedeutend ausſehen würde, — ſo wird doch ein innerer Auflöſungsproceß auf die Länge ſchwer zu vermeiden ſein. Wie aber dieſer in Indien ausfallen wird, davon kann man ſich keine Vorſtellung machen. Als die amerikaniſchen Colonien die Herrſchaft des Mutterlandes von ſich abſchüttelten, konnten ſie ſich ſelbſtſtändig behaupten; dagegen würden die engliſchen Coloniſten in Oſtindien das erſte Opfer eines allgemeinern Völkerkrieges ſein.

Die Reformatoren und die Reformation, im Zuſammenhange mit den der evangeliſchen Kirche durch die Reformation geſtellten Aufgaben geſchichtlich beleuchtet von Dr. Daniel Schenkel. Wiesbaden, Kreidel und Riedner. —

Der Verfaſſer nimmt innerhalb der neuern Entwicklung der Theologie

eine eigenthümliche Stellung ein, die ſich in gewiſſer Beziehung mit der hiſtoriſchen Bedeutung der alten Pietiſten vergleichen läßt. Er iſt einerſeits ein Gläubiger, aber ein entſchiedener Feind der modernen Orthodoxie, die das Hauptgewicht auf die ſogenannten Glaubensſätze legt; er hat die moderne Bildung durchgemacht, aber er bekämpft mit demſelben Eifer den Rationalismus, welcher die Religion auf einfache Sätze der Vernunft zurückführen möchte. Für ihn beſteht die Bedeutung der Religion vorzugsweiſe in dem innern Leben des Gemüths und in den daraus hervorgehenden Liebeswerken. Er erwartet die Wiedergeburt derſelben nicht von den kirchlichen Autoritäten, noch weniger von einer Einmiſchung der Staatsbehörden, ſondern von den freien Vereinen frommer und dem Chriſtenthum wahrhaft ergebener Männer, ungefähr nach Art der innern Miſſion, oder auch der frühern Brüdergemeinden. — Das iſt ein Standpunkt, den wir in jeder Weiſe gelten laſſen können, wenn er auch nicht der unſrige iſt, denn er erhält den Kampfplatz frei. Von dieſem Standpunkt aus beleuchtet er die Entwicklung und die Lehren der vier Reformatoren, Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon, mit vielem Geiſt und einem wirklich hiſtoriſchen Blick, aus dem auch derjenige viel lernen kann, den der Gang ſeiner Ueberzeugungen auf einen andern Weg geführt hat. Ueberhaupt iſt für das Zeitalter der Reformation noch ſehr viel zu thun, auch nach der vortrefflichen Arbeit Rankes. Die religiöſen Geſichtspunkte ſind in den letzten Jahren viel beſtimmter hervorgetreten und haben ſich viel freier entwickelt, und es iſt auch eine nicht geringe Zahl von Zeugniſſen ſeitdem ans Licht gezogen worden. Wir wollen hier nur auf zwei Bücher aufmerkſam machen, die zwar ſchon einige Jahre alt ſind, die wir aber noch nicht erwähnt haben, und die auf den Charakter eines bedeutenden Mannes ein überraſchendes Licht werfen, den man früher zu allgemein nach den ſchillerſchen Vorurtheilen auffaßte. —

Briefe an Kaiſer Karl V., geſchrieben von ſeinem Beichtvater in den Jahren 1530—32. In dem ſpaniſchen Reichsarchiv zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von Dr. G. Heine. Berlin, W. Beſſer. —

Das Kloſterleben Kaiſer Karls des Fünften. Aus d. Engl. des William Stirling von Dr. A. Kaiſer. Leipzig, T. O. Weigel. —

Es ergibt ſich aus dieſen urkundlichen Darſtellungen, daß Karl der Fünfte etwas weniger weltlichen Verſtand und etwas mehr Gewiſſen hatte, als man ihm gewöhnlich zuſchreibt, und daß die allgemeine deutſche Reformation nicht blos an politiſchen Rückſichten ſcheiterte. — In einem neu erſchienenen Werk wird gleichfalls eine wichtige Phaſe der Reformation von einem bisher noch nicht hervorgehobenen Standpunkt beleuchtet. —

Der Uebertritt König Heinrichs des Vierten von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche, und der Einfluß dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation von dem Zeitpunkte der Bartholomäusnacht an bis zum Erlasse des Edictes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie von Ernst Stehelin. Basel, Schweighauser. —

Dieses mit einem eisernen Fleiß gearbeitete Werk schließt sich unmittelbar an die Geschichte des französischen Protestantismus von Soldan an, die bis zur Bartholomäusnacht fortgeführt ist. Für den Erfolg des Buchs wäre es wünschenswerther gewesen, wenn der Verfasser unter den mitgetheilten Notizen eine strengere Auswahl getroffen hätte; aber in dem lobenswerthen Eifer, nichts zu übergehen, was auf das sittliche Urtheil irgend einen Einfluß ausüben könnte, hat er eine so unübersehbare Fülle des Materials zusammengebracht, daß der gewöhnliche Leser davon erdrückt wird. Dieser Uebelstand ist um so größer, da der Verfasser weder im Erzählen noch im Gruppiren der Thatsachen sehr geschickt ist, da seine Reflexion sich zu lebhaft in den Vordergrund drängt und die Darstellung unterbricht. Erfreulich ist dagegen das Buch in einer doppelten Beziehung, einmal wegen des gründlichen Quellenstudiums, sodann wegen des heiligen Ernstes der sittlichen Ueberzeugung. — Handelte Heinrich IV. recht, als er um der Krone willen seinen Glauben abschwur? Das vorige Jahrhundert war mit der Antwort schnell bei der Hand. Die Aufklärung, die jede bestimmte Form des Glaubens verleugnete, mußte auf das freudigste mit einem König sympathisiren, der ihre Ideen anticipirt hatte. Heinrich konnte leicht den Protestantismus aufgeben, denn er war niemals ein gläubiger Protestant gewesen; die Religionsformen waren ihm gleichgiltig, es überwog bei ihm durchaus der Staatsmann. Er endigte durch seinen Schritt einen schon lange andauernden furchtbaren Bürgerkrieg; er sicherte den Frieden und die schwer bedrohte Einheit des Reichs; er ordnete die religiösen Parteien dem Staat unter, gab ihnen aber das Recht, sich auf dem religiösen Gebiet frei zu bewegen. Während Deutschland durch die Fortsetzung der theologischen Zänkereien endlich in jenen entsetzlichen Krieg verfiel, der es in der Cultur um wenigstens ein Jahrhundert zurückdrängte, dessen verderbliche Folgen zwei Jahrhunderte noch nicht völlig haben überwinden können, machte Heinrich und sein Nachfolger Richelieu aus Frankreich einen mächtigen, einheitlichen Staat, der eine Reihe von Revolutionen überdauert hat und heute noch ebenso kräftig dasteht wie damals, während Deutschland sich noch immer vergebens abmüht, die nationale Einheit zu finden. — Ganz so einfach liegt indessen die Sache doch nicht. Betrachten wir zuerst die Sache nur vom Standpunkt des Erfolgs, so hat die durch Heinrich festgestellte Glaubensfreiheit kein volles Jahrhundert gedauert, und die Folge davon ist einerseits das Fortbestehen der alten kirchlichen Formen in ihrer ganzen Bigoterie, andrerseits die voltairesche

Aufklärung und die Revolution gewesen. Jener Leichtsinn in Beziehung auf sittliche Dinge, mit dem die Franzosen jedem neuen Einfall, gleichviel ob eignem oder fremdem, Raum gaben, findet im Uebertritt Heinrichs sein erstes Vorbild. Heinrich hat das sittliche Band der protestantischen Gemeinschaft zerstört, oder wenigstens seine Zerstörung möglich gemacht. Ob das nicht ein zu theures Opfer für den unzweifelhaften Gewinn jenes Schrittes war, darüber wird die Geschichte schwerlich ein endgiltiges Urtheil sprechen können; indessen ist es schon von der größten Wichtigkeit, solche Fragen überhaupt anzuregen, denn unsre Zeit bedarf mehr als je der warnenden Stimme, daß ein Spiel mit dem Gewissen aus Gründen politischer Opportunität immer eine sehr bedenkliche Sache ist. —

Die Jugend Caterinas de Medici. Von Alfred von Reumont. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Decker. —

Das Buch selbst haben wir bereits in diesen Blättern besprochen. Daß der Stoff interessant, und die Behandlung geschickt und zweckmäßig ist, zeigt die freundliche Aufnahme, die das Publicum dem Büchlein hat zu Theil werden lassen. Die neue Durcharbeitung ist mit Gründlichkeit und Verstand vollzogen, ohne daß an den allgemeinen Umrissen des Plans etwas geändert wäre. —

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke. Nürnberg, Bauer und Raspe. —

Es sind von dieser Sammlung, die wegen der Reichhaltigkeit und Gründlichkeit ihrer Mittheilungen die allgemeine Anerkennung des deutschen Publicums verdient, wiederum zwei Hefte erschienen, die folgende größere Aufsätze enthalten: Die Hexenprocesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert von Dr. K. Pfaff. Die Gottesfreunde und Dr. Johann Tauler von J. Falke. Das Narrengericht und Narrenbuch zu Stockach von Reg.-Dir. von Raiser. Eine Reise von Nürnberg an den bayreuther Hof von Dr. Rehlen. Kaiser Ferdinand I. in Ueberlingen von Freiherr von Schreckenstein. Zünfte und Geschlechter im 14. Jahrhundert von Dr. J. Müller. Die ältesten Mäßigkeitsvereine, insbesondere von Christophs Gesellschaft, mitgetheilt von Chr. von Stramberg. —

Geschichte der Politik der Päpste. Von Karl Friedrich Merlecker. Hamburg, Hoffmann und Campe. —

Das Buch hat den Zweck, in kurzer summarischer Uebersicht für Schüler und Laien die Entwicklung des Papstthums zu schildern, natürlich vom Stand-

punkt der proteſtantiſchen Geſinnung. In dieſer Beziehung verdient das Unternehmen durchaus Beifall; nur hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer dieſem Zweck gemäß jeden Anſchein einer gelehrten Arbeit vermieden hätte. So iſt z. B. die in der Einleitung gegebene hiſtoriſche Literatur ganz merkwürdig unkritiſch, und der Verfaſſer hätte ſie einfach weglaſſen können, da ſie den Schüler gar nichts angeht. —

Zur Situation.

A. L.

Als der Friede geſchloſſen wurde, war es ein Lieblingswort derjenigen, die die Verlängerung des Kriegs gewünſcht hätten, daß dieſer Frieden nicht lange dauern werde. Der Vertrag vom 15. April mit ſeinem Rußland hingeworfenen Mißtrauensvotum ließ ſogar annehmen, daß bei den weſtlichen Großmächten ein ähnlicher Glaube herrſchte. Und doch iſt bis jetzt nichts hervorgetreten, welches die Annahme rechtfertigen könnte, daß ſich ein neuer Krieg Europas gegen Rußland vorbereite. Rußland hat nicht nur die Friedensbedingungen gezeichnet, ſondern ſich ihnen auch unterworfen, es führt ſie aus, wenn auch mit kleinlicher Benutzung des ihm zuſtehenden Rechts, die abzutretenden Feſtungen zu demoliren. Die Politiker des Mißtrauens haben auch darin vollſtändig Unrecht erhalten, wenn ſie glaubten, daß nun die Weſtmächte ihrerſeits der Türkei das anthun würden, um deſſen Abwendung ſie Rußland den Krieg machten. Aber abgeſehen von den engliſch-amerikaniſchen Differenzen iſt in Europa ſelbſt ſeitdem ein Keim künftiger Zerwürfniſſe nach dem andern aufgeſchoſſen. Die Haltung Schwedens gegen Rußland, Sardiniens gegen Oeſtreich, der Streit um die künftige Geſtaltung der Donaufürſtenthümer und der Zwiſt Dänemarks mit den beiden deutſchen Großmächten ſind an ſich geringfügig, ſie zeigen aber die Wege, welche die Zukunft Europas nehmen wird und verdienen ſcharf in das Auge gefaßt zu werden. Denn es ſind nicht vorübergehende Erſcheinungen, ſondern ſie beruhen auf inneren Nothwendigkeiten, welche morgen noch dieſelben ſein werden, welche ſie heute ſind.

Für Deutſchland ſind zunächſt ſeine Verhältniſſe zu Dänemark von einem unmittelbaren Intereſſe. Die Noten, welche jetzt von Preußen und dann von Oeſtreich in Kopenhagen übergeben ſind, haben die ſchleswig-holſteinſche Angelegenheit in ein neues Stadium gebracht. Vor 1848 erfreuten ſich die Herzogthümer nicht der Gunſt der Höfe; was 1846 für ſie geſchah, war ein widerwilliges Zugeſtändniß an die ſchwellenden Fluten der öffentlichen Meinung. Im Jahr 1848 wurde dieſe Angelegenheit von den meiſten Regierungen als eine rein revolutionäre betrachtet, deſto eifriger unterſtützt und deſto raſcher verlaſſen. Die öſtreichiſche Intervention machte ihr dann im Namen des deutſchen Bundes oder vielmehr Rußlands ein Ende. Wir erinnern uns noch, wie im Jahr 1852 die öſtreichiſchen Blätter die Verſicherung gaben, durch die neuen Ordnungen, welche

man den Herzogthümern gegeben habe, sei diese Sache nun definitiv zur Zufriedenheit aller Betheiligten beigelegt. Und 1856 müssen die beiden 1851 gegen die Herzogthümer intervenirenden Großmächte gegen Dänemark interveniren. Die vielhundertjährigen Rechte der deutschen, zeitweilig mit Dänemark verknüpften Lande scheinen also jetzt ihren revolutionären Charakter verloren zu haben.

Preußen hat in der nach Kopenhagen gerichteten Depesche, welche Mitte Juni übergeben wurde, nicht einen einzelnen Punkt zum Gegenstande der Beschwerde gemacht, sondern es bezeichnet die Politik Dänemarks gegen die Herzogthümer in allem Wesentlichen als einen Bruch der von Dänemark den beiden deutschen Großmächten und dem Bunde gegenüber übernommenen Verpflichtungen. Preußen verweilt besonders bei der Verfassungssache. Dänemark versprach durch förmlich übergebene und acceptirte Noten *erstens*, daß die Stände der Herzogthümer *insoweit* eine beschließende Stimme haben sollten, als sie bis dahin eine berathende gehabt hätten. Preußen weist nach, daß man dänischerseits statt dessen ein bedeutendes Gebiet der früher allein zur Competenz dieser Stände gehörigen Gesetzgebung dem dänischen Gesammtstaate zugewiesen. *Zweitens* versprach Dänemark, daß die Gesammtstaatsverfassung vor ihrer Publication den Ständen der Herzogthümer vorgelegt werden solle; Preußen zeigt, daß statt dessen diese Verfassung, ohne daß die Stände derselben vorher gehört worden seien, erlassen sei. Es folgt daraus, daß Preußen die gegenwärtigen Verfassungsverhältnisse der Herzogthümer für rechtswidrig ansieht und der dänischen Regierung erklärt, daß es, wenn diese Fragen vor die Bundesversammlung gebracht werden sollten, sich gegen Dänemark werde aussprechen müssen. Preußen hebt dann das Verfahren Dänemarks in Betreff der Domänen hervor. Auch hier hat Dänemark das Versprechen, die Domänen als einen Gegenstand zu behandeln, der nicht dem Gesammtstaat zufalle, gebrochen. Gegenüber der Verschleuderung der holsteinischen Domänen erinnert Preußen daran, daß die Veräußerung der Domänen der Zustimmung der Stände bedürfe und hebt noch besonders hervor, daß einzelne Dominialveräußerungen, die auf dem zwischen dem deutschen Bunde und Schleswig streitigen Gebiete vorgenommen sind, um so weniger vorgenommen werden konnten, als Dänemark die übernommene Verpflichtung, Vorschläge zur Regulirung der Grenzfrage zu machen, nicht erfüllt habe.

Wir haben hier eine in milden Formen, aber sachlich untadelhaft gehaltene Erklärung derjenigen deutschen Großmacht, welche, wenn nicht die stärkere Verpflichtung, so doch das größere Interesse hat, die norddeutschen Verhältnisse zu überwachen. Man hat aber zugleich in Berlin richtig gefühlt, daß man diesen Schritt nicht ohne Oestreich thun dürfe. Oestreichische Blätter haben den Umstand, daß die preußische Note vom 1. Juni datirt, aber erst in der Mitte Juni übergeben ist, dadurch zu erklären gesucht, daß Preußen sich die Ehre der Priorität habe sichern wollen. Es hat keine Antedatirung stattgefunden, vielmehr erklärt sich der Unterschied zwischen dem Datum der Abfassung und der Absendung dadurch, daß man die Note vorher nach Wien mittheilte und sie unverändert abgehen ließ, nachdem man der Billigung Oestreichs versichert war. Nunmehr hat denn auch Oestreich eine Depesche an seinen Gesandten in Kopenhagen gerichtet, die einen ähnlichen Inhalt wie die preußische hat. Die Bedeutung dieser Noten liegt aber

nicht darin, daß die beiden deutschen Großmächte sich der tyrannisch behandelten deutschen Herzogthümer annehmen, sondern darin, daß sie vollkommen erfolglos sein werden.

Der nächste Erfolg, den diese Noten gehabt haben, war, daß die dänische Regierung durch einen förmlichen Erlaß, der natürlich den holsteinischen Ständen vorher nicht vorgelegt war, die holsteinische Verfassung einseitig abgeändert und neben vielen andern grade die Domänenverwaltung einem dänischen Ministerium unterlegt hat. Es ist kleinlich, wenn man in einzelnen preußischen Blättern, statt diese Beleidigung sachgemäß zu besprechen, die Vermuthung aufstellt, die preußische Depesche sei dem dänischen Minister noch nicht übergeben gewesen, als er durch Emanirung jenes Erlasses jede Discussion über die Frage kurz abschnitt. Es war nicht nur die preußische, sondern auch die östreichische Depesche damals schon übergeben. Die östreichische Depesche ist am 25. Juni dem dänischen Ministerium mitgetheilt, und nach den Zeitungen stand jener dänische Erlaß erst in dem amtlichen Blatte des 28. Juni. Diese unnöthige Verhöhnung Oestreichs und Preußens mag man auf Rechnung des persönlichen Charakters des dänischen Ministers des Auswärtigen setzen; zugleich deutet sie aber auf einen andern Einfluß hin, der den Leidenschaften der Masse huldigt, um sie für sich zu gewinnen. Unter solchen Umständen haben natürlich so zarte Mittel als Noten, und wären sie in der vernehmlichsten Sprache geschrieben, auf das dänische Ministerium ganz und gar keinen Einfluß. Wenn ein dänischer Minister auch einsehen sollte, daß seine Handlungen schließlich das Land ins Verderben führen würden, so wird es nach seiner Ansicht damit doch noch Zeit haben und bis dahin bleibt er Minister. Aus einer solchen Sinnesart wird jene eben erwähnte, der Sache nach nicht nothwendige, in Kopenhagen aber natürlich bejubelte Verhöhnung der beiden deutschen Regierungen erklärlich.

Es fragt sich jetzt für die beiden deutschen Großmächte: was weiter? Es versteht sich von selbst, daß sie ihren Worten Folge geben werden. Preußen und Oestreich werden die angethane Beleidigung hinreichend zurückgeben können; die Sundzollfrage bietet die nächste Gelegenheit, Dänemark die Regeln des internationalen Anstands zu lehren. Preußen und Oestreich brauchen sich zu diesem Zwecke nur den von Dänemark abgelehnten englischen Anträgen oder richtiger, Nordamerika anzuschließen. In der Sache selbst aber sind die beiden Mächte zunächst auf andre Wege gewiesen. Ihre Noten hatten den ostensiblen Charakter freundschaftlichen Raths, sie haben als Großmächte das Recht, solchen zu ertheilen, als deutsche Staaten sind sie für die Verhältnisse Holsteins und, da sie 1851 im Namen des deutschen Bundes handelten, auch für Schleswig auf den Weg des Bundes gewiesen. Dänemark hat offenbar seine dem Bunde gegebenen Versprechungen gebrochen. Der Bund hat demnach auch, ohne eine Beschwerde abzuwarten, die Mittel zu ergreifen, um dem Bundesrechte Achtung zu verschaffen. Die Bundesverfassung gibt hierzu die breitesten Mittel, sie gibt dem Bunde in letzter Instanz das Recht, auf dem Wege militärischer Execution einzuschreiten. Die Formen sind einfach, der Bund wird Dänemark um eine Erklärung über sein Verfahren in den Herzogthümern ersuchen, er wird, nachdem dieselbe eingegangen ist, Dänemark auffordern, eine legale Verfassung und ein anderes Regierungssystem herzustellen. Es wird dann in Dänemarks Belieben stehen, sich zu fügen oder es auf

die Bundesexecution ankommen zu laſſen. Dieſer Weg iſt an ſich einfach; er kann nur dann Schwierigkeiten machen, wenn Preußen und Oeſtreich ſich inzwiſchen verfeinden. Wie man auch über die däniſche Wirthſchaft denken mag, in dem einen Punkte werden Frankreich, Schweden und vielleicht Rußland vollkommen einig ſein, daß Preußen nur die vorbereitenden Schritte thut, um ſich über kurz oder lang in den Beſitz der Herzogthümer zu ſetzen. Aus dieſem Grunde wird man ſich auf die Seite Dänemarks ſtellen, und wird ſuchen dieſe Verwicklung gegen Deutſchland auszubeuten. Da es ſich indeß um eine innere Bundesangelegenheit handelt, und da es nicht blos dem theoretiſchen Recht, ſondern auch der europäiſchen Praxis entſpricht, daß andre Mächte ſich in ſolche innere Angelegenheit des Bundes nicht einmiſchen, ſo würde das Uebelwollen einiger europäiſcher Mächte erſt dann eine Bedeutung erlangen, wenn die Uneinigkeit Preußens und Oeſtreichs dazu aufforderte. Die jämmerliche Beendigung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit im Jahre 1851 hatte doch ſchließlich nur darin ihren Grund, daß Oeſtreich ſich auf Seiten Dänemarks ſtellte, und für daſſelbe ſelbſt mit den Waffen einſchritt. Bleiben Oeſtreich und Preußen in dieſer Angelegenheit einig, ſo wird ſie wahrſcheinlich ohne große Verwicklungen und ſelbſt ohne Bundesexecution erledigt werden. Dieſelben Mächte, welche ſonſt für Dänemark plädiren würden, werden dann wahrſcheinlich Dänemark nöthigen, ſich zu fügen, um Schlimmeres zu vermeiden.

In Wien ſprechen übrigens ſtarke Gründe dafür, in dieſer Sache die deutſchen Intereſſen, die in der orientaliſchen bis zur Phraſe herabſanken, zu vertheidigen. Mit Rußland verfeindet, mit England geſpannt, von Italien gehaßt, geht Oeſtreich einer ſchweren Zeit entgegen. Es muß den Wunſch hegen, daß es ſich auf Deutſchland ſtützen könne, wenn es im Oſten oder in Italien angegriffen wird. Es kann das nur dadurch erreichen, daß es für Deutſchland ein Herz zeigt. Die öffentliche Meinung hat offenbar nicht Macht genug in Deutſchland, um den Regierungen eine Politik des Kriegs aufzulegen, ſie hat aber Macht genug, um eine Politik des Kriegs zu verhindern; ſie wird, ſo lange ſie nicht einſieht, daß Oeſtreichs Macht Deutſchlands Macht iſt, nicht das geringſte Intereſſe fühlen, dem in Italien bedrohten Oeſtreich für ſein Italien einzuſtehen. Und bis jetzt hat ſie noch keine Urſache gehabt zu glauben, daß Oeſtreichs Macht Deutſchlands Macht ſei. Im Gegentheil, 1851 zeigte es ſich an der Eider, daß Oeſtreichs Macht Deutſchlands Ohnmacht ſei. Wenn Oeſtreich jetzt in Kopenhagen geſprochen hat, ſo hat es vielleicht nur dem Gebot der Ehre gehorcht, es iſt vielleicht aber doch auch dem Gedanken gefolgt, ſich auch mit andern deutſchen Intereſſen, als denen der Donau zu identificiren. Es würde dem Scharfblicke eines Staatsmannes, wie der Graf Buol unzweifelhaft iſt, Ehre machen, auch in dieſer Hinſicht Oeſtreich neue Wege zu führen.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Südweſtdeutſche Briefe.

1.

Fürſtliche Badereiſen mit flüchtigem Hofhalt auf den Bahnhöfen, beiläufige Paraden und Revuen, gaſtliche Feſte auf den Sommerreſidenzen, Wanderverſammlungen „ſüddeutſcher" Fachgenoſſen, Geſangsfeſte u. dgl., — dies alles durchtönt oder überſtrahlt die Zeitungsſpalten ſo ausſchließlich, daß man in der Ferne leicht glauben mag, das friedensſelige Leben der Rheinlande ſei darin gänzlich aufgegangen. Es iſt ein Irrthum. Freilich iſt die Preſſe ſo ziemlich überall der Art erzogen und gezügelt, daß heimiſche Zuſtände in heimiſchen Blättern kaum mehr als Andeutungen, Beſprechungen aus einem allgemeineren Geſichtspunkte faſt gar nicht finden. Ob ſie es aber nicht könnten, iſt eine andere Frage. Bequemer und unbedenklicher iſt es freilich bei jeder irgendwie häkeligen Angelegenheit, auf die von Preßgeſetzen und adminiſtrativen Einwirkungen möglicherweiſe drohenden Gefahren hinzuweiſen. Doch mit Ausnahme einzelner kleiner Staaten, an deren Tagespreſſe wenig zu verderben, iſt die Uebung der Preßpolizei und Preßjuſtiz in den Ländern des Mittelrheins lange nicht ſo heimlich, als im Allgemeinen in Mittel- und Norddeutſchland. Wenn wir jedoch dort ſehen, wie ſelbſt in * und ** weitverbreitete und einflußreiche Blätter ſich über die Verhältniſſe und Zuſtände ihres engeren und unſres weiteren Vaterlandes ausſprechen, ſo muß man beinahe glauben, die Farbloſigkeit ſo vieler Zeitungen unſrer Gegenden habe andere Begründungen, als den Druck von oben. Ihr Berichterſtatter gehört ſicherlich am wenigſten zu den Verehrern der Phraſe, oder jenes Tamtam, womit ohne Hoffnung auf einen moraliſchen oder ſonſtigen Erfolg unabhängige Blatter von Zeit zu Zeit vor einem hochzuverehrenden Adel und geneigten Publicum ihre Exiſtenz riskiren ſollen. Daß dagegen Blätter, die ſich zunächſt auf einen localen Abſatz gründen, auch vor allen Dingen die Verhältniſſe und Zuſtände ihres Verbreitungskreiſes eingehend zu erörtern haben, iſt gewiß eine billige Forderung. Daß ſie bei ſolchen Beſprechungen ſich nicht davor fürchten dürfen, wenigſtens den engen Kreis, welchen Preßgeſetz und Preßadminiſtration offen ließen, bis an ſeine Grenzen auszufüllen, iſt nicht blos eine Pflicht gegen ihre Leſer, ſondern auch gegen die Geſammt-

heit der Preſſe; es iſt eine Pflicht der Selbſterhaltung. Denn je ängſtlicher man die Tagespreſſe an der einen Stelle vor jeder leiſeſten Möglichkeit eines Conflicts ausweichen ſieht, deſto mehr wird man ſich an anderen Stellen bei übergeſetzlichen Eingriffen in die Bewegung weniger gefügiger Blätter auf ſolche Analogien ſtützen. Das Publicum fragt aber wenig darnach, aus welchen Gründen ein Blatt ſich fortwährend blos in Andeutungen bewegt und ſeine ergebenſte Meinung zwiſchen den Zeilen unſichtbar kundgibt; es hat kein Mitleiden mit dem publiciſtiſchen Märtyrerthum der beſtändigen Angſt. Es will die Sachen, ſo weit eben möglich, bei Namen genufen und die Thatſachen deulich genannt hören. Ein Blatt von überängſtlicher Zurückhaltung kann die geſcheidteſten Ideen und beſten Geſinnungen haben, — auch ſeine Geſinnungsgenoſſen werden es verlaſſen, wenn der Gegner, einerlei welcher Partei er dient, mit ſeiner Anſicht nicht hinter dem Berge hält. Dank den kleinen und großen Rivalitäten im einigen Deutſchland ſind darum meiſtens auch jene Blätter für den Leſer weit durchſichtiger, welche, ohne officiell zu ſein, ihre Spalten den Inſpirationen der Centralſtellen öffnen, die bekanntlich nicht blos in Wien und Berlin exiſtiren, obgleich die genannten am tiefſten in die „ausländiſche" Preſſe der Rheinlande dringen. Dies vermehrt die Macht des Einfluſſes ihrer Meinungen und Meinungsmacherei auch im unabhängigen Publicum. Man kann ſagen, ſie haben es faſt ſchon ſo weit gebracht, daß der Sprachgebrauch faſt ausſchließlich die „preußiſchen" und „öſtreichiſchen" Blätter aus der indifferenten Maſſe als beachtenswerth hervorhebt und daneben die ultramontanen Blätter, die ſämmtlich den Muth der Grenzbegehung ihres Bewegungsgebietes beſitzen, faſt einzig als „ſelbſtſtändig" anerkennt.

Darin liegt ſicherlich eine große Gefahr, denn der nationale Begriff zerbricht damit in eine Parteinahme für den Dualismus, weil ein ſolcher das einzig Mögliche erſcheint. In dieſer Beziehung wirken aber die Blätter der berliner Inſpiration doppelt ſchädlich, weil ſie gegen die phraſenreiche wiener und ultramontane „mitteleuropäiſche" Begeiſterung fortwährend das Utopiſche und Undeutſche dortiger Vorſchwebungen zu betonen haben und als Refrain ihren an ſich ſehr anerkennenswerthen preußiſchen Patriotismus etwas ſehr aufdringlich und ausſchließlich octroyiren. Vornämlich daran heftet ſich nachher wieder die ſüddeutſche Voreingenommenheit gegen das Norddeutſche, welches man mit Preußen oder noch richtiger mit Berlin und der Kreuzzeitungspartei identificirt. Nun iſt die Brücke für den particulariſtiſchen Patriotismus geſchlagen, welcher die politiſchen, ſocialen und confeſſionellen Zuſtände in den ſüdweſtdeutſchen Staaten mit denen in den beiden Großſtaaten zuſammenhält. Preußen befand ſich eine Zeitlang im Vortheil. Allein durch ſein Verhalten in der orientaliſchen Frage hat es ſich ebenſo weit, ja weiter aus den Sym-

pathien des deutſchen Südweſtens wieder herausgedrängt, als es vor und bei dem Kriegsbeginne hineingewachſen war. Es iſt ganz umſonſt, wenn heute die Verehrer der „freien Entſchließung“ fragen, ob denn der pariſer Friede etwas Andres werth geweſen ſei, als eine abſolute Neutralität Deutſchlands. Er wäre ſo nicht geworden, ſagen die Einen, wenn Deutſchland eine entſchiedene Stellung genommen hätte. Eine Politik —, ſagen die Andern — welche in den größten europäiſchen Fragen jede entſchiedene Vertretung, wenngleich indirecter Intereſſen Deutſchlands, für nicht geboten erachtet, kann nicht erwarten, daß ihr inneres Princip für Deutſchland maßgebend werde, ſo lange die politiſchen Zuſtände der „andern“ Staaten mit den Neigungen und Bedürfniſſen ihrer Bevölkerungen beſſer übereinſtimmen, als diejenige Praxis, welcher dort die Macht eingeräumt iſt.

Oeſtreich hatte, es iſt nicht zu leugnen, während des orientaliſchen Kampfes erſtaunlich viel Stimmen für ſich, welche im Uebrigen ſeiner Politik keineswegs beifielen. Es hat doch ein Herz für Deutſchland — ſagte man. Freilich verlor ſich dieſer Beifall bedeutend gegen das Ende des Krieges hin. Und wenn, da ſich nun alles ſo wendete, wie es überraſchend genug kam, die Verbeſſerung der Valuta manche freilich nichtpolitiſche Stimme zu politiſchen Hymnen begeiſterte, ſo wurde dieſer Geſang ſofort einigermaßen gedämpft, als die Zollherabſetzungen erſchienen. Denn die Zollſchutztheorie hat im Südweſten noch große Scharen begeiſterter Anhänger, und daß Oeſtreich bei ſeiner nähern Verbindung mit dem Zollvereine den Gegnern ſeiner zwar ſehr mäßigen, doch unverkennbaren Tendenz zum Freihandel ein mächtiger Verbündeter ſein werde, hatte ihm grade in der Maſſe einen großen Anhang auf nationalökonomiſchem Gebiete geſchaffen. Freilich iſt es ſehr angenehm, für eine Menge von Waaren die Möglichkeit des Imports nach dem Kirchenſtaate bedeutend erleichtert zu ſehen. Aber die Conſequenzen, welche ſich nothwendig auf den Zollverein erſtrecken müſſen, und das damit gegebene Programm der zukünftigen öſtreichiſchen Stimme in den Conferenzen, — davor bebt die Gewohnheit eines behaglich eingerichteten, doch eben in dieſer Behaglichkeit unter den neuern Zeit- und Verkehrsverhältniſſen unberechtigten Daſeins.

Schon das anwachſende Eiſenbahnnetz Deutſchlands hatte den Glanz und das Behagen vieler Etabliſſements der kleinern ſüdweſtdeutſchen Staaten hart bedrängt. Die große Vorliebe ihrer Regierungen für das ſchutzzöllneriſche Princip hatte ihnen dagegen die Sicherheit in kleinern Verhältniſſen wiedergegeben. Und bei dieſem Princip, ſo wie bei der negirenden Stimmung gegen alle norddeutſchen Anregungen in vielen officiellen Kreiſen, hatte man dafür wol auch eine lange Zukunft erhofft. Dieſe Hoffnungen ſind mit den neuen, überraſchenden, den Zollverein treibenden Tarifänderungen Oeſtreichs tief erſchüttert, damit jene Sympathie für den Kirchenſtaat, für welchen eben nur

die nächste materielle Frage bedingend ist. Und diese Sympathien haben sich natürlich auch in dieser Richtung nicht etwa zu Preußen gewendet. Mag es sein, daß dort Kräfte wirken, welche die Herstellung einer Zoll- und Handelseinheit mit Oestreich noch über 1860 hinaus zu verlegen wissen, — im Princip, dessen Programm Oestreich mit seiner Tarifreform ausgesprochen, stimmt dennoch Preußen ebenfalls überein. Wenn nun Oestreich auf dem betretenen Wege fortfährt, so kann — dies sieht man deutlich ein — der Zollverein schon jetzt nicht wohl zurückbleiben, ohne seinen eignen Markt zu gefährden. Die schutzzöllnerischen Sympathien mehrer kleinen Staaten fühlen sich aber ohne das Bewußtsein einer mindestens indirecten Unterstützung durch Oestreich gleichfalls auf sehr schwachen Füßen.

Was indessen hierdurch an südwestdeutschen Sympathien für Oestreich verloren ging, hat allerdings, so massenhaft es auch sein mag, keine politische Bedeutung. Dagegen wird es an Massenhaftigkeit wie an politischer Bedeutung weitaus übertroffen von der Abneigung, welche das östreichische Concordat erzeugt hat. Der rheinische Ultramontanismus hat in den frühern Kämpfen sich viel zu offen auf Oestreich berufen, dieses selbst hat mit seinen officiösen Organen viel zu entschieden Partei genommen für die oberrheinischen Bischöfe, als daß man erwarten sollte, es werde eine stärkere Macht des Staates über die Hierarchie, als bei sich daheim, nunmehr mit günstigen Blicken ansehen. Man macht sich nirgend Illusionen darüber, daß Oestreich in diesen Richtungen seinem ganzen Princip nach vor einem Entweder-Oder angekommen ist. Entweder muß es zur Erkenntniß von der Unverträglichkeit des abgeschlossenen Concordats mit seinem östreichischen, bundesdeutschen und europäischen Staatsleben kommen, — und dann wird es sicherlich die südwestdeutschen Abwehrkämpfe gegen die hierarchischen Ansprüche begünstigen — oder es glaubt die Verträglichkeit der hierarchischen Machtvollkommenheit mit der Staatsmacht dadurch herstellen zu können, daß es eine möglichst weite Ausdehnung der Principien seines Concordats begünstigt. Und dies scheint der Fall, wenn man auf seine jetzigen Bestrebungen nach dieser Richtung in Italien blickt. Die öffentliche Meinung des deutschen Südwestens sieht darin die Vorläufer gleicher Bestrebungen in den kleinern Rheinstaaten.

Wer aber mit dem Volke der Rheinstaaten lebt, einerlei ob vornehm oder nicht, einerlei welcher Partei angehörig, — etwa die pessimistisch-demokratische und ein kleines hochtoryistisches Häuflein ausgenommen, — der weiß es auch, daß vielleicht keine Bewegung des öffentlichen Lebens so allgemein unpopulär ist, als die ultramontane. Thatsächliche Beweise gibts freilich bei der heutigen Passivität des Volkes für solche Wahrnehmungen selten. Aber doch grade für diese. Badens Regierung ist gegenwärtig unter denen der Rheinstaaten im ganzen deutschen Südwesten (nicht blos im eignen Lande) die

populärſte: ſie verdankt es vorzugsweiſe jener ſchwierigen und keineswegs mit entſcheidenden Thaten glänzenden Conſequenz, welche ſie auch dann dem Anſtürmen der klerikalen Agitation und hierarchiſchen Widerſacherei entgegenſtellte, als ſie von den übrigen Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz im Stiche gelaſſen war. Einen weiteren und noch ſchlagenderen Beweis für Südweſtdeutſchlands Stimmung gegen die hierarchiſchen Anſprüche liefern die Kammern. In keiner einzigen exiſtirt eine „katholiſche Fraction"; und wenn ſich bei frühern Wahlen mehre Kleriker zum Anfang einer ſolchen zuſammengeſtellt hatten, ſo ſehen wir dagegen grade bei den Wahlen von neuerem Datum, wie durch gemeinſame Verabredung, das Wiedererſtehen ſolcher Anfänge unmöglich gemacht.

Man darf dies gewiß nicht gering ſchätzen. Der Rheinländer iſt beweglicher, vom augenblicklichen Gefühle mehr beherrſcht, als der Norddeutſche. Die ultramontane Partei hatte aber in der großen Tagesfrage, welche grade in den letzten Jahren auch bei innern Fragen die politiſchen Strömungen beherrſchte, ihre anfängliche ruſſenfreundliche Parole ſehr gewandt mit dem Beſchluß an die Weſtmächte (d. h. eigentlich immer wieder an Oeſtreich) vertauſcht und bei dieſer Gelegenheit ſich auch ſehr bald in die emphatiſchſte nationale Phraſeologie zurückgewöhnt. Sie empfahl ihre Leute mit den patriotiſchſten Redensarten; auch lag es nicht an ihr, wenn die Wähler ſo feſt bei der praktiſchen Ueberzeugung blieben, daß die Kammern keine große Politik zu treiben, dagegen die noch ſehr lückenhafte Herſtellung der neuconſtitutionellen Verhältniſſe auszubauen und namentlich gegen die bekannten Velleitäten von „ſtaatsrechtlicher Nothwendigkeit" u. dgl. zu vertheidigen hätten. Man hatte bekanntlich die Kammern hier und da aufgelöſt und die allgemeine Stimmung war grade in dieſen Staaten der Art, daß in frühern Zeiten die Wahlen ſehr demokratiſch ausgefallen ſein würden. So aber geſchah es jetzt nicht. Die demokratiſchen Elemente fielen vielmehr faſt übereinſtimmend weg; doch ebenſo — wo nicht für den Augenblick ſolche Einwirkungen, wie die bekannten in der baieriſchen Rheinpfalz überwogen — die ultramontanen Elemente neben den abſolut Miniſteriellen und Anticonſtitutionellen. Gewiſſe Blätter beuteten die geringen Wahlbewegungen als Gleichgiltigkeit gegen „das Ständeweſen" aus. Vielleicht war die Bewegung ſo gering, weil die Meinung der großen Mehrheit ſchon feſtſtand; ja, in manchen Kreiſen, wo nicht grade gouvernementale Gegenhebel in Bewegung geſetzt wurden, erſchien ſelbſt die numeriſch geringe Betheiligung an den Wahlacten als Ergebniß jener Sicherheit über den Ausfall, welche nicht einmal eine formelle Anſtrengung mehr für nöthig erachtet. Wir mögen dieſe Sorgloſigkeit nicht etwa loben; doch ſicherlich noch weniger die Erſchwerung der Wahlhandlung durch keineswegs immer abſichtsloſe Formirung neuer Wahlkreiſe. Genug, das Reſultat

blieb: der Constitutionalismus wurde, so weit dies unter den heutigen Zeitströmungen möglich, grade von den neuen Kammern des deutschen Südwestens wieder zu Ehren gebracht. —

Christenthum und Heidenthum.

Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi, von Antonius Palearius. Aus dem Italienischen übersetzt von Erich Stiller. Hamburg, R. Kittler. —

Dies Buch, welches im Geist der Reformation geschrieben war, erschien 1542 in Venedig; es wurde in 40,000 Exemplaren gedruckt, aber durch die eifrigen Bemühungen der Jesuiten mit einem solchen Erfolg unterdrückt, daß selbst Ranke kein Exemplar davon auftreiben konnte. Der Verfasser, Professor der classischen Literatur in Siena, wurde noch in seinem 70. Jahre hingerichtet. In den letzten Jahren ist es gelungen, ein Exemplar desselben in England aufzutreiben, und wir erhalten darin ein lebendiges Bild von dem Geist, der im 16. Jahrhundert zu einer religiösen Wiedergeburt führte. — Man hat neuerdings vielfach versucht, die sittlichen Grundsätze, welche wir dem Christenthum verdanken, mit der Weltanschauung, die sich aus der classischen Literatur, d. h. aus dem Heidenthum herschreibt, zu versöhnen. Der Versuch ist nicht zu umgehen, denn beides sind höchst wichtige Momente unserer Bildung, beides lebt in unmittelbarer Tradition fort, und wollen wir eine Einheit unsers Charakters und unserer Ueberzeugung erwerben, so müssen wir entweder eine Vermittlung finden, oder mit raschem Entschluß das Eine dem Andern aufopfern, wobei denn immer unser Gefühl auf irgend eine Weise verletzt wird. Was nun das Erste betrifft, so ist es freilich am bequemsten, aus beiden Bildungsformen diejenigen Momente auszuwählen, die uns gefallen, und das Uebrige auszuscheiden; allein die Principlosigkeit eines solchen Verfahrens gibt sich auch darin kund, daß niemals ein haltbares Gebäude daraus hervorgeht. Am leichtesten scheint es, die Bibel als die einzige Grundlage der christlichen Lehre festzuhalten, da sich in dieser kein System entwickelt hat, sondern nur eine Reihe von Lehren, Geschichten, Bildern, Gleichnissen u. s. w., wo sich denn immer Eins oder das Andere vorfindet, aus welchem man seine eigene Ansicht rechtfertigen, oder doch wenigstens als nicht verdammenswerth darstellen kann. Allein das historische Christenthum steht nicht vollständig in der Bibel, und wenn auch die Reformation theoretisch alle Beweisgründe, die nicht aus der Bibel genommen sind, verwirft, so gestattet sie doch in der Auswahl derselben dem Einzelnen keine Freiheit, sondern hält sich an die Ueber-

lieferung, wie die symbolischen Bücher zeigen. Was in diesen Büchern in harter apodiktischer Dogmatik sich dem widerstrebenden Willen als zwingendes Gesetz aufdrängt, zeigt sich hier als der Erguß eines zerknirschten Herzens. — Der Verfasser geht davon aus, daß durch den Sündenfall dem Menschen unmöglich geworden sei, aus eigner Kraft Gott zu lieben und zu thun nach seinem Wohlgefallen. Wir sind Feinde dessen geworden, der als ein gerechter Richter unsere Sünden bestrafen wird, und können kein Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit haben. Unsere ganze Natur ist verderbt, und wie sie vorher die Oberherrschaft hatte über alle Creaturen, so ist sie nun allen unterworfen, ist eine Sklavin des Teufels, der Sünde und des Todes und zur Höllenqual verdammt. Die ganze Urtheilskraft ist verloren gegangen, und der Mensch hat angefangen, das Gute böse und das Böse gut zu nennen, das Wahre für falsch und das Falsche für wahr zu halten. Der Teufel herrscht nun in Frieden über diese Welt, wie ein starker Bewaffneter über seinen Palast, er ist ihr Fürst und Herr geworden. Es gibt keine Sprache, die nur den kleinsten Theil unseres Elends auszudrücken im Stande wäre; denn nachdem wir von Gottes eignen Händen geschaffen waren, haben wir nun das göttliche Ebenbild verloren, und sind unserm Wesen nach dem Teufel ähnlich geworden, so daß wir alles wollen, was er will, und ebenso alles verschmähen, was ihm mißfällt. Da wir nun in die Gewalt eines so bösen Geistes gegeben sind, so ist keine Sünde so schwer, die nicht der Mensch bereit wäre zu begehen, wenn ihn nicht die Gnade Gottes davor bewahren würde. Wenn wir von dieser Erbsünde und ihren Folgen befreit werden, zu unserer ursprünglichen Unschuld zurückkehren und das göttliche Ebenbild wieder erlangen wollen, so müssen wir vor allen Dingen unser Elend erkennen. Zu diesem Zweck hat Gott das Gesetz gegeben. Dieses Gesetz verbietet die böse Lust und will, daß wir Gott lieben sollen von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, oder daß wir alle unsere Hoffnung auf Gott setzen, daß wir bereit sind, um Gottes willen zu leiden und zu sterben, zu seiner Ehre alle unsere Güter, Ehren und Würden hinzugeben und lieber den Tod zu wählen, als etwas zu thun, wenn es auch noch so gering wäre, was Gottes Mißfallen erregen könnte; und das alles mit der größten Freudigkeit und Bereitwilligkeit des Herzens. Wenn der Mensch nun in dieses heilige Gesetz wie in einen Spiegel hineinsieht, so erkennt er alsbald die Krankheit seiner Seele und das Unvermögen, den Geboten Gottes zu gehorchen und seinem Schöpfer die schuldige Ehre und Liebe zu erweisen. Es besteht somit die erste Aufgabe des Gesetzes darin, daß es den Menschen zur Erkenntniß der Sünde bringt. Die andere Aufgabe des Gesetzes ist, die Sünde zu mehren. Da wir dem Gehorsam gegen Gott entfremdet und in den Dienst des Teufels getreten sind, da wir ferner eine Fülle von lasterhaften Regungen und Begierden in uns haben, so

können wir es nicht ertragen, daß Gott unſerer böſen Luſt Einhalt thue, und es mehrt ſich vielmehr dieſelbe in demſelben Maße, in dem ihr Einhalt geſchieht. Wenn nun das Geſetz zur Erkenntniß der Sünde gebracht, und dieſelbe vermehrt hat, wenn es ferner den Zorn und Eifer Gottes gezeigt hat, der den Tod drohet, ſo erfüllt es ſeine vierte Aufgabe, indem es den Menſchen ſchreckt. Er kommt in große Traurigkeit, möchte dem Geſetze genug thun, ſieht es aber deutlich ein, daß ers nicht kann, und weil er es nicht kann, ſo wird er gegen Gott erzürnt, und möchte ihn weghaben, weil er fürchtet von ihm hart gezüchtiget und geſtraft zu werden. Das alles hat nun den Zweck, uns zu Chriſtus zu treiben. O wie undankbar und verabſcheuungswürdig iſt es, wenn wir vernehmen, daß der Sohn Gottes alle unſere Sünden auf ſich genommen, indem er ſie alle mit ſeinem theuern Blute ausgetilget hat, und hat ſich für uns züchtigen laſſen am Kreuze, und wir wollten gleichwohl uns ſelbſt rechtfertigen, und die Vergebung unſerer Sünden mit unſern eignen Werken erwerben, als wenn das Verdienſt, die Gerechtigkeit und das Blut Chriſti dazu nicht ausreichten, und wir noch unſere eigne Gerechtigkeit hinzufügen mußten, die von Eigenliebe und Eigennutz und von tauſenderlei Thorheiten befleckt iſt, für die wir Gott vielmehr um Vergebung, als um Belohnung zu bitten haben. —

Was nun den Inhalt dieſer Ideen betrifft, ſo müſſen wir zunächſt feſtſtellen, daß ſie dem hiſtoriſchen Chriſtenthum, wie es ſich in den Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs entwickelt hat, wie es von der Kirche im Lauf der Jahrtauſende mit mehr oder minder Schwankungen immer feſtgehalten und zuletzt von der Reformation mit bewußter Schärfe formulirt iſt, in der That entſprechen; ſie machen die Grundlehren des hiſtoriſchen Chriſtenthums aus. Anders aber ſtellt ſich die Sache, wenn wir unterſuchen, wie viel von jenen Ideen noch wirklich im Bewußtſein der Menſchen lebt. Zwar ſtellt ſich das Verhältniß für das Chriſtenthum nicht mehr ſo ungünſtig heraus, wie im vorigen Jahrhundert. Die Noth hat das Volk beten gelehrt, und man hat empfunden und erkannt, daß eine Philoſophie, die den Schmerz und den Tod ignorirt, über das Leben keine hinlängliche Aufklärung gibt. In den letzten Jahren hat ſich ſogar eine theologiſche Schule gebildet, die jene Ideen in der rückſichtsloſeſten Härte, in einer Härte, die noch weit über das Reformationszeitalter hinausgeht, wieder aufnimmt, und ſie zum Mittelpunkt des Glaubens macht; und dieſe Schule hat einen nicht geringen Anklang im Publicum gefunden. Aber in ſolchen Fällen wollen die Stimmen nicht gezählt, ſondern gewogen ſein. Die Zahl der Bekenner, d. h. derjenigen, die in der Theorie jene Sätze unterſchreiben, iſt groß, aber die Zahl der Gläubigen, die es im innerſten Herzen und rückhaltlos empfinden, daß die Natur von Grund aus verderbt und böſe ſei, und daß alles böſe ſei, was nicht der Natur widerſpreche, dürfte

doch nicht eine gleiche Ausdehnung haben, am wenigſten unter den Gebildeten, d. h. unter denen, die Gymnaſium und Univerſität durchgemacht haben. Und hier kommen wir auf einen Punkt, der bisher von wohlgeſinnten Pädagogen mehr umgangen, als ernſthaft durchdacht iſt.

Bekanntlich iſt von mehren neugläubigen Geiſtlichen eine ſchwere Anklage gegen das ganze moderne Erziehungsſyſtem erhoben worden. Man hat den Staat darauf aufmerkſam gemacht, daß das Chriſtenthum nimmermehr gedeihen könne, wenn man den Knaben vom zarteſten Alter bis zum Schluß ſeiner Entwicklung in den heidniſchen Vorſtellungen der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller aufwachſen laſſe, die unbedingt und in allen Punkten dem Chriſtenthum widerſprächen. Dieſe Stimmen ſind ſehr vereinzelt geblieben, und ſelbſt die Mehrzahl der Geiſtlichen hat ſich dagegen ausgeſprochen, weil ihnen an der Bildung doch auch etwas gelegen iſt, und weil es ſehr ſchwer ſein würde, das philologiſche Studium durch ein geeignetes Bildungsmittel zu erſetzen; und doch haben jene Ankläger der Philologie von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht. Faßt man das Chriſtenthum ſo auf, wie wir es vorher geſchildert haben, d. h. hiſtoriſch, ſo bildet die claſſiſche Literatur ſämmtlicher Völker, nicht blos der Griechen und Römer, ſondern auch der Deutſchen, Engländer, Italiener und Franzoſen, den entſchiedenſten Gegenſatz zu demſelben. Zieht man nun das ungeheure Uebergewicht der philologiſchen Stunden über die Religionsſtunden in Betracht und erwägt ferner, daß die Vorſtellungen der Mathematik und Naturwiſſenſchaft mit jenen heidniſchen Ideen durchweg Hand in Hand gehen, ſo wird man dem neugläubigen Chriſten ein ernſtes Bedenken gegen das herrſchende Erziehungsſyſtem nicht verargen können.

Nun gibt uns zwar das Heidenthum, wenn wir es in dem geſammten Lauf ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung verfolgen, von ſeinem herrſchenden Lebensprincip ebenſowenig ein einheitliches, durchweg übereinſtimmendes Bild, als das Chriſtenthum, aber durch die Geſchichte der einen Bildung wie durch die der andern ſchlingt ſich ein rother Faden, an dem man ſie leicht voneinander unterſcheiden kann. — Der heidniſchen Weltanſchauung in all ihren Phaſen galt die Natur als gut; die Aufgabe des Künſtlers, des Geſetzgebers war nur, dem Zufall abzuhelfen und die Natur ſo zur Erſcheinung zu bringen, wie es in ihrer Intention lag. Die mit ſich ſelbſt übereinſtimmende ſinnliche Natur war die Schönheit, die zur vollſten Entfaltung gekommene Kraft, die ihr eignes Maß an ſich ſelbſt trug, war die Tugend, das Geſetz und die Sitte ſollte nicht den Naturtrieb in ſeinem Lebensmotiv erſticken, ſondern nur das Uebermaß abſchneiden, das ſowol der individuellen Schönheit als der Harmonie des Allgemeinen widerſtrebte. Was die Stimme der Natur in dem Herzen der Menſchen ausſagt, war heilig; darum war der Cultus der Alten die Freude; ſie flohen den Schmerz und ſcheuchten den Gedanken des Todes von ſich. —

Wol erkannten ſie Widerſprüche in dem Leben der Menſchen und in ihrem Willen an, aber ſie glaubten an die Wahrheit der Natur, und ihre Frömmigkeit beſtand darin, ſich in das Walten der allgemeinen Mächte zu ergeben, wo ſie ihnen nicht entfliehen konnten. Es ſind aus dem Heidenthume ſehr verſchiedenartige philoſophiſche Syſteme hervorgegangen, aber trotz aller innern Widerſprüche gehen ſie doch auf eine Heiligung der wirklichen Natur aus, wenn ſie freilich auch die wirkliche Natur ſehr verſchiedenartig auffaßten. Was das Chriſtenthum, wie wir es vorher definirt, als die ſchwerſte Sünde auffaßt, den Trotz auf die eigne Gerechtigkeit und die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, galt im Heidenthum als einzige Tugend.

Es iſt nicht leicht möglich, ſich einen härtern Widerſpruch zu denken, und dieſer Widerſpruch wird für uns noch dadurch geſchärft, daß wir ihn nicht blos als Tradition einer fernliegenden Vergangenheit überkommen, ſondern als Symbol unſers innerſten Lebens. Die deutſchen Schriftſteller, die man uns von Jugend auf lehrt, als unſre Claſſiker zu verehren, ſtehen faſt ohne Ausnahme auf dem Boden der heidniſchen Weltanſchauung, und in mehr oder minder bewußtem Gegenſatz zu dem oben charakteriſirten Chriſtenthum. Wohlmeinende Ausleger haben den Verſuch gemacht, verehrte Namen, wie Goethe und Schiller, von dieſem Makel zu reinigen, aber es iſt ihnen nicht gelungen.

Nimmt man nun, wie die jüngſte theologiſche Schule, der Männer wie Tholuck ſchon als ungläubige Ketzer erſcheinen, das Chriſtenthum in jener alten ſtrengen hiſtoriſchen Form, ſo dürfte man kaum die Möglichkeit annehmen, die durch Goethe und Schiller erzogene Welt aufs neue in die dunkle Kapelle des heiligen Auguſtin zu bannen. Faßt man den Gegenſatz zwiſchen dem Glauben und der Bildung ſo hart auf, wie es dieſe kirchlichen Eiferer thun, ſo wird man nicht daran zweifeln können, auf welcher Seite die Wagſchale ſinken muß. Wer wollte verkennen, daß die Popularität, welche gegenwärtig die Materialiſten erlangt haben, nicht ſowol in der Sympathie des Publicums für ihre Lehren, als vielmehr in der Antipathie gegen die moderne Rechtgläubigkeit ihren Grund hat. Ein Extrem ruft das andere hervor, das iſt ein altes Geſetz der Geſchichte.

Wenn aber der Verſuch, den Inhalt der einen Bildung der andern verſtändlich zu machen, nicht umgangen werden kann, wenn man eine vollſtändige Verwirrung der ſittlichen Begriffe vermeiden will, ſo iſt doch die Art und Weiſe, wie der Rationalismus dieſen Verſuch anſtellte, nicht zu vertheidigen, denn er nahm einfach den Inhalt der heidniſchen Lehren auf, taufte ſie mit chriſtlichen Namen und klebte einige chriſtliche Floskeln daran. Da die chriſtlichen Urkunden noch vorhanden ſind, ſo konnte man ihm leicht nachweiſen, daß das, was er Chriſtenthum nannte, nicht das Chriſtenthum ſei; und eine jede Lehre iſt hoffnungslos, der man den Makel der Unwahrheit aufprägen darf.

Viel bedeutender ſind die Verſuche Herders, Schleiermachers und Hegels. Die Einen ſuchten das in der claſſiſchen Bildung geſchulte Gefühl und den künſtleriſch geläuterten Geſchmack darauf hinzuweiſen, daß in dem wirklichen Chriſtenthum vieles vorhanden ſei, was höher als alle heidniſche Kunſt das Herz des Menſchen erregen müſſe. Hegel wandte ſich an die Bildung und ſuchte ihr zu zeigen, daß in jenen dunkeln Vorſtellungen ſpeculative Wahrheiten enthalten ſeien, die über die enge Grenze des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes d. h. der oberflächlichen Vorſtellung hinausgingen. — Nach beiden Richtungen hin ſind die Verſuche mißlungen; weil man zu voreilig und zu willkürlich zu Werke ging. Aber einen ähnlichen Weg wird man doch immer wieder einſchlagen müſſen, wenn man auch in den ſpeculativen Formen weniger ſcholaſtiſch und in der Virtuoſität der Empfindung weniger raffinirt iſt. Viel wichtiger iſt aber die glückliche Erreichung eines dritten Ziels, nämlich der Nachweis, daß auch in ſittlicher Beziehung die heidniſche Lehre einer weſentlichen Ergänzung und Berichtigung bedarf, und daß dieſe im Chriſtenthum wirklich geboten iſt. Der einzige, der ſich dieſe Aufgabe im größten Stil vorgeſteckt hat, iſt der alte Kant. Er hat das Ziel nicht erreicht, aber er iſt den geraden Weg gegangen und durfte keinen Schritt zurück thun. Die Cultur des Gewiſſens, die er in ſeiner Religionsphiloſophie als die Hauptſache der Religion aufſtellte, iſt in der That die Hauptſache in der Religion.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß für einen Verſuch des Synkretismus kein Augenblick ſo wenig geeignet ſein dürfte, als der gegenwärtige. Die beiden Gegenſätze ſind in vollſter Blüte. Die Schar der Hyperlutheraner mehrt ſich von Tag zu Tag, und ebenſo mächtig ſchwillt der Strom des Materialismus an. Eine eigentliche Gefahr für die Bildung iſt von beiden Seiten nicht zu befürchten, denn dieſe Bildung, wenn auch in ihren Außenwerken höchſt verworren und unzweckmäßig, ruht doch auf ſichern Fundamenten. Man muß daher die Apoſtel der beiden Gegenſätze ruhig ſich austoben laſſen, wie es ja ſchon öfters geſchehen iſt, um dann der freien Bildung wieder den Weg zu bahnen. Mittlerweile wird ſich dieſe Bildung auch andere Organe geſchafft haben, denn ihr bisheriges Hauptorgan, die ſpeculative Philoſophie, hat ſich überlebt; ſie hat nicht nur den Beifall der Menge, ſondern auch den Glauben an ſich ſelbſt verloren. —

Hengſtenberg und die evangeliſche Kirchenzeitung. Ein Wort der Mahnung von Adolf Müller. Berlin, Gebauer. —

Was den Standpunkt des Verfaſſers betrifft, ſo ſteht er in der Mitte zwiſchen den beiden ſtreitenden Gegenſätzen. Er bekämpft ebenſo den Rationaliſten wie den neumodiſchen Lutheraner, den bekenntnißflüchtigen Freigeiſt wie den buchſtabendieneriſchen Frömmler. Er zeigt, daß das vorige Jahrhundert

mit seinem griechischen Humanitätsprincip darin fehlte, daß es die historische Entwicklung gewaltsam abbrach, während die Reaction des 19. Jahrhunderts das Aeußere für das Innere nimmt. „Von einer gedankenlosen Kirchlichkeit, der es blos um die geistliche Einkleidung zu thun ist, wird das wahre Christenthum, das sich zu seinem Glaubensinhalt geistig verhält, förmlich angefeindet. Buchstabendienst und Unduldsamkeit, Gemüthsschwäche und Herzenshärtigkeit erheben mit hoffärtiger Zuversicht ihr Haupt. Der Katholicismus feiert seine Wiedergeburt innerhalb des evangelischen Bekenntnisses und gedeiht sogar zu Macht und Ansehn bei den Völkern, welche den reformatorischen Geist zur Aufgabe, bei den Staaten, die ihn zur alleinigen Grundlage haben. Es scheint die Zeit zurückgekehrt, welche dem dreißigjährigen Kriege voranging." — Wenn der Rationalismus in Christus einseitig den Menschensohn sah, so vergißt die moderne Orthodoxie, daß Gott die Menschen sich zum Bilde geschaffen hat. — Ueber den Charakter des Vorfechters dieser Orthodoxie gibt er einige beachtenswerthe Aufschlüsse. — Hengstenberg ist jesuitischen und pharisäischen Wesens im besten Sinne des Wortes, gründlich gebildet, bescheiden, ja schüchtern gegen solche, deren Geistesrichtung er noch nicht erkannt hat, vergeistigungssüchtig d. h. zu abstractem Denken geneigt, ohne allen Sinn für das Wirkliche, und daher ohne irgend ein Verständniß für geschichtliche Entwicklung, so daß er die Begebenheiten und Thatsachen aus der Zeit der jüdischen oder christlichen Hierarchie, der römischen Kaiser oder des neunzehnten Jahrhunderts mit einem und demselben Maße mißt. Der Begriff Entwicklung ist ihm absolut fremd und unverständlich. — Er hat sich ein Schema gemacht, nach welchem er denkt, fühlt, liebt, haßt, verherrlicht oder verdammt. Was leben heißt, leben im Geiste, daß weiß er nicht. — Hengstenberg ist begeistert für das Kirchenthum, aber nicht für das Christenthum, für den geschichtlichen Christus, aber nicht für den in Menschengestalt auferstandenen Sohn Gottes, für den Tod, aber nicht für das Leben. In abgestorbenen Formen und Kräften sucht er das Heil der Welt, aber die lebendige Gegenwart kennt er nicht. Er ist ein Freund der irdischen Macht und er weiß nicht, daß im Himmel irdische Macht keine Geltung hat. Er klammert sich an den Buchstaben an, und verketzert jede Regung des lebendigen Geistes als menschlichen Hochmuth, Philosophie oder Pantheismus. Hätte er in Athen zu den Richtern des Sokrates gehört, aus innerster Ueberzeugung würde er den Neuerer, der die althergebrachte Volksreligion zu erschüttern und eine neue geistige Macht zu lehren gewagt hatte, zum Giftbecher verdammt haben; ein Zeitgenosse Christi hätte er mit dem Hohenpriester und den Pharisäern das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, der sich über das mosaische Gesetz zu stellen und sich einen Sohn Gottes zu nennen gewagt hatte; ein Zeitgenosse Luthers wäre er über die Anmaßung des Bettelmönches empört gewesen, der

das Recht des Lebens gegen den Tod, des Geistes gegen den Buchstaben, der lebendigen Gegenwart gegen die todte Vergangenheit zu vertreten sich unterstanden. — Er sucht unter kirchlichen Formen und mit biblischen Mitteln das Endliche. Er will die lutherische Kirche und zwar genau so, wie sie sich im Katechismus und in der augsburgischen Bekenntnißschrift ausspricht, wieder herstellen, er nimmt selbst nicht Rücksicht auf das, was Luther und seine reformatorischen Zeitgenossen vor und nach der Abfassung dieser Schriftstücke gesagt haben, er ist aller Entwicklung so sehr feind, daß er die Reformatoren selbst schon an ihren eignen Buchstaben fesselt und dem lebenden Luther keine geistige Entfaltung, kein Wachsthum in der Schriftauslegung gestattet. Damit Hengstenberg Recht behalte, hätte Luther getödtet werden müssen, nachdem der Reichstag zu Augsburg geschlossen war. Stillstand ist sein Wahlspruch, Verstand heißt ihm Geist, und Buchstabendienst ist die Huldigung, die er der Wissenschaft zollt, er verlangt von den Geistlichen nicht, daß sie eine durch den geistigen Standpunkt des Gemeindegliedes bedingte Seelsorge üben, er fordert Seelenleitung, die blos den Glaubensinhalt rectificirt, ohne Rücksicht auf die Beseligung des Gemüthes, auf einen lebendigen Verkehr mit Gott. Aller Unterricht in Schulen wie auf Universitäten soll nur Abrichtung sein, von freier Entfaltung der Individualität, von wahrer Gemüths- und Geistesbildung will er nichts wissen, was hier zu Grunde gerichtet wird, kümmert ihn wenig. — Das hengstenbergsche Princip ist genau ebenso kahl verständig, endlich und irdisch wie das des Rationalismus, es ist blos dessen directer Gegensatz, mit dem Unterschiede jedoch, daß es den Schein der Gläubigkeit an sich trägt, während es doch ebenso den lebendigen Glauben tödtet. — Es will kein individuelles christliches Leben, es will nur ein mächtiges Kirchenthum, das durch ein menschlich formulirtes Glaubensbekenntniß geregelt, das durch menschliche Satzungen, womöglich durch die Entscheidungen der evangelischen Kirchenzeitung selbst zur Einheit zusammengeschlossen wird. — Nebenbei wird ausgeführt, wie Hengstenberg insofern ein Romantiker ist, als sein Ideal nicht ganz mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Er spricht z. B. von dem vollständigen Elend des menschlichen Lebens und wohnt dabei in dem schönsten Hause der Hauptstadt, von allem Luxus und aller Bequemlichkeit des 19. Jahrhunderts umgeben; er stellt die Flagellanten des 13. Jahrhunderts als ein schönes Zeichen christlicher Gesinnung dar, würde aber doch wol Anstand nehmen, selbst an der Spitze solcher Geißlerschar einherzuziehen und sich den Leib blutig zu schlagen. Kurz, seine Religiosität bezieht sich auf die Schrift, aber nicht auf das Leben. — Wenn der Verfasser im Allgemeinen ein strenges Urtheil fällt, so verkennt er doch nicht, daß sich Hengstenberg um die Wiederherstellung des kirchlichen Lebens ein großes Verdienst erworben hat. Wie diese Erweckung der Religion vorzugsweise aus der wunderbaren Befreiung

von dem Joch Napoleons hervorgerufen wurde, in dem man eine dämoniſche Kraft zu ſehen glaubte, wird vortrefflich dargeſtellt. —

Leben und Werke Channings von E. G. Holland. A. d. Engl. frei überſetzt von B. S. Als Supplement zu „Channings Werken in einer Auswahl." Leipzig, H. Schultze. —

Wenn wir in Hengſtenberg einen Typus der chriſtlichen Wortgläubigkeit erkannt haben, ſo tritt uns in Channing (geb. 1780 auf Rhode-Island, ſeit 1803 Prediger, geſt. 1842) ein Apoſtel der chriſtlichen Liebe entgegen. Es iſt bekannt, wie außerordentlich der Einfluß iſt, den dieſer wahrhaft fromme Mann, das Gegenbild unſres Schleiermacher, ſich unter den gebildeten Claſſen in Nordamerika erworben hat. Wenn wir das Grundprincip ſeines Lebens, daß die menſchliche Natur das Höchſte und Vollkommenſte ſei, mit dem zuſammenhalten, was wir oben über den principiellen Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums geſagt, ſo ſcheint es, als ob wir uns hier auf heidniſchem Boden befänden; und doch iſt ein ſehr weſentlicher Unterſchied vorhanden. Die Griechen faßten die Natur auf, wie ſie ihnen empiriſch gegeben war. Channing faßt ſie als ein Ideal, ein ſtrenges Ideal, welches der Wirklichkeit richtend gegenüberſteht. Und hier dürfte ſich der Punkt finden laſſen, in welchem die ſcheinbaren Gegenſätze, ganz abgeſehen von allem Einzelnen, wenigſtens zu einer Verſtändigung kommen können. Für die Griechen iſt das Bild Gottes oder der Götter die Heiligung der Natur, wie ſie in den zufälligen Individualitäten gegeben iſt. Die moderne Orthodoxie betrachtet in dem Bilde Gottes den furchtbaren Gegenſatz der menſchlichen Natur überhaupt, der dieſer nur Schrecken, aber niemals Verſtändniß, niemals Liebe einflößen könne. Auf dem Boden des reinen Gedankens wird es ſchwierig ſein, eine Vermittlung zu finden. Was aber die Mächte des wirklichen Lebens betrifft, die Liebe und den Glauben, ſo fragen ſie nach keiner Metaphyſik; ſie erfüllen die Seele und treiben ſie vorwärts, und wenn die Erkenntniß ſich auf die Seite des Heidenthums neigt, ſo werden wir jene innere Macht des Lebens doch wol zum großen Theil den Einflüſſen des Chriſtenthums zuſchreiben müſſen. —

Preußiſche Grenzbilder.

3.

Der uraliſch-baltiſche Höhenzug, der ſich bekanntlich vom nördlichen Theil des Uralgebirges durch Nordrußland die ganze Oſtſeeküſte entlang bis in die äußerſte Spitze von Jütland hinzieht, hat das Eigenthümliche, die Hügel aufs

lieblichſte abzurunden und mit dem kräftigſten Baumwuchs zu ſchmücken, beſonders an den Stellen, wo er ſich bedeutender über das Niveau erhebt, wie in Rußland in der Uwalli- und Waldaihöhe und dem Wolchonskiwald, in Oſtpreußen in dem Hügelland von Maſuren, ſo wie auch in Samland, wo der Galtgarben mit ſeinen Umgebungen dem Auge der Beſchauer eine köſtliche Landſchaft bietet; in Weſtpreußen ferner bei dem Städtchen Landsberg, in deſſen Nähe ſich die bedeutendſten Höhen des preußiſchen Theils dieſes Höhenzuges finden, indem der waldgekrönte Schloßberg von Wildenhof ſich 750 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt.

Einer dieſer anziehenden Punkte iſt das Dominium Cadienen, das am Fuße eines Terraſſenhügels gelegen, zu ſeinen Naturreizen noch eine Menge von Kunſtſchönheiten empfangen hat. Mannigfaltige Waſſerkünſte, Springbrunnen, Blumenglocken, ſprudelnde Löwen in kühlen Steingrotten durchperlen das kräftige Laub der Roßkaſtanien, Linden und Eichen, die Tannen und Erlen ſind mit der Gartenſcheere ſo geſchickt gezogen, daß ſie einen hypaethralen Tempel mit koloſſalen Säulen, wuchtvollen Architraven und hochgeſchwungenen Bogen bilden. Dazu iſt das Laubwerk ſo dicht, daß es aus einiger Entfernung betrachtet den nothwendigen Eindruck des gewichtigen Materials, gleichſam eines grünenden, ſproſſenden Marmors, nicht verfehlt.

Auf dem Gipfel des Hügels ſteht ein altes Kloſter, vor kaum hundert Jahren erbaut, einſt von Trappiſten bewohnt, jetzt längſt verödet und verlaſſen, und trotz des verhältnißmäßig geringen Alters an manchen Stellen ſchon völlig in Ruinen, die mit mannhohen Diſtelſtauden bewachſen ſind. Die weiten Räume des Kloſters umfaſſen jetzt nichts als die zum Dominium gehörende Schule mit der Wohnung des Scholarchen. Als dieſe Mauern noch neu und rüſtig waren, ſchloſſen ſie Weltſcheu und Todesſtille in ſich; ihre ſinkenden Trümmer hallen von lautem Jubel und von Luſt am Daſein wieder. — Die Decke des Refectoriums iſt eingeſtürzt. Manches an den Wänden der Zellen feſtgeklebte Blatt geſtattet uns einen Blick in die Beſchäftigungen, denen ſich einſtmals ihre Bewohner hingaben; meiſtens griechiſche Poſſen, lateiniſche Zoten, deutſche Schnurren, franzöſiſche Unſauberkeiten.

Von draußen her ſchlagen die Wogen des Lebens an die morſchen Wände der Ruinen; da brauſen die Gipfel der hohen Eichen und rauſchen die Wellen des nahen Haffes und der fernen See. Dieſer Klang lockt die Schritte hinaus und treibt ſie durch die hohe, laut wiederhallende Kapelle, aus der eine lange Stiege empor zum Balkon führt. Tief zu den Füßen des Betrachtenden die vom Abhange des Hügels ſich niederſenkenden Säulenhallen des Gartens und die ſtattlichen Gebäude des Dominiums; darüber hinaus wogende Saaten und grüne Wieſen, begrenzt durch einen ſchmalen Strich dunklen Fichtenwaldes, hinter dieſem das Haff mit grauen, weißgefurchten Wogen,

weiter ein bunter, mit tiefem Grün und blendendem Weiß abwechſelnder Streifen, die Nehrung des friſchen Haffes, und über alles fort am Horizonte das blau und goldſchimmernde Baltenmeer.

Bekanntlich verſteht man unter Nehrungen diejenigen faſt überall gleich ſchmalen, ſandigen Landzungen, welche die offne See von einem großen Binnengewäſſer, dem Haffe, trennen, und zwiſchen beiden nur eine ſchmale Verbindung, das Tief, zulaſſen. Zwei ganz verſchiedenartige Gewäſſer werden auf dieſe Weiſe durch ein Hinderniß voneinander getrennt, das im Vergleich zu der Gewalt des Elements unbedeutend ſcheint, indem dieſe Nehrungen an manchen Stellen kaum eine Achtelmeile breit ſind. Selbſt in dem Tief fließen die Waſſer der See und des Haffes nicht zuſammen, wenn nicht etwa ein heftiger Sturm die ſalzigen Wogen von der hohen See gewaltſam hineinſchleudert; aneinanderſchlagend und zurückprallend bäumen ſich ſonſt die feindlichen Wellen entgegen, und ein weißer, durch das ganze Tief ſich hinziehender Strich von Schaum bezeichnet die Grenze des ſüßen und des ſalzigen Waſſers. Daß dieſe ſchmalen Landſtriche während der überdauerten Jahrhunderte durch die andringende Gewalt des Meeres nicht durchbrochen und überſpült worden ſind, wird durch unbedeutende Höhenzüge verhindert, die ſich als ſchmalen aber feſten Damm zwiſchen die beiden Gewäſſer ſtellen. Unter den drei Haffen an der preußiſchen Oſtſeeküſte zeigt ſich dieſe Bildung am deutlichſten beim kuriſchen Haff, deſſen Nehrung im Norden von Königsberg, von der ſamländiſchen Halbinſel anfangend, ſich funfzehn Meilen weit mit ſanfter öſtlicher Krümmung bis Memel, alſo beinahe bis zur nördlichſten Spitze der Provinz Preußen erſtreckt, und erſt hier, ganz an ihrem Ende, ein Tief offen läßt. Die Nehrung des friſchen Haffs dagegen zerfällt in zwei Theile, indem der weſtliche etwa zehn Meilen lange Theil durch den öſtlichen, etwa eine und eine halbe Meile ſich hinziehenden ergänzt wird, zwiſchen welchen beiden das pillauer Tief liegt, welches von der daranliegenden Feſtung Pillau ſeinen Namen hat. Das ſtettiner Haff hat keine eigentliche Nehrung, indem es durch die beiden großen Inſeln Uſedom und Wollin von der See getrennt iſt, die eine beträchtliche Breite haben und ſich nur an einigen Stellen zur Landenge zuſammenziehn.

Von einer Anhöhe aus betrachtet gewahren dieſe Nehrungen einen eigenthümlichen Anblick. Dieſes lange, grüne und weiße Band ſcheint auf den Waſſern zu ſchweben; das Auge läßt ſich ſchwer überreden, daß es mit unzerſtörbaren Ankern an den Boden der Tiefe gefeſſelt iſt; es erwartet von Augenblick zu Augenblick, daß dieſes hinſchwimmende rieſige Bandgras ſich zertheilen und in einzelnen Stücken hierhin und dorthin ſchwimmen möchte. Um ſich dieſer Täuſchung zu entziehen, betrachte man den vorliegenden Strich in der Nähe; die Feſtigkeit des Bodens, auf den der Fuß auftritt, wird bald die Sicherheit darthun, mit der dieſer Wall gegründet iſt.

Eine beträchtliche Strecke führt durch Moräste bis zum Ufer des Haffes. Diese ziehen sich an einigen Stellen weit ins Land hinein und werden nur durch die Unermüdlichkeit der Anwohner gangbar, welche fast täglich große Massen von Kies in den bezeichneten Weg versenken und denselben mit starken Planken überdielen. Ein solcher Steg führt durch einen Wald von Schilf zu dem kleinen Kahn, der den Reisenden durch die seichten, schlammigen Uferwasser erst in ein größeres Boot trägt. Ist der Kahn durch das Schilf gedrungen, so streifen ihn und die in ihm Sitzenden riesige Binsen, die sich, nachdem sie schon einige Fuß durch Morast und Wasser gedrungen sind, noch mannhoch über die Köpfe der Schiffer erheben. Sie werden im Herbste sorgfältig abgemäht und in diesen grasarmen Gegenden als Viehfutter angewandt. Durch diesen Binsenwald muß der Nachen dringen, um seine Passagiere endlich auf dem großen Boot abzusetzen. Dieses durchdringt mit seinem Kiel erst die großblätterigen Wasserpflanzen, die Mummeln, die ihre gelben und weißen duftigen Blüten hier in zahlloser Menge entfalten, und endlich strebt es auf die grauen, schäumenden Wellen hinaus.

Von der Mitte des Haffes aus betrachtet bieten die eben verlassenen Höhen von Cadienen einen nicht minder befriedigenden Anblick, als er sich mitten unter diesen waldigen Hügeln darbot. Stufenförmig erhebt sich hier das Grün, in den mannigfaltigsten Schattirungen wechselnd. Von dem trüben Graugrün der Wellen schweift das Auge zu dem lebhafteren Grün des Binsenufers, darauf zu dem hellschimmernden Grün des hoch emporwachsenden Schilfes. Dann unterbricht plötzlich das Dunkel des Fichtenwaldes, der sich längs dem Ufer hinzieht, diese hellen Farben; doch drüber hinaus überragen sich die Hügel mit zahlreichen Kuppeln und übergipfeln sich mit unzähligen Kronen der Bäume. Immer schöner wird dieses Gemälde, wenn bei weiterer Entfernung die Tiefen mit zartem Nebeldust sich füllen, woraus die Gipfel jetzt dunkler, jetzt heller hervorragen, je nachdem die Sonne in vollem Glanze ihre Strahlen mit dem Laube der Eichen, Linden und Buchen mischt, oder der frische Wind die schwarzen Wolken über sie dahintreibt. Links von diesen anmuthigen Höhen lacheln die rothen Dächer und die weißen Häuser des Städtchens Tolkemit, wo jedes Haus ein Eckenhaus und nicht größer als ein Schneckenhaus ist, und erheben sich die Thürme des Doms von Frauenburg, einer ansehnlichen Stadt, die sich in der Entfernung von etwa vier Meilen aus dem Schilf emporhebt.

Der Kahn hat sich dem Ufer genähert, und der Badeort Kahlberg liegt in seiner ganzen Ausdehnung vor dem Blick. Wegen der Frequenz, die dem Seebad und der Umgegend ganze Dampfschiffe voll Passagiere zuführt, ist hier für eine bequemere Landung gesorgt, als auf dem entgegengesetzten Ufer die Abfahrt gefunden wurde. Ein hoher Steg führt durch die Untiefen des

Haffes, durch die Binſen, durch das Schilf an das ſichere Ufer. Sicher ſcheint dieſes zwar zu Anfang nicht; denn der Fuß ſtrauchelt bei jedem Schritt und ſinkt außerdem überall tief in den Flugſand, ſo daß es einen poſſierlichen Anblick gewährt, wie die Gelandeten ſich abmühen, nach Erklimmung der Uferhöhe feſten Fuß zu faſſen.

Kahlberg iſt der beträchtlichſte Ort der friſchen Nehrung. Das benachbarte Elbing hat ſich hier ein nahes Aſyl für den Sommer gebaut, indem die ſamländiſchen Badeörter und das bei Danzig gelegene Zoppot im Verhältniß der Nachbarſchaft der See ihm zu weit entfernt geweſen ſind. Auf einem kahlen Berge, wie der Name anzeigt, hatte man den Muth, einen Badeort anzulegen und ihn mit allen den Annehmlichkeiten auszurüſten, die einem ſolchen unentbehrlich ſind. Das Unternehmen iſt gelungen, und die nahe am Ufer des Haffes gelegenen Städte Elbing, Braunsberg, Frauenburg, Brandenburg — Tolkemit nicht zu vergeſſen, ſind im Sommer ihrer wohlhabenden Einwohner faſt beraubt, weil dieſe ſich alleſammt in Kahlberg und dem nahegelegenen Liep zuſammenfinden, wo ſich auch Flüchtlinge aus den langweiligen Binnenſtädten, ſogar aus dem langweiligen Königsberg zu ihnen geſellen. Des Beſuchs von fremden, fernwohnenden Gäſten erfreut ſich dieſer aus dem Sande gewachſene Badeort nur ſelten.

Die Anlage von Kahlberg gehört zu dem Merkwürdigſten, was preußiſcher Schönheitsſinn und preußiſcher Verſchönerungseifer zu Stande gebracht haben. Einen ungeheuren Sandhaufen, der kaum einen feſten Kern hatte, vermittelſt deſſen er ſich aufrecht erhielt, hat man in einen Garten verwandelt. Der Berg erhebt ſich ziemlich ſteil in etwa zehn Terraſſen. Jede derſelben iſt mit feſten Mauern umſchanzt, welche das Zuſammenſtürzen des Menſchenwerkes verhindern. Ungeheure Maſſen Gartenerde hat man zu Schiff herbeigebracht, um wenigſtens einigermaßen tauglichen Boden für friſche, grüne Gartenpflanzen zu gewinnen; und in der That überraſcht uns manche hübſche Gruppe kräftig emporblühender Blumen, manches zierliche Bosquet von Zierſträuchern, denn jeder Sonnenſtrahl, der auf dieſen heißen Sandboden fällt und von den Ummauerungen der Terraſſen zurückgeworfen wird, könnte alle Blumen und alle Gräſer verſengen. Deshalb ſtehn in allen Theilen des Gartens Schlauchſpritzen bereit, welche ſtündlich, beſonders an heißen Tagen, einen künſtlichen Regen in genügender Fülle ausſchütten. Denn das Erdreich darf nie trocken werden, um die Pflanzen zu ernähren, die in ihm nicht heimiſch ſind und die es nur um einen bedeutenden Aufwand von Koſten und Mühe in Pflege genommen hat. Elbing hütet dieſes Kahlberg wie ſeinen Augapfel.

Zuſammengenommen mit dem weiter nach dem feſten Lande zu gelegenen ſaubern Dörfchen Liep, das während der Badeſaiſon die genügſameren und ſparſameren Badegäſte in ſeine Hütten aufnimmt, bildet dieſes Kahlberg den

Hauptort der kuriſchen Nehrung. Es liegt auf der breiteſten Stelle ihres öſtlichen Theils, die gleichwol hier kaum eine Achtelmeile breit iſt. Der Weg führt durch ein dürres Wäldchen; der tiefe Sand iſt durch darübergelegte Planken gangbar gemacht. Es fällt hier recht in das Auge, wie die ganze Nehrung aus nichts Andrem beſteht, als aus dem Sande der Wellen, den die See und das Haff ſich entgegengeworfen haben. Es exiſtirt wol kaum eine andre giltige Ueberzeugung in Bezug auf die Entſtehung der Nehrungen, als daß ſie allmählig durch die entgegengeſetzten Strömungen der in das Haff mündenden Flüſſe und der See aus Sand und Steingeröll zuſammengeſpült ſind. Auch äußert ſich der Einfluß jener Strömungen noch bis auf die Gegenwart, und im Verlauf der letzten Jahrhunderte hat ſich die Form der friſchen Nehrung fortwährend verändert. Beſonders ſind die alten Tiefe, die weiter nach Norden zu lagen, verſandet, und die Haffſtrömung hat ſich immer neue ſüdlichere Durchgänge brechen müſſen. So iſt das älteſte Tief bei dem Schloſſe Lochſtädt — ungewiß ob im Jahre 1311 oder 1395 verſandet, und es entſtand zugleich viel ſüdlicher als der heutige Tief bei Pillau, etwa eine Meile nordöſtlich von der Grenze zwiſchen Oſt- und Weſtpreußen ein andres, das jedoch ſpäter auch wieder verſandete, ſo daß an dieſer Stelle heutzutage von dem Haff nur noch eine kleine Bucht gebildet wird. Bei Verſandung dieſes Tiefs entſtand ein andres, eine Viertelmeile nördlich von Pillau, an der Stelle, wo ſich die Nehrung durch die kamstigaller Höhen beträchtlich haffwärts erweitert. Auch dieſes Tief verſandete im Jahre 1510, und nunmehr entſtand das bei Pillau, deſſen drohender Verſandung man gegenwärtig durch ungeheure in die Oſtſee hineingeführte Molen entgegenzuwirken bemüht iſt.

Der Weg von Kahlberg nordöſtlich längs der Nehrung iſt wenig einladend. Ein leicht verwehter, nicht durch Bäume oder Gräben bezeichneter Fahrweg verbindet die wenigen Ortſchaften, oder vielmehr die wenigen einzelnen Fiſcherhäuschen, die auf der Nehrung ſpärlich geſtreut ſind. Blendend weiß findet das Auge den Boden überall, wo es hinblickt, und kaum die Hügel, die ſich an manchen Stellen zu nicht unbeträchtlicher Höhe erheben, ſind mit fahlen, dürren Gräſern, Haidekraut, höchſtens mit einigem Tannen- und Wachholdergeſtrüpp bedeckt. Durch ſolche Einöde führt der Weg, und das dumpfe Brauſen der Oſtſee, und das Schreien der Möven ſind die einzigen Laute, die man vernimmt. Auf dem etwa drei Meilen langen Weg von Kahlberg bis zu der aus fünf Gebäuden und einer Strandhütte beſtehenden Ortſchaft Polski iſt nur ein einziges elendes Fiſcherhäuschen anzutreffen; eine Strecke davon liegt das Grenzhaus zwiſchen Oſt- und Weſtpreußen, ein kleines, unſicheres Gebäude am Abhange eines Landhügelzuges, der hier ſein Ende erreicht. Eine Meile weiter iſt ein kleines Tannenwäldchen einer genügſamen Fiſcherfamilie zu Nutze geworden, die ſich zwiſchen dem Waldesſaum und dem Ufer des Haffes

angebaut hat. In der Entfernung von je einer Meile treffen wir noch drei solche einsam dastehende Häuschen, das erste nach der Nähe des alten versandeten Tiefes „Alttief", das zweite „Mövenhaken" und das dritte, Pillau gegenüberliegende, „Neutief" genannt. Gegen Neutief hin erhält die Nehrung ein etwas anmuthigeres Aussehn, indem der sichere Boden und die fester gegründeten Hügel sich mit lebhafterem Grün und mit dichterem Gesträuch, besonders von sogenannter Myrten- oder Strandweide überziehn.

Der nordöstliche Theil der Nehrung von dem pillauer Tief bis nach dem Samlande zu ist anmuthiger und fruchtbarer; die Gegend um Pillau selbst ist sehr ergiebig, und der Anblick der Gegend vom Leuchtthurme aus überaus reizend. Man übersieht das ganze Haff, die Nehrung, die See, im Nordosten die freundlichen Wälder von Lochstädt und in der Ferne die finstern Forsten Samlands.

Zufolge der größeren Ergiebigkeit des Bodens, die sich freilich auch nur auf einzelne Stellen, nämlich auf die Umgebung von Pillau und auf die von Neuhäuser beschränkt, liegt auf diesem kleinen Theil der Nehrung eine größere Menge Ortschaften, als auf dem oben verlassenen größeren; doch drängen sich dieselben fast alle um Pillau zusammen. In den geringen Entfernungen von halben und halben Meilen wird die Einöde auch nicht in demselben Grade wie vorhin empfunden. Durch die Wälder, die sich längs der See hinziehen, führt eine gute Landstraße bis Neuhäuser, einem zu dem gräflichen Dominium Tenkitten gehörigen Sommeraufenthalt nahe der See; dann dem Schlosse Lochstädt vorbei, das, auf einem Sandhügel am Haff gelegen, verlassen in die Wüste blickt; und endlich erfreut man sich bei St. Adalbertskreuz in der Nähe von Tenkitten der beendeten Fahrt. Das Kreuz soll die Stelle bezeichnen, wo der Apostel von den heidnischen Preußen erschlagen wurde; es dient zugleich als Merkzeichen, wie die See sich immer weiter in das Land wühlt und es fortspült, um es an die Küsten von Schweden und Finnland zu schwemmen. Vor hundert Jahren nämlich, so berichten die Chroniken, war St. Adalbertskreuz eine Meile von der See entfernt; jetzt steht es hart am Ufer. Auch war eine Kapelle in der Nähe, deren Grund längst von den Fluten fortgespült worden ist.

So wäre denn die Länge der frischen Nehrung in ihren beiden Theilen zu Ende gemessen. Ueber die Bewohner dieses unwirthbaren Erdstriches ist nur wenig hinzuzufügen: es sind meistens Fischer, die durch den Ertrag des Haffes und der See mitunter ihr täglich Brot reichlich gewinnen. Da sich die wenigen Ansiedler auf der Nehrung die ergiebigsten Stellen ausgesucht haben, so trifft man neben einzelnen Gebäuden mitunter ein kleines Stück Ackerland, das, mit den Abgängseln der Fische gedüngt, nothdürftig hinreicht, um die geringen Küchenzuthaten zu beschaffen. Man rühmt im Allgemeinen ihre Reb-

lichkeit und Treuherzigkeit, wie man sie unter den Fischern fast immer findet. Die Badegäste von Liep z. B. sind gezwungen, in Ermangelung von Kellern ihre über das Haff zugeführten Küchengewächse, Getränke u. s. w. in Gruben auf freiem Felde zu bewahren, und auf diese Weise die Keller zu ersetzen. Es soll aber auch seit Jahren kein Fall einer Veruntreuung oder eines Diebstahls vorgekommen sein.

Landschaftlich weniger erfreulich ist die kurische Nehrung. Der bedeutendste Ort liegt auch hier am Beginn der Landzunge, der Badeort Cranz, ein Hauptsammelort der Einwohner der Residenz Königsberg und der Provinzialstädte Preußens, zum Theil auch des angrenzenden Polens.

Man wage es, auch die kurische Nehrung mit schnell vorwärts eilendem Rade zu durchreisen. Die südlich und östlich von Cranz sich hinziehenden morastigen Wiesen vorbei schleppt der Weg sich mühselig am Waldessaum, und an der Försterei Grenz hin, dem ersten Gebäude, das entschieden auf der Nehrung liegt. Dann verhüllt diese Waldung rechts und links die Aussicht auf See und Haff, bis nach meilenweiter Fahrt das elende Fischerdorf Sarkau mit seinem Kirchlein winkt. Es liegt sogleich hinter dem eben durchfahrenen Walde auf einer weiten Ebene, die theils aus Sandflächen, theils aus Haideland besteht. Von diesem Dörfchen ab setzt sich der Weg längs dem Ufer des Haffes zwischen diesem und den traurigen Dünen fort, so daß die trübe Welle und die weißen, nur hie und da mit fahlem Grün bekleideten Hügel auf volle drei Meilen die einzigen Reisebegleiter sind. Kein Baumstamm, kein moosiges oder grasbewachsenes Plätzchen: fahl, öde, glühend ist die ganze Landschaft. Das Ziel der Reise schiebt sich immer weiter hinaus, bis nach etwa sechsstündiger Fahrt, während welcher drei Meilen durch tiefen Sand zurückgelegt sind, endlich eine Erquickung durch den Anblick des Dominiums Rossitten geboten wird.

Dieses liegt auf einer ostwärts gerichteten, in das Haff hineinlaufenden Erweiterung der Nehrung, die, aus angeschwemmtem Sande bestehend und sorgfältig bebaut, die einzige mäßig fruchtbare Stelle der Nehrung ist. Rossitten liegt hart am Haff, an der Südseite von einem anmuthigen Walde, an der Westseite von sanften Hügeln begrenzt. Am Fuße derselben breiten sich feuchte, ergiebige Wiesen, deren Wasser sich in zwei großen Behältern sammeln. Südlich über den Wald, die Wiesen und Teiche hinaus, steht am Ende der Hügelkette ein einsames Kirchlein, klein und anspruchslos wie sein Priester, arm und einfältig wie die Seelen, die es versammelt. Eine armselig dotirte Pfarre, eine Art Verbannungsort; und es wäre nicht zu verwundern, wenn alle Predigten des Seelsorgers auf der Kanzel zu Tristien würden. Die Bewohner von Rossitten, von dem Dörfchen Pillkoppen und außerdem drei bis vier einzelne Familien bilden die ganze Gemeinde, und wahrlich keine wohl-

habende; denn außer dem Dominium liefern ihr See und Haff allein ihren Erwerb.

Sobald der Reisende das Dominium Rossitten hinter sich hat, muß er bis zum Ende auf alles Angenehme verzichten. Sein Weg führt ihn von Meile zu Meile denselben einsamen Fischerhäusern, denselben öden, hie und da mit Buschwerk, an sehr wenigen Stellen mit kleinen Wäldchen bewachsenen Hügeln vorbei. Zu dieser Oede gesellt sich für den Fußgänger, der nur der Kühle willen hart am Ufer der See oder des Haffes wandelt, noch eine Gefahr. An manchen Stellen ist der Sand so locker und durch das Wasser so zersetzt, daß sogar leichte Thiere, sobald sie den Fuß auf den scheinbar festen Boden setzen, in den nassen Sand versinken. Diese Todesart hat etwas Schauerliches.

Auf einem solchen Boden konnte sich die Phantasie eines T. A. Hoffmann nach Willkür bewegen. Er hat in seinen „Nachtstücken" eine an dem Dominium Rossitten haftende Mordsage novellistisch bearbeitet.

Je weiter man über die Grenze des Fischhauses und memler Kreises, welchen beiden die kurische Nehrung angehört, nach Memel vorrückt, desto häufiger trifft man auf die kurischen Einwohner, die wenigstens in Bezug auf ihre Abstammung und ihr Aeußeres einiges Eigenthümliche bieten, während die übrigen Bewohner der Nehrung sich in nichts von den Bewohnern des Festlandes unterscheiden. Manche von diesen Fischern sind ganz wohlhabend. Sie schaffen ihre Waaren oft mit eignen Pferden fort, die sie mit Binsen und Fischen ganz wohl aufzumästen wissen. Manche von ihnen betreiben die Fischerei und die damit zusammenhängenden Arbeiten, wie das Kochen von Fischthran, ins Großartige, und man sieht in ihrem Aeußeren nicht das mindeste Elend. Man erkennt die Männer an den weiten, aus grauer Leinwand gefertigten, vorn durch Fischthran gefärbten Beinkleidern, den blauen Jacken, den rothen Shawls und den eigenthümlichen blauen mit rothem Futter ausgenähten Kappen, die weit über Kopf, Hals und Schulter gezogen werden können, und die für die Bewohner von Königsberg und der Provinz ein Modemuster geworden sind. So eine Kappe ist ein echt nordisches Kleidungsstück. Diese Menschen sind fast nicht mehr Fischer allein; es sind Seefahrer, die um des starken Betriebes ihres Fischfangs willen auch ihre Schifferkunst zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Auch entsendet mancher Bewohner der kurischen Nehrung seinen herangewachsenen Sohn auf das Schiff eines memeler Handelsherrn, um dort als Matrose Dienste zu nehmen und als solcher in fernen Ländern gesegnetere Fluren zu erblicken, als seine Heimath.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Bekanntlich theilt sich Nordamerika hinsichtlich der Sklavenfrage in zwei große Parteien. Der Norden will die Sklaverei abgeschafft, der Süden sie beibehalten wissen. Selbst die neue politische Partei der Know-nothings oder Nichtswisser, die weder vom Norden noch vom Süden, sondern nur von einer ausschließlich nationalamerikanischen, untheilbaren Republik etwas wissen will, theilte sich bald nach ihrem Entstehen rücksichtlich der Sklavenfrage in abolitionistische Know-nothings, in Know-nothings, welche die Sklaverei vertheidigen und in Know-nothings, welche zwischen den Abolitionisten und Sklavereianhangern einen Compromiß stiften wollen.

Ein Hauptgrund für die Beibehaltung der Sklaverei im Süden der Union ist der immer mehr steigende Bedarf an Rohmaterialien, namentlich an Baumwolle, welchem die Pflanzer des Südens ohne Sklavenarbeit nicht genügen können. Es mangelt im Süden an weißen Arbeitern und die Schwarzen zeigen im Zustande der Freiheit zu anhaltender und angestrengter Arbeit sich wenig geneigt. Dazu kommt die Expansionspolitik der Union, die nur im Süden sich verwirklichen kann, während sie im Norden unübersteigliche Schranken findet. Eine Vereinigung Canadas mit der Union ist unmöglich, da England den Ansprüchen dieser neuen Colonie volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen und dieselbe unter der englischen Regierung eines hohen materiellen Wohlstandes sich erfreut. Im Süden der Union dagegen können Mexico, Centralamerika, Cuba, Hayti bei weitem leichter eine Beute der Vereinigten Staaten werden. In den meisten dieser Länder besteht die Sklaverei, und da, wo sie nicht besteht, machen es die Sitten des Südens, die Entsittlichung der einheimischen Bevölkerung, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Natur des Klimas den Sklavenbesitzern außerordentlich leicht, mit Vortheil und ohne Anfechtung sich niederzulassen. Je mehr daher die Union im Süden sich ausbreitet, desto mehr nehmen auch die Sklavenstaaten zu. In dieser Beziehung hat der Süden eine machtige Stütze an dem Westen der Union, der von derselben Expansionspolitik ergriffen ist, so daß der Norden in seinen abolitionistischen Bestrebungen immer mehr zurückgedrängt wird.

Der Norden wendet sich unter diesen Umständen durch die Presse an die öffentliche Meinung: er verbreitet Schriften, welche auf diese dunkele Seite der amerikanischen Gesellschaft ein helles Licht werfen. Unter diesen Schriften nehmen zwei eine ausgezeichnete Stelle ein: Die Autobiographie eines freigelassenen Sklaven, Frederic Douglas, **) eines der berühmtesten Abolitionisten

*) My Bondage and Freedom by Fr. Douglas. London 1855.

**) View of Slavery or a Pouz among the Planters by C. G. Parson. London 1855.

in den Vereinigten Staaten, und die Sklaverei in der Nähe beſehen, oder ein Spaziergang im Süden von Parſons, einem abolitioniſtiſchen Jankee, Freunde der Miſtreß Stowe. Beide Werke ſind durchaus ruhig und leidenſchaftslos abgefaßt.

Merkwürdig iſt zunächſt das Geheimniß, welches auf der Sklaverei des Südens ruht. Es rührt daher, daß die Publicität nur da alle Thatſachen ans Licht zieht, wo wirklich ein Publicum beſteht, in den großen Städten des Südens, in Baltimore, Savannah, Charleſton, Neuorleans, wo die Sklaverei in ihrer gemäßigtſten Form ſich zeigt, wo die Sklaven nicht in den Plantagen, ſondern nur zu Hausarbeiten verwendet werden. Aber auch in dieſen Städten werden ſie ſchlecht genug behandelt. Die Neger, welche in den Gaſthöfen die Fremden bedienen, ſchlafen auf dem Fußboden, ohne Kiſſen und Decken, die Negerburſchen, welche die Stiefeln der Fremden wichſen, bedienen ſich derſelben als Kopfkiſſen und die ſchwarzen Köchinnen ſchlafen auf dem ſteinernen Boden der Küche. Noch ſchlimmer aber ſieht es in den Plantagen aus, wo fremden Reiſenden der Zutritt verwehrt wird und wo die Furcht vor Züchtigung den Sklaven gebietet, über die Behandlung, welche ſie erfahren, tiefes Schweigen zu beobachten. Dazu kommt, daß die Staaten des Südens ein förmliches Inquiſitionsſyſtem eingeführt haben, um jede Veröffentlichung der Sklavenzuſtände zu verhindern und jeden Fremden aus dem Norden, der im Verdacht ſteht, ein Abolitioniſt zu ſein, unbarmherzig polizeilich auszuweiſen.

Man wird ſich indeß von der Behandlung der Sklaven aus folgenden Zügen, die Herr Douglas erzählt, einen Begriff machen können. Johnſon, der Eigenthümer des Hotels Marſhalhouſe in Savannah hatte in ſeinem Dienſt einen prächtigen jungen Neger, der fleißig, verſtändig und von untadelhafter Führung war. An einem Weihnachtstage, als er etwas mehr als gewöhnlich getrunken hatte, ließ er einige Tropfen Oel auf das Kleid der Tochter ſeines Herrn fallen. Als Johnſon dies am andern Tage erfuhr, warf er den Neger zur Erde und trat ihm mit den eiſenbeſchlagenen Abſätzen ſeiner Stiefeln auf Bruſt und Geſicht, daß der Neger beſinnungslos liegen blieb. Johnſon nannte dies eine leichte Züchtigung. Seine Tochter erzählte: Papa hat 25 Doggen, um auf die entlaufenen Neger Jagd zu machen. Ich habe oft geſehen, wie Neger, welche entlaufen waren, durch die Hunde zurückgebracht wurden; dieſe hatten dann in ihrem Maule Stücken Negerfleiſch, die ſo groß waren, daß man ſie hatte braten können.

Eine Miſtreß Hamilton in Baltimore hatte zwei Sklavinnen, deren Kopf, Hals und Schultern, wie Herr Douglas ſchreibt, buchſtäblich von Striemen bedeckt waren. Sie ſaß auf einem Sopha, die Peitſche in der Hand und ſchlug ihre Sklavinnen, ſo oft ſie bei ihr vorbeikamen. Es iſt merkwürdig,

daß die Frauen noch mehr als die Männer der Grauſamkeit ſich überlaſſen, welche in der Behandlung der Sklaven zur Gewohnheit wird. Herr Parſon ſchildert in dieſer Beziehung eine herzzerreißende Scene. Aus einer Plantage fährt ein Wagen mit Sklaven zum Sklavenmarkt. Männer werden von ihren Frauen, Kinder von ihren Eltern geriſſen und dieſes Schauſpiel betrachten ganz ruhig junge weiße Mädchen. Sieh doch, ſagte eine derſelben zu ihrer Gefährtin, was dieſe Neger für Lärm machen. Sollte man nicht glauben, daß ſie ſich um ihre Kinder bekümmern! Sieh, wie Cuffee Dinah umarmt, als werde er in acht Tagen nicht eine andere Frau bekommen! — Die ſechzehnjährige Sklavin einer Miſtreß Hicks in Maryland ſollte in der Nacht bei dem Kinde ihrer Herrin wachen. Sie ſchlief ein. Das Kind ſchrie und weckte Miſtreß Hicks, aber nicht die Sklavin. Miſtreß Hicks ſprang aus ihrem Bette, ergriff ein Stück Holz und ſchlug wüthend der immer noch ſchlafenden Sklavin Schädel und Bruſt ein. Eine Jury entſchied, daß der Tod der Sklavin durch Schläge herbeigeführt worden ſei. Es wurde ein Verhaftsbefehl gegen Miſtreß Hicks erlaſſen, aber niemals vollzogen: die Miſtreß blieb vollkommen ſtraflos. So geht es faſt mit allen Verbrechen, welche von Weißen begangen werden. Der Sklavenbeſitzer iſt ſein alleiniger Richter: er ſelbſt bildet die Jury und verhängt die Strafe, welche er verdient zu haben glaubt. Im Süden der Vereinigten Staaten kann ſogar der Mord eines Sklaven durch Geld abgekauft werden. Wenn ein Weißer den Sklaven eines andern getödtet hat, ſo entgeht er der gerichtlichen Verfolgung, wenn er dem Eigenthümer des Sklaven eine Summe Geldes, etwa 1000 Dollars, auszahlt. Während Herr Parſon in Darien ſich aufhielt, erſchlug ein Weißer, Namens Wilſon, einen Schwarzen, Namens Cuffee, einen ſehr geſchickten Zimmermann, der ſeinem Herrn dafür einen jährlichen Zins zahlte, daß dieſer ihn ungeſtört ſeinem Handwerk obliegen ließ. Cuffee hatte für Wilſon gearbeitet. Dieſer aber verweigerte dem Schwarzen den bedungenen Lohn. Cuffee hielt dem Wilſon ſeine Unredlichkeit vor. Dieſer aber ſtürzte ſich auf ihn und ſchlug ihn Angeſichts einer großen Menge von Zuſchauern. Cuffee ließ ſich ſchlagen, denn die Geſetze verbieten einem Schwarzen, die Hand gegen einen Weißen aufzuheben. Er ſagte nur: Herr Wilſon, wenn ich nicht Sklave wäre, würde ich nicht eine Minute ſolche Behandlung ertragen haben! Wilſon, wüthend, ergriff ſein Piſtol und erſchoß den Sklaven auf der Stelle. Dem Herrn zahlte er nachher 1000 Dollars und die Sache war abgemacht.

Gerechtigkeit gibt es nicht für den Sklaven im Süden. Entzieht er ſich ſeinen Peinigern durch die Flucht, ſo erwarten ihn Strafen, ſchlimmer als die ſpaniſche Inquiſition gegen die Ketzer ſie verhängt hat: er wird gefoltert, gehängt, verbrannt. Noch vor kurzer Zeit las man in den Zeitungen, daß ein entlaufener Neger an einen Baum befeſtigt wurde, um welchen man Feuer

gelegt hatte, um den Neger förmlich langſam zu braten. Der Unglückliche, dem der Schmerz die Kraft verdoppelte, zerriß ſeine Bande und durchbrach den ihn umgebenden Feuerkreis. Da richteten ſich zwanzig Revolvers auf ihn und ein ſchneller Tod erlöſte ihn von ſeinen Qualen. Eine andere ſchaudervolle Begebenheit, die während ſeines Aufenthaltes in Georgien ſich ereignete, erzählt Herr Parſon. Miſtreß A., die Frau eines Sklavenbeſitzers, verhängte über einen ihrer Sklaven eine beſchimpfende Strafe. Der Sklave ergriff ein Beil und verſetzte ſeiner Herrin zwei Schläge auf den Kopf, die er ſelbſt für tödtlich hielt, jedoch wurde Miſtreß A. bald wiederhergeſtellt. Der Sklave ſtellte ſich ſofort nach vollbrachter That dem Gericht und ſprach den Wunſch aus, die durch das Geſetz beſtimmte Strafe zu erleiden. Er erwartete gehängt zu werden. Aber damit war den zu Gericht ſitzenden Sklaveneigenthümern nicht gedient. Sie beſchloſſen, daß er öffentlich lebendig verbrannt werden ſollte. Sie ſtellten zu dem Ende eine Geldſammlung an, um ihn ſeiner Herrin abzukaufen. Der Sklave wurde ihnen übergeben und fünf Tage lang erhielt er täglich auf den Rücken funfzig Peitſchenhiebe mit der ſchrecklichen „Baumwollpflanzerpeitſche" (cotton planters whip). Am Tage der Execution, einem Sabbath, verſammelten ſich etwa 15,000 Zuſchauer. Alle Sklaven der Umgegend mußten ſich einfinden, auch die junge Frau und die beiden kleinen Töchter des Delinquenten. Man entkleidete dieſen, band ihm die Hände und hängte ihn an einen ſtarken Baumzweig. Ein langſames Feuer aus hartem Fichtenholz wurde unter ihm angezündet: zuerſt umhüllte ihn der Rauch, dann bedeckten die Flammen ſeine Glieder und verbrannten dieſelben. Der Unglückliche ſchwitzte in ſeinem Todeskampf dicke Blutstropfen, wie ſeine Herrin, die von ihrem Gemahl gezwungen wurde, der Hinrichtung beizuwohnen, Herrn Parſon erzählte. Bevor er aber todt war, als er noch in den letzten Zuckungen hing, ergriffen die Executoren ihre Meſſer, die ſie an langen Stangen befeſtigt hatten, und öffneten ihm Bruſt und Leib. Einer dieſer Teufel riß ihm mittelſt eines Angelhakens, der gleichfalls an einer Stange befeſtigt war, das Herz, ein anderer die Leber, ein dritter die Lunge aus. Sie trugen dieſe Organe auf ihren Stangen herum und riefen dabei: „So ſoll es dem Sklaven ergehen, der ſeine Herrin tödtet!"

Eine ſolche That wurde im neunzehnten Jahrhundert von weißen Menſchen verübt! —

Die Verschönerung der Landschaft durch den Menschen.

Das Decameron oder zehn Darstellungen vorzüglicher Formen und Charakterverbindungen aus dem Gebiete der Landschaftsgartenkunst mit ausführlichen Erklärungen von Rudolph Siebeck. Mit zehn illustrirten Plänen. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.

Indem wir die Vollendung dieses schönen Werks anzeigen, fügen wir noch einige erläuternde Bemerkungen über die Tendenz desselben hinzu, was um so nöthiger sein dürfte, da der in seinem Fach sehr geschickte und verdienstvolle Verfasser der Feder nicht recht mächtig ist und in seinen Erklärungen zuweilen zu Mißverständnissen seines Zwecks Anlaß gibt.

So lange in der Gartenkunst der widersinnige Geschmack herrschte, der Natur zum Trotz ein abstractes Ideal hervorbringen zu wollen, konnte sich der Vorzeichner damit begnügen, je nach der Mode ein symmetrisches, oder ein labyrinthisches Bild zu entwerfen, welches man dann ausführte, mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen die Bedingungen des Bodens und des Klimas.

Zur Zeit des verzerrten französischen Geschmacks strebte man hauptsächlich nach symmetrisch ausgeführten Linien und Flächen. Wo beschnittene Bäume dazu nicht ausreichten, nahm man allenfalls das Mineralreich zu Hülfe und zog seine Linien mit Muscheln, Steinen und buntem Sand. — Als man dahintergekommen war, daß nur das Verworrene romantisch sei, suchte man sich zuerst die romantischen Ingredienzien zusammen, Höhlen, Grotten, Wasserfälle, Felsen, Brücken u. s. w. Wo diese nicht vorhanden waren, führte man sie künstlich auf, und es genügte vollkommen, wenn in jedem Augenblick das Gefühl des Contrastes hervorgerufen wurde.

Jetzt hat man eingesehen, daß der Zweck der Gartenkunst nur sein kann, der Natur nachzuhelfen, sie den Augen so erscheinen zu lassen, wie es gewissermaßen in ihrer Absicht lag. Die Aufgabe ist dadurch einfacher, aber auch wieder schwerer geworden, denn um die Natur zu verschönern, muß man sie jetzt erst verstehen lernen.

Es kommt also zunächst darauf an, das Auge für die natürlichen Schönheiten der Landschaften und für das, was sich daraus machen läßt, zu schärfen; sodann das Material zusammenzustellen, welches zu diesem Zweck zur Verfügung steht, und die zweckmäßigste Art und Weise seiner Benutzung anzugeben.

Wie bei allen zeichnenden Künsten, geschieht das auch hier am besten durch Beispiele; denn um die Verhältnisse richtig zu verstehen, muß man sie vor Augen haben. Der Verfasser hat in einer Reihe von Tableaux die verschiedenen Bedingungen, welche die Natur in unsern Gegenden dem Menschen

darbietet, in einem möglichſt vollſtändigen Syſtem zuſammengeſtellt. Indem er nun zeigt, wie man demſelben künſtleriſch entgegenkommen kann, fordert er nicht zu einer ſklaviſchen Benutzung ſeiner Vorzeichnungen auf, er ſucht vielmehr den Beſitzer eines ſolchen Guts zu befähigen, nach dieſer Anleitung ſich ſelbſtſtändig einen Plan zu entwerfen, in welchem die ſpeciellen Vorausſetzungen der Gegend ebenſo zur Geltung kommen, wie ſie hier zur Geltung gekommen ſind. Er hat alle Künſteleien und alles geſchnörkelte Weſen vermieden, und die möglichſte Klarheit und Einfachheit der Verhältniſſe erſtrebt, was ſich in der Anwendung mehrfach modificiren wird, was aber für ein Vorbild durchaus zweckmäßig iſt. — Da unſer ganzes Beſtreben darauf geht, nicht Ideale zu verwirklichen, ſondern die Wirklichkeit zu idealiſiren, d. h. ihr den Ausdruck zu geben, deſſen ſie fähig und bedürftig iſt, ſo verdient auch dieſe Seite der Kunſt die vollſte Aufmerkſamkeit und Anerkennung.

Neue hiſtoriſche Schriften.

Reiſe um die Erde nach Japan an Bord der Expeditionsescadre, unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutſche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Erſter Band. Mit fünf vom Verfaſſer nach der Natur aufgenommenen Anſichten in Tondruck, ausgeführt in Holzſchnitt von Eduard Kretzſchmar. Leipzig, Coſtenoble. —

Die glänzende Ausſtattung, welche beim Anblick dieſes Werks zuerſt auffällt, umſchließt einen würdigen Inhalt. Es enthält einen der wichtigſten Beiträge für die Kenntniß eines den Europäern bisher faſt ganz verſchloſſenen Landes. — Der Zweck der Expedition, welche die Regierung der Vereinigten Staaten 1852 nach Japan abzuſenden beſchloß, war erſtens die Herſtellung eines dauernden Schutzes der amerikaniſchen Seeleute und ihres Eigenthums, welche an dieſen Küſten ſtranden, oder bei einem Sturm Zuflucht in japaniſchen Häfen ſuchen; zweitens die Erlaubniß für amerikaniſche Schiffe, in einem oder mehren Häfen Vorräthe von Lebensmitteln, Waſſer, Holz oder anderm Feuerungsmaterial einnehmen und im betreffenden Fall etwaige Schäden ausbeſſern zu dürfen, um ihre Reiſe fortſetzen zu können; drittens die Erlaubniß, einen oder mehre Häfen zu beſuchen, um ihre Ladungen zu verkaufen oder einzutauſchen. — Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, ein Maler, der ſich ſchon durch ſeine Wanderbilder aus Centralamerika rühmlichſt bekannt gemacht, wünſchte lebhaft, ſich an dieſe Expedition anzuſchließen. Zu dieſem Zweck

vermittelte ihm der ihm bekannte Commodore das Recht, die Uniform eines Seeoffiziers zu tragen. Die Ausrüstung des Geschwaders war im October 1852 vollendet, am 4. December erfolgte die Abfahrt aus der Bai von Norfolk; am 11. December bekam man Madeira zu sehen, der Verfasser besuchte diese Insel, ebenso einige Wochen später St. Helena. Ein längerer Aufenthalt and in der Capstadt statt, welche man am 1. Februar 1853 verließ. Ceylon bekam man am 10. März in Sicht. Auf einem seiner Jagdzüge besuchte der Verfasser einen kleinen Buddhistentempel, dessen Beschreibung wir hier folgen lassen.

Der kleine, in achteckiger Form erbaute Tempel stand auf der Spitze eines Hügels und war mit einer etwa 4 Fuß hohen Mauer umgeben; daneben, etwas tiefer, lag eine Art von Vorhof mit gleicher Umfassungsmauer, zu dem man über eine kurze Freitreppe hinabgelangte. Am Thore des innern Tempelhofes brannte auf der linken Seite in einer Nische eine kleine Lampe. Zur Rechten dieses inneren Hofes und etwas höher gelegen, befand sich in einer besondern Einfriedigung ein geheiligter Brunnen mit einem kleinen Altar davor. Einige Stufen führten aus dem ersten Hofe zu diesem Platz, doch so, daß man nicht nöthig hatte, den innersten Hof zu passiren, um dahin zu gelangen, und eine zweite Treppe, gleichfalls aus dem ersten Hofe, führte in das etwas tiefer gelegene Haus des Priesters. Der Tempel selbst war, wie schon erwähnt, ein Octogon mit vier Thüren, deren jede mit einem auf schlanken Säulchen ruhenden Vordache versehen war; das Ganze überragte eine aus solidem Mauerwerke aufgeführte Pyramide, auf deren Spitze ein Bündel Glöckchen, an eisernen Zierrathen hängend, angebracht war. Eine solche Pyramide hat jeder Buddahtempel, entweder wie hier, unmittelbar auf demselben, oder in geringer Entfernung davon als gesondertes Monument, und enthält in der Regel irgend eine Reliquie des berühmten Reformators der Braminenreligion, oder Hauptgottes Buddha. Im Innern des kleinen Gebäudes befanden sich den vier Thüren gegenüber vier Schreine oder Sanctuarien, deren jeder ein Bild des Buddah, nebst einigen Untergöttern oder Heiligen war, und auf einem vor jedem dieser Schreine befindlichen kleinen Altare lagen verschiedene Opfergaben, bestehend aus Blumen, Sämereien, Palmenblüten, Früchten, auch wol Kupfermünzen von geringem Werthe. Die Wände des Achtecks waren auf der Innenseite mit Abbildungen religiöser Gegenstände bedeckt, unter denen besonders weiße Elephanten ein Hauptgegenstand der Verehrung zu sein schienen. Auch das Märtyrerthum spielte eine bedeutende Rolle in der Person von Priestern und Jungfrauen, die theils mit Pfeilen, Spießen und Schwertern, theils mit Sägen, durch Feuer oder sonst auf eine schauderhafte Weise hingeschlachtet wurden. Als Hauptübelthäter erschien besonders oft ein Fürst mit der Krone auf seinem Haupte, wofür ihn aber auch

die Strafe des Himmels ereilte, wie man auf einer besondern Abbildung ersehen kann: da liegt er auf seinem Sterbebette, ein Strom rothen Feuers schlingt sich um seinen Hals und zieht ihn hinab in den Höllenpfuhl, wo bereits andere seiner gekrönten Commilitonen von einer Gesellschaft weißer Teufel mit langen Sauzähnen auf diverse Art gesotten und gepeinigt werden. Der alte Priester, mit geschorenem Haupte und Bart, und in ein langes Stück dunkelgelben Baumwollenstoffes gekleidet, zeigte mir alles sehr bereitwillig und freundlich; als ich ihm jedoch eine kleine Belohnung anbot, verweigerte er deren Annahme, deutete aber dabei auf eine vor dem schiefäugigen Gotte stehende Opferschale, in die ich dann auch meine Gabe fallen ließ und dafür zum Abschiede mit einem feierlichen Salaam, und einem Geschenke an Blumen und Früchten entlassen ward.

Am 8. April lief man in Hongkong ein, jenen Ort, der bekanntlich seit dem letzten Krieg mit China den Engländern eingeräumt ist. Hongkong kann, wie alle von den Engländern in der Neuzeit in Besitz genommenen Häfen, in Bezug auf die für einen solchen erforderlichen Eigenschaften, kaum günstiger gewählt sein. Seine Lage auf der Nordseite einer etwa 18 bis 20 Miles im Umkreise messenden gebirgigen Insel, inmitten eines ebenfalls gebirgigen Archipels, gewährt dem sehr geräumigen Hafen den Vortheil zweier sich gegenüberliegender Eingänge, so daß beinahe bei jedem Winde gefahrlos eingelaufen werden kann. Das Wasser ist gehörig tief, so daß Schiffe von 15 Fuß unter Wasser in ganz geringer Entfernung vom Lande ankern können, ja selbst Schiffe von 25 Fuß ankern nur 300—400 Yards weit. Ein weicher, zäher Lehmboden gibt guten Ankergrund bis dicht an die Küste, und ein Schiff, das seine Anker schleppte oder verlöre und auf die Küste getrieben würde, dürfte kaum wesentlichen Schaden zu befürchten haben, wenn nicht schon überhaupt die 800—1000 Fuß hohen Berge, welche das Hafenbassin umgeben, nach allen Seiten hin genügenden Schutz gegen den im Herbst und Winter in diesen Gewässern große Verheerungen anrichtenden Typhon gewährten. Ebenso vortrefflich ist die Lage in Bezug auf Vertheidigung; einige wenige Landbatterien, im Verein mit einigen Kriegsschiffen, Kanonenböten, oder schwimmenden Batterien in den beiden Einfahrten würden vollkommen hinreichen, um jedweden Angriff zurückzuweisen. Trinkwasser liefern die Granitberge der Insel in bester Qualität und übergenügender Quantität, kurz, Bruder John Bull hat sich hier ganz sicher gebettet, bis auf den Nachtheil, daß die Insel nicht genug Nahrungsmittel erzeugt und deshalb auf Einfuhr angewiesen ist. Zur Zeit des englisch-chinesischen Krieges befand sich ein ziemlich großes Fort an der westlichen Einfahrt, von einem zweiten mitten in derselben und nur auf halbe Schußweite vom Ufer gelegenen, unterstützt, und beide mit chinesischen Tartaren stark garnisonirt. Was für große commerzielle

Vortheile Hongkong bietet, läßt ſich aus dem wunderbar ſchnellen Aufblühen des Platzes, den zahlreichen und trefflichen öffentlichen Bauten, den ſchönen, geräumigen Häuſern, dem regen Leben in den breiten Straßen und dem überall erſichtlichen Wohlſtande hinreichend ſchließen. Durch die Terrainverhältniſſe bedingt, hatte Hongkong noch vor wenigen Jahren nur eine einzige, pallel mit dem Ufer laufende Straße; jetzt ſind deren ſchon drei, theils neben, theils übereinander laufend, durch viele Querſtraßen, an manchen Orten mit Stufen untereinander verbunden. Selbſt kleine Schluchten zwiſchen den Bergen und einzelne vorſpringende Abhänge ſind bereits mit monumentalen Bauwerken nicht unmaleriſch bedeckt. Das bedeutendſte davon iſt die zur Zeit noch nicht ganz vollendete neue Reſidenz des Gouverneurs, in dominirender Lage, auf theils künſtlich erſt erzeugtem Terrain; daneben, darunter und darüber gruppiren ſich eine Infanteriekaſerne, die im gothiſchen Stile erbaute Kathedrale, der erzbiſchöfliche Palaſt und eine Kaſerne für ein Sapoyregiment. Der engliſch-gothiſche Stil mehrer dieſer Gebäude will mir indeß nicht recht zu der umgebenden Landſchaft paſſen, und ein venetianiſcher, romaniſcher oder ſelbſt Renaiſſanceſtil würde unbedingt in beſſerer Harmonie dazu, wie mit dem Klima ſtehen. Es iſt aber eine bekannte Eigenthümlichkeit John Bulls, der die ganze weite Welt als mehr oder minder abhängige Nebenländer Englands betrachtet, wo immer er ſich hinpflanzt, allen Zubehör, den das Leben in ſeinem nebeligen Inſelreich erheiſcht, mit ſich zu ſchleppen; in Norwegen und Rio-Janeiro, auf den Gletſchern der Schweiz, wie am Fuße des Himalaya, an den Quellen des Nils oder in Sacramento, in Canton oder in Ispahan, überall muß er ſein Frühſtück von Thee, geſottenen Eiern, ſeine Toaſts, ſeine Beefſteaks mit obligater Begleitung des Morningchronicle oder Times haben. Andrerſeits iſt nicht zu leugnen, daß ein großer Theil, wenn nicht die ganze Macht und Größe Albions grade in dieſem ſtarren Anhängen an der Nationalität, ſo beleidigend deren Kundgebung auch oft für andere Nationen wird, hauptſächlich ihren Grund hat. Tiefer in die guten oder üblen Wirkungen dieſer Eigenthümlichkeit einzugehen, überlaſſe ich den Politikern, Philanthropen und Kosmopoliten; mich ſpeciell als Künſtler hat der Anblick von engliſch-gothiſchen Gebäuden hier in Hong-kong unangenehm berührt, noch mehr aber der höchſt unäſthetiſche Anblick der ſchmuzigen, ſtinkenden, cloakenhaften Stadttheile, die der chineſiſchen Bevölkerung zum Aufenthalte dienen. Enge, dunkle Gaſſen und Gäßchen, in denen ſich eine oft höchſt unappetitliche Bevölkerung geräuſchvoll hin und her drängt, kleine Häuschen, deren unteres Stockwerk meiſt als Verkaufslokal dient, dahinter ein paar finſtere Gemächer und eine ſchmale Treppe, die nach dem oberen, einige Fuß über das untere vorſpringenden Stockwerk führt, welches die Schlafgemächer enthält. Gegeſſen und gelebt wird meiſt in den Läden ſelbſt, deren ganze

Breite nach der Straße hin offen ist und einen Blick in das innere Familienleben gestattet. Hier ein Schneider mit einigen Gesellen auf seinen untergeschlagenen Beinen hockend, welches Genus der menschlichen Gesellschaft doch in allen Ländern, die ich gesehen, eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit besitzt; dort ein Schuster, da ein Geldwechsler, der pfiffig durch seine riesenhafte Brille die eingehenden Dollars prüft, und dafür eine Menge an Schnuren gereihte chinesische Scheidemünzen gibt — cash, deren 1250 auf einen Dollar gehen, so daß ein starker Mann kaum für einige Dollars Werth erschleppen kann. Dort wieder eine Garküche, wo allerhand zweifelhafte Stücken kleingeschnittenen Fleisches, Zwiebeln, Oliven, so wie eine Masse fremdartig aussehender Gemüse und Früchte, an kleinen hölzernen Stäbchen aufgespießt, die chinesischen Gourmands anlocken, die nicht chinesischen aber verjagen; gegenüber das Atelier des ehrenwerthen Mr. Ming-qua, Landschafts-, Porträt- und Landkartenmalers, copirt auch Musik, wo der würdige Künstler mit 8 bis 10 Malergesellen ebenso viele Copien irgend einer sehr populären und daher verkäuflichen Schöpfung liefert. Billigkeit ist ein Hauptvorzug dieser Gemälde. Für zwei Dollars kann man sich eine drei Fuß große Abbildung von ganz Hongkong, mit echten Oelfarben auf recht dauerhafte Leinwand gemalt, erzeugen, erhält auch wol durch einiges Handeln einen hübschen, schwarzlackirten Rahmen mit in den Kauf. Dieser apart kostet zwar ebenso viel, dagegen kann man wiederum für eine ganz kleine Vergütung das Gemälde in den Kauf bekommen. Wirklich merkwürdige Erzeugnisse chinesischer Malerkunst sind aber die auf Reispapier en gouache gemalten sechs bis acht Zoll hohen chinesischen Costümabbildungen, deren man für zwei Dollars ein ganzes Dutzend haben kann, in der That ein fabelhaft billiger Preis, da die Costüms sehr getreu und sorgfältig, zwar etwas sonderbar, doch in der Technik gewissermaßen vollendet, der Charakter der Stoffe ganz vorzüglich, ja sogar die kleinen Köpfchen mit einer gewissen Meisterschaft gezeichnet und gemalt sind. Landkarten sind mit strengster Treue copirt und selbst die Wassertiefe auf Seekarten soll ganz zuverlässig auf denselben angegeben sein.

Ein Ausflug nach Canton gab Gelegenheit, sich mit dem innern Leben der Chinesen vertraut zu machen. Wir lassen hier einige Notizen daraus folgen: „Die zunächst liegenden Straßen, „Old and new China street", gleichen ein wenig der Passage des Panorama in Paris, nur daß das stets milde Klima das Glasdach unnöthig macht. Sie sind etwa 12 Fuß breit, mit großen Granittafeln gepflastert, haben in der Mitte eine bedeckte Schleuse, und rechts und links Verkaufsladen, worin Goldschmiede, Seiden- und Theehändler u. s. w. ihre Waaren feilbieten. — Aus diesen, verhältnißmäßig noch breiten, reinlichen und ruhigen Straßen, kommt man zuerst auf eine Art von Fisch- und Gemüsemarkt. Diesen Platz kann ich einzig mit dem „Marché des Innocents"

in Paris vergleichen, auf den hundertſten Theil ſeines Flächenraums reducirt; in Bezug auf das Gewühl und Gedränge, die Maſſe der geſchäftigen Käufer und Verkäufer die Verſchiedenartigkeit der mephitiſchen Gerüche, und die Claſſe der Bevölkerung iſt die Aehnlichkeit durchaus frappant. Große Fäſſer mit einem hohlen Rohr im Boden, welche immer von neuem mit Waſſer gefüllt wurden, um ſich brunnenartig in die darunter befindlichen Bütten auf eine Maſſe wunderlich ausſehender Fiſche und Krebſe zu entleeren, ſtanden zwiſchen hohen Gerüſten voll Gemüſen und Früchten, großentheils von ganz fremdartigem Ausſehen. Laſtträger, theils einzeln, theils paarweiſe, trugen allerhand Sachen an Bambusſtangen hin und her, worunter mir beſonders flache Fäſſer mit einer ganz kleinen Art von Aalen und Schleien auffielen. Dieſe Laſtträger ſind überhaupt ein eigenthümlicher Menſchenſchlag, ſtarke, unterſetzte Geſtalten, die mit den ſchwerſten Bürden leicht dahin eilen, immer Ohé, Ohé! ſchreiend, um ſich in den, hier nur 6 Fuß breiten Straßen Platz zu ſchaffen; viele dieſer Träger hatten auf der rechten Schulter, mit der ſie meiſt tragen, förmliche Höcker von dem fortwährenden Drucke. Die Bevölkerung täppſelt geſchäftig im kurzen Hundetrabe dahin, kaum ſich irgendwo aufhaltend; als wir aber ſtehen blieben, um einige Kleinigkeiten einzukaufen, ſammelte ſich augenblicklich eine Maſſe Neugieriger um uns, die die enge Straße ganz verſperrten und die Laſtträger zu verdoppelten Ohés nöthigten. Hier war auch eine Art von Polizeiſtation, an welche die Wohnung eines Mandarinen ſtieß. In der mit reich geſchnitzten Holzſäulen verzierten Vorhalle lümmelten einige Soldaten faul herum. Ihre Uniform beſtand aus einem kurzen rothen Kittel mit weißem Beſatz, blauen baumwollenen kurzen Hoſen, nackten Waden, Schuhen, einem geflochtenen Hute und aus Rohr geflochtenen Schilden, worauf eine Drachenfratze gemalt war. An den erſten Hof, durch den wir kamen, ſtieß eine geräumige Halle, darin ein großer Hausgott mit ſeinem Altare, rechts und links zwei ſtehende Figuren, deren eine mit gezücktem Schwerte. In dieſer Halle befand ſich zugleich eine Art Arſenal, lange Speere, andere mit ſenſenartigen Klingen, noch andere mit halbmondförmigen Schneiden zu beiden Seiten neben der Spitze, Bogen, Pfeile, zwei lange Gingals und einige Lunteflinten enthaltend. An den Seiten dieſer Halle, wie des Hofes, lagen kleine ſchuppenartige Gebäude, dem Anſcheine nach Schlafgemächer für die Diener und die Wachtmannſchaft, und an eine der Säulen gebunden ſtand ein kleiner ſtarker Pony, eine Schecke, das einzige Pferd, das ich bis jetzt in Canton geſehen; daneben hing auf einem Geſtelle ein reiches Sattelzeug, mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Schnallen verziert. Hinter dieſer Halle lag wieder ein zweiter Hof und an dieſen ſtieß ein zweiſtöckiges Wohnhaus, in deſſen oberem Stock ſich die Schlafzimmer der Familie befanden. Damen vom Range habe ich hier einer einzigen, in einem dichtverhüllten Sedan

oder Tragſeſſel begegnet, von zwei Männern auf den Schultern getragen; aber ſelbſt Frauen der mittleren und niederen Claſſen habe ich höchſt ſelten in den Straßen geſehen. Die Männer der Mittelclaſſe ſind gewöhnlich in einen bis auf die Füße reichenden hellblauen oder grauen Kaftan, oder in eine Tunika bis unters Knie gekleidet. Die Schuhe ſind meiſt von ſchwarzer Seide mit ſehr dicken Filzſohlen; kurze Kniehoſen und Strümpfe aus weißem oder hellgelbem Stoff genäht, und darüber wird bei kaltem Wetter eine Art wattirte Gamaſchen gezogen, die vom Knöchel bis auf den Oberſchenkel hinaufreichen. Alle tragen geſchorne Köpfe, bis auf einen Zirkel von 4—5 Zoll im Durchmeſſer am Hinterkopf, von wo das Haar in einen langen, bis auf die Waden hinabreichenden Zopf geflochten iſt; oft werden aber auch dieſe Zöpfe um den Schädel gewunden und mit einer kleinen ſchwarzſeidenen Kappe bedeckt."

Am 27. April verließ das Geſchwader Hongkong und näherte ſich nun, nachdem die nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen waren, um einem möglicherweiſe feindſeligen Volk begegnen zu können, dem eigentlichen Zweck der Expedition. Am 26. Mai kam man auf der japaniſchen Inſelgruppe Liukiu an, wo bald darauf der Verkehr mit den Behörden eröffnet wurde. Die gegenſeitigen Viſiten, die man ſich machte, waren zum Theil ſehr ſpaßhaft, namentlich machte der Ueberfluß an Confitüren, mit denen man die amerikaniſchen Gäſte bewirthete, einen komiſchen Eindruck. Im Ganzen wurden die Amerikaner mit großer Höflichkeit behandelt, höflicher, als man es am kaiſerlichen Hofe für ſchicklich erachtete, wenigſtens wurde gleich darauf der Gouverneur dieſer Inſeln abgeſetzt. Die eigentlichen Verhandlungen mußte man aufſchieben, bis man in Niphon ankam, bekanntlich die Hauptinſel des Reichs, was am 8. Juli geſchah. Wir waren alle höchſt angenehm überraſcht von dem höflichen und anſtändigen Betragen der Leute. Die Perſonen der höheren Stände hatten nur einen leichten Anflug der aſiatiſchen Geſichtsbildung, und ſelbſt bei den niedern Claſſen der Fiſcher und Bootsleute war dieſer Zug nicht in unangenehmer Weiſe vorherrſchend. Das einzige Auffallende war, daß der Unterkörper etwas zu kurz im Verhältniß zum Oberkörper iſt, was durch die tief getragenen Schärpen oder Gürtel noch mehr in die Augen fiel. Die Kleidung war ziemlich ſo, wie ich ſie bereits in Liukiu am Bord der japaniſchen Dſchunken geſehen hatte d. h. ein weites, kaftanähnliches Gewand mit weiten Hängeärmeln, deren unteres Ende zugenähet war, an den Hüften von einem Gürtel gehalten, in dem ein ſehr langes zweihändiges und ein kürzeres Schwert ſtaken, welche jedoch in dieſer Tragweiſe die Eigenthümer ſehr zu beläſtigen ſchienen, da ſie beſtändig daran herumſchoben. Die Unterkleider waren von dünnem, durchſichtigem Stoff und beſtanden aus einer kurzen Tunica von lichter Farbe, dito Hoſen, bis zum Knöchel reichend, von wo an ein aus dunklem Stoff genäheter Strumpf, mit der großen Zehe geſondert, die Fuß-

bekleidung bildete. Die Sandalen waren aus Reisstroh und zwischen de großen Zehe gingen zwei aus Stroh zierlich geflochtene Bänder über den Fuß nach der rechten und linken Seite des Schuhes. Die Haare waren ebenfalls größtentheils geschoren und die übriggebliebenen auf dem Wirbel in ein kurzes Zöpfchen geflochten, das bis auf den oberen Stirnrand glatt niedergelegt war. Auf diesen Kopfputz war viel Sorgfalt verwendet und das Haar sehr sauber gekämmt und geölt. Bärte habe ich keine gesehen, und ebenso bei den Civilbeamten keine Kopfbedeckung, mit Ausnahme des Fächers, mit welchem sie sich gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die Soldaten hatten breite, lackirte Hüte, die sehr flach, aber mit ganz vorzüglichem Lack überzogen waren. Die höhern Beamten trugen schwarze Oberkleider, auf den Schultern, Rücken, Brust und dem Saume des Kleides mit wappenartigen Verzierungen in farbiger Seide gestickt. Ebenso befand sich auf den Hüten der Offiziere eine Art kleines, entweder bunt gemaltes, oder goldenes Wappen. Die Bootsleute waren kräftige, wohlgebaute Leute, die fast alle, mit Ausnahme eines Stückes Baumwollenzeug um die Lenden, unbekleidet waren; als sie sich jedoch unsern Schiffen näherten, zogen sie kurze bunte Gewänder an, die, je nach dem Eigenthümer des Bootes, von verschiedener Farbe waren. Im Stern des Bootes stand der Steuermann und neben ihm, rechts und links, staken zwei Flaggen, deren eine das Wappen des Eigenthümers zeigte, die andre durchgängig aus einem schwarzen Streifen zwischen zwei weißen bestand, wie wir später erfuhren, die kaiserlichen Farben.

Die feierliche Zusammenkunft mit den kaiserlichen Commissarien fand am 12. Juli statt. Die Schwierigkeit der Unterhandlung lag zum Theil darin, daß die japanische Etikette verlangt, daß die fremden Barbaren vor den Behörden unzählige Male auf Knien und Bauch vorwärts und rückwärts rutschen. Die Holländer und Russen hatten sich dieser Etikette auch gefügt; der amerikanischen Expedition war es aber durch strenge Instruction untersagt worden. Den Herren Japanern kam diese Neuerung im Anfang sehr wunderlich vor, aber sie fanden sich zuletzt. Noch einen andern formalen Vortheil wußte der Commodore zu erlangen. Bis dahin hatte man in Japan die fremden Gesandtschaften stets in monatelanger Gefangenschaft gehalten, um sie dann mit einem zweideutigen Bescheid zu entlassen. Der Commodore erklärte dagegen, da ohne Zweifel eine häufige Berathschlagung über den Inhalt seiner Sendung abgehalten werden müsse, so werde er jetzt wieder fortgehen und im Frühjahr zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit besuchten die japanischen Commissarien das Schiff, und zeigten sich keineswegs so unwissend, als man bei ihrer Abgeschlossenheit vermuthen sollte. Mit geographischen und astronomischen Karten waren sie wohlbekannt und deuteten auf dem Globus die Stelle von Japan, Rußland, England, Holland, den Vereinigten Staaten, so wie deren Haupt-

ſtädte u. ſ. w. ganz genau an, zeigten auch durch verſchiedentliche Fragen, daß ſie ziemlich gut mit den Weltbegebenheiten vertraut ſeien. So z. B. ob Mexico noch exiſtire, oder ob es die Vereinigten Staaten ſchon ganz erobert hätten? Ob die große Eiſenbahn von Neuyork nach San Francisco wirklich erbaut worden ſei? — u. dergl. m., wobei jedes Mal der Ort auf dem Globus richtig mit dem Finger von ihnen gezeigt ward.

So ſegelte nun die Flotte nach Hongkong zurück, um von da aus im Januar 1854 die zweite Expedition nach Japan zu unternehmen. Ueber den weitern Verlauf und die Reſultate derſelben werden wir nach Anleitung des intereſſanten Buchs ſeiner Zeit berichten. —

Chaſot. Zur Geſchichte Friedrichs des Großen und ſeiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Berlin. W. Hertz. —

Wir haben im vorigen Heft das Bild eines Staatsmanns Friedrichs des Großen mitgetheilt, der gegen alle Traditionen der Zeit der pietiſtiſchen Richtung angehörte. Hier haben wir den entgegengeſetzten Charakter: einen leichtſinnigen, frivolen, aber höchſt liebenswürdigen Abenteurer, der uns die Stimmung der Zeit auf eine ſehr intereſſante Weiſe verſinnlicht. — Chaſot ſtand 1734 als junger Offizier im franzöſiſchen Heere der Armee des Prinzen Eugen gegenüber. Der unglückliche Ausgang eines Duells zwang ihn, zu fliehen. Er lernte bei dem Prinzen Eugen den jungen Kronprinzen von Preußen kennen, gewann deſſen Wohlwollen und wurde ſpäter an den Hof deſſelben nach Hainsberg berufen, wo er das philoſophiſche Komödiantentreiben mit großem Eifer durchmachte. Nach der Thronbeſteigung Friedrichs bewährte er ſich in den ſchleſiſchen Kriegen als tüchtiger Offizier, fuhr übrigens fort, ſich zu duelliren und ſchönen Tänzerinnen und Sängerinnen (z. B. der Barbarina) die Cour zu machen, ſo daß er mitunter nach Spandau geſchickt werden mußte, übrigens aber als ein allgemein beliebter Modeheld gefeiert wurde. Ungelegenheiten im Dienſt veranlaßten ihn 1751, zunächſt einen Urlaub, dann im folgenden Jahr ſeinen Abſchied zu nehmen, in einer Zeit, wo die franzöſiſch-philoſophiſche Geſellſchaft in der Umgebung Friedrichs ſich überhaupt allmälig auflöſte. Er begab ſich nach Lübeck, wo er 1759 zum Commandanten ernannt wurde. In demſelben Jahr entführte er ſich eine Gemahlin, die Tochter eines italieniſchen Künſtlers. Er blieb bis an ſein Ende ein echter Lebemann und der Liebling der Stadt. Er ſtarb 1797, 84 Jahr alt und allgemein bedauert. —

Literatur.

Erklärung. — In einer Abhandlung über die hiſtoriſchen Schriften von Waitz hatten wir eine Broſchüre des Profeſſor Biedermann aus dem Jahr 1848 erwähnt, und von derſelben behauptet, ſie trage auf Beibehaltung der monarchiſchen Verfaſſungen in den beſtehenden einzelnen Staaten an, wolle aber über dieſelben eine republikaniſche Spitze ſtellen. — Profeſſor Biedermann ſendet uns nun dieſe Broſchüre zu, mit der Aufforderung, Einſicht in dieſelbe zu nehmen, und demgemäß unſere Behauptung zu rectificiren. — Nun haben wir zwar dieſe Broſchüre, die vor dem Zuſammentritt des ſogenannten Vorparlaments geſchrieben war, ſeit dieſer Zeit nicht wieder zu Geſicht bekommen, aber aus beſondern Gründen war ſie uns noch ſehr deutlich im Gedächtniß geblieben. Wir haben ſie auch diesmal wieder aufmerkſam durchgeleſen, und können nicht umhin, unſere Behauptung als vollkommen beſtätigt zu wiederholen. — Doch möge das Publicum ſelbſt urtheilen.

Profeſſor Biedermann überträgt die deutſche Geſetzgebung und die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einem Parlament, welches aus zwei Häuſern beſtehen ſoll, dem Senat und der Volkskammer. Die Volkskammer wird von dem deutſchen Volk ohne Rückſicht auf ſeine ſtaatliche Zuſammenſetzung gewählt, der Senat dagegen beſteht aus den Abgeordneten der einzelnen Staaten. Um in Beziehung auf den letztern jedes Mißverſtändniß zu vermeiden, erklärt B. Seite 18: „Die Geſandten zum Senat werden von den Regierungen ernannt, das heißt von den verantwortlichen Geſammtminiſterien in den einzelnen Staaten, nicht privatim vom Fürſten oder aus deſſen Cabinet.“ Und dies erläutert er S. 14 und 15 dahin: „Man hat den Grundſatz anerkannt, daß die Träger der Regierungsgewalt, die Miniſter aus dem Vertrauen des Volks und den parlamentariſchen Majoritäten hervorgehen müſſen . . . Die Regierungen haben kein beſonderes, von dem ihrer Völker getrenntes, oder gar dieſem feindlich entgegenſtehendes Intereſſe zu vertreten, und durch den Bundestag zur Geltung zu bringen; ſie vertreten vielmehr nur die Anliegen, Wünſche, Bedürfniſſe ihrer Völker und die in ihren Ländern dermalen herrſchende öffentliche Meinung, denn ſie ſtehen und fallen ja mit dieſer.“

Geſetze werden durch die Uebereinſtimmung der beiden Häuſer gegeben. „Doch können die Geſetzvorſchläge, welche von der Volkskammer ausgehen, wenn ſie nach einmaliger Ablehnung durch den Senat in der nächſten Jahresſitzung wiederholt werden, und hierbei zwei Drittel ſämmtlicher Stimmen der Volkskammer für ſich haben, nicht mehr vom Senat abgelehnt werden.“

„Dem Senat ſteht die Leitung der geſammten Bundesangelegenheiten und die Vollziehung der gemeinſamen Beſchlüſſe des Parlaments zu. Er hat Krieg zu erklären, Friedens- und andere Verträge und Bündniſſe abzuſchließen, vorbehältlich dort der nöthigen Bewilligungen, hier der Ratification der abgeſchloſſenen Verträge durch die Volkskammer. Der Senat hat die zur Führung der Bundesregierung nöthigen Beamten — an ihrer Spitze ein verantwortliches Bundesminiſterium — ferner die Geſandten und Conſuln für den Bund, ſo wie den Oberbefehlshaber des Bundesheeres zu ernennen, und ihre Amtsführung zu beaufſichtigen.“

„Die Grundlagen eines freien und volksthümlichen Staatslebens muß der

Bund für alle Theile des Bundesgebiets garantiren und aufrecht erhalten. Darüber hinaus steht ihm keine Einmischung in die innern Verfassungsangelegenheiten der einzelnen Staaten zu: ob z. B. eine Verfassung außer jenen Rechten und Freiheiten dem Volke noch andere gewährt, ob das Wahlsystem in dem einen Staate freisinniger ist, als in dem andern, geht den Bund nichts an; auch Uebergänge von einem Verfassungszustande zu einem andern, Abänderungen der Verfassung, sobald sie nur auf verfassungsmäßigem Wege vor sich gehen, wird er ruhig geschehen lassen."

Jetzt folgt die wichtigste Bestimmung. „Im Senat wird jeder einzelne Bundesstaat durch einen Abgeordneten vertreten sein und eine Stimme führen, wenn man nicht vorzieht, das jetzige Stimmenverhältniß (wo die größern Staaten je vier Stimmen, andere drei, andere zwei, und die kleinsten je eine Stimme haben, im Ganzen aber siebzig Stimmen sind) beizubehalten . . . Ein von diesen Abgeordneten im Senat ordnungsmäßig gefaßter Beschluß bedürfte nicht erst der Bestätigung durch die einzelnen Regierungen, sondern träte sofort in Kraft." (S. 17—18.)

Nach dieser Einrichtung würde, wenn im Senat der Antrag gestellt würde, z. B. einen Krieg gegen Rußland zu führen, und die Abgeordneten von Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachsen und Würtemberg stimmten dagegen, die Abgeordneten der kleinen Staaten stimmten dafür, der Krieg gegen Rußland beschlossen sein. — Eine solche Auffassung der Dinge halten wir für verkehrt, weil hier die gesetzliche Einrichtung dem Machtverhältniß widerspricht. So lange Oestreich nnd Preußen als wirkliche Staaten bestehen, können sie sich einem Majoritätsbeschluß der übrigen nicht unterwerfen. Die demokratischen Unitarier waren viel consequenter, wenn sie, um ihr Ideal, eine Reichseinheit durchzuführen, zuerst die beiden Großstaaten, namentlich Preußen zu zerschlagen beabsichtigten.

So viel, um unsere Behauptung zu rechtfertigen. Wir haben schon damals ausdrücklich erklärt, daß wir mit jenem Angriff nicht eine bestimmte Person meinten, (denn wer wollte behaupten, in jener verworrenen Periode immer Vernünftiges gesprochen zu haben!), sondern eine allgemeine Richtung gutgesinnter Leute, die weise zu handeln glauben, wenn sie nicht zu weit nach rechts, und nicht zu weit nach links gehen; eine Richtung, die freilich am Professor Biedermann einen charakteristischen Repräsentanten findet. Wir hatten aber zwei Gründe, daran zu erinnern, einmal weil jene Richtung auch jetzt noch sich fortwährend geltend zu machen sucht, sodann weil die Gegner der sogenannten liberalen Partei die Vorwürfe, die man einem Theil derselben mit Recht macht, geflissentlich auf die ganze ausdehnen.

Fortwährend hört man bei den Kammern der mittlern und kleinern Staaten von dem Antrag, eine Volksvertretung beim deutschen Bunde einzuführen, und dieser Antrag wird regelmäßig von einem Theil der liberalen Presse mit Jubel begrüßt, weil es wirklich Doctrinärs gibt, die durch parlamentarische Formen das Unmögliche möglich zu machen glauben. Der Theil der liberalen Partei dagegen, der nicht von den Doctrinen, sondern von den Thatsachen ausgeht, wird folgende Ueberzeugung haben: Die Herstellung eines deutschen Staates, wenn man nicht auf eine radicale Umwälzung, das heißt auf ein unberechenbares Hazardspiel, ausgeht, kann nur in zweierlei Art gedacht werden. Entweder wird einer von den beiden

Großstaaten so mächtig, und der andere so schwach, daß der erste sich der Oberherrschaft über Deutschland bemächtigen kann, oder sie trennen sich voneinander, und jeder von ihnen zieht denjenigen Kreis von Staaten, die natürlich in seinen Rayon fallen, mit sich. Die letztere Idee war diejenige, welche unklar der frankfurter Reichsverfassung, klar der Union vorschwebte, nur daß die Führer der letzteren ihre Kräfte falsch berechnet hatten.

Sind aber beide Wege unmöglich, so bleibt nichts Anderes übrig, als das Bestehende d. h. den Staatenbund festzuhalten. Ein Verein von kleinen Republiken, die sich an Macht ungefähr gewachsen sind, wie z. B. die Eidgenossenschaft, kann von der einen Form zur andern übergehen; ein Verein von Monarchien, deren Machtverhältniß so ungleich ist, wie das von Oestreich und Lippe-Detmold, kann es nicht. Alle Fortschritte sind bei dem gegenwärtigen Zustand nur auf dem Wege freier Vereinbarung (Zollverein, Münz- und Posteongresse ꝛc.) und auf dem der individuellen Entwicklung der beiden Großstaaten möglich. So lange in Oestreich und Preußen das reactionäre System herrscht, ist eine parlamentarische Umgestaltung des Bundes undenkbar. Wenn es aber in diesen Staaten beseitigt ist, oder auch nur in einem derselben, dann bedarf es einer solchen nicht mehr. Wir haben uns indessen bei Besprechung des gagernschen Buchs bereits ausführlicher darüber geäußert.

Demokratische Studien. — Der von Karl Heinzen redigirte, in Neuyork erscheinende „Pionier" enthält in einer seiner neuesten Nummern eine Kritik des auch von uns besprochenen Buches: Aus dem Exil von Ludwig Simon, welche uns zeigt, daß selbst die äußerste Linke der frankfurter Demokratie bei der alleräußersten Linken keine Gnade findet. „Der Haupttheil der parlamentarischen Demokratie," sagt Heinzen, „schwelgt noch fortwährend in den Erinnerungen an die blamagenreiche Zeit, wo man mit einem Blick nach den Schönen der Galerie die Freiheit erobert zu haben glaubte und wo man später Märtyrer wurde, wenn man mit offenen Augen in das offen vor aller Welt gegrabene Loch der Reaction rannte. Wer sich dann die Nase geschunden, blickte verwundert nach oben und fragte den Schöpfer, wie er solche Ungerechtigkeit könne geschehen lassen; dann wandte er als besiegter Held und Märtyrer dem „theuern Vaterlande den Rücken und verlangte von denen, die ihm seit Jahr und Tag vergebens das Loch gezeigt, noch obendrein, sie sollten ihn für einen Ausbund von Weisheit, einen geborenen Revolutionär und einen Wegweiser der Zukunft halten." Das Buch nennt er „ein schreckliches, aber doch zugleich ein amüsantes." „Dieser Herr Simon scheint von Natur ein ganz guter Mensch mit einer idyllischen Constitution zu sein, der ohne Zweifel bei einer Bowle Maitrank, mit Moselwein angesetzt, viel provinzielle Gemüthlichkeit entwickelt und im „Waldesdunkel" und auf „Wiesengrün" mit einer germanischen Schönen sehr sentimentale und familienväterliche Scenen aufgeführt haben würde, wenn die Revolution ihm den Spaß nicht verdorben und ihn nicht zum großen Mann gemacht hätte. Jetzt scheint er sogar zum Liebhaber verdorben zu sein, denn die Prätension verwandelt auch den Sentimentalen in einen Gourmand oder Blasirten à la Mor. Hartmann, und überdies würde er seiner Liebsten nur von der Paulskirche erzählen, und das würde selbst keine deutsche Predigerstochter aushalten." Ungefähr in derselben Art besprachen diese Männer von der

äußerſten Linken in der ehemaligen kollatſchekſchen Monatsſchrift denjenigen Theil der Demokratie, der durch die Nationalzeitung vertreten wurde. Wenn wir nun noch die hundert verſchiedenen Nüancen, in die ſich die einzelnen Intereſſen zerſpalteten, ins Auge faſſen, ſo werden wir wol auf den ſchon häufig wiederholten Satz zurückkommen können, daß der Name Demokratie nicht eine Partei, ſondern nur eine Richtung bezeichnet. —

Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen von Franz Bacherl, Schullehrer in Ober-Pfaffen-Hofen. Nördlingen, C. H. Beck. — Den Herren Laube und Halm konnte keine glänzendere Satisfaction gegeben werden, als durch den Abdruck dieſes vielbeſprochenen Werks. Es enthält nicht, wie auf dem Titel ſteht, zwei Abtheilungen einer Tragödie, ſondern zwei Bearbeitungen deſſelben Stoffs, die erſte in Knittelverſen mit anapäſtiſchem Anſtrich, die zweite in einem völlig unnennbaren Versmaß. Die Kunſt iſt in beiden in einem völlig embryoniſchen Zuſtande; von Charakteriſtik, Entwickelung von Seelenzuſtänden und dergleichen iſt gar nicht die Rede, ja die Handlung wird ſo confus und undeutlich erzählt, daß man gar nicht weiß, was eigentlich vorgeht. — Von der poetiſchen Bildungsſtufe des Verfaſſers geben wir einige Proben.

Ach! Gedenke doch nimmer — und nimmer daran;
Laſſe nicht umſonſten von hinnen uns gehn,
Und erhöre auch endlich mein gütiges Fleh'n; u. ſ. w. —
Denn in Bälde hat alles ſich beſſer gemacht!
Eine Fürſtin! — Dein Sohn unſer König; — —
O! das freut mich; das freut mich nicht wenig! —
O! Nur vorwärts! Nur vorwärts — zum freudigen Werk!
Laßt uns muthig die Stadt hier durchwittern!
Haben Deutſche wir doch nur in Einem genug;
Achte niemals der Schänder verdammlichen Fluch u. ſ. w.
Eine ſolche Verſchwörung der tückiſchen Wucht
Sei zum Tode, zum ſchmählichſten Tode verflucht!
Ha! Die hämiſch verruchten Geſichter!
Daß ſie donnernd auf immer zerſtauben!

Wenn ſich Halm durch dieſen Unſinn wirklich die Anregung zu ſeinem guten Stück hat geben laſſen, was wir übrigens nicht glauben, ſo hat er durchaus nicht nöthig, ſeine Quelle anzugeben, denn er verdankt ihr nicht das Mindeſte. Den wackern Schullehrer wollen wir nicht angreifen, aber ſeine Beſchützer aus den gebildeten Ständen ſind wahrlich in keiner beneidenswerthen Lage. —

Was ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimath und Fremde. Erſter Band. Göttingen, G. H. Wigand. — Eine Sammlung kleiner Novellen, Reiſebeſchreibungen, lyriſcher Gedichte u. ſ. w., deren Auswahl im Ganzen einen recht guten Geſchmack zeigt. —

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Natur der Harmonik und der Metrik, von M. Hauptmann.

Die Theorie der Muſik hat bis auf die neueſte Zeit eine mehr praktiſche, als theoretiſche Bedeutung gehabt. Ihr Zuſtand war nicht der Art, daß man eine wiſſenſchaftliche Freude daran hätte empfinden, in ihr den Genuß finden können, den die reine Erkenntniß auf andern Gebieten gewährt; ſie war vielmehr ein nothwendiges Bedürfniß für den praktiſchen Muſiker, der ſich die empiriſchen Geſetze ſeiner Kunſt aneignen mußte und dem an jener wiſſenſchaftlichen Vollendung wenig lag, eine werthvolle Beihilfe für den gebildeten Muſikfreund, dem das unmittelbare Urtheil des Gefühls und der Phantaſie nicht genügte; höhere Anſprüche konnte ſie nicht befriedigen. Die Theorie der Muſik entbehrte ſchon der erſten Grundlage, indem ſie die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit der diatoniſchen Tonleiter und des Dreiklangs nicht beweiſen konnte. Stützte man ſich, was den Dreiklang betrifft, auf die Naturharmonie d. h. auf die bekannte Erſcheinung, daß hier beim Erklingen eines Tones deſſen Quinte und Terz mitklingen, ſo ließ ſich dagegen ſofort einwenden, daß dies nur die erſten mitklingenden Töne ſind, deren Reihe nicht nur der Idee nach ins Unendliche geht, ſondern auch bis zu einer gewiſſen Stufe thatſächlich exiſtirt, ohne doch in unſer Tonſyſtem aufgenommen zu werden. Wenn wir den urſprünglich klingenden Ton als 1 ſetzen, ſo hört man deſſen Octave = 2, die Quinte derſelben = 3, die Terz = 5, und einen Ton, der in Bezug auf den Ausgangston das Siebenfache der Schwingungen enthält, der alſo, um ein Beträchtliches tiefer als unſre auf ganz andrem Wege entſtandene kleine Septime, ſchon hinreichend die Unzulänglichkeit dieſes Princips beweiſt. (Auf den Naturinſtrumenten, wie Horn, Trompete, wird dieſer Ton durch ſtärkeren Druck etwas erhöht.) Denn daß wir der Naturharmonie nur bis zur Terz folgen, muß doch einen Grund haben; und dieſen Grund zu entdecken, war eben die Aufgabe, mit deren Löſung auch die Nothwendigkeit, ſich noch weiter auf die Naturharmonie zu ſtützen, wegfallen mußte. Andere haben das Princip der Muſik in der Phyſiologie, in der organiſchen Structur der menſchlichen Nerven geſucht; doch hat ſich dieſe Richtung nicht weiter ins Einzelne verfolgen laſſen; auch würde der ausſchließlich ſubjective Charakter derſelben ihr

bei dem heutigen Stande des Denkens an weiterer Verbreitung hinderlich sein. Für den praktischen Musiker, der ein Musikstück componiren lernen, für den Kunstfreund, der sich des Wohllauts, des Ausdrucks u. s. w., den ein Kunstwerk in sich schließt, mit einiger Kenntniß erfreuen will, bedarf es keiner Begründung der ersten, dem Gefühl unumstößlichen Principien; von diesem Standpunkt aus hat das Wissen keine andere Aufgabe, als dasjenige, was dem Gefühl gefällt oder mißfällt, für alle Zeiten festzustellen, um theils den möglichen Irrthümern desselben vorzubeugen, theils die ganze Fülle seines Inhalts sich anzueignen. Die angeborene musikalische Empfindung, namentlich so weit sie sich in den Werken der großen Meister dauernde Denkmale gestiftet hat, ist der Grund und Boden für die praktische Wissenschaft, ist ihr empirisch gegebener Gegenstand und dessen Zergliederung ihre wesentliche Aufgabe. Freilich ist dieser Grund und Boden nicht der Art, daß er vollständige Sicherheit bieten könnte. Man wird leicht zugeben, daß nicht das musikalische Gefühl des ersten Besten entscheiden kann, was in der Musik Gesetz sein soll. Man wird sagen, daß die Werke eines Mozart, Haydn, Beethoven u. s. w. darüber zu befragen seien. Wer hat sie aber, kann man weiter fragen, zu diesen Autoritäten gemacht, die wir uns gefallen lassen? Doch wieder nur das Urtheil des Gefühls, wenn auch des durch die Dauer der Zeiten geläuterten Gefühls. Die empirische Theorie der Musik, insofern sie sich aus dem bildet, was in der Entwicklung von Jahrhunderten sich als das Bleibende bewährt hat, hat allerdings nicht mehr das rohe, ungebildete Gefühl zu ihrem Gegenstande, sondern diejenigen Seiten desselben, die sich thatsächliche Herrschaft errungen haben. Wir haben damit den Kreis des subjectiven Gefühlsurtheils zwar noch nicht verlassen, ihm aber eine weite historische Ausdehnung gegeben. Rechnen wir hinzu, daß im Einzelnen, sobald einmal gewisse unerwiesene Grundlagen anerkannt sind, auch aus rein verständigen Gründen manche Regel mit Nothwendigkeit sich herleiten läßt, so bleibt auch der empirischen Wissenschaft ihr großer Werth, namentlich für Feststellung solcher Regeln, die sich auf das Specielle der Arbeit selbst beziehen; und daß namentlich die unermüdlich fortschreitende Analyse der großen Meisterwerke von höchster Bedeutung sei, wird nie geleugnet werden können. Diese Stellung selbst aber ist der musikalischen Theorie nicht hinreichend zum Bewußtsein gekommen. Sie möchte gern Doctrin, systematische Doctrin sein und gibt sich stets die Miene derselben, während sie in der Hauptsache, so lange die ersten Grundlagen nicht durch philosophische oder Naturnothwendigkeit feststehen, doch nur historische Wissenschaft ist. Wäre es nicht ein großer Vortheil für die Wissenschaft der Musik, wenn sich diese beiden Seiten vollständig trennten und wenn nun, wie wir — es sei diese Vorbemerkung gestattet — in Hauptmanns Werk ein wirkliches, reines System besitzen, die theoretischen Bestrebungen auch nach der andern Seite hin sich fixirten und mit strenger Gliederung der

einzelnen Perioden und Meiſter in die Geſchichte der Harmonie, der Rhythmik u. ſ. w. eindrängen? Nur die faſt überall vorkommende Täuſchung, als ob das, was nur als ein geſchichtlich Wahres hingeſtellt werden kann, abſolute Giltigkeit habe, iſt verwerflich, um ſo mehr, da ſie den Theoretiker nicht zu jener ſorgfältigen und gewiſſenhaften Zergliederung der claſſiſchen Kunſtwerke kommen läßt, in die er ſich verſenken würde, wenn er das Bewußtſein davon hätte, daß ſeine Thätigkeit eine rein hiſtoriſche iſt. Wer den Beruf in ſich fühlt, das Syſtem zu erweitern und mit den Grundlagen, die es durch Hauptmann erhalten hat, einverſtanden iſt, mag nach dieſer Seite hin bauen. Wer davon abweicht, mag neue Grundlagen aufzuſtellen verſuchen oder den hiſtoriſchen Weg betreten, der ebenfalls unendlich reiche Früchte verſpricht. Nur damit wäre es Zeit, daß die Theorie aus ihrem Schwanken, aus ihrer Unentſchiedenheit zwiſchen den beiden entgegengeſetzten Richtungen des Wiſſens herauskäme.

Bei dieſem Zuſtande der Theorie konnte es auch nicht ausbleiben, daß manche zu der Anſicht kamen, die Muſik der letzten Jahrhunderte ſei nur eine der vielen möglichen Formen der Muſik. Und wie die Griechen eine weſentlich andre Art der Muſik beſeſſen hätten, von der Muſik der Naturvölker gar nicht zu reden, ſo könnte es auch wol ſein, daß die Tonkunſt der Zukunft auf ganz andern Grundlagen beruhen würde, als die unſere. Die Idee, das Tonſyſtem durch Einſchiebung von Vierteltönen zu erweitern, ſpukt ſchon ſeit geraumer Zeit in manchen Köpfen umher; ein übermäßiger Gebrauch der Chromatik iſt in der neueſten Richtung der Muſik unverkennbar; die Modulation von einer Tonart in die andere geberdet ſich freier und zügelloſer, als je; die Formen, die für die Compoſitionen größerer Tonſtücke als geſetzmäßig galten, beginnen zu ſchwinden; kurz, der Bau der Muſik ſcheint in ſeinen Grundpfeilern zu ſchwanken. Der bloßen Berufung auf die hiſtoriſche Vergangenheit kann der ſchaffende Künſtler ſein eignes Ich gegenüberſetzen und den Glauben hegen, daß ſeine Subjectivität mit der Zeit, wie die der andern vor ihm, zu größrer Anerkennung gelangen, ein hiſtoriſches Gefühlsrecht ſich erkämpfen werde. Mit jeder Berufung aber auf die innere Vernünftigkeit, auf die natürliche Logik der Sache iſt der Aufrichtige in Verlegenheit. Denn was hilft es, von gewiſſen Vorausſetzungen aus dieſe oder jene Einzelheit als in der Sache begründet nachzuweiſen, wenn die Grundlagen ſelbſt unbewieſen daſtehen? Es währt nicht lange, und man iſt an gewiſſen Punkten angelangt, die man entweder als allgemein anerkennt, oder als für das Gefühl unzweifelhaft gelten laſſen muß. Es iſt heutzutage ziemlich allgemeine Anſicht, daß ein größeres Tonſtück nicht einen Gedanken äußerlich an den andern reihen, ſondern einen beſtimmten, von dem ausgegangen wird, thematiſch verarbeiten ſolle. Erſtens aber iſt das, was man thematiſchen Zuſammenhang nennt, die Spitze des

ganzen muſikaliſchen Gebäudes, von der erſt nach einer Reihe von andern Vorausſetzungen die Rede ſein kann. Die harmoniſche, melodiſche und rhythmiſche Verbindung iſt eine frühere, ſubſtantiellere, als die thematiſche. Man hat z. B. geſagt, in der Erfindung des Themas ſei der Muſiker frei, von dieſem Augenblicke an aber gebunden. Doch iſt er auch in der Erfindung des Themas durch die harmoniſchen und rhythmiſchen Geſetze gebunden; und daß er auch nach der Erfindung des Themas in gewiſſer Beziehung frei iſt, werden wir ſogleich ſehen. Denn zweitens iſt der Begriff der thematiſchen Verarbeitung ein in ſich ſehr mannigfaltiger. Hat der Tondichter die Pflicht, den Gedanken, den er einmal aufgeſtellt hat, von allen möglichen Seiten zu betrachten, oder — denn ſchon dieſer gewöhnlich dafür gebrauchte Ausdruck des von allen möglichen Seiten Betrachtens iſt ungenau — ſoll er ihn in allen möglichen Beziehungen, bald in harmoniſcher, bald in melodiſcher, bald in rhythmiſcher Hinſicht umgeſtalten? Denn immer iſt es ein Umgeſtalten, ſollte es auch nur ein Verlegen in eine andre Tonart oder eine kleine Veränderung in den Begleitungsfiguren oder ein unweſentlicher Wechſel der Harmonie ſein. Viel wichtiger ſind die Umgeſtaltungen, die das Thema ſelbſt in melodiſcher oder rhythmiſcher Hinſicht betreffen und durch die es ein ſo anderes werden kann, daß man es kaum wiederzuerkennen im Stande iſt. Schwer iſt zu ſagen, wo hier die Grenze ſei; und nur dies ſcheint für den Verſtand feſtzuſtehen, daß ein jeglicher Mangel thematiſchen Zuſammenhanges den muſikaliſchen Zuſammenhang in größern Tonſtücken überhaupt aufhebt, ſo wie andrerſeits das Gefühl die Forderung ſtellt, daß der Componiſt in dem Streben nach thematiſchem Zuſammenhang nicht zu formell und eintönig werde. Ein abſolutes Gebundenſein findet aber darum nicht ſtatt, weil die Möglichkeit der Thematiſirung eine gewiſſermaßen unendliche iſt. Eigentlich, wie ſchon bemerkt, kann von dieſem Steckenpferde der heutigen muſikaliſchen Kritik, dem thematiſchen Zuſammenhang, nur in größern Tonſtücken die Rede ſein. Zwar legen neuere Componiſten auch in kleinern Sachen, z. B. in Liedern, großen Werth darauf; doch iſt die Nothwendigkeit davon nicht recht einzuſehen. Zunächſt muß doch ein Thema daſein. Dieſes kann ſo lang ſein, als es überhaupt ein überſichtlicher Satz oder Periode ſein darf, alſo gewiß acht bis ſechszehn Takte lang; und länger ſind viele Lieder nicht. Die Geſangsmuſik der beſten Meiſter iſt überaus reich an Werken, in denen die thematiſche Arbeit eine ſehr geringe Rolle ſpielt, weil eben die Mannigfaltigkeit der auszudrückenden Wortgedanken ſie nöthigte, nicht allzulange bei einem und demſelben muſikaliſchen Gedanken zu verweilen. Wenn wir alſo nicht einer modernen Theorie zu Liebe eine große Anzahl der ſchönſten Kunſtwerke verwerfen wollen, ſo können wir auch für größere Tonſtücke die Nothwendigkeit der Thematiſirung nicht unbedingt zugeben. Hiezu kommt noch das Bedenken, wie weit die Aufſtellung

von Nebengedanken gehen darf. Man hat aus den verſchiedenen möglichen Combinationen von Haupt- und Nebengedanken die verſchiedenen Formen, die Liedform, vier oder fünf Rondoformen, die Sonatenform hergeleitet und es iſt nicht gut einzuſehen, warum es damit zu Ende ſein ſollte. — Und dabei bleiben noch alle die viel ſchwierigeren Grundfragen über das Verhältniß der Melodie oder Polyphonie zur Harmonie oder Homophonie, über die Grenzen der Accordbildung und der Modulation, über die Geſetze des Rhythmus unerörtert. Man nimmt das Syſtem der zwölf Tonarten als feſtſtehend an, ohne doch die Möglichkeit einer Vermehrung der Tonarten und damit einer vielleicht gänzlich andern Modulationsgeſetzgebung leugnen zu können. Kurz, wo man hinblickt, überall erkennt man die Lücken unſeres Wiſſens.

Wir haben oben den Wunſch ausgeſprochen, diejenigen Theoretiker, die mit dem Syſtem nicht in Ordnung kommen können, möchten ihre Aufgabe hiſtoriſch faſſen. Sie ſchicken meiſtens, wie Hauptmann richtig bemerkt, eine rein theoretiſche Einleitung vorher, ohne dann aber in dem praktiſchen Theil Conſequenzen daraus zu ziehen, ſo daß ihre Lehrbücher zwei Anfänge haben, einen es ſein ſollenden, dem und aus dem aber nichts folgt, und einen wirklichen, concreten. Hierin zeigt ſich die oben berührte Unentſchiedenheit zwiſchen ſyſtematiſchem und hiſtoriſchem Wiſſen am deutlichſten. Auch konnten ſie wol keine Conſequenzen aus ihren Principien ziehen, weil dieſelben ungenügend waren. Meiſtens ging man von den mathematiſch feſtſtehenden Tonverhältniſſen aus. Der Grundton verhält ſich zur Octave, wie 1 : 2, zur Quinte wie 2 : 3, zur Quarte wie 3 : 4, zur Terz wie 4 : 5, zur kleinen Terz wie 5 : 6, zur kleinen Serte wie 5 : 8, zur großen Serte wie 3 : 5 u. ſ. f. Je einfacher dieſe Verhältniſſe ſind, deſto klarer, ſagte man, ſind ſie zu verſtehen, deſto conſonanter ſind ſie; je verwickelter, deſto diſſonanter. Man denke ſich eine Linie z. B. in 60 gleiche Theile getheilt; ihr parallel mehre ebenſo große Linien in 120, 90, 80, 75 Theile getheilt, ſo werden dieſe Bilder ſymmetriſcher, überſichtlicher ſein, als wenn wir etwa 60 : 93 oder 63 : 61 hätten. Daß in dieſen Zahlenverhältniſſen etwas liegen muß, was auf das Weſen der Sache führt, läßt ſich wol nicht beſtreiten; denn wenigſtens die äußere Seite derſelben wird vollſtändig dadurch beſtimmt. Aber ſchon der Umſtand, daß wir uns in unſerm auf zwölf Tonarten beſchränkten Tonſyſtem in einer unreinen Stimmung bewegen und dennoch befriedigt ſind, indem wir jede Quinte etwas tiefer, jede große Terz um ein noch größeres Quantum höher hören, als ſie eigentlich ſind, daß wir alſo mit Ausnahme der Octave keine einzige Conſonanz, ſondern vielmehr ausſchließlich ſolche Tonverhältniſſe hören, die nach der Theorie die ſchreiendſten Diſſonanzen ſein müßten, ſchon dieſer Umſtand hätte darauf führen müſſen, daß die Zahlverhältniſſe nicht für ſich, ſondern nur als Symbole etwas bedeuten. Aber man braucht noch gar nicht ſo weit

zu gehen, man braucht dieſe Kluft zwiſchen der Theorie und der Wirklichkeit noch gar nicht zu berühren, um von dem Ungenügenden der rein mathematiſchen Begründung überzeugt zu ſein. Ihr Mangel liegt weſentlich darin, daß ſie nur zu einem Mehr oder Weniger des Conſonirens oder Diſſonirens führt, während jedes muſikaliſche Gefühl den abſoluten Gegenſatz von Conſonanz und Diſſonanz als eine untrügliche Gewißheit in ſich hat. Es liegt in der Natur des rein Quantitativen der Mangel einer feſten Grenze. Nie wird die mathematiſche Theorie den Dreiklang als das A und O aller muſikaliſchen Geſtaltung nachzuweiſen im Stande ſein. Viel näher läge es doch, den Zuſammenklang von Grundton und Oktave als den abſoluten Zuſammenklang zu ſetzen. Und wenn allenfalls noch die Quinte, warum dann noch die Terz? Und wenn dieſe, warum nicht auch die kleine Terz? Man ſieht, daß hier keine abſolute Begrenzung iſt.

Eine andre Theorie, deren wir noch gedenken müſſen, weil ſie der hauptmannſchen als eine gleichberechtigte gegenübergeſtellt werden könnte, iſt in jüngſter Zeit von dem Aeſthetiker Zeiſing aufgeſtellt worden. Er begründet den muſikaliſchen Organismus auf den Gegenſatz von kleiner und großer Serte (Dur und Moll). Nach dem von ihm auf andern Kunſtgebieten ausgeführten Grundgedanken, daß die Schönheit oder die äußere Erſcheinung derſelben auf der Eintheilung eines Ganzen nach dem Geſetze des goldenen Schnittes beruht, käme es auch in der Muſik darauf an, die Intervalle unter dieſem Geſichtspunkt zu betrachten. Das Geſetz des goldenen Schnittes beſteht darin, daß ein Ganzes in zwei Theile zerlegt wird, von denen ſich der Minor zum Major ebenſo verhält wie der Major zum Ganzen d. h. zur Summe beider Theile. Dieſes Geſetz läßt ſich aber, wie die Berechnung ergibt, nur in unendlicher Annäherung ausführen, ſo daß der Major immer etwas zu groß oder zu klein ausfallen wird. Davon hat denn die Natur bei der Gliederung des menſchlichen Körpers, bei der Anordnung der Blattſtellung, bei der Verhältnißbeſtimmung der befriedigendſten Accorde Anwendung gemacht, ſo daß ſich das der Gleichtheilung näher kommende Verhältniß 5 : 8 = 8 : 13 als Typus für die ſtrengere, dagegen das der Differenzirung Vorſchub leiſtende 3 : 5 = 5 : 8 als Typus für die freiere Realiſation der Idee faſſen läßt. Jenes findet ſich nun in der Gliederung des männlichen, dieſes in der des weiblichen Körpers, jenes in dem Intervall der kleinen Serte (5 : 8), deren Umkehrung die große Terz iſt, (4 : 5), die alſo als Durzweiklang gefaßt werden kann, dieſes in dem Intervall der großen Serte (3 : 5), die als Umkehrung der kleinen Terz (5 : 6) den Mollzweiklang darſtellt. Man ſieht leicht, daß in der Anwendung des goldenen Schnittes auf die muſikaliſchen Verhältniſſe etwas Gezwungenes liegt. In der Gliederung des menſchlichen Körpers nehme ich den kleineren Theil, den größeren und das Ganze wirklich wahr. Das Kleinere und

Größere liegen in einer Quinte aneinander und bilden ſo das Ganze. Denke ich mir dagegen zwei Linien, von denen ſich die eine zu der andern wie 5 : 8 oder wie 3 : 5 verhält, parallel gelegt, ſo wird zwar ihr Verhältniß zueinander klar ſein, aber nicht ihr Verhältniß zu dem Ganzen, das aus ihrer Summirung entſtehen würde. Dies Ganze käme dann eben gar nicht in Betracht, es würde durch die parallele Lage der Linien ausdrücklich von dem Object der Vergleichung ausgeſchloſſen ſein. Grade ſo liegt aber im Zweiklang das Verhältniß eines Grundtones zu ſeiner Seite; das Ohr vernimmt nur das Verhältniß von 5 : 8, aber nicht das von 8 : 13, oder nur das von 3 : 5, nicht das von 5 : 8. In derſelben Zeit, in der der eine Ton fünf Schwingungen macht, macht der andere acht Schwingungen; das Ganze aber, das letzte unentbehrliche Glied des Verhältniſſes, die Anzahl von dreizehn Schwingungen iſt nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit vorhanden; höchſtens ließen ſich die Verhältniſſe 3 : 5 und 5 : 8 gemeinſchaftlich darſtellen, indem dem Grundton die große Seite und dieſer die kleine Seite nach der Höhe hinzugefügt würde; dies würde den großen Dreiklang ergeben, aber in verſetzter Lage, als Quartſextaccord.

Zeiſing fährt nun weiter fort, daß, wie nur in der Vereinigung des männlichen und weiblichen Princips die volle Wahrheit beſtehen könne, ſo auch nur in der Vereinigung des Moll- und Durzweiklangs der befriedigende Zuſammenklang erreichbar ſei. Da nun ſtatt der Sexte auch die Terz geſetzt werden kann, ſo iſt damit der Dreiklang allerdings entwickelt. Dieſe Entwicklung beſticht inſofern, als man den Gegenſatz von Dur und Moll wol in ähnlicher Weiſe, wie den des männlichen und weiblichen Weſens empfindet, und als der Schwerpunkt auf die innere Bedeutung, auf die qualitative Seite der Zahlenverhältniſſe gelegt und damit eine beſtimmte Abgrenzung gewonnen wird. Schon darum mußten wir derſelben erwähnen, wenngleich wir ihr aus den oben angeführten Gründen nicht beitreten können. Die Hauptſache iſt dieſe: ſtellt der Dreiklang in ſeiner normalen Lage das von Zeiſing behauptete Schönheitsverhältniß dar oder nicht? darauf muß man natürlich mit Nein antworten.

Von einem höhern Geſichtspunkt iſt auch Marx in ſeiner Compoſitionslehre, einem in der muſikaliſchen Literatur durch ſeinen umfaſſenden Inhalt, durch Originalität der Gedanken und durch treffliche Analyſen ſehr hervorragenden Werke, ausgegangen. Doch lag es in der Natur der Aufgabe, die ſich Marx geſtellt hatte, daß es ſich mehr durch praktiſche Faßbarkeit der Methode, als durch reine, conſequent durchgeführte Wiſſenſchaftlichkeit auszeichnet. Wir finden daher viele geiſtreiche Entwicklungen darin, die ſich weit über die bloße Empirie erheben; im Verlauf des Ganzen iſt ein planmäßiger Zuſammenhang unverkennbar; in einzelnen Abſchnitten tritt ſogar die Conſequenz ver-

ſtändiger Entwicklung mit ziemlicher Schärfe hervor. Aber es iſt ihm eben keineswegs darum zu thun, für alles die letzten Vernunftgründe zu finden; oft begnügt er ſich mit der praktiſchen Gewißheit, oft finden die Anknüpfungen neuer Glieder in dem Bau des Ganzen in mehr äußerlicher Weiſe ſtatt, wie man wol fortſchreiten könnte, ohne aber dazu genöthigt zu ſein. Auch er hat eine höchſte Kategorie, von der aus er das Tonreich anſchaut, den Gegenſatz von Ruhe und Bewegung. Er liebt es, auf denſelben in einzelnen Bildungen aufmerkſam zu machen, im Verhältniß der Tonica zur Tonleiter, des Dreiklangs zum Dominantſeptimenaccorde, in der Geſtaltung der Sätze und Perioden u. ſ. f., doch iſt die Art, wie er das Einzelne an dem Allgemeinen mißt, mehr vorbereitend. Wenn irgend eine einzelne Geſtaltung hingeſtellt iſt, ſo zeigt er wol, daß ſich auch hierin der Gegenſatz von Ruhe und Bewegung ausprägе; aber er begnügt ſich mit der Aufweiſung, ohne das Einzelne aus dem Allgemeinen zu entwickeln. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies für eine Compoſitionslehre vollſtändig genügend war, ja es iſt rühmend anzuerkennen, daß ein vorzugsweiſe praktiſchen Zwecken gewidmetes Werk noch ſo vielen geiſtigen Stoff in ſich enthielt, aber es iſt mehr eine Anregung zu vernünftig ſyſtematiſcher Anſchauung, als die Ausführung davon.

Daß nun das Werk von Hauptmann, auf das wir mit dieſen Zeilen nicht nur die muſikaliſche, ſondern auch die wiſſenſchaftliche Welt aufmerkſam machen möchten, nicht ein in allen Theilen ausgeführtes Syſtem der Muſik ſein kann, leuchtet ſchon aus dem äußern Umfange deſſelben ein. Aber es iſt ein Epoche machender Anfang zu einem ſolchen, da das Princip von dem H. ausgeht, ſo vernunftgemäß und die Entwicklung deſſelben in den Grundgeſtaltungen ſo ſtreng und wiſſenſchaftlich iſt, daß man auf dieſem Wege wol hoffen darf, in das Weſen der Muſik immer tiefer einzudringen. Man hat es oft geſagt, die Muſik habe ihre eigne Logik, aber dieſe Logik war in der Hauptſache doch nur für das Gefühl da; erſt jetzt kann man mit vollem Recht von einer der Muſik immanenten Logik reden. Von welcher Bedeutung das hauptmanniſche Werk daher für einen jeden iſt, in dem die Liebe zur Muſik zugleich den Trieb erweckt hat, ſie nun auch in ihrem innerſten Kern mit dem Gedanken erfaſſen zu können, iſt von ſelbſt einleuchtend. Aber auch denen, die der Muſik weniger nahe ſtehen, iſt die Kenntnißnahme deſſelben zu empfehlen, da es zu jenen wiſſenſchaftlichen Darſtellungen zu zählen iſt, die aus einem ſeltenen Verein von Sachkenntniß und allgemeiner philoſophiſcher Durchbildung hervorgegangen ſind. Wir wollen verſuchen, in dem Folgenden die Grundgedanken deſſelben mitzutheilen, ſo weit das Verſtändniß derſelben nicht von einer ganz ſpecifiſch muſikaliſchen Bildung abhängig iſt.

Ueber die allgemeine Idee des Werkes ſpricht ſich H. in der Vorrede aus. „Was der Menſch zu lernen hat, um ſich zum praktiſchen Muſiker auszubilden,

iſt in vielen Werken gründlich abgehandelt. Weniger iſt unterſucht worden, wie das muſikaliſch Geſetzliche im Menſchen begründet iſt; wie der muſikaliſch richtige Ausdruck eben nur ein menſchlich natürlicher, ein vernünftiger und darum ein allgemein verſtändlicher iſt.“ „Das hier Gebotene enthält nicht eine muſikaliſche und metriſche Kunſtlehre, es beſchäftigt ſich allein mit der Naturlehre der muſikaliſchen und metriſchen Kunſt.“ Hiernach könnte es ſcheinen, daß die praktiſche Theorie der Muſik, und die Naturlehre derſelben zwei voneinander getrennte Gebiete ſeien. Dies iſt aber H.'s Meinung keineswegs. „Den Anfang in einem Sinne zu faſſen und darzuſtellen, daß er wirklicher Anfang werde, der dahin leitet, wo die praktiſche Harmonie- und Compoſitionslehre ihren Anfang nimmt, und der als wirklicher Anfang auch fortwirkend, in jeder Weiterbildung nur eine Entfaltung oder eine Weiterverzweigung ſeiner ſelbſt iſt und erkennen laſſen muß, das iſt der Zweck des gegenwärtigen Verſuches.“ Deshalb iſt ihm die Naturlehre der Kunſt ſogar für das muſikaliſche Schaffen nicht etwas ganz Gleichgiltiges. „Die kunſttheoretiſche Kenntniß wird der techniſchen Befähigung Hilfe leiſten können, überhaupt dem Künſtler erſt die Durchbildung verleihen, die ihn zum Meiſter macht; bei der Production ſelbſt hat ſie unmittelbar keinen Antheil. An das Wiſſen wird der Künſtler wenigſtens nur dann erſt ſich wenden, wenn das unmittelbare Können ihn verläßt, wenn das Rechte ſich nicht mehr ungeſucht einſtellen will, und wenn er über die eigne Unklarheit Klarheit ſuchen muß. Das ſind nicht die glücklichſten Momente des Producirens und der Production; ſie ſtellen ſich aber ein, — dem Nichtwiſſenden zur Verzweiflung am Gelingen, dem Wiſſenden zum Nachdenken und zu bewußter Ausmittlung des Geſuchten. Auch hier wird das techniſche Wiſſen der Ausübung näher ſtehen, unmittelbarer in ſie eingreifen, als das allgemeine oder das Wiſſen des Allgemeinen: die Regel wird früher zu Rathe gezogen werden, als das Geſetz. Das Wiſſen des Geſetzes wird aber in gleicher Weiſe dem techniſchen Wiſſen Klarheit und Sicherheit verleihen können, wie dieſes der praktiſchen Ausübung zu Hilfe kommt.“ Ueber den Zuſammenhang, in dem ſich H. die von ihm aufgeſtellte Lehre mit der praktiſchen Theorie und dem Kunſtſchaffen denkt, kann nach dem Mitgetheilten kein Zweifel ſein. „Der Inhalt dieſes Buches kommt mit keiner praktiſchen Compoſitionslehre weſentlich in Colliſion, ſofern dieſe nicht Unrichtiges lehrt. Noch weniger aber darf er mit dem collidiren, was dem geſunden Menſchenſinne muſikaliſch geſund und natürlich erſcheint, mit dem, was wir, wenn auch nicht immer und überall in den Regeln der Lehrbücher für die Compoſition, doch in den geſunden Compoſitionen ſelbſt immer und überall wiederfinden.“ Denn die einzelnen muſikaliſchen Regeln haben ihren Grund in dem einen Geſetz, das den ganzen Organismus der Muſik durchdringt, und dies Geſetz iſt nicht wieder ein ſpecifiſch muſikaliſches, ſondern

ein allgemeines, das in der Musik, wie in andern Gebieten das herrschende ist., „Was musikalisch unzulässig ist, das ist es nicht aus dem Grunde, weil es einer vom Musiker bestimmten Regel entgegen, sondern weil es einem dem Musiker vom Menschen gegebenen natürlichen Gesetz zuwider, weil es logisch unwahr, von innerem Wiederspruche ist. Der Begriff eines künstlichen Tonsystemes ist ein durchaus wichtiger. Die Musiker haben ebensowenig Intervalle bestimmen und ein Tonsystem erfinden können, als die Sprachgelehrten die Worte der Sprache, mit der sie sprechen und die Satzfügung, in der sie die Satzfügung erklären, erfunden haben: sie sprechen mit der Sprache, die der allgemeine Menschensinn macht. Wie aber die Rede nicht in zusammengesetzten Worten, sondern in auseinandergesetzten besteht, die im Gedanken Eins sind, so ist auch der musikalische Ausdruck, der sich in Folge und Zusammenklang in Tönen auseinandersetzt, nur Eins im Inhalte des auszusprechenden musikalischen Gedankens: seine Einzelmomente sind nur Glieder einer organischen Einheit. Von conventionellen Bestimmungen für Accorde, für die Einrichtung einer Tonart oder Tonleiter, von willkürlichen Veränderungen, Erhöhungen und Vertiefungen der natürlich gegebenen Tonstufen kann, wiewol man solches von sonst verständigen Leuten oft sagen hört, vernünftigerweise doch immer keine Rede sein." „Die Richtigkeit d. i. Vernünftigkeit der musikalischen Gestaltung hat zu ihrem Formationsgesetz die Einheit mit dem Gegensatze ihrer selbst und der Aufhebung ihres Gegensatzes: — die unmittelbare Einheit, die durch ein Moment der Entzweiung mit sich zu vermittelter Einheit übergeht. Dieser Proceß kann sich immer nur an dem wiederholen, was als unmittelbare Einheit gesetzt ist, oder als Resultat eines vorhergegangenen Processes gegeben wird. So wird die Einheit des Klanges, mit sich selbst vermittelt, den Dreiklang, die Einheit des Dreiklanges, mit sich selbst vermittelt, die Tonart entstehen lassen. Allein auch der Klang selbst ist schon eine solche aus sich getretene, mit sich selbst vermittelte Einheit, wie alles Wirkliche schon immer ein Insich- und Außersichsein, als Eins enthält oder ist." Man erkennt aus den mitgetheilten Stellen die philosophische Intention des Ganzen; man erkennt auch, daß der Grundgedanke des Systems der hegelschen Philosophie entnommen ist.

Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung und Entstehung des Klangs, die wir als mehr zur Physik gehörig übergehen können, obschon sie in der vollständigen Darstellung des Systems die nothwendige Grundlage bildet, entwickelt H. den Durdreiklang in folgender Weise. „Es gibt drei direct verständliche Intervalle: 1) die Octave; 2) die Quinte; 3) die (große) Terz. Sie sind unveränderlich. Die Oktave: das Intervall, in welchem die Hälfte eines klingenden Quantums sich gegen das Ganze des Grundtons hören läßt, ist in akustischer Bestimmung der Ausdruck für den Begriff der Identität. Es

bestimmt die Hälfte, das mit sich Gleiche, als andere Hälfte. Die Quinte: das Intervall, in welchem ein klingendes Quantum von zwei Drittheilen gegen den Grundton, als Ganzes, vernommen wird, enthält akustisch die Bestimmung, daß etwas in sich getrennt sei, und damit den Begriff der Zweiheit und des innern Gegensatzes. Das Quantum von zwei Drittheilen bestimmt, mit dem Ganzen gehört, das dritte Drittheil. Die Terz: das Intervall, in welchem ein klingendes Quantum von vier Fünftheilen mit dem Ganzen des Grundtons zu vernehmen ist. Hier bestimmt sich das fünfte Fünftheil, ein Quantum, von welchem das gegebene Vierfaches d. i. Zweimalzweifaches ist. In der Quantitätsbestimmung von zweimalzwei, indem das Doppelte hier als Einheit zusammengenommen, im Multiplicanden, und zugleich als Zweiheit auseinandergehalten wird, im Multiplicator, ist der Begriff der Gleichsetzung des Entgegengesetzten enthalten: der Zweiheit als Einheit. Die Terz erfüllt die Leere der Quinte, indem sie die getrennte Zweiheit dieses Intervalles zur Einheit verbunden in sich enthält. Mit den hier genannten drei Intervallen ist bekanntlich der Dreiklang gegeben. In der Begriffseinheit der drei Momente des Dreiklangs ist aber überhaupt alle Bestimmung enthalten, die dem Verständnisse nicht nur der Accorde, als der gleichzeitigen Verbindung von Tönen, sondern auch der melodischen Fortschreitung und der Folge von Accorden zu Grunde liegt. Jeder Ton eines musikalischen Satzes ist Octave, Quinte oder Terz. Ueber die Bedeutung von Einheit und Gegensatz ist aber zu sagen, daß unter Einheit das ununterschiedene mit sich Einssein, unter Gegensatz das von sich Verschiedensein zu verstehen ist. Nicht daß etwas von etwas Anderem verschieden sei, sondern daß es sich selbst als ein anderes sich entgegensetze, ist der hier zu fassende Sinn des Gegensatzes. Daß eine weitere Fortbildung von Grundintervallen, als die hier dargelegte, nicht möglich sei, liegt sowol theoretisch in der Natur des Begriffes, indem überall alle Bestimmbarkeit nothwendig darin erschöpft sein muß, wenn etwas in seiner Totalität als Ganzes, in seinen getrennten Gegensätzen und in der Verbindung dieser Gegensätze zum Ganzen nachgewiesen und erkannt ist. — Sodann aber wird es auch praktisch bestätigt, indem nicht nur dem Dreiklange sich etwas Consonantes nicht mehr hinzufügen läßt, sondern überhaupt auch jeder Ton in Bezug auf einen andern nur in der Bedeutung eines der drei Intervalle des Dreiklanges verstanden werden kann, wie an der Bildung der Tonleiter sich später ergeben wird. An diesen letzten Satz knüpfen wir an, um nun auch unsererseits das Ganze dieser Entwicklung noch einmal zu betrachten. Daß in dem Dreiklang sich das musikalische Gefühl absolut befriedigt findet und jede Hinzufügung eines neuen Tones zur Dissonanz und vermittelst dieser zu einem neuen Accorde führt, daß ferner von den Intervallen des Dreiklangs auch nicht ein einziges fortgelassen werden kann, indem das Fehlen der Terz die Empfindung der Leere des un-

vermittelten Auseinanderseins erzeugt, das Fehlen der Quinte aber den Eindruck des Weichlichen, Mattherzigen hervorbringt, ſchon dieſe Erfahrung, die ein jeder an ſich machen kann, ſpricht für eine Ableitung aus innern Gründen, weil nur eine ſolche zur Abgeſchloſſenheit, zur Beſtimmtheit führen kann. Denn daß von dem Standpunkt aus, auf den H. ſich geſtellt hat, überhaupt nur drei Töne die erſte muſikaliſche Bildung darſtellen können, iſt wol durch ſich ſelbſt klar. Von *einem* Ton wird ausgegangen; ſo iſt auch der Gegenſatz *einer*, und ebenſo die Vermittlung. Oder wenn man es noch ſchärfer faſſen will, *ein* Ton iſt im Verhältniß zu ſich der Ausdruck unmittelbarer Einheit; ein zweiter ein Verhältniß zu dieſer Entzweiung; ein dritter Ausdruck der wiederhergeſtellten Einheit. Darüber, daß die Betrachtung der bloßen Zahlenverhältniſſe nicht ausreicht, iſt oben geſprochen worden; wir ſehen, daß die Aufgabe darin beſtand, dem Quantitativen eine quantitative Seite abzugewinnen. Wir wüßten aber nicht, wie dies anders zu ermöglichen wäre, als durch die reinen logiſchen Verhältnißbegriffe der Einheit und des Gegenſatzes. Wir finden das in der Muſik einem beſtimmten Stoffe gegenüber, deſſen innere Unterſchiede theils auf Zahlen, theils auf allgemeine, geiſtige Verhältniſſe zurückzuführen ſind. Das Gefühl erfaßt ausſchließlich die letztere Seite, indem es ſich durch die wechſelnden Intervalle, durch die Mannigfaltigkeit der Accordübergänge bald aufgeregt bald beruhigt d. h. bald in dem Zuſtande der Entzweiung, bald in dem der Verſöhnung findet, die Akuſtik verhält ſich gegen die Erfahrungen des Gefühls gleichgiltig und ſchreibt alle muſikaliſche Wirkung einem unbewußten Rechnen zu, doch vermiſcht die Akuſtik die Unterſchiede des natürlichen Gefühls, indem ſie unvermögend iſt, einen entſchiedenen Gegenſatz von Conſonanz oder Diſſonanz hinzuſtellen; ſie kann es zu keiner Beſtimmtheit bringen, weil ſie nur mit der einen äußern Seite des Tonweſens operirt. Und wie andererſeits das Gefühl nie die reellen Urſachen jener auf geiſtigen Verhältniſſen beruhenden Wirkungen ergründen könnte, ſo würde auch eine logiſche Darſtellung, die nur die Kategorien der Vernunft feſthielte, nicht zur reellen Beſtimmtheit kommen; ſie würde nicht ſagen können, *wo* der Gegenſatz gegen den Grundton, *wo* die Vermittlung zu finden ſei. Nur durch die Verbindung beider Seiten iſt Beſtimmtheit der Erkenntniß zu erreichen; das Quantitative findet Maß und Geſetz in dem Allgemeinen, Logiſchen und dieſes wiederum in jenem. Darum erſcheint uns das von H. aufgeſtellte Princip als ſo durchgreifend, weil es beide Seiten in ſich enthält und das ſtets Gefühlte auf ſeine äußerſten Grundlagen zurückführt, dieſen aber wiederum eine innere Bedeutung gibt. — Daß die Intervalle der Quinte und Terz die von H. angegebene Bedeutung wirklich haben, beſtätigt das Gefühl. Man prüfe es an dem Eindruck, den die bloße Quinte in der Verbindung mit dem Grundton, den die bloße Terz in der Verbindung mit demſelben

machen. Auch in melodiſchen Bildungen wird man finden, daß Accente, die auf der Quinte liegen, etwas viel Entſchiedeneres haben, als Accente auf der Terz. Nicht ganz ohne Schwierigkeit iſt indeß die Beweisführung ſelbſt; auch ließe ſich vielleicht noch eine vollkommenere Darſtellung derſelben denken. Die Anſicht, das Verhältniß 2:3 als den normalen Ausdruck der Entzweiung, 4:5 als das Symbol wiederhergeſtellter Einheit zu betrachten, iſt ſo eigenthümlich, daß ſie nicht ſofort auf Zuſtimmung rechnen kann. Klar iſt jedenfalls, daß das Verhältniß 2:3 der nächſte, einfachſte und regelmäßigſte Ausdruck für den Widerſpruch in den Tonbeziehungen iſt. Man erkennt dies vielleicht noch deutlicher, indem man 4:3 für 2:3 ſetzt d. h. ſtatt des Grundtons die tiefere Octave derſelben. Alſo z. B. das große c verhält ſich zu dem kleinen g wie 4:3, d. h. letzteres macht in derſelben Zeit dreimal ſo viel Schwingungen, als erſteres. Während ich eine Schwingung von c höre, vernehme ich drei von g; ſomit iſt alſo g der nächſte Ton, durch den c ungleich getheilt wird. Daß nun der Zweiklang von Grundton und Quinte nicht befriedigend iſt, iſt aus der logiſchen Entwicklung leicht zu begreifen. Ebenſo leicht iſt zu erkennen, daß die Terz äußerlich den Gegenſatz vermittelt, indem durch ihr Hinzutreten ſich die Reihe 4, 5, 6 bildet. Grundton und Quinte verhalten ſich wie 2:3 oder 4:6; die natürliche Mitte iſt 5, und dies iſt eben die Terz. Daß aber die Terz in dem Verhältniß von 4:5 Negation der Negation, die wiederaufgehobene Entzweiung iſt, iſt weniger leicht einzuſehen. H. ſtellt ſich zwei klingende Quanta, d. h. etwa zwei Saiten vor, von denen die eine die Länge des Grundtons, die andere die Länge der Terz hat. Dieſe Längen verhalten ſich wie 5:4, dadurch entſteht zugleich das Verhältniß von einem Fünftheil zu vier andern Fünftheilen oder von 1:2, mal 2. In dieſem 2 mal 2 findet nun H. die Negation der Negation. Dieſer Weg ſcheint etwas gekünſtelt und bedenklich. Denn erſtens iſt das Verhältniß von vier Fünftheilen zu dem fünften übrig bleibenden nicht das unmittelbar Gegebene; zweitens iſt auch nicht unmittelbar klar, daß 2 mal 2 aufgehobene Zweiheit iſt. Vielleicht läge folgendes Verfahren näher. Durch den Eintritt der Terz iſt nicht nur das Verhältniß 4:5, ſondern auch das 5:6 (im Verhältniß der Terz zur Quinte) gegeben. Dieſe beiden miteinander multiplicirt, geben das Verhältniß 2:3 ($^4/_5$ mal $^5/_6 = {}^2/_3$). Somit wird durch das Hinzutreten der Terz das gegenſätzliche Intervall der Quinte ſeiner Unmittelbarkeit entriſſen und zu einem nicht blos äußerlich, ſondern innerlich Vermittelten gemacht. Denn im Zuſammenklang mit der Terz erſcheint die Quinte nicht mehr als unmittelbar Geſetztes, ſondern als Product. Die Terz iſt nicht nur ein beliebiger Zwiſchenton zwiſchen Grundton und Quinte, ſondern der den Gegenſatz innerlich vermittelnde. Da es aber zwei Wege gibt, um die Quinte als Product darzuſtellen, indem entweder das Verhältniß 4:5 das tiefere und 5:6 das höhere iſt oder umgekehrt, ſo würde der Moll-

dreiklang, deſſen Verhältniß 10:12:15 iſt, als ein dem Durdreiklang ebenbürtiges entwickelt ſein. Wir kommen darauf ſpäter noch einmal zurück.

Es braucht wol kaum hinzugefügt zu werden, daß auch jeder andere Zwiſchenton das Verhältniß von Grundton und Quinte vermitteln würde (z. B. in 10:11:15 iſt $^{10}/_{11}$ mal $^{11}/_{15}$ ebenfalls $= {}^{2}/_{3}$); die Vermittlung durch 4, 5, 6 iſt aber die nächſte und natürlichſte, die unmittelbar gegebene. Jede complicirtere Intervallencombination kann nur verſtanden werden, indem ſie auf die möglichſt einfachen zurückgeführt wird. Dann aber, wenn nun die Terz als das Intervall gefaßt wird, durch das die Quinte ein Vermitteltes wird als dasjenige, was die den reinen Einklang trennende Quinte in ſich ſelbſt minder trennt und ſo zur Affirmation führt, erhellt von ſelbſt, daß der Dreiklang ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze iſt, in Bezug auf den weder etwas fehlen noch hinzugefügt werden kann.

Die nächſte Bildung, die ſich an den Dreiklang anſchließt, iſt unſtreitig die Tonart, als der Inbegriff dreier Dreiklänge, des toniſchen und der Dominantendreiklänge, mit denen zugleich die diatoniſche Tonleiter gegeben iſt Ein Dreiklang beſtimmt ſich als toniſcher erſt im Gegenſatz und im Zuſammenhang mit den beiden Dominantdreiklängen d. h. indem er 1) auf ſeiner Quinte einen neuen Dreiklang bildet, 2) ſeinen Grundton zur Quinte eines neuen Dreiklangs macht. Sodann beſteht die unmittelbare Einheit in dem toniſchen Dreiklang, der durch Fortbeſtimmung zu zwei Dominantdreiklängen nicht nur äußerlich einen Gegenſatz zu ſich hervorbringt, ſondern ſich auch zu ſich ſelbſt gegenſätzlich verhält, inſofern ſeine toniſche Bedeutung wankend wird. Durch Rückkehr zu ſich ſelbſt ſtellt er ſeine Einheit mit ſich wieder her. Daß die Elemente, aus denen die Tonart beſteht, in dem Verhältniß der unmittelbaren Einheit, der Entzweiung und der wiederhergeſtellten Einheit zueinander ſtehen, dürfte im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegen. Im Einzelnen könnte man fragen, warum hier der Gegenſatz zu zwei Accorden führt, während in der Bildung des Dreiklangs doch nur ein Ton Ausdruck des Gegenſatzes war, warum die Quinte und Grundton Wendepunkt der Entzweiung werden und nicht die Terz, warum ferner die Auflöſung des Gegenſatzes nicht, wie im Dreiklang, durch Hinzutreten eines neuen Elements, ſondern durch einfache Rückkehr zum Anfang bewirkt wird. Geht man in dieſer Weiſe näher auf das Einzelne ein, ſo wird man in der Darſtellung von H. noch manche Lücken finden, wie ſie bei dem erſten Auftreten eines Syſtems unvermeidlich ſind, Lücken indeß, die wol zu weiterm Nachdenken anregen, aber nicht zum Zweifel an der Ausführbarkeit des Princips führen. Denn was z. B. die beiden erſten oben angegebenen Punkte betrifft, ſo iſt es nicht ſchwer, den Grund davon einzuſehen. Der Dreiklang, als ein in ſich Concretes, kann nicht mehr einen einfachen Gegenſatz haben, wie der Grundton.

Wie ferner der Gegenſatz des Grundtons wieder ein einzelner Ton iſt, ſo wird der Gegenſatz des Accordes ein Accord oder vielmehr, nach dem Obigen, mehre Accorde ſein. Nach logiſchem Geſetz iſt aber Entgegenſetzung nicht denkbar ohne Gemeinſamkeit. Dieſe Gemeinſamkeit beſtand in der Bildung des Dreiklangs in dem Zuſammenklang der betreffenden Töne. Da aber der Dreiklang vollendeter Zuſammenklang iſt, ſo kann dasjenige, was zu ſeiner weitern Entwicklung gehört, nicht mehr dem Dreiklang gleichzeitig hinzutreten, ſondern es iſt nur in der Zeitfolge zu denken. Wäre der dem Dreiklang folgende Dreiklang durch gar keinen gemeinſchaftlichen Ton mit ſeinem Vorgänger verbunden, ſo wäre keine Gemeinſamkeit, ſomit auch kein Gegenſatz, ſondern Beziehungsloſigkeit. Werden zwei Töne als gemeinſchaftlich geſetzt, ſo würde dem Durdreiklang nicht wieder ein Dur-, ſondern nur ein Molldreiklang folgen können. Nun entſteht die Frage, welches der gemeinſame Ton ſein ſoll. Da im Dreiklang die Terz der eigentliche Sitz der Vermittlung, Grundton und Quinte Sitz des Gegenſatzes ſind, ſo iſt das Natürliche, daß der wieder zur Trennung fortgehende Dreiklang in diejenigen Momente zurückfalle, die in ihm ſelbſt Sitz der Trennung ſind und daß ſeine Quinte in die entgegengeſetzte Bedeutung des Grundtons, der Grundton in die entgegengeſetzte Bedeutung der Quinte umſpringt. Daß mithin die Dominantendreiklänge als Träger des gegenſätzlichen Moments auftreten, ſcheint ganz rationell. Schwieriger iſt es zu begreifen, daß die wiederhergeſtellte Identität keines beſondern Organes bedarf, wie in der Bildung des Dreiklangs der Terz, ſondern ſich einfach durch Rückkehr zum Anfang verwirklicht. Doch würde uns die nähere Erörterung dieſes Punktes hier zu weit führen.

„Die in der einzelnen Tonart," heißt es bei H., „ſchon angeregte Accordverkettung kann nach beiden Seiten nur in das Unendliche ſich fortbilden, und nachdem, wie es in der Tonartverbindung mit Unter- und Oberdominanten geſchieht, immer ein folgender Dreiklang als Mitte für zwei Nebendreiklänge zu beſtimmen ſein wird, ſo erſcheinen auch die Tonarten in das Unendliche ineinander verkettet. Zu einem höhern Einheitsbegriffe als dem der Tonart ſelbſt, kann es aber nicht kommen, und zwar ebenſowenig, als der Dreiklang in ſich ſelbſt etwas zugeſetzt erhalten könnte; denn wie dieſer die vollſtändige Entwicklung des Dreiklangbegriffes nach innen, ſo enthält die Tonart dieſelbe nach außen, jener als Gleichzeitiges im Stillſtande, als Accord, dieſe als Gleichzeitiges in der Bewegung, als Accordfolge." Sehr ſchön iſt hier entwickelt, daß über den Begriff der Tonart in gewiſſer Beziehung nichts hinausgeht. In einem Punkte müſſen wir aber von H. abweichen, darin, daß die Accordverkettung ſich „nach beiden Seiten in das Unendliche fortbilden könne". Wir finden, daß dieſer Geſichtspunkt in ſeiner ganzen Darſtellung nicht verlaſſen wird; demgemäß ſieht er die Trübung der reinen

Quint- und Terzverhältniſſe, die auf unſern temperirten Inſtrumenten ſtattfindet, als einen praktiſchen Nothbehelf, als einen Mangel in der Darſtellung der Idee an, er gedenkt „derjenigen Uebergänge, die ſich auf die ſogenannte enharmoniſche Verwechſelung gründen, nur vorübergehend, da ſie dem temperirten, nicht dem reinen Tonſyſtem angehören". Uns ſcheint es, daß ſich auch das Syſtem der zwölf Tonarten und, was damit zuſammenhängt, die temperirte Stimmung aus der Idee hätte begreifen laſſen. Zunächſt freilich erſcheint das Syſtem der Tonarten, wenn man nach der Ober- und Unterdominantenſeite weiter fortgeht, als ein unendliches. Auf unſern Claviaturen iſt, von C an gerechnet, die zwölfte Quinte ſowol aufwärts als abwärts wieder = C; Vielen mag es aber unbekannt ſein, daß es eigentlich anders ſein ſollte, indem die zwölfte Quinte aufwärts nach der reinen Stimmung etwas höher, die zwölfte Quinte etwas tiefer als c iſt. Und überhaupt wird man, in Quinten fortgehend, nie einen Ton erreichen, der mit einer Octave des Ausgangstones identiſch iſt; oder, mathematiſch ausgedrückt, keine mögliche Potenz von $^3/_2$ iſt mit irgend einer Potenz von 2 identiſch. So erſcheint alſo das Syſtem der Tonarten zunächſt als ein der Idee nach unendliches. Indeß würde ſchon die äußere Natur des Tonreichs dieſe Unendlichkeit beſchränken. Es gibt nicht unendlich viele Töne. Die tiefſten hörbaren Töne machen acht bis ſechszehn Schwingungen in der Secunde; die höchſten hörbaren erreichen noch nicht die Zahl von vierzigtauſend Schwingungen (36,500 Schwingungen werden als das bis jetzt bekannte Maximum angegeben). Das eingeſtrichene A, der Normalton aller Orcheſter, macht 440 Schwingungen in der Secunde; der tiefſte von Senart vernommene Ton von acht Schwingungen liegt alſo zwei Octaven tiefer, als das Contra-C; der höchſte iſt etwas tiefer als das achtgeſtrichene C; es ſind ſomit etwa zwölf mögliche Octaven bekannt. In dieſen Verhältniſſen ſchon würde eine Schranke für die Unendlichkeit der Idee liegen — doch eine äußere, die als ein bloßer Mangel in der Realiſation der Idee erſcheinen müßte. Wenden wir aber denſelben idealen Geſichtspunkt, den H. jeder einzelnen Bildung zu Grunde legt, auf das Ganze des Tonſyſtems an, ſo ergibt ſich die Nothwendigkeit, daß das Syſtem der Tonarten ein in ſich geſchloſſenes ſei. Derſelbe Trieb, der uns hindert, bis in das Unendliche Töne zu Accorden zu verbinden und den Dreiklang hervorruft, der die Tonart mit drei Dreiklängen in ſich abgrenzt, muß auch das Syſtem der Tonarten begrenzen. Indem wir von der Ausgangstonart immer weiter nach außen gehen, entfernen wir uns immer weiter von der Einheit zur Mannigfaltigkeit; in der Idee ſelbſt liegt es, daß die Mannigfaltigkeit wieder zur Einheit zurückgebogen werde. Somit iſt der Grund, weshalb wir der Unendlichkeit der Idee eine Grenze ſetzen, nicht ein materieller, ſondern ein idealer. Die Trübung der reinen Stimmung geht aus einem Gegenſatz hervor, der

innerhalb der Idee ſelbſt iſt. Die abſolute Abgeſchloſſenheit des Tonſyſtems kann aber nur dadurch erreicht werden, daß die beiden Quintenreihen, welche Töne und Tonarten erzeugen, nicht nur eine Grenze finden, ſondern dieſe Grenze in dem Ausgangston finden; ſo werden 1) Ende und Anfang identiſch, 2) treffen die entgegengeſetzten Richtungen nach der Ober- und Unterdominantenſeite in einem Punkte zuſammen. Bekanntlich iſt dieſe Forderung in unſerm Tonſyſtem erfüllt; bekanntlich iſt ſie erfüllt auf Koſten der ſtrengen Reinheit der Töne. Uns kam es nue darauf an, zum Bewußtſein zu bringen, daß dies nicht blos darum geſchieht, weil ein Syſtem von zwölf Tönen und zwölf Tonarten überſichtlicher, leichter zu behandeln iſt, als eins von 50, 100, 1000 u. ſ. w., ſondern vielmehr, weil jene ſchlechte Unendlichkeit, die keine beſtimmte Grenze kennt, dem Weſen des Geiſtes widerſpricht, weil Rückkehr aus der Mannigfaltigkeit zur Einheit das Grundgeſetz des Geiſtes iſt. Doch iſt zunächſt mit dieſem Geſetz noch nichts weiter gewonnen, als daß irgend eine Quintenpotenz mit dem Ausgangston identiſch zu ſetzen iſt; daß grade die zwölfte, wie in unſerm Tonſyſtem, bedarf erſt eines beſondern Beweiſes. In ganz ähnlicher Weiſe, wie in der Entwicklung des Dreiklangs eine Vereinigung philoſophiſcher Denkart und philoſophiſch-mathematiſcher Erkenntniß, des Innern und Aeußern, des Qualitativen und Quantitativen zu bemerken war, wird es auch hier darauf ankommen, die Idee ſo zu realiſiren, wie die mathematiſche Natur der Sache es am eheſten zuläßt. Hier findet man nun durch Berechnung, daß die zwölfte Quinte in der That diejenige iſt, die ſich dem Ausgangston am meiſten nähert. Da ſie etwas höher iſt, als c, ſo würde ſchon die vierundzwanzigſte noch unbrauchbarer ſein. Setzen wir $c = 1$, $g = {}^3/_2$, ſo iſt $({}^3/_2)^{12}$ etwas höher als 2^7. Nothwendig iſt das Differenzverhältniß zwiſchen $2^7 \times 2^7$ und $({}^3/_2)^{12} \times ({}^3/_2)^{12}$ noch größer. Wollten wir eine Quinte finden, die näher an c liegt, als die zwölfte, ſo müßten wir an diejenige anknüpfen, die unter den tiefer als c liegenden Quinten die geringſte Differenz hat, d. h. an h, die fünfte Quinte. Die zwölfte Quinte von h wird c ſchon etwas näher treten, die vierundzwanzigſte noch etwas näher, und in der That gewinnt man auf dieſem Wege eine und ſogar mehre Quinten, die weniger von c differiren, als die zwölfte. Nun iſt aber noch Folgendes zu berückſichtigen. Gewiß wäre ein Tonſyſtem ſchlecht, das in irgend einer tiefern Oktave weniger Töne enthielte, als in einer höhern. Unſere Contraoctave liegt zwiſchen 32,7 und 65,4 Schwingungen, enthält alſo nur zweiunddreißig mögliche Töne. Das eben angedeutete Tonſyſtem würde aber ſchon mehr als vierzig Töne enthalten, mithin für die Contraoctave unbrauchbar ſein. Abgeſehen davon dürfte es auch dem geübteſten Ohr ſchwer werden, dieſe feinen Unterſchiede noch wahrzunehmen. Somit müſſen wir wol bei demjenigen Syſtem, das die zwölfte Quinte als mit c identiſch ſetzt, ſtehen bleiben.

Wenigſtens vom Standtpunkt der Quinte aus. Aber es kommt noch ein andrer Umſtand in Betracht. Mit jedem Grundton und ſeiner Quinte entſteht eine Terz. Entweder iſt auch dieſe irgendwie mit den Tönen des Quintencirkels identiſch zu ſetzen, oder unſer Tonſyſtem bekommt auf eine andere Weiſe dennoch die gefürchtete Richtung ins Unendliche. Da alle Terzen zueinander in einem Quintenverhältniß ſtehen, ſo werden, wenn eine von ihnen mit einem der auf dem Wege des Quintencirkels genommenen Töne übereinſtimmt, alle übereinſtimmen. Geſchähe dies aber nicht, ſo entſtänden zwölf Töne außer den erſten zwölf, die ausſchließlich Terzbedeutung hätten. Damit wäre etwas Unfertiges, Ueberſchüſſiges in das Tonſyſtem hineingekommen. Es entſtände das Bedürfniß, ſie ſelbſt ebenfalls als Grundtöne zu ſetzen; ſo würden wir zu zwölf neuen Terzen kommen, und ſo ins Unendliche fort. Nun iſt die vierte Quinte etwas höher als die Terz des Ausgangstones; durch Gleichſetzung dieſer beiden Töne wird daher auch dieſe Differenz ausgeglichen. Bei dem Syſtem der zwölf Tonarten iſt ſomit die Quinte etwas tiefer, als ſie ſein ſollte, die Terz etwas höher. Doch iſt nicht zu überſehen, daß die Differenz der Terz eine bei weitem größere iſt, als die der Quinte. Wenn ſich daher vom bloßen Standpunkt der Quinte aus das zwölfſtufige Tonſyſtem als das beſte erweiſt (ausgenommen das 41- 53- und 65ſtufige Syſtem), ſo hat (wir entnehmen dieſe Zahlen einem kürzlich erſchienenen Werke von Opelt „Allgemeine Theorie der Muſik") vom Standpunkt der Terz aus das einunddreißigſtufige den Vorzug vor allen übrigen. Das 19ſtufige Syſtem aber würde eines der Ausgleichung ſein. In dieſem iſt die Differenz der Terz dieſelbe, wie die der Quinte; beide ſind tiefer, als ſie nach der Idee ſein ſollen; die Differenz der Quinte würde faſt viermal bedeutender ſein, als in dem jetzigen Syſtem; die Differenz der Terz etwa um die Hälfte kleiner. In dieſem Syſtem würde nicht nur die neunzehnte Quinte mit dem Ausgangston identiſch ſein, ſondern auch die neunzehnte Terz, während in dem unſern die dritte mit dem Grundton zuſammentrifft. Das neunzehnſtufige Syſtem würde endlich die Unterſchiede zwiſchen cis und des, dis und es u. ſ. w. noch darſtellen. Den Vorzug größerer Mannigfaltigkeit und Symmetrie zugleich ſcheint alſo das neunzehnſtufige Syſtem zu haben; doch iſt anderſeits zu erwägen, daß in der Entſtehung des Tonſyſtems die Quinte die Priorität vor der Terz hat. An die Quinte knüpft die ganze Erweiterung des Tonſyſtems an; die Terz kommt erſt in zweiter Reihe in Betracht. Außerdem ſcheint es in dem gegenſatzlichen Weſen der Quinte zu liegen, daß ſie am wenigſten eine Trübung und Abſchwachung verträgt; die vermittelnde Terz iſt fügſamer. Deshalb ſcheint das zwölfſtufige Tonſyſtem dennoch das beſte denkbare zu ſein. Jedenfalls könnte nur noch das neunzehnſtufige ihm gegenüber einen Anſpruch erheben. — Folgende Betrachtung möge dieſen Abſchnitt beſchließen. Von der rein mathematiſchen An-

ſchauung aus, der die Zahlverhältniſſe als das Weſen der Muſik gelten, iſt jeder Mangel der Reinheit etwas Unerträgliches; denn die temperirte Quint iſt, mathematiſch betrachtet, eine viel größere Diſſonanz, als irgend eins der verworfenen diſſonanten Intervalle. Die hauptmanniſche Anſchauung, welche die Zahlen nicht als das Wahre, ſondern als Erſcheinung des Weſens faßt, kann auf die abſolute Reinheit verzichten; es genügt eine Erſcheinung, die das Weſen noch eben erkennen läßt.

Nachdem wir geſehen haben, wie in dieſer Richtung die von H. aufgeſtellte Theorie ſich weſentlich erweitern ließe, lenken wir in den Gang ſeiner eignen Darſtellung wieder zurück. Eigenthümlich iſt die Entwicklung des Molldreiklangs. „Die Beſtimmungen der Dreiklangsintervalle ſind bisher von einer poſitiven Einheit ausgehend geſetzt worden, von einem Grundtone, auf welchem ſich die Quinte und die Terz bezieht. Sie laſſen ſich auch in einem entgegengeſetzten Sinne denken. Wenn jenes ſich ſo ausdrücken läßt: daß ein Ton Quinte und Terz habe, ſo würde die entgegengeſetzte Bedeutung darin beſtehen, daß ein Ton Quinte und Terz ſei." Da ſich im Molldreiklang der Grundton zur Terz wie 5 : 6 und die Terz zur Quinte wie 4 : 5 verhält und da letzteres Verhältniß in der Theorie H's. als das unmittelbare, erſteres als ein abgeleitetes erſcheint, ſo iſt es ganz conſequent, daß H. den Molldreiklang von der Quinte aus conſtruirt. Da nun die Quinte der Sitz des Widerſpruchs iſt, ſo hat Moll, was wieder mit dem Gefühl übereinſtimmt, den Charakter der Entzweiung, der Negative; und es iſt nur eine Folge des urſprünglichen Weſens, daß ſich der Molldreiklang nicht, mit der von Dur, zu einem Syſtem von Molldreiklängen und einer aus reinen Molldreiklängen gebildeten Tonart und Tonleiter zu erweitern vermag, ſondern nach ſeiner Oberdominantſeite einen Durdreiklang hat. Die Erſcheinung von Moll iſt unſtreitig richtig erklärt. Nur darin finden wir eine Lücke, daß es heißt: „die Beſtimmungen der Dreiklangsintervallen laſſen ſich auch in einem entgegengeſetzten Sinne denken." Damit iſt eine bloße Möglichkeit, nicht eine Nothwendigkeit gegeben. Wir erinnern hier an die etwas abweichende Erklärung des Dreiklanges, die oben von uns aufgeſtellt wurde: daß der Dreiklang darum befriedige, weil in ihm die Quinte, der Gegenſatz gegen den Grundton, als Product d. h. als ein Vermitteltes geſetzt ſei. Da es nun gleich iſt, ob ich $^2/_3$ als $^4/_5$ mal $^3/_6$ oder als $^5/_6$ mal $^4/_5$ ſetze, ſo iſt auch der Molldreiklang ebenſo befriedigend als der Durdreiklang. Dennoch iſt auch in dieſer Erklärung dem Durklange der Vorzug zu geben, weil alle muſikaliſche Bildung von der Tiefe nach der Höhe fortſchreitet und ſo das Frühere, $^4/_5$, in die Tiefe, das Spätere, $^5/_6$, in die Höhe zu legen iſt. Wenn wir alſo auch hier Moll nur als eine Möglichkeit erhalten würden, ſo bleibt noch der Weg, es im Syſtem der Durtonart ſelbſt aufzuſuchen, wo der Molldrei-

klang als ein Uebergangsaccord erſcheint. Wenn er ſich ſomit als ein Unſelbſtſtändiges ergeben würde, ſo ſtimmt die Praxis damit überein, da ſich eben das Syſtem einer Molltonart nur mit Hülfe von Dur bildet.

Wenn wir in der Molltonart zwei Molldreiklänge und, nach der Oberdominantſeite, einen Durdreiklang haben, ſo ergibt ſich die Möglichkeit einer wiederum andern Combination aus zwei Durdreiklängen und, nach der Unterdominantſeite, einem Molldreiklang beſtehend. Obſchon man dieſelbe bisher nicht als beſondere Tonart betrachtet hat, ſo kommt ſie doch in der Praxis oft genug vor. H. nennt ſie Molldurtonart. Sie beſonders ins Auge zu faſſen, rechtfertigt ſich ſchon durch den Umſtand, daß der urſprünglich zum Mollſyſteme gehörige verminderte Sertimenaccord ebenſogut nach Dur, als nach Moll führt.

Die äußerſten Grenzen der Tonart ſind nach H. die Oberdominantquinte und der Unterdominantgrundton. Durch die Verbindung dieſer beiden Töne entſtehen zwei verminderte Dreiklänge, als Ausdruck der in ſich übergehenden Tonart. Neue Accorde bilden ſich, indem eine Tonart im Begriff iſt, in eine andere überzugehen; intereſſant iſt namentlich die Entſtehung des übermäßigen Sertaccords auf dieſem Wege. Wenn auch vielleicht in dieſen Unterſuchungen, auf die wir im Einzelnen nicht weiter eingehen können, noch nicht überall das letzte Wort von H. geſprochen ſein ſollte, ſo ergibt ſich doch durchweg eine viel tiefere, anregendere Anſchauung, als die bisherige es war. Noch mehr tritt dies in der ſehr umſtändlichen Entwicklung der Diſſonanz und der Septimenaccorde hervor, die für den Muſiker ſehr lehrreich und feſſelnd iſt. Wenngleich in dieſem Abſchnitt nicht blos die Accordbildung und Accordfolge, ſondern auch die Stimmführung in ausführlicher Weiſe zur Sprache kommt, ſo iſt es doch vorwiegend die Rückſicht auf die Harmonie, die den Gedankengang beſtimmt. Es iſt eben in dieſer ganzen Unterſuchung mehr um Erkenntniß des Geſetzmäßigen, als um die Anleitung zu freieren Bildungen zu thun. „Die Accorde werden blos in ausſchließlich engſter Intervallage, und in Fortſchreitungen, wie ſie ohne Wahl und Willen, nur aus den nächſten Forderungen hervorgehn, dargeſtellt.“ Dennoch läßt ſich der Wunſch nicht unterdrücken, daß nun auch der Melodie eine ſelbſtſtändige Behandlung zu Theil würde, wenigſtens was ihre allgemeinen Geſetze und Bedingungen betrifft. Damit hängt zuſammen, daß wir auch den Gegenſatz von Polyphonie und Homophonie eine beſondere Erörterung gewünſcht hätten. Man nennt freilich als nothwendige Folge des Grundprincips, mit dem wir ganz übereinſtimmen, daß die Harmonie immer als die Subſtanz eines muſikaliſchen Kunſtwerks, nicht blos als zufälliges Ergebniß mehrer ſelbſtſtändiger Stimmen zu betrachten ſein wird. Wie weit indeß innerhalb dieſes harmoniſchen Geſammtlebens die Melodie, ſei es in einer einzelnen oder in mehren oder in allen

Stimmen, zur Selbſtſtändigkeit gelangen könne, auf dieſe Frage erhalten wir keine Antwort. Daß von einer Selbſtſtändigkeit der Melodie in dem Sinne, wie etwa die alten Griechen ſie hatten, ohne jede harmoniſche Unterlage, und wie ſie Rouſſeau, der die Harmonie eine gothiſche, barbariſche Erfindung nannte, verlangte, nicht die Rede ſein kann, leuchtet aus dem Zuſammenhange von ſelbſt ein. Denn dieſe Thatſache ſteht durch H. feſter als je, daß, ſo weit es ſich wenigſtens um moderne Muſik handelt, jeder Ton eine urſprünglich harmoniſche Bedeutung hat.

Der zweite Hauptabſchnitt des Werkes handelt vom Metrum und Rhythmus. „Metrum wollen wir das ſtetige Maß nennen, wonach die Zeitmeſſung geſchieht; Rhythmus, die Art der Bewegung in dieſem Maße. Das Maß wird ſich ſeiner äußern Beſchaffenheit nach ergeben als eine zwei-, drei- oder viertheilige Einheit; die Bewegung in dieſem Maße, die von unendlicher Mannigfaltigkeit der Geſtaltung an ſich ſein kann, wird als gemeſſene doch auch nur in den Beſtimmungen ihre Verſtändlichkeit finden, welche aus dem metriſchen Begriffe hervorgehen. Wir werden aber hier denſelben Begriffsmomenten wieder begegnen, die uns das Weſen des Dreiklangs erklärt haben, dem der Einheit, des Gegenſatzes und des geeinten Gegenſatzes.“ H. entwickelt nun, daß das zweizeitige Metrum gegenſatzlos, das dreizeitige, weil in ihm der zweite Taktheil zweiter in Bezug auf den erſten, erſter in Bezug auf den dritten ſei, das Metrum des Gegenſatzes, das vierzeitige das des geeinten Gegenſatzes ſei. Denn letzteres gehe durch das dreizeitige, d. h. durch das Moment des Widerſpruchs, hindurch; indem aber ein vierter Taktheil hinzutrete, werde die durch den dritten geſtörte Zuſammengehörigkeit des erſten und zweiten wiederhergeſtellt. Das Gefühl findet auch hier wieder die Beſtimmungen der Theorie beſtätigt; die unentwickelte Einfachheit des zweizeitigen, die Unruhe des dreizeitigen, die befriedigte Fülle des vierzeitigen Metrums, das ſind Eigenſchaften, die ſich nicht wegleugnen laſſen. Nur daran nehmen wir Anſtoß, daß, während auf harmoniſchem Gebiet die erſten Darſtellungsformen der einzelnen Begriffsmomente, Grundton, Quinte und Terz, zu keinem rechten ſelbſtſtändigen Daſein gelangen, dies auf metriſchem der Fall ſein ſollte. So gut wir jedes Tonſtück auf den Dreiklang baſiren, müßten wir es conſequenterweiſe auch im vierzeitigen Metrum ſchreiben. Das zwei- und dreizeitige dürften nur vorhanden ſein, inſofern ſie in dem dreizeitigen enthalten ſind. Denn warum ſollen die erſten Abſtractionen auf metriſchem Gebiet eine größere ſelbſtſtändige Kraft haben, als auf harmoniſchem? Auch ſcheint das zweizeitige Metrum nicht ein ſo einfaches zu ſein, das gar keinen Gegenſatz in ſich enthielte; es ſcheint vielmehr, daß das zwei-, drei- und vierzeitige Metrum ſich zwar in der von H. angegebenen Weiſe zueinander verhalten, aber nur in höherer Potenz, doch können wir nicht näher in dies Verhältniß ein-

gehen; wir begnügen uns, die Lücke anzudeuten. — Die Ausführung des metriſchen Theils geht ebenſo, wie die des harmoniſchen, mit großer Genauigkeit in viele intereſſante Einzelheiten ein. Wir begnügen uns, darauf aufmerkſam zu machen, wie H. auch im Metrum einen Gegenſatz findet, den er mit dem von Dur und Moll vergleicht, je nachdem das erſte oder das zweite Glied des metriſchen Paares accentuirt wird. Was den Gegenſatz von Metrum und Rhythmus betrifft, ſo iſt die abſtracte Regelmäßigkeit des Metrums keine nothwendige Bedingung. „Es darf nicht als Mangel des Sinnes für reguläre Bildung, als Unfähigkeit, ein größeres Ganze zu überſehen oder zuſammenfaſſen zu können, betrachtet werden, wenn wir eine direct nicht regulär zu nennende metriſche Formation äſthetiſcher Forderung doch entſprechend finden. Die Form iſt der Wirklichkeit überall nur die Form des Inhaltes. Es kann gräde das inhaltreichere, höher intentionirte, Kunſtwerk ſolche Abweichungen von der ſchlechthin an ſich klaren Regularität metriſcher Beſchaffenheit öfter in ſich enthalten. So zeigen auch die organiſchen Bildungen der Natur auf den niederen Stufen eine faßlichere Regularität der Form, ſie ſcheinen einem ſtrengeren Geſetze zu folgen, als die höher organiſirten, in welchen das reichere und mehr individualiſirte Leben auch in ihr formales Daſein übergeht und dieſes complicirter, nicht weniger geſetzlich, aber vielfach bedingter geſtaltet." Dennoch bedarf es auf der andern Seite für die Muſik der Grundlage des Metrums. Das Recitativ iſt rhythmiſch, ohne metriſch zu ſein. Wie aber eben das Recitativ ſich von der nachfolgenden Arie, von dem metriſch-periodiſchen Muſikſtücke unterſcheidet und erſt mit dieſem die muſikaliſche Kunſtſphäre im engeren Sinne betreten wird, ſo iſt es ein großer Irrthum des Componiſten, wenn er glaubt, bei der Compoſition von Textworten überhaupt nur dem rhythmiſchen Gange derſelben folgen zu dürfen und der muſikaliſch metriſchen Faſſung dabei überhoben zu ſein.

Der metriſche Abſchnitt ſchließt mit einem Capitel über das Sprachmetrum, das durch viele feine Bemerkungen, z. B. über das Verhältniß des Dactylus zum Trochäus und Spondeus, über Quantität und Accent auch dem Philologen von Intereſſe ſein wird. In dieſem Zuſammenhange berührt H. im Allgemeinen das Verhältniß der Poeſie zur Muſik; und, obſchon dieſe Stelle mit dem weſentlichen Inhalt des Werkes nicht in ſtrengem Zuſammenhange ſteht, können wir uns doch nicht enthalten, ſie ihrer Trefflichkeit wegen mitzutheilen. „Die Rede nach ihrem Wortausdruck zu betonen, ſie in ihren Einzelmomenten zu nüanciren, kann die Aufgabe der Muſik ſo wenig ſein, als ſie ihrer Natur nach eben das Entgegengeſetzteſte zu thun hat: ſie hat in der Gefühlsſprache *verbunden* auszudrücken, was die verſtändige Wortſprache nur *getrennt* auseinander und nacheinander ſetzen kann. Wo dieſe von *Freud* und *Leid* ſpricht, und geſondert erſt das eine, dann das andere

nennen muß, da wird die Muſik das Leid in der Freude und die Freude im Leide ausdrücken können und ausdrücken ſollen; nicht aber das eine Wort freudvoll, das andere leidvoll zu betonen haben. Der muſikaliſche Ausdruck läßt hierin den ſprachlich poetiſchen weit hinter ſich, und die Muſik, wo ſie nicht eben blos declamatoriſch, blos wortbetonend iſt, wird immer die Poeſie ſich unterordnen. Der Wortausdruck hat an den muſikaliſchen keinen andern Anſpruch geltend zu machen, als den, daß er nicht verletzt werde durch unverſtändige, widerſinnige Betonung; nicht aber, daß der muſikaliſche in alle ſeine Einzelnheiten eingehe und ſie mit Tönen auszudrücken ſuche: denn die Muſik betont den Gefühlscomplex, der in den Worten enthalten, nicht die Worte ſelbſt. Die Muſik iſt der Algebra zu vergleichen, die Wortſprache der Zahlenrechnung. Was die Muſik in allgemeinem Ausdrucke enthält, kann die Wortſprache nur als Beſonderes ausdrücken. Die algebraiſche Formel ſtellt das Ineinanderweben und Wirken der Factoren dar: die Factoren und das Product in Einem. Die Zahlenrechnung entweder nur die Factoren oder nur das Product. Jene hat aber die allgemeine Bedeutung für unendlich viele zu ſetzende Einzelwerthe. So iſt die Muſik. Man hat öfters den Verſuch machen ſehen, den Inhalt eines Inſtrumentalmuſikſtückes in Worten, in einem Gedicht auszuſprechen. Das Reſultat kann nie befriedigend ausfallen. Wenn der algebraiſche Ausdruck $a + b = c$ ſetzt, und man in Zahlen dafür ſetzen will $2 + 3 = 5$, ſo iſt dieſe Anwendung der Formel allerdings eine ganz richtige; es laſſen ſich aber für a und b unendlich viele andere Werthe ſetzen, die c als eine andere Summe ergeben und wo die Factorencombination ebenſo richtig den Inhalt der Formel erfüllt. So wird auch dieſelbe Muſik verſchiedenſte Wortauslegung finden können, und von keiner wird zu ſagen ſein, daß ſie die erſchöpfende ſei, daß ſie die eigentliche und die ganze Bedeutung der Muſik enthalte; dieſe iſt eben auf das beſtimmteſte nur in ihr ſelbſt enthalten. Nicht die Muſik hat den unbeſtimmten Sinn: ſie ſagt einem jeden daſſelbe; ſie ſpricht zum Menſchen und ſagt nur menſchlich Gefühltes. Eine Mehrdeutigkeit kommt erſt zum Vorſchein, wenn jeder in ſeiner Weiſe den Gefühlseindruck, den er empfängt, in einen beſondern Gedanken faſſen, wenn er das flüſſige Weſen der Muſik fixiren, das Unausſprechliche ausſprechen will."

Der letzte, bei weitem kürzeſte Abſchnitt des Werkes faßt die beiden früheren zuſammen und handelt von dem Zuſammenhange des Metriſchen und Harmoniſchen. — Wie aus der Vorrede erſichtlich, iſt ein Nachtrag, der ſich erläuternd mehr mit dem Einzelnen beſchäftigen ſoll, ſchon vorbereitet; es wäre dringend zu wünſchen, daß derſelbe bald erſchiene, nicht nur zum Beſten derer, denen die weitere Durchführung des Syſtems am Herzen liegt, ſondern vorzugsweiſe auch, um das etwas abſtract gehaltene, nicht Vielen zugängliche Hauptwerk dem allgemeinen Verſtändniß näher zu führen. Denn ſo klar und einfach die Dar-

ſtellung iſt, nicht blos in der Anordnung des Ganzen, ſondern auch ſtiliſtiſch, ſo liegen doch zuviel Schwierigkeiten in der Sache ſelbſt, als daß es nicht einiger Mühe bedürfte, um ſie in ſich aufzunehmen. Der eine ſieht ſich durch die ſpeculative Grundanſchauung, der andere durch die Hineinziehung der mathematiſchen Verhältniſſe, der dritte durch die reiche Fülle des muſikaliſchen Details gehindert. Es iſt eben ein tief angelegtes und zur vollen Reife entwickeltes Werk, das, ſo wie es entſtanden iſt, auch verſtanden werden will. Es vereinigt alle bisherigen Standpunkte in ſich, den abſtract äſthetiſchen, den mathematiſch-phyſiſchen und den praktiſch-muſikaliſchen (Hauptmann iſt ſeit vie'en Jahren Lehrer der Compoſition in Leipzig und ſelbſt ein trefflicher Componiſt) und leiſtet darum dasjenige, was wir in einer echten Aeſthetik der Tonkunſt zu ſuchen haben. Wie vieles auch noch zu thun übrig bleiben mag, ein großer Fortſchritt iſt unverkennbar.

Wir könnten hiermit unſern Bericht ſchließen, wenn es uns nicht noch am Herzen läge, die Beziehung des hauptmannſchen Werkes zu einigen Fragen anzudeuten, welche die Gegenwart beſonders lebhaft beſchäftigen. Wir meinen zunächſt den Streit, ob die Muſik ſich ſelbſt Zweck ſei, eine tönende Arabeske, oder ob ſie einen geiſtigen Inhalt habe. Von jeher hat man eigentlich das letztere angenommen, da dasjenige, was eine ſo unleugbare Wirkung auf den Geiſt ausübt, doch auch geiſtigen Urſprungs ſein müſſe. Erſt in neuerer Zeit gewinnt die entgegengeſetzte Anſicht, durch Uebertreibungen der idealiſtiſchen Anſchauungsweiſe gefördert, Macht und Bedeutung; und man hört und lieſt ſolche Dinge, wie z. B.: „Niemals könne der echte Tondichter ſich die Aufgabe ſtellen, dieſe oder jene Empfindung in Tönen auszudrücken," womit dann freilich Mozart, Haydn, Beethoven, vieler anderer nicht zu gedenken, wenn auch nicht mit allen, ſo doch einem großen Theil ihrer Compoſitionen aus der Reihe der erſten Tondichter ausgeſtrichen ſein würden. Es iſt dies nur eine beſondere Erſcheinungsform des auch auf andern Gebieten beliebten Materialismus. Der ganze Zuſammenhang des hauptmannſchen Werkes macht es klar, die allgemeinen Andeutungen, die er in der Einleitung über die Grundidee deſſelben gibt und die oben mitgetheilt worden ſind, beſtätigen es, daß dieſe Theorie von einer ſo ungeiſtigen Auffaſſung weit entfernt iſt. Sie ſelbſt wenigſtens hält jenes Princip, das alle muſikaliſchen Geſtaltungen aus ſich erzeugt, für etwas Geiſtiges, ja für das allgemein Menſchliche, für das allgemeine geiſtige Weſen überhaupt. Jedenfalls iſt nicht zu befürchten, daß ſie denen, die in der Kunſt vom Geiſtigen nichts wiſſen wollen, zu geiſtlos erſcheinen wird. Ob ſie indeß der idealiſtiſchen Auffaſſung genügt, iſt eher zu bezweifeln. Iſt dies wirklich aller geiſtige Inhalt, der in der Muſik liegt? ſo hören wir fragen. Wir haben oben die Stelle mitgetheilt, in der H. über das Verhältniß von Poeſie und Muſik ſpricht. Sie enthält keine Antwort darauf,

freilich in kategoriſcher Form, ohne nähere Entwicklung. Dieſe wäre freilich auch ohne pſychologiſche Wiſſenſchaft nicht möglich. Denn das Geiſtige, was man in der Muſik finden will, ſind menſchliche Gemüthszuſtände. An jenes Andere, mehr logiſch Geiſtige, das H. als das Weſen der Muſik erkennt und das wol als die gemeinſame Wurzel des Sinnlichen und des menſchlich Geiſtigen zu betrachten iſt, denken die Wenigſten. So ſcheint uns denn, daß vermittelſt jenes logiſch Geiſtigen die Muſik auch ein Ausdruck des Seelenlebens nicht blos werden könne, ſondern mit Nothwendigkeit ſei — und doch auch dies in gewiſſen Grenzen, weil die Verſchiedenheit des Stoffes, der dort Ton, hier Empfindung und Bewußtſein iſt, zu verſchiedenen Bildungen führen muß. Dies Verhältniß aber genauer zu beſtimmen, iſt ohne gründliche pſychologiſche Unterſuchung ebenſo unmöglich, als ohne gründliche muſikaliſche. Und nur dies ſteht feſt, daß die Muſik, möge man ſie rein für ſich oder im Zuſammenhange mit dem andern Inhalt des menſchlichen Geiſtes betrachten, des Geiſtigen in keiner Weiſe entbehrt. Sie iſt für ſich ſelbſt Geiſtiges und ebendarum auch ein Spiegel und Abbild aller andern geiſtigen Bildung. Dieſer Vorſtellungskreis, der ſich in Tonen bildet, geht aus demſelben Grundgeſetz hervor, das alles andere menſchliche Denken und Fühlen bedingt. Und wenn wir z. B. für den Ausdruck tiefer Trauer lieber Moll, als Dur wählen, ſo beruht dies darauf, weil in dem Gefühl der Trauer das Moment der Entzweiung in ähnlicher Weiſe vorherrſcht, wie in der Conſtruction des Molldreiklangs. Dies iſt das Gemeinſame. Ebenſoſehr iſt aber auch ein Abſtand da. Denn die Verſchiedenheit des Stoffes bringt es mit ſich, daß ſich ein und derſelbe Grundgedanke in verſchiedener Form verwirklicht.

Es iſt eine bemerkenswerthe Erſcheinung, daß das hauptmanniſche Werk zu derſelben Zeit in die Welt trat, in der ſich mehr als je Verwirrung und Unſicherheit in den muſikaliſchen Angriffen äußert. Es bildet den äußerſten Gegenſatz zu jener experimentirenden Richtung, die, um nur die Welt mit neuen Kunſtwerken zu beglücken, jedes muſikaliſche Geſetz in Frage ſtellt und über die herkömmlichen Grenzen weit hinausſchreitet. Die hiſtoriſche Theorie kämpft allerdings gegen dies Beginnen, aber mit unzulänglichen Waffen. Die mathematiſche kann ihr nichts entgegenſtellen oder begünſtigt ſie ſogar, da es in dem Verhältniß der Conſonanz zur Diſſonanz keine feſte Grenze gibt und es möglicherweiſe nur an der Ungeübtheit des menſchlichen Ohres liegt, wenn wir an gewiſſen Zuſammenklängen und Accordfolgen kein Gefallen finden. Die blos phyſiſche Weltanſchauung führt zu unbegrenzten Möglichkeiten, weil ſie von dem ausgeht, was bloße Möglichkeit iſt. Wenn nun theils die neueren Beſtrebungen auf dem Gebiet der Compoſition, theils gewiſſe Richtungen der Theorie ins Schrankenloſe führen, ſo iſt auch das muſikaliſche Geſammtbewußtſein der Zeit von aller Verwirrung nicht freizuſprechen. Das Bedürfniß

eines ſichern muſikaliſchen Urtheils iſt mächtig angeregt; aber in Ermanglung einer gemeinſamen, feſten Grundlage, eines Centrums, ſchweift das Denken unſtet auf der Oberfläche umher, hält ſich bald an dieſe, bald an jene Einzelheit und geräth mit ſich ſelbſt in Streit. Wol bedurfte es in dieſer Zeit eines Geiſtes, der den Sinn für das Ganze ſchärfte und die Muſik, anſtatt äußerlich an ihr herumzutaſten, von Innen heraus begreifen lehrte. Die Muſik hat in H. dieſen Geiſt gefunden; und wenn man freilich auch jetzt noch weit genug davon entfernt iſt, jedes mögliche Problem in entſcheidender Weiſe löſen zu können, ſo iſt doch ſchon damit unendlich viel gewonnen, daß jene Anſchauungsweiſe hervorgetreten iſt, die allein zu einem wahren Fortſchritt in der Kunſt führen kann. Denn die Willkür des äußerlichen Combinirens, der äußerlichen Effecte, die jede Kunſt zerſtört, iſt in der Muſik um ſo gefährlicher, da das ſchnelle Vorübereilen des ausgeführten Kunſtwerks ein beſonnenes Urtheil außerordentlich ſchwierig macht. Und überhaupt liebt es die Gegenwart, ſchnell und maſſenhaft zu genießen und eilt damit immer mehr dem entgegen, was nur den Schein der Wirklichkeit hat, innerlich aber ein Unwahres iſt. Um ſo mehr bedarf es einer Kräftigung der entgegengeſetzten Richtung, die aus dem innern Zuſammenhange ein Kunſtwerk ſchaffen und erkennen lehrt.

Die bürgerliche Geſellſchaft.

Von W. H. Riehl. 3. Auflage. Tübingen und Stuttgart, Cotta. —

Wir haben vor einiger Zeit zwei von den Schriften beſprochen, welche Riehl unter dem Titel: „Die Naturgeſchichte des Volks“ zuſammengefaßt hat. Es bleibt uns noch übrig, einige Bemerkungen an den dritten Band zu knüpfen, der übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Werk angeſehen werden kann. Wenn die Zahl ſeiner Beobachtungen und geiſtreicher Reflexionen den Werth eines Buchs beſtimmte, ſo würden wir dieſem Bande den Vorzug geben. Allein wenn hier die ſchon gerügten Fehler des Verfaſſers ebenſo ſtark hervortreten, als in den beiden übrigen Bänden, ſo wird es dies Mal empfindlicher, weil der Anſpruch auf eine vollſtändige Syſtematiſirung des Stoffs lauter hervortritt. Als Riehls Hauptfehler können wir zwei hervorheben: einmal die Neigung zu einer voreiligen Syſtematik, bevor der leitende Grundgedanke vollſtändig logiſch durchdacht, bevor der empiriſche Stoff vollſtändig geſammelt iſt; ſodann die Abhängigkeit von einzelnen witzigen Einfällen, die im Gedanken- und Empfindungskreis des Verfaſſers zuweilen alle Rückſicht auf die Thatſachen erſticken. In der letztern Beziehung gehört Riehl zu der ſogenannten jungdeutſchen Schule unſerer Literatur, ſo lebhaft

er dieſelbe zu bekämpfen pflegt. Er hat aber noch eine andre Verwandtſchaft mit ihr. Gleich ihr ſteht er außerhalb der politiſchen Parteien und ſieht aus der Vogelperſpective darauf herab. Das würde für den objectiven Beobachter vielleicht ein ganz günſtiger Standpunkt ſein, allein Riehl iſt nichts weniger als das. Alle ſeine Anſchauungen ſind durch ſeine Sympathien und Antipathien gefärbt. Er hat entſchiedene Sympathien für die Anſichten, die vorzugsweiſe in der Kreuzzeitung vertreten werden, er hat entſchiedene Antipathien gegen den Liberalismus. Trotzdem glauben wir weder, daß er ſich ſelbſt zur Kreuzzeitungspartei rechnet, noch daß ihn dieſe zu den Ihrigen zählt. Der Hauptunterſchied möchte ſein, daß ihn ein äſthetiſches Wohlgefallen leitet, wo hier theils das unmittelbare Intereſſe, theils das politiſche Princip maßgebend iſt.

Als den Grundgedanken ſeines Werks bezeichnet der Verfaſſer ſelbſt, daß man zwiſchen der bürgerlichen und der politiſchen Geſellſchaft unterſcheiden müſſe. Wenn das weiter nichts ſein ſoll, als eine Kritik derjenigen politiſchen Syſteme, die ſich um die wirklichen Zuſtände des Volks nicht kümmern, ſo kann man ihm beipflichten; weiter aber liegt nichts darin. Die politiſche Geſellſchaft iſt nichts weiter, als die bürgerliche Geſellſchaft, das heißt der Staat verhält ſich zur Geſellſchaft, wie die Form zum Inhalt. In Uebergangszeiten wird freilich die Form, die dem Inhalt nicht mehr entſpricht, geſprengt werden allein das findet bekanntlich auch bei organiſchen Naturgebilden ſtatt.

Der Schriftſteller, der auf Riehl den meiſten Einfluß ausgeübt zu haben ſcheint, iſt Adam Müller, in der That ein ſehr verwandter Geiſt, ein feiner Kopf und ein geſchickter Sophiſt; nur daß der jüngere Schriftſteller den großen Vorzug hat, in einer realiſtiſchen Zeit geboren zu ſein. Von Adam Müller ſchreibt ſich auch die Eintheilung in conſervative und progreſſiſtiſche Stände her. In dieſer Beziehung hat Riehl offenbar einen Irrthum begangen. Als die wirklichen Stände bezeichnet er den Bauernſtand, den Adel, das Bürgerthum und einen vierten Stand, unter dem er aber nicht das eigentliche Proletariat verſteht, ſondern die verkümmerten Theile der übrigen drei Stände, diejenigen Männer nämlich, die nicht mehr die Mittel haben, ſtandesgemäß zu leben, und die daher mit der ganzen Geſellſchaft offen oder heimlich Krieg führen. Riehl liebt die Definitionen nicht, und obgleich er ſehr lebhaft gegen den Mißbrauch polemiſirt, die Begriffe Stand, Rang und Beruf zu verwechſeln und z. B. von einem Soldatenſtand, Gelehrtenſtand (Nährſtand, Wehrſtand) zu reden, ſo ſagt er doch nicht, was er unter Stand verſteht. Wie man indeß dieſen Begriff auch faſſen möge, auf alle Fälle wird man eher von einem Soldaten- und Beamtenſtand reden können, als von einem Bummlerſtand — dieſen Ausdruck ſchlägt nämlich Riehl in vollem Ernſte vor. Es gibt allerdings in den verſchiedenen Zweigen der Geſellſchaft viele verkümmerte

Elemente, die, weil ſie aus dem geſunden Organismus heraustreten, dem Staat Gefahr bringen; allein dieſe haben nichts poſitiv gemeinſam, ſie können nicht als etwas Ganzes betrachtet werden. Sie haben auch ſelbſt in Revolutionen keine ſelbſtſtändige Bewegung, ſondern ſie werden von fremden Einflüſſen beſtimmt. Dem Socialismus, der überhaupt Geſpenſter ſieht, war es vorbehalten, dieſen Collectivbegriff, in dem ſich das Verſchiedenartigſte zuſammenfindet, zu einer typiſchen Figur zu erheben. Das Proletariat iſt kein Stand, ſondern es iſt eine Verkümmerung innerhalb der einzelnen Stände. Es gibt ein adeliges, ein bäuerliches, ein bürgerliches Proletariat, und will man weiter ſpecialiſiren, ſo findet ſich auch ein Beamtenproletariat u. ſ. w. Die Unſicherheit des Lebenserwerbs iſt nur in negativer Beziehung etwas Gemeinſames. Der heruntergekommene Edelmann, der arme Subalternbeamte, der von ſeinem Buchhändler abhängige Journaliſt, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner auf den Weinbergen: — alle dieſe unter einen Begriff zu vereinigen, iſt nur aus einer falſchen Syſtemſucht zu erklären. — Eine falſche Syſtemſucht iſt es auch, wenn wenigſtens in den drei erſten Ständen Riehl jedes Mal zwiſchen einem geſunden und einem ungeſunden Theil unterſcheidet; eine ganz willkürliche Eintheilung, anſtatt auf die poſitiven Claſſen einzugehen. Zum Bürgerſtand zählt er z. B. den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, den bürgerlichen Rittergutsbeſitzer, den Gelehrten, den Beamten, den Fabrikarbeiter u. ſ. w. Es wäre zweckmäßiger geweſen, nachdem er das Gemeinſame dieſer verſchiedenen Claſſen feſtgeſtellt, auf ihre Verſchiedenheit einzugehen, anſtatt über den müßigen Gegenſatz des Vollbürgers und des Spießbürgers wohlfeile Witze zu machen. Da z. B. die verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft vorzugsweiſe auf der Erziehung beruhen, und da Gymnaſium, Univerſität und die daran ſich knüpfenden weitern Berufsgeſchäfte eine Gemeinſamkeit bedingen, die weder in der todten Abſtraction des Bürgerſtandes, noch in dem negativen Begriff des vierten Standes zu finden iſt, ſo wäre es zweckmäßiger geweſen, ſie als etwas Gemeinſchaftliches zu behandeln. Wenn man den Profeſſor, den Appellationsgerichtspräſidenten, den Hofprediger, und was ſonſt dazu gehört, zum Bürgerſtande rechnet, inſofern vor ihren Namen kein „von" ſteht, ſo läßt ſich dagegen nichts ſagen; nur muß man hinzufügen, daß ſie mit ihren adeligen Collegen viel mehr Gemeinſchaftliches haben, als mit dem Krämer, bei dem ſie ihre Handſchuhe kaufen, und mit dem Schneider, der ihnen den Rock anmißt. Es wäre auch ganz unbegreiflich, wie Riehl zu dieſem willkürlichen Durcheinanderwerfen aller möglichen Lebensſchichten käme, wenn man nicht die Beobachtung machen müßte, daß er grade den Fehler begeht, vor dem er warnt. Er möchte nämlich die ſociale Stellung mit der politiſchen identificiren und jedem Stand eine ſtändiſche Vertretung geben. Nun ſtimmen wir vollkommen damit überein, daß von einer parlamentariſchen Vertretung

des Gelehrten- oder des Soldatenstandes nicht die Rede sein darf. Wir halten aber eine consequent durchgeführte ständische Vertretung überhaupt für unmöglich. Den Landadel und den Bauernstand kann man als Corporation betrachten und als befähigt zu einer Sondervertretung, was beiläufig der Grund ist, warum wir diese Sondervertretung für politisch verfehlt halten, denn zwischen soliden Interessen gibt es keine Vermittlung, und eine ständische Vertretung kann daher der Regierung nur berathend zur Seite stehn; aber das Bürgerthum, wie Riehl es auffaßt, ist eine Abstraction, die gar nichts Gemeinsames hat. Es wird hier den ständischen Particularisten so gehn, wie auf dem Slaweneongreß. Um sich zu verständigen, mußten die Slawenstämme sich der deutschen Sprache bedienen, und so werden die Herren von der ständischen Gliederung auch wol zu dem so sehr verachteten Staatsbürgerthum ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Klügsten der Partei merken allmälig so etwas; sie befinden sich in dem auf das Staatsbürgerthum basirten Parlament ganz wohl und würden innerhalb ihrer Kammer oder ihres Hauses eine größere Anzahl von Kiolbassas und Michel Mroz für keine wesentliche Verbesserung halten. Im Parlament, welches der Regierung mit bestimmten Rechten zur Seite steht, darf weder eine Vertretung der Stände, noch eine Vertretung der Interessen maßgebend sein. Für diese sind andere Auswege vorhanden, und daß die Regierung, um sich zu informiren, sich etwa mit den Landschaften, den Handelskammern, den Universitäten ꝛc. in Vernehmen setzt, ist ganz in der Ordnung.

Es ist merkwürdig, wie man bei einer falschen Systemsucht sich selbst täuscht. „Ich möchte den praktischen Staatsmännern," sagt Riehl S. 34, „als ihre heiligste Pflicht vors Gewissen führen, der Mannigfaltigkeit der socialen Gebilde Rechnung zu tragen... Wer die moderne Gesellschaft nur von obenher in allgemeinen großen Ueberblicken betrachtet, dem mag sie nivellirt oder zur vollständigen Nivellirung reif erscheinen; wer aber hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens und aus dem Kleinen und Einzelnen heraus sich seine Gesammtanschauung zusammenfügt, der wird überall noch sehr strenge und im Wesentlichen gesonderte Gruppen wahrnehmen. Ueber die Rolle, welche den ständischen Gruppen im Verfassungsleben der Gegenwart zugetheilt werden soll, kann man verschiedener Ansicht sein, aber die Existenz und Berechtigung dieser Gruppen muß man entweder gelten lassen, oder man muß auch den Muth haben, sich zu der letzten Consequenz, zum Socialismus zu bekennen. Ein Drittes ist nicht möglich." — Das klingt ganz vortrefflich; aber der Vorwurf trifft Riehl am meisten, grade er generalisirt von oben herab und trägt den tiefern Unterschieden keine Rechnung. Eine Seite weiter gesteht er zu, daß seine sogenannten Stände, mit Ausnahme des Bauernstandes, das behagliche Bewußtsein ihrer Existenz verloren haben. Aber ebendarum leben

ſie in der That nicht mehr, und mit frommen Wünſchen redigirt man kein neues Staatsleben.

Was nun die Ausführung des Einzelnen betrifft, ſo iſt die Schilderung des Bauernſtandes, der dem Verfaſſer ruhige Zuſtände darbietet, in jeder Weiſe zu loben. Die Beobachtung iſt nicht blos fein und ſcharf, ſondern ſie iſt auch vielſeitig und trifft in den meiſten Punkten das Richtige. Riehl geht nicht etwa darauf aus, den Bauer als ein Ideal darzuſtellen, im Gegentheil hebt er die Schattenſeiten des Standes ſehr ſcharf hervor; aber es iſt eine Exiſtenz, die eine ſcharf umriſſene Geſtalt gewinnt und an der man daher ſeine Freude haben kann. Das Capitel iſt allen Beamten, die mit dem Bauer zu thun haben, und allen Schriftſtellern, die ihn ſchildern wollen, zum Studium dringend zu empfehlen. — Nur in einem Punkte finden wir doch wieder die riehlſche Romantik. Unter jenen Schattenſeiten des Bauernſtandes ſind einige, die man nicht als harmloſe liebenswürdige Schwächen, ſondern als die ärgſten Verſtöße gegen alle unſere ſittlichen und religiöſen Begriffe auffaſſen muß, z. B. die häufig vorkommende Rohheit in Bezug auf die Familienverhältniſſe. Wie ſoll ſich nun die gebildete Geſellſchaft, die hoffentlich doch auch wol die innere Miſſion hat, das Gute zu fördern und das Böſe zu hintertreiben, gegen dieſe Unſitte verhalten? Die Frage hat eine ſehr praktiſche Bedeutung, denn es handelt ſich hier um die Feſtſtellung der Aufgabe, welche die Miſſionäre aus den gebildeten Ständen, namentlich die Landpfarrer und die Schulmeiſter, gegen das Landvolk haben. Hier ſpricht nun Riehl ſehr erbaulich über die Halbbildung der Schulmeiſter, worin er ganz Recht hat, aber anſtatt nun zu ſagen, wie dieſer Halbbildung abgeholfen werden ſoll, ſeufzt er wieder über das Ideal der guten alten Zeit d. h. der Zeit, wo der Schulmeiſter einige Stufen tiefer ſtand, als der Gänſehirt. Ueberhaupt iſt ihm die Integrität des bäuerlichen Naturwuchſes die Hauptſache, und er gibt den conſervativen Staatsmännern den guten Rath, ſich vorzugsweiſe auf die Bauern zu ſtützen, wobei er freilich vergißt, ihnen zu ſagen, wie ſie das machen ſollen. — Eine ganz feine Bemerkung findet ſich in Bezug auf die Schwierigkeiten, die der rationaliſtiſche Prediger in dem Particularismus des Bauernſtandes findet. „Das Weſen dieſes Rationalismus beſtand grade darin, daß er an die Stelle der religiöſen Sitte die nüchterne Beweisführung des Verſtandes ſetzte. Unſere rationaliſtiſchen Geiſtlichen bildeten ſich gar viel darauf ein, volksthümlich zu ſein, und glaubten namentlich die praktiſchen Bedürfniſſe des Bauersmannes aufs trefflichſte zu befriedigen. Sie glaubten ſo recht im Geiſte des Bauern zu wirken, wenn ſie von dem Kartoffelbau predigten und etwa beim Evangelium vom Säemann ihre Erfahrungen einwoben, wann und wie am beſten Gerſte und Haſer zu ſäen ſei. Dieſe Art von Popularität gemahnt an manche ſogenannte Volksſchriften, welche dadurch den rechten volksthümlichen Ton zu

treffen ſuchen, daß ſie den Leſer als möglichſt bornirt und kindiſch voraus-ſetzen und demgemäß mit großer Kunſt einer Gedankenentwicklung ſich befleißigen, wie ſie eigentlich nur einem recht beſchränkten Einfaltspinſel natürlich erſcheinen könnte. Wer die Religion des Bauern als ſeine altheilige Sitte, ſeine Poeſie, ſeinen Glauben erfaßt, nur der wird volksthümlich predigen können. Wo dem Bauern die Religion nicht mehr Sitte iſt, da iſt er in der Regel ſchon verwildert." — Die Bemerkung iſt fein, aber nicht erſchöpfend. Als Ergänzung und Berichtigung wäre die bekannte gellertſche Fabel: die Bauern und der Amtmann, dringend zu empfehlen.

Viel ſchwächer iſt die Abhandlung über den Adel. Hier wäre es für Riehl günſtiger geweſen, wenn er ſich beſtimmt vorgeſetzt hätte, nur über den deutſchen Adel zu ſchreiben. Ihm ſchwebt ein Ideal des Adels vor, wie es ungefähr in England ausgebildet iſt: der Adel liegt nicht im Blut, ſondern im Beruf; er beruht vorzugsweiſe auf dem großen Grundbeſitz; nur der Sohn, der dem Vater darin folgt, bleibt adlig, die andern Söhne treten in den Bürgerſtand zurück. Adelsernennungen finden nur unter den ſeltenſten Umſtänden ſtatt. Eine Ausſtoßung aus dem Adel wegen eines Verbrechens iſt rechtswidrig u. ſ. w. Es läßt ſich vieles für dieſe Anſichten ſagen, aber auf alle Fälle begeht Riehl den Fehler, von Zeit zu Zeit die Sache ſo darzuſtellen, als wäre das kein Ideal, ſondern Wirklichkeit, und zwar Wirklichkeit in Deutſchland. Aber die ganze Einrichtung des deutſchen Adels, des deutſchen Militärſtandes u. ſ. w. ſtreitet gegen dieſes Princip. Wenn Riehl verſichert, der Adel ſei ein Stand und nicht ein Rang, ſo iſt das für Deutſchland unrichtig. Noch das preußiſche Landrecht bezeichnet den Adel als den erſten Stand im Staat, man wird in den Adelſtand erhoben u. ſ. w. Wenn Riehl die Demokraten wegen der projectirten Aufhebung des Adels tadelt, ſo ſtimmen wir ihm darin bei; aber er tadelt ſie aus einem falſchen Grunde, denn jene Angriffe waren nicht gegen dem Stand, ſondern gegen den Rang gerichtet. „Der Adel," ſagt Riehl, „iſt ein Bauernthum in erhöhter Potenz; es iſt der zum Bewußtſein ſeines hiſtoriſchen Corporationsgeiſtes gekommene freie Grundbeſitzer." Gleich darauf ſoll freilich wieder der Adel den Mikrokosmus der Geſellſchaft darſtellen. — Was über die Geſchichte des Adels geſagt wird, iſt eine Reihe leerer Einfälle. Wenn z. B. einmal in einer Urkunde vorkommt: „Wir Edelleute und Gemeinen gemeinlich," ſo findet Riehl darin „das redende Zeugniß eines ſehr innigen Verkehrs der Ariſtokratie mit dem Bürgerthum, die ſich auf dem neutralen Boden des Gemeindelebens begegnen, freundſchaftlich, einträchtig und ohne Ueberhebung und Neid . . . Der Ritter warf wol den fahrenden Kaufmann nieder . . . und dergleichen ſociale Berührungen nehmen ſich in dem Reflex unſerer modernen Politur allerdings etwas unhöflich aus, aber . . . die Leute konnten doch Blut ſehen, ohne kölniſches

Waſſer zu Hülfe zu nehmen u. ſ. w." Das iſt doch ein ſo kindiſches Geſaſel, daß man nicht begreift, wie ein ſo gebildeter Mann ſich dazu hergeben kann. Die Kaiſer, welche die Raubburgen brachen, waren andrer Meinung, als Herr Riehl, und ſeine Freunde, die Bauern im 15. und 16. Jahrhundert, gleichfalls. Man hat dieſe Bauern zwar geſotten und gebraten, gerädert und geviertheilt, aber man hat ſie nicht widerlegt. Nicht übel iſt auch folgende Deduction. „Auch den Privilegien des mittelalterlichen Adels läßt ſich eine ſociale Seite abgewinnen. Eines ſeiner koſtbarſten Vorrechte beſtand in dem uralten Rechtskanon: „Ein Unedler mag nicht weiſen über einen Edelmann." — Kein Schultheiß, der nicht edel iſt, mag einen edlen Mann bannen, noch gegen ihn Wahrheit ſagen . . . Betrachten wir dieſe Privilegien mit modernem Auge, ſo erſcheinen ſie uns als eine gehäſſige Uebervortheilung des ganzen nicht ariſtokratiſchen Theiles der Geſellſchaft. Denn der Edle, der von dem Unedlen nicht gerichtet werden konnte, richtete ja doch gegentheis über den Unedeln. Der Satz, daß nur der Gleiche vom Gleichen gerichtet werden könne, kommt alſo blos dem einen Theile zu Gute. Im Lichte der alten Zeit angeſchaut, nimmt ſich aber doch die Sache ganz anders aus. Die Ariſtokratie repräſentirte die Geſellſchaft. Indem ſie die oben bezeichneten Rechtsgrundſätze vorläufig für ſich allein, als Privilegium der Geſellſchaft, in Anſpruch nahm, that ſie nichts Geringeres, als daß ſie im mittelalterlichen Stil gewichtige Bruchſtücke der „allgemeinen Menſchenrechte" proclamirte. So wie der Adel politiſche Privilegien für ſich als ſociale Rechte heiſchte, gab er dem Bürgerthum, dem Bauernthum, ohne es ſelbſt zu ahnen, die Anwartſchaft auf die gleichen Privilegien, ſobald dieſe Stände ihren damaligen ſocialen Bildungsproceß vollendet haben, ſobald ſie als ſelbſtſtändig geſchloſſene Glieder eingetreten ſein würden in den immer mehr ſich erweiternden Ring der Geſellſchaft." — Das iſt nun eine Probe jener transſcendentalen Logik, wie man ſie nur bei Riehl antrifft. Doch müſſen wir hinzufügen, daß ganz ſo tolle Dinge nur ſelten vorkommen.

Die Vorſchläge, die Riehl zur Hebung des Adels macht, ſind mit großer Vorſicht aufzunehmen. „Die Ariſtokratie muß vor allen andern Ständen ſich in ihrem Innern corporativ organiſiren." Wenn ſie nur dadurch nicht auch ihre Gegner herausforderte, ſich gleichfalls zu organiſiren. — Die weitern Aufforderungen, einen dem Stande angemeſſenen Luxus zu treiben, ſtatt der Speculation in Papieren, weniger lucrative nationale Unternehmungen zu fördern u. ſ. w., ſind an ſich ſehr gut gemeint, ſie ſetzen nur als bereits vorhanden voraus, was erſt geſchaffen werden ſoll, nämlich eine unabhängige Ariſtokratie. Der kleine Adel, der bei uns bei weitem überwiegt, wird ſich nicht anders halten können, als auf demſelben Wege, den der Bürgerſtand zur Befeſtigung und Vergrößerung ſeines Vermögens einſchlägt.

Wollte aber Riehl wirklich eine gründliche Reform des Adels d. h. eine Umwandlung des bisherigen Titeladels in einen Berufsadel, so hätte er sein ganzes Buch anders accentuiren müssen. Was man Junkerpartei nennt, beruht auf dem Gegensatz dessen, was Riehl will, auf der Aristokratie des Bluts. Nun muß aber nach dem Tone des Buchs ihn jedermann für einen Anhänger der Junkerpartei halten, und so verfehlte er grade in den maßgebenden Kreisen seine Wirkung. Der Grund liegt darin, daß es ihm weniger darauf ankommt, praktisch einzugreifen, als zu unterhalten.

Die Darstellung des Bürgerthums ist schon darum mißlungen, weil hier dem Verfasser weniger, als bei den andern beiden Ständen, eine geschlossene Classe gegenübertritt. Als Ideal schwebt ihm stets das Bürgerthum der alten Zunftverfassung vor, die ummauerten Städte, die alte Tracht, die Hellebarden u. s. w. Von alle dem ist nichts mehr vorhanden, und so bleibt als Definition des Bürgerthums nichts Andres übrig, als der Inbegriff derjenigen Personen, die weder zum Adel noch zum Bauernstande gehören und die auch noch nicht zum Bummlerthum herabgesunken sind. Aus dieser unbestimmten Definition ergibt sich ein fortwährendes Schwanken in den Ansichten und Rathschlägen. Einzelne vortreffliche Bemerkungen sind dadurch nicht ausgeschlossen z. B.: „Seit der Philister eine förmliche sociale Gruppe bildet, ist der Begriff der öffentlichen Meinung eine unpraktische Abstraction geworden. Denn wo der Philister den Ansatz zur Bildung einer Majorität wahrnimmt, da tritt er sofort gedankenlos hinzu und erweckt, da er sich überall den Massen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Masse die Stimme der Unvernunft sei." — Ferner über die Neigung der Schneiderwerkstätten, sich in Kleidermagazine zu verwandeln u. s. w. „So ganz und gar ist hier der alte Stolz auf die Kunstfertigkeit als den höchsten Ruhm des Bürgerthums verloren gegangen, und der Philister schätzt nur noch das Capital im Geschäft, nicht den Beruf als solchen! Als ob nicht ein ganz anderer Mann dazu gehörte, einen Rock eigenhändig zu machen, als gefertigte Röcke zum Verkaufe auszubieten, was doch der letzte Trödeljude gemeiniglich am allerbesten versteht!" — Recht artig, wenn auch etwas einseitig ausgedrückt ist der Gegensatz zwischen den angeblichen vier Ständen. „Steif stehen bleiben bei dem theoretischen Princip, das ist Bürgertrotz, steif stehen bleiben bei der Sitte Bauerntrotz, beim geschichtlich überlieferten Rechte Adelstrotz, und steif stehen bleiben bei der absoluten Majestät des Elends, welches Bürger, Bauern und Barone zusammen auffressen werde, der Trotz des vierten Standes." — Zum Schluß bemüht sich Riehl, die Resultate seiner Auseinandersetzung zu ziehen. Er zeigt, daß das Behagen an seinem Stande (d. h. an der Geschlossenheit seines Standes) dem bürgerlichen Leben der Gegenwart fast ganz verloren gegangen ist. „Mit diesem Behagen im Stande ist der eigentliche Zauber des

deutſchen Bürgerthums geſchwunden. Sich ſtolz zu fühlen in der nothwendigen Beſchränkung ſeiner ſocialen Exiſtenz iſt eine wahre Bürgertugend. Wer beſitzt ſie noch? Von den Schranken nach oben will der moderne Bürger in der Regel nichts mehr wiſſen; die Schranken nach unten hält man dagegen in der That um ſo feſter, je weniger man es vielleicht in der Rede Wort haben will. Darin liegt ein hoffärtiger Egoismus, ſittliche Verderbniß." — Gleichviel, es iſt ſo, und keine Macht der Erde wird es ändern. Nebenbei iſt der eine dieſer Vorwürfe, obgleich er von den verſchiedenſten Seiten uns unermüdlich aufgetiſcht wird, völlig aus der Luft gegriffen. Das Bürgerthum denkt nicht daran, ſich gegen den ſogenannten vierten Stand abzuſchließen, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil dieſer vierte Stand nur in der Einbildung beſteht. Ein Unterſchied exiſtirt nur zwiſchen denen, die Capital haben und denen, die keins haben. Wenn unter den letztern jemand Verſtand und Glück genug beſitzt, ſich Capital zu erwerben, ſo wird es ihm der Bürger nicht verkümmern; im Gegentheil, er wird ihm förderlich ſein. Ihn aber dadurch in den dritten Stand zu erheben, daß man ihm Capital ſchenkt, das iſt doch nicht wohl durchzuführen. Dieſe von den Socialiſten und Reactionärs durch häufige Wiederholung zu einem Glaubensartikel geſtempelte Behauptung von der Abſchließung des dritten Standes nach unten iſt eine leere Phraſe. — Der dritte Stand iſt noch immer vollkommen richtig in der bekannten Broſchüre von Sièyes charakteriſirt. Er ſchrieb im Jahr 1789: Was iſt der dritte Stand bisher geweſen? Nichts! Was ſollte er eigentlich ſein? Alles! Was wieder werden? Etwas! Seit 1789 hat ſich das nun inſofern verändert, als der dritte Stand wirklich etwas geworden iſt. Sein Streben, im Lauf der Zeit alles zu werden, ſteht aber noch feſt, und keine Romantik wird ihn daran hindern.

Was den vierten Stand betrifft, ſo wird Tiberius Gracchus einer ſeiner größten Propheten genannt, die Lieutenants werden dazu gerechnet, die kleinen Beamten, Schulmeiſter, die perennirenden ſächſiſchen Predigtamtscandidaten, verhungernde akademiſche Privatdocenten, Literaten, Journaliſten, Künſtler aller Art u. ſ. w. Dieſen Miſchmaſch einen Stand zu nennen, iſt ebenſo wunderlich, als Tiberius Gracchus zu ſeinem Propheten zu machen. Das Verhältniß wird dadurch noch complicirter, daß die eigentlichen Zigeuner und Vagabunden, wandernde Schauſpieler, Muſikanten, Kunſtreiter u. ſ. w. nicht zum vierten Stand gerechnet werden, weil dieſe keinen principiellen Krieg gegen die Geſellſchaft führen. Alſo liegt die Gemeinſamkeit dieſer Claſſen nicht im Stand, ſondern in der Geſinnung, und Riehls Eintheilung erweiſt ſich als falſch. — Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er habe den Gegenſtand nicht erſchöpfen, ſondern nur zu ſelbſtſtändigem Nachdenken anregen wollen; und das iſt ihm in der That gelungen, denn der Leſer, der es mit einem gebildeten

und geiſtvollen Autor zu thun hat, wird immer angeregt. Aber dieſer Zweck wäre nicht beeinträchtigt worden, wenn der Verfaſſer ſelbſt etwas gründlicher und beſonnener nachgedacht hätte.

Literatur.

Das geiſtige Doppelleben in einer ſeiner reinſten und merkwürdigſten Erſcheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. — Wieder Geſchichte einer Somnambüle mit jenem religiöſen Hautgout, der in unſern Tagen unvermeidlich iſt, und mit jenem pſeudowiſſenſchaftlichen Apparat ausgeſtattet, durch welchen Reichenbach vom materialiſtiſchen Standpunkt aus die ſpeculativen Hilfsmittel der naturphiloſophiſchen Schule erſetzt hat. Da vielen unſerer Leſer der Mechanismus des Magnetiſirens unbekannt ſein wird, ſo theilen wir hier nach der Anleitung des Verfaſſers eine Probe davon mit: Ein heftiger Bruſtkrampf, von dem ich unſere Somnambüle eines Tages, jedoch dies Mal im vollkommenen Zuſtande des Wachens, ergriffen fand, bewog mich, zu dem einfachſten und unverfänglichſten Mittel der magnetiſchen Einwirkung meine Zuflucht zu nehmen, nämlich zur Händehaltung, und zwar erfaßte ich zunächſt mit meiner rechten ihre linke und mit meiner linken ihre rechte Hand, unter Einſetzung meiner beiden Mittelfinger in die innere Handfläche des Gegenübers. Sie verſpürte auch hierauf ſogleich ganz deutlich das Einſtrömen meiner magnetiſchen Kraft und eine merkliche Erleichterung ihrer Bruſtaffection, war aber nicht minder wie ich auf das höchſte überraſcht und erſtaunt, als ſie plötzlich eine ganz eigenthümliche, in einem flachen ſchmalen Streifen innerlich unter der Haut hin langſam fortlaufende Strömung des magnetiſchen Fluidums — von ihren beiden Händen aus durch die Arme hindurch, an den Seiten hinab bis zu den Fußſohlen und auf demſelben Wege wieder zurück — von dem Augenblicke an empfand, da ich, um möglicherweiſe die magnetiſche Wirkung zu verſtärken, dieſelbe Händehaltung unter Kreuzung meiner Hände verſuchte, alſo mit meiner rechten ihre rechte und mit meiner linken ihre linke Hand erfaßt hatte. Gleich nach Beendigung dieſer Manipulation war auch aller Krampf und alle Beengung von ihrer Bruſt verſchwunden, und als ich am andern Tage wiederkam, erfuhr ich, daß meine geſtrige Einwirkung auf ſie ſo ſtark geweſen, daß ſich alsbald nach meiner Entfernung ein höchſt wohlthätiger und erquickender Schlaf von einigen Stunden bei ihr eingeſtellt, und daß ſie auch die ganze darauf folgende Nacht überaus ruhig und feſt geſchlafen und ſich am Morgen ungewöhnlich wohl und kräftig gefühlt, während ſie ſchon ſeit Jahren keines ruhigen und ununterbrochenen natürlichen Schlafes mehr genoſſen und ſtets nur mit größerer oder geringerer Ermattung aus demſelben erwacht ſei. — Wenn es in ſolchen Fällen ſchon für den Augenzeugen ſchwer wird, eine Kritik der angeblichen Thatſachen auszuüben, ſo kann hier am wenigſten davon die Rede ſein, da der Verfaſſer, der eingeſtändlich kein Arzt iſt, ſeinen eignen Namen und den ſeiner Patientin verſchweigt, ja nicht einmal den Ort angibt, wo das Ganze geſchehen ſein ſoll. Er ſagt darüber in der Vorrede: „Die ganze Lage geſtaltete

sich für mich — als bloßer Laie in der Praxis dieses Gebiets — um so mißlicher, als es ganz unmöglich war, irgend einen hierin erfahrenen Arzt zu Rathe zu ziehen, da sich die Somnambüle gegen jede, auch nur die entfernteste Einmischung einer dritten Person auf das bestimmteste erklärte, auf der unverbrüchlichsten Bewahrung des Geheimnisses unsers Rapports als einer wesentlichen Bedingung ihrer Heilung bestand, und die Unterwerfung unter eine davon getrennte ärztliche Behandlung für die einer solchen etwa bedürftigen außergewöhnlichen Fälle ihrem jedesmaligen besondern Ermessen vorbehalten wissen wollte." — Nur auf Eins wollen wir dabei aufmerksam machen, auf die Phänomene der sogenannten religiösen Erhebung, die einen sehr großen Theil des Buches ausfüllen. In frühern Zeiten betrachtete man den Glauben, das Gebet und die übrigen religiösen Zustände als die höchsten Acte der Willensfreiheit, als Erhebung des Geistes über seine endlichen Voraussetzungen; wenn auch mitunter krankhaft verzerrte Erscheinungen dabei vorkamen, so war die Tendenz doch immer eine geistige, eine Läuterung des Gemüths. Die moderne Religiosität verfährt anders, sie bedient sich magischer d. h. auf geheimen Naturgesetzen beruhender Zaubermittel. Die Motive der Erregung sind durchaus materialistischer Art, und wenn auch anscheinend die Seele durch dieses Handauflegen ꝛc. eine größere Freiheit von den gewöhnlichen Naturbedingungen gewinnt, so verfällt sie dabei um so tiefer in die Macht jener dunkeln Naturkräfte, welche das echte Christenthum als Werke des Teufels verabscheut. Es begegnet ja auch dem Branntwein- und Opiumtrinker, daß er sich einbildet, im Zustande des Rausches viel edler, freier und vollkommener zu sein, als nüchtern; er wird gerührt, salbungsvoll, und was sonst die Erscheinungen der Trunkenheit sind, und doch wird in jenem Zustande nichts Anderes frei, als die thierische Seite seiner Natur, die den Zügel des Geistes abwirft Solchergestalt sind auch die sogenannten religiösen Phänomene des Somnambulismus, ihre Wahrheit vorausgesetzt. In der jetzt mit so vieler Vorliebe behandelten Tagesfrage des Materialismus, die durch gegenseitiges Hin- und Herreden so verwickelt worden ist, daß nur noch die Wenigsten wissen, um was es sich eigentlich handelt, kann man in der That nicht mehr genau sagen, auf welcher Seite die materialistische Rohheit größer ist, auf Seite derer, welche den Geist zu einem bloßen Phänomen des sogenannten Stoffs herabsetzen möchten, oder derer, welche die Seele zu einem Naturding machen. Die Letzteren reden freilich viel salbungsvoller, aber die Form der Salbung entscheidet noch nicht für das Geistige des Princips. —

Neue Romane. — Anna Jogszis. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder, der Verbrecher u. s. w. Leipzig, H. Schultze. — Wie die früheren Romane des fruchtbaren Verfassers, reiht sich auch dieser seinem Inhalt nach an die Mysterien von E. Sue. Es wird eine solche Masse von Greueltaten darin erzählt, daß man glauben muß, die ostpreußischen Grenzprovinzen wären ein zweites Sodom und Gomorrha; und was das Schlimmste ist, man wird durch keinen Lichtblick entschädigt. Was aber die Schilderung betrifft, so läßt sich ein Fortschritt nicht verkennen. Der Verfasser ist in der Erregung von Spannungen, in der Schilderung heftig erregter Naturscenen, in der Charakteristik von Ständen zu einer wahren Virtuosität gelangt. Möchte er nur zu der Einsicht kommen, daß

für politiſche Zwecke der Roman doch keine große Handhabe bietet, und daß auf dem Gebiet der Kunſt das Charakteriſtiſche nicht ausreicht, wenn das Schöne gänzlich fehlt. —

Peter Pommering. Hiſtoriſcher Roman in zwei Bänden, von Ernſt Willkomm. Prag und Leipzig, Expedition des Albums. — Eine greuelvolle Criminalgeſchichte aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; greuelvoll in Bezug auf die handelnden Perſonen, wie in Bezug auf die darin geſchilderten Sitten. Der Verfaſſer hätte beſſer gethan, ſeine Studien, deren Werth wir anerkennen, zu einer hiſtoriſchen Monographie zu verarbeiten; denn daß dieſe ſchauderhaften Erfindungen irgend jemand eine menſchliche Theilnahme einflößen ſollten, iſt uns nicht glaublich. — Das Koberſche Album, die ſchon oft beſprochene Sammlung, zu der auch der vorliegende Roman gehört, gibt als Beilage zu ſeinen letzten Lieferungen ein wohlgelungenes Porträt von Karl von Holtei. — Was die Sammlung ſelbſt betrifft, ſo haben wir nicht umhin gekonnt, gelegentlich zu erwähnen, daß ſehr vieles Mittelmäßige und manches Schlechte darin enthalten iſt. Indeß liegt das nicht an dem Herausgeber, der mit dem beſten Willen die fehlende Productionskraft nicht ergänzen kann. Die Sammlung verdient trotzdem alle Anerkennung, denn ſie iſt ſo liberal eingerichtet, wie irgend ein Unternehmen der Art, und ſie trägt wenigſtens dazu bei, Ueberſetzungen der ſchlechten franzöſiſchen Romane vom Markt zu verdrängen, die nachgrade alles verloren haben, was uns mit ihrer verwerflichen Tendenz verſöhnen könnte. —

Hertha. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwediſchen. Erſter Theil. Leipzig, Brockhaus. — Die Art und Weiſe der Verfaſſerin iſt dem deutſchen Leſepublicum, namentlich den Frauen, hinlänglich bekannt. Wir finden in dem gegenwärtigen Buch, welches mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit die verſchiedenen Wege unterſucht, auf welchen das Weib ſeinem wahren Beruf nachgehen kann, die alten Vorzüge und Schwächen wieder. Zu den erſteren rechnen wir vorzugsweiſe die gute ſittliche Geſinnung und den gemüthlichen Ton, zu den letztern die etwas verwaſchene Zeichnung. Die gegenwärtige Ueberſetzung erſcheint gleichzeitig mit dem Orginal. —

La fille du garde par J. de Gramont. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — Ein vortrefflich ausgeführtes Gemälde von dem Verſuch, in der Ehe verſchiedene Bildungsſtufen zu vereinigen; ein Verſuch, der faſt immer übel ausſchlägt. Daß der Dichter die Schattenſeiten dieſes Verhältniſſes ſcharf hervorgehoben hat, macht ihm ebenſoviel Ehre, als daß er in keine unnöthigen Grauſamkeiten verfällt. —

Hendrik Conscience. Der Geldteufel. Deutſch von Prof. Karl Arenz. Leipzig, L. Wiedemann. — Es iſt ſehr zweckmäßig, daß unſere Belletriſten jetzt mit ſo großem Eifer gegen den ſittlichen Materialismus zu Felde ziehen, der etwas viel Schlimmeres iſt, als der Materialismus der Phyſiker, doch faßt es der Dichter des vorliegenden Romans nicht beim rechten Ende an. Die alte Charaktermaske des molièreſchen Geizhalſes, des Wucherers iſt nicht mehr zeitgemäß. Die echten Schwindler vergraben ſich nicht mehr in ein ärmliches Haus, um dort bei Brot und Waſſer ſich an der Truhe zu laben, die ihre Schätze umſchloſſen hält, ſie kennen die Freuden des Lebens gar wohl und genießen ſie im vollen

Maß mit der Hast eines Glücksritters, der das geheime Bewußtsein in sich trägt, daß leicht erworbene Güter auch leicht in Rauch aufgehen. Der Spruch des goetheschen Schatzgräbers: Reichthum ist das größte Gut, scheint sich jetzt im wirklichen Leben so festgesetzt zu haben, daß in der Theorie wol bald eine heftige Reaction zu erwarten steht, und daß man bald den Stoicismus wieder predigen wird. Ehe aber diese Reaction aus der Originalitätssucht in das sittliche Bewußtsein der Massen übergeht, werden wir wol noch manche unangenehme Erscheinungen zu erleben haben. —

Chronica des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit. Drin auch Kunde zu finden von den Herzogen Wilhelm und Ludwig; vom gelehrten Aventinus; von der schönen Ligsalz Elisabeth und Bart Antonia sammt ihren Freiern — demnächst vom Stadt-Unterrichter Bartholomäus Rußheimer und vielen anderen, sonderlichen Gesellen. Zu Kurzweil und guter Mahnung für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. — Der Verfasser hat sich mit einem anerkennenswerthen und erfolgreichen Fleiß in die Sitten und in die Sprache der Zeit, die er darstellt, eingelebt. Das Buch liest sich fast wie eine Chronik, freilich mit dem Unterschied, daß die alten Chroniken nicht so ausführlich und so dramatisch zu erzählen pflegten. Die Charakteristik ist zuweilen von einem überraschenden Humor, wenn auch die Darstellung etwas zu breit ausgefallen ist. Uebrigens kann der ganze Versuch nur als eine Caprice betrachtet werden, denn im Allgemeinen kann die Aufgabe des Erzählers nicht sein, die Redeweise einer vergangenen Zeit nachzuahmen, sondern sie so zu vergegenwärtigen, daß sie uns verständlich wird. —

Notiz. In Bezug auf die von uns mitgetheilten Artikel über die süddeutsche Presse gehen uns einige faetische Berichtigungen zu, die wir hier mittheilen. Zunächst macht man uns darauf aufmerksam, daß von unserm Berichterstatter zwei volkswirthschaftliche Zeitschriften, die seit Jahren in anerkannter Wirksamkeit existiren, übergangen sind: 1) der Actionair, 2) der Centralanzeiger für den deutschen Verkehr nebst einer Weinzeitung (Frankfurt, Sauerländer). Ferner macht man uns darauf aufmerksam, daß in Bezug auf den mit B. bezeichneten Mann zwar nicht bei Frankfurtern, aber vielleicht bei Auswärtigen ein Mißverständniß möglich wäre. Nach geschehener Anfrage bei unserm Berichterstatter bemerken wir also hier, daß damit nicht der Redacteur des Frankfurter Journals gemeint ist.

Promptuarium sententiarum ex veterum scriptorum Romanorum libris congessit E. F. Wuestemann. Gotha, Scheube. — Eine Sammlung von Denksprüchen, bunt aus den mannigfaltigsten Schriftstellern zusammengelesen, aber meistens sehr glücklich gewählt und eine sehr zweckmäßige Lectüre für Beamte und andere, denen ihr Geschäft nur kurze Zeit vergönnt, sich ihrer alten Studien zu erinnern. Daß der Verfasser sein Buch durch eine lange, feierlich geschriebene lateinische Epistel einleitete, mag als eine liebenswürdige Wunderlichkeit hingenommen werden. —

Populäre Literatur. Unter den Vorträgen, die zu Berlin auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten sind, heben wir am meisten

zwei hervor: das ägyptische Museum in Berlin, von H. Abeken, und: Zustand und Aussichten der Religion in Amerika. Ein Bericht, erstattet in der Conferenz des evangelischen Bundes in Paris von Dr. Robert Baird. Auf Veranlassung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von G. W. Lehmann. Beide sind gründlich, sachgemäß und zur wirklichen Belehrung des Publicums ausgearbeitet, wenn wir auch mit der Tendenz nicht durchweg übereinstimmen. — Außerdem erwähnen wir: Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters, von Dr. C. W. von Lancizolle; die Brüder vom gemeinsamen Leben, von Dr. G. Kramer; über die Einführung des Christenthums bei den Germanen, von Dr. C. Hegel. — Auf eine vielbesprochene Tagesfrage geht der Vortrag des Pastors Euen ein: Der naturwissenschaftliche Materialismus in seinem Princip und in seinen Consequenzen. Die Schrift ist in einem sehr anständigen Ton gehalten. — Dieselbe Tendenz verfolgt die Broschüre: Wissenschaftliche Beleuchtung des Materialismus. Zur Streitfrage: Existirt eine Seele oder ist die Geistesthätigkeit Gehirnfunction? Darmstadt, Jonghaus. — Ferner: Zum Streit über Leib und Seele. Worte der Kritik. Sechs Vorlesungen am hamburger akademischen Gymnasium gehalten von Jürgen Bona Meyer, Dr. philos. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Der Verfasser der letztern Schrift unterscheidet sich insofern von seinen Kampfgenossen, als er sich auf den Standpunkt des kantischen Kritieismus stellt und das populäre Bewußtsein rechtfertigt, welches auf die Erkenntniß des Uebersinnlichen verzichtet. „Die Grenzen unsres Wissens einzusehn," sagt der Verfasser, „ist selbst schon eine positive Wahrheit; unsre Seele gewinnt dadurch Ruhe und volle Kraft, innerhalb der Grenzen das Mögliche zu thun. Eine solche Einsicht mäßigt unser Urtheil, verhindert gehässiges, vorschnelles Absprechen und die bedauerliche Hast, mit der das große Publicum gleich einer Meinung zuströmt, ohne andre zu kennen." — Ferner erwähnen wir noch: Die Chemie und Industrie unsrer Zeit, oder die wichtigsten chemischen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft. In populären Vorträgen von Dr. H. Schwarz. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. In fünf Abtheilungen oder Lieferungen. Erste Abtheilung: Wärme und Licht. Breslau, Kern. — Sodann: Aus dem Reiche der Naturwissenschaft. Für Jedermann aus dem Volke von A. Bernstein. 5. bis 10. Band. Berlin, Franz Duncker. — Der Verfasser hat ein außerordentliches Talent, populär zu schreiben, und was wesentlich dazu gehört, einen sehr scharf ausgeprägten gesunden Menschenverstand. Er zeigt das in seiner Volkszeitung, die zwar zu einer von uns verschiedenen politischen Partei, oder einfacher gesagt, zu einem verschiedenen Publicum spricht, der wir aber mit Rücksicht auf dieses Publicum in den meisten Fällen beipflichten können; und ebenso verrathen seine Vorträge über Naturwissenschaft einen scharfen Instinct für dasjenige, was das Volk interessirt und was ihm nützlich werden kann. Bei seiner ungeheuern Fruchtbarkeit ist es in der That zu bewundern, wie viel Verstand er in seinen Schriften entwickelt. — Volksbibliothek der Länder- und Völkerkunde, oder geographische Haus- und Lesebücher für Jung und Alt. Von S. Steinhard. Gotha, Scheube. — Die Tendenz der Schrift haben wir schon erwähnt; es handelt sich darum, von den landschaftlichen Zuständen Deutschlands ein concretes, zugleich durch geschichtliche Notizen belebtes Bild zu geben.

Die Aufgabe ist im Wesentlichen gelungen. — Doctor Martin Luther als classischer Lehrmeister auf dem Felde der Katechese und populären Exegese. Herausgegeben von Dr. Hanschmann. Weimar, Voigt. — Das Unternehmen, dessen erstes Heft uns vorliegt, verdient die lebhafteste Anerkennung. Luther ist eigentlich der populärste Charakter unsrer ganzen Literaturgeschichte, und doch ist er im Volk im Ganzen sehr wenig bekannt, ja wir fürchten fast, daß auch die Herren Geistlichen, namentlich die neumodischen Altlutheraner, ihn mehr aus der Ferne verehren, als ihn von nahezu in Augenschein nehmen. Eine aufmerksamere Lectüre könnte ihnen nicht schaden, denn Luther war gewiß ein sehr bibelfester Christ, er hatte aber dabei einen außerordentlich scharfen praktischen Verstand, und dies ist eine Gabe, die der Himmel seinen allerneusten Apologeten zuweilen zu versagen scheint. Freilich gehörte Luther dem 16. Jahrhundert an, das noch nicht wußte, was es aus der Masse der idealen Vorstellungen machen sollte, die plötzlich ans Tageslicht traten. Freilich hat er die Klosterschule durchgemacht, und man merkt ihm seine Schule auch später an; aber es gehört grade keine große historische Auslegung dazu, um bei ihm die Sprache eines Jahrhunderts, das noch recht fest in den Hexenprocessen stak, in unsre Sprache zu übersetzen, denn der Mann wußte deutsch zu reden, wie selten ein anderer, und das echte Deutsch ist doch die Sprache, die wir am besten verstehen. — Geschichte des Mozart-Vereins. Denkschrift zur hundertjährigen Jubelfeier Mozarts, actenmäßig dargestellt von C. Haushalter. Erfurt und Leipzig, Körner. Der Mozartverein hat den Zweck, „die Interessen der Kunst namentlich durch Förderung junger Talente, durch Unterstützung nothleidender Künstler und ihrer Familien, so wie durch Belebung aller höhern Kunstbestrebungen zu wahren." Gewiß ein sehr löblicher Zweck, nur möchten wir folgende Bemerkung dazu machen. Die wirklichen Genies bedürfen nach unsrer Ueberzeugung der Unterstützung nicht, sie werden sich schon selbst Bahn brechen, und wenn sie dabei mit Noth und Sorge zu kämpfen haben, so theilen sie dies Loos mit allen Sterblichen. Dagegen verdienen die sogenannten musikalischen Handwerker, die oft mehr Künstler sind, als die sogenannten verkannten Genies, eine größere Aufmerksamkeit. Ihre Kunst verlangt ein langes, ausdauerndes, aufopferndes Studium, sie tragen zur Freude und zum Wohlbefinden des Publicums am meisten bei, und doch müssen sie oft im strengsten Sinne des Worts Hunger leiden, und sie beginnen und beschließen ihr Leben mit Noth und Sorge. Könnte dafür etwas gethan werden, den eigentlichen Musikanten eine bessere Besoldung zu verschaffen, so wäre das zweckmäßiger, als alles Almosen, das man angehenden Mozarts zu Theil werden läßt. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Deutsche Geschichte.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter, Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften. Berlin, W. Besser. —

Dem Freiherrn vom Stein, den Deutschland mit Recht seinen guten Genius nennen kann, verdanken wir nicht blos die Befreiung von dem Joch des Auslandes, nicht blos die staatliche Entwicklung im Sinn des Fortschrittes, sondern auch eine der wichtigsten Anregungen für unser wissenschaftliches Leben. Dieselbe Energie des Charakters, durch welche er Fürsten und Völker mit sich fortriß, die Feinde aus dem Vaterland zu vertreiben, entwickelte er auch bei einem wissenschaftlichen Unternehmen zur Ehre Deutschlands, welches ohne allseitige aufopfernde Thätigkeit nicht durchgeführt werden konnte. Wir meinen die Ausgabe der Monumenta Germaniae. Bei allen Entwürfen im größern Stil verlangt der Deutsche einen Führer, dessen Persönlichkeit ihm imponirt; hat er ihn aber gefunden, so gibt er mit einem entsagenden Fleiß, in dem ihm keine andere Nation gleichkommt, seine Seele an das gute Werk. Der deutsche Gelehrtenstand, über welchen von Seiten der Junker und der Radicalen so gern gespottet wird, hat auch bei diesem Unternehmen wieder seine volle Kraft und die volle Pietät seines Gemüths bethätigt. Die Mitarbeiter waren zum Theil Schriftsteller ersten Ranges, und wenn man erwägt, wie wenig äußere Anerkennung bei der Natur des Ganzen dem Einzelnen für seinen hingebenden Fleiß zu Theil werden konnte, so wird man wol Achtung vor einem Stande gewinnen, der im strengsten Sinn des Worts die Person der Sache aufopfert.

Durch diese Ausgabe, welche die Geschichtschreiber unserer Vorzeit in einem kritisch geordneten Text dem modernen Historiker überliefert, ist zunächst zweierlei erreicht worden: einmal haben wir nun ein Material für unsre Geschichte zusammen, wie es in dieser Vollständigkeit kein andres Volk kennt, und unsre Geschichte steht seitdem auf festen Füßen. Nicht minder bedeutend ist aber die subjective Wirkung. Die Natur der Sache brachte es mit sich,

daß zu dieſer Arbeit eine große Anzahl jüngerer Schriftſteller verwendet wurde. Dieſe haben dabei eine ſtrenge Schule durchgemacht; die Methode einer gewiſſenhaften Kritik iſt ihnen gewiſſermaßen in Fleiſch und Blut übergegangen, und welche Arbeit ſie auch weiter unternehmen mögen, ſie haben gelernt, Schritt für Schritt weiter zu gehen und einem beſtimmten Ziele nachzuſtreben. Die beiden Eigenſchaften, die zum wiſſenſchaftlichen Fortſchritt nothwendig ſind, Schule und Selbſtthätigkeit, ſind durch dieſes Werk in einem ganz ungewöhnlichen Maß gefördert worden. Mehre aus dieſem ſchönen Kreis, der durch die Vermittlung der Wiſſenſchaft inniger mit dem Vaterlande verknüpft wurde, haben ſich bereits als ausgezeichnete Geſchichtſchreiber bewährt. Von einem, der für ſeine Zukunft die ſchönſten Hoffnungen erweckte, Otto Abel, müſſen wir den frühzeitigen Tod beklagen.

Jetzt kam es darauf an, zu unterſuchen, ob ein Unternehmen, welches zunächſt auf den Stand der Gelehrten berechnet war, auch dem geſammten Volk zu Gute kommen könne. Zu dieſem Zweck kam man auf den glücklichen Gedanken einer deutſchen Ueberſetzung jener Quellenſchriftſteller, die mit königlicher Unterſtützung denn auch glücklich ins Werk geſetzt iſt und einen gedeihlichen Fortgang nimmt. Die Sammlung, die wir im Titel angegeben haben, hat bereits einen ſtattlichen Umfang, und es wird aufs rüſtigſte daran weiter gearbeitet. Im Anfang ſtanden dem Unternehmen mannigfache Bedenken entgegen. Die Schriftſteller des Mittelalters ſind nicht wie die des claſſiſchen Alterthums vermöge der allgemeinen Bildung, aus der ſie hervorgingen, für jede Bildungsſtufe genießbar; ſie drücken das gebrochene Bewußtſein ihrer Zeit aus, welche erſt mit einer gewiſſen Anſtrengung verſuchen mußte, die verſchiedenen, zum Theil ſich widerſprechenden geiſtigen Momente wohl oder übel in Einklang zu bringen. Spuren von dieſem innern Widerſpruch, von dieſem peinlichen Kampf finden ſich in der That auch in den beſten Schriftſtellern des Mittelalters. Zudem hatten ſie für ihre Anſchauungen und Beobachtungen einen ganz andern Maßſtab als wir. Wenn Livius auch nicht verfehlt, alljährlich die Wunderzeichen und ähnliche Curioſitäten aufzuzeichnen, die er in ſeinen Quellen vorfand, und die uns wenigſtens in geſchichtlicher Beziehung durchaus nicht intereſſiren, ſo geht er doch vom Bewußtſein eines geordneten und gedeihlichen Staatslebens aus und hat für Heldenthaten, für Charaktergröße, für das Spiel des Schickſals denſelben Maßſtab, den wir haben. Sein Verſtand hat dieſelbe Richtung wie der unſrige, er urtheilt und empfindet wie wir. Und das gilt mehr oder minder von jedem Schriftſteller des Alterthums, ſo daß dieſe in ihrer Geſammtheit noch immer mit Recht unſerer Erziehung zu Grunde gelegt werden. — Ganz anders bei den Geiſtlichen, welche ſich im Mittelalter mit der Geſchichtſchreibung beſchäftigten. Sie urtheilten und empfanden nicht blos anders als wir, man kann ohne Ueber-

treibung ſagen, ſie hatten auch ein andres Auge. Von einem geordneten Staatsleben hatten ſie keinen Begriff. Das Gefühl für das Große, das ſonſt dem Menſchen angeboren iſt, war ihnen durch ihre theologiſche Beſchäftigung verkümmert worden, und ſelbſt wo ſie gewiſſermaßen wider ihren Willen richtig empfanden, reflectirten ſie ſich in einen entgegengeſetzten Standpunkt hinein, weil ein einſeitiges Princip der Inhalt und die Aufgabe ihres Lebens war. Beſtialiſche Wildheit hart neben einer ſtrengen ſpiritualiſtiſchen Moral, das war die Signatur jenes Zeitalters, welches man im Verhältniß zum Alterthum und zur neuern Zeit trotz aller Vorliebe ſophiſtiſcher Romantiker mit Recht als barbariſch bezeichnet. Man merkt die Kluft gar nicht, die uns von jener Periode trennt, wenn man ſich die Geſchichte derſelben aus einem der gewöhnlichen Compendien vergegenwärtigt, welche ſämmtlich die Gegenſätze rationaliſtiſch abſchwächen. Zum vollſtändigen Bewußtſein darüber gelangt man erſt dann, wenn man die Schriftſteller des Mittelalters ſelbſt zur Hand nimmt.

Ein fernerer Uebelſtand ſchien die Methode jener Geſchichtſchreiber zu ſein, ſich nicht auf die Darſtellung deſſen zu beſchränken, was ſie wirklich wußten, was ſie als Augenzeugen mit erlebt hatten, ſondern nach Anleitung der frühern Literatur alles, was ſie aus der Vorzeit des Menſchengeſchlechts gehört hatten, zum Beſten zu geben. Hier ſind wir nun ſchon als Knaben beſſer unterrichtet; wir ſind in der Bibel und in den Proſanſchriftſtellern des Alterthums zu Hauſe und können die gelehrteſten und gebildetſten Männer des 7. und 8. Jahrhunderts mit leichter Mühe corrigiren.

Für das Letztere ſchien ſich nun eine ſehr leichte Abhilfe darzubieten, wenn man bei jedem dieſer Schriftſteller, der mit der Erſchaffung der Welt anfing, die Einleitung bis dahin, wo er auf ſeine eigne Zeit zu ſprechen kam, ohne weiteres wegſchnitt. Die Herausgeber haben das aber nicht gethan, und mit Recht; denn kein Theil jener Geſchichtſchreiber gibt uns eine ſo klare Vorſtellung von dem Contraſt der allgemeinen Bildung jener Zeit gegen die unſrige, als die Phantaſien über die Geſchichte der Vorzeit, und ſie ſind es zugleich, die, freilich in einer ſehr wunderlichen Weiſe, die Continuität zwiſchen den verſchiedenen Weltaltern herſtellen.

Die andern Uebelſtände ließen ſich wenigſtens theilweiſe durch Anmerkungen der Herausgeber beſeitigen, die denn auch in der That alles gethan haben, um jeden Punkt, der für Laien einer Erörterung bedarf, ohne unnützen Aufwand klar zu machen. Mit Hilfe dieſer Anmerkungen iſt das geſammte Volk, ſo weit es überhaupt in der Lectüre wiſſenſchaftlicher Werke Uebung hat, befähigt, alle jene Schriftſteller vollkommen zu verſtehen.

Damit allein wäre es aber noch nicht gethan, denn man mag dem Publicum noch ſo eifrig die Pflicht einſchärfen, ſich um die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes zu kümmern und ſich das Verſtändniß derſelben ſo gründlich als

möglich anzueignen, es wird dieſer Aufgabe kein Gehör geben, wenn es bei ſeiner Lectüre nicht auch einen unmittelbaren Genuß findet. Es iſt dagegen auch nicht das Mindeſte einzuwenden, denn man kann aus Pflichtgefühl wol ſtudiren, aber nicht leſen; und zwar gilt das vom Gelehrten wie vom Ungelehrten.

Nun iſt es ein glücklicher Umſtand, daß wir aus der Lectüre der mittelalterlichen Schriftſteller ebenſoviel Vergnügen, als Belehrung ſchöpfen. Wir wollen nur auf einen dieſer Schriftſteller hinweiſen, der freilich der intereſſanteſte iſt und der auch in dieſer Sammlung den größten Raum einnimmt, auf Gregor von Tours. Nicht blos in dem Zeitalter, das er beſchreibt, ſondern in ſeinem eignen Charakter iſt eine ſo unerhörte Miſchung von Gegenſätzen, von Bildung und Aberglauben, von richtigem, ſelbſt ſeinem Gefühl und wüſten Vorausſetzungen, daß kein Romantiker eine beſſere Figur hätte erfinden können. Das Intereſſe wird faſt auf jeder Seite angeregt, ſei es, daß er ſeine theologiſchen Klopffechtereien erzählt, daß er einen von den Heiligen und Wunderthätern jener Zeit porträtirt, oder uns in die Greuelthaten des merovingiſchen Hoflebens einweiht; überall haben wir kräftige Natur und fremdartige Zuſtände mit vollendeter ſinnlicher Plaſtik dargeſtellt. Um ihn nun freilich vollſtändig zu verſtehen, muß man Thierrys Geſchichten aus dem Zeitalter der Merovinger zur Hand nehmen. Thierry thut eigentlich nichts weiter, als daß er das, was ihm Gregor von Tours erzählt, in die Sprache unſrer Vorſtellung und Empfindung überſetzt; aber er thut es mit einem Scharfſinn und einer Feinheit des Verſtändniſſes, die etwas Bezauberndes hat. Wenn man nun mit Beihilfe des großen franzöſiſchen Geſchichtſchreibers ſich den Contraſt der beiden Zeitalter ſinnlich klar gemacht hat, ſo muß man wieder an die Lectüre des Originals gehn, aus der man dann einen doppelten Genuß ſchöpfen wird, denn ſind uns erſt die leitenden Geſichtspunkte gegenwärtig, ſo werden wir für den einzelnen Fall Farbe und Stimmung ſchon ſelbſt finden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht alle dieſe Geſchichtſchreiber ein gleiches unmittelbares Intereſſe erregen können. Es ſind manche recht trockene Chroniken darunter, in deren öder Steppe man ſich vergebens nach einer friſchen Weide umſehen wird. Wenn aber die Herausgeber ſich das ſchwierige und undankbare Amt geſetzt hätten, das Intereſſante vom Unintereſſanten zu ſondern, ſo hätte ihre Arbeit eine der urſprünglichen Abſicht entgegengeſetzte Richtung genommen. Es kam ihnen nur darauf an, dem Volk ſeine Vorzeit in ſinnlicher Klarheit zu vergegenwärtigen.

In keiner Bibliothek ſollte dieſe ſchöne Sammlung fehlen, denn da nur in den ſeltenſten Fällen die Vorbildung ſo weit geht, daß wir auch die Form und Sprache des Mittelalters genießen und beurtheilen können, ſo müſſen wir uns wenigſtens den Inhalt deſſelben anzueignen ſuchen, und das geſchieht

in der bequemſten und lehrreichſten Weiſe durch dieſe von den ausgezeichnetſten Gelehrten für unſer Bedürfniß eingerichtete Literatur. —

Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. Von Wilhelm Gieſebrecht. Erſter Band. Geſchichte des zehnten Jahrhunderts. Braunſchweig, C. A. Schwetſchke und Sohn. —

Nachdem durch die Herausgabe der Monumenta Germaniae der Grund zu einer ſyſtematiſchen Forſchung in der deutſchen Geſchichte gelegt war, konnte man an die Darſtellung denken. Bei dem gewiſſermaßen corporativen Charakter des ganzen Unternehmens lag der Gedanke nahe, die Aſſociation auch hier fortzuſetzen und Schritt für Schritt weiter zu gehen. Zunächſt kam es darauf an, in chronikartiger Form das kritiſch geſichtete und geordnete Material in größtmöglicher Vollſtändigkeit zuſammenzuſtellen. Dies war die Aufgabe, welche ſich Ranke mit ſeinen Schülern bei Herausgabe der Annalen des deutſchen Reichs unter den ſächſiſchen Kaiſern ſtellte. Auf die künſtleriſche Form wurde gar kein Gewicht gelegt, man betrachtete das Ganze als eine Vorarbeit für den künftigen Geſchichtſchreiber. Einer der tüchtigſten Mitarbeiter war der Verfaſſer des vorliegenden Werks, der in dem gegenwärtigen Band zunächſt die in den Annalen behandelte Zeit zu einem gleichzeitig in wiſſenſchaftlicher wie in künſtleriſcher Beziehung vollendeten Abſchluß zu bringen ſich bemüht.

Sein Verdienſt muß man um ſo höher ſchätzen, je ſchwieriger die Aufgabe iſt, die er ſich geſtellt hat. Das ganze Werk in ſeiner rieſenmäßigen Ausdehnung ſoll auf monographiſchen Quellenſtudien beruhen und doch zugleich ſo eingerichtet ſein, daß das geſammte Volk, oder wenigſtens der gebildete Theil deſſelben, mit Behagen darin lieſt. Wenn nun auch die gegenwärtige Zeit mehr als irgend eine der frühern Perioden die angemeſſenen Grundſteine für ein ſolches Gebäude darbietet, ſo läßt ſich doch erwarten, daß bei dem regen Sinn für Geſchichte, der in allen Kreiſen der Geſellſchaft an den Tag tritt, immer neues Material ſich aufhäufen wird, daß man mit der Zeit über vieles Einzelne eine klarere Anſchauung gewinnt, und daß zuletzt die Auswahl unter dem, was man zum Verſtändniß des Ganzen mitzutheilen hat, ſchwieriger ſein würde, als die Erforſchung unbekannter Thatſachen und Zuſtände.

Was nun zunächſt den wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt betrifft, ſo ſcheint der Verfaſſer ſeine Aufgabe befriedigend gelöſt zu haben. Man ſieht es der Arbeit an, daß ſie nicht friſchweg unternommen, ſondern als Erzeugniß der vielſeitigſten Studien gewiſſermaßen geworden iſt. Der Verfaſſer iſt in dem Gegenſtand, den er behandelt, vollſtändig zu Hauſe; er hat für jeden einzelnen Fall bei ſeiner umfaſſenden Kenntniß des Ganzen die richtigen Geſichtspunkte bei der Hand, und er zeigt auch bei der Auswahl und Bearbeitung der Belege, daß er genau weiß, worauf es ankommt. Er erzählt vollſtändig,

aber trotz seiner Ausführlichkeit weiß er doch durch geschickte Gruppirung auch den Unkundigen in dem Gewirr der Thatsachen zu orientiren. Dabei leuchtet überall eine tüchtige Gesinnung heraus, wenn auch die Reflexion niemals störend hervortritt. Freilich hat er auch grade für die Periode, die dieser Band behandelt, durch die vorhin bezeichnete Chronik eine sehr günstige Unterlage gewonnen, und für die spätere Zeit wird er zum Theil mit sehr geschickten Geschichtschreibern zu wetteifern haben.

Was die künstlerische Behandlung betrifft, so ist das Ergebniß insofern ein günstiges, als ein edler, würdiger Stil, der sich im Wesentlichen gleich bleibt, den Leser in die richtige Stimmung versetzt. Aber wir sind neuerdings in dieser Beziehung durch glänzende Werke verwöhnt worden, dem Geschichtschreiber sehr hohe Ansprüche entgegenzubringen. Wir haben schon mehrfach auseinandergesetzt, daß das productive Talent, welches sich früher ausschließlich innerhalb der Dichtung bewegte, jetzt auch in der Wissenschaft Raum gewonnen hat. Die glänzende, auf der feinsten psychologischen Zergliederung beruhende Charakteristik, die Lebhaftigkeit der Schilderungen, die dramatische Spannung im Bericht über die Ereignisse, die uns in den neuern historischen Werken so vielfach erfreuen, veranlassen uns bei jedem neuen Geschichtschreiber zu Erwartungen, die doch nur bis zu einer gewissen Grenze erfüllt werden können. In dieser Beziehung tritt das Talent des Verfassers nicht so bedeutend hervor, daß wir an der Darstellung an und für sich, ganz abgesehen von dem Inhalt, unsere Freude haben könnten. Indeß wird die Fortsetzung des Werks voraussichtlich noch eine ganze Reihe von Jahren umfassen, und wir sind fest überzeugt, daß auch hier die Kunst durch Uebung fortwährend gewinnen wird. Möchte das Publicum durch lebhaftes Entgegenkommen dem Verfasser jenes Behagen an seiner Arbeit möglich machen, welches immer das Haupterforderniß für das Gedeihen eines größern Werks sein wird. —

Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Von Hartwig Floto. Erster Band. Stuttgart und Hamburg, R. Besser. —

Der Untergang der Hohenstaufen. Dargestellt von Dr. Taddäus Lau. Hamburg, Hoffmann und Campe. —

Diese beiden Monographien rühren von zwei jüngern Gelehrten her, die beide Talent verrathen, wenn auch hin und wieder der Ton und die Behandlung des Gegenstandes zeigt, daß die wissenschaftliche Vorbildung noch keine ganz fertige ist. Den Vorzug geben wir entschieden der Geschichte Heinrichs IV.; ein Werk, auf das wir uns beim Erscheinen des zweiten Bandes noch einmal zurückzukommen vorbehalten. Der Verfasser hat zuweilen in seinen Formen etwas Geziertes und Unruhiges, aber er zeigt wenigstens für eine Seite der Geschichtschreibung, deren Vernachlässigung die Spielart des historischen Ro-

mans hervorgerufen hat, einen sehr lebhaften und empfänglichen Sinn: er bleibt nämlich nicht bei den trocknen Thatsachen stehen, sondern er sucht dieselben seiner Phantasie bis in alle Details sinnlich zu vergegenwärtigen. Nun hat dieses Bestreben zwar seine Grenze, denn aus der Phantasie können wir uns die Zustände, über welche uns keine ausführlichen Berichte vorliegen, nicht ergänzen; aber bei geschärfter methodischer Aufmerksamkeit sieht man auch in dieser Beziehung mehr, als man beim ersten Anlauf voraussetzen sollte, und der Verfasser hat mehre schöne Züge aufgefunden und dargestellt. — Was den Verfasser der zweiten Schrift betrifft, so schadet er sich selbst durch die Unruhe in der Wahl seiner Stoffe. Im Lauf von zwei oder drei Jahren drei Monographien zu schreiben, von denen zwei dem Zeitalter der römischen Republik angehören und eine der Periode der Hohenstaufen, ist ein zweckwidriges Verhalten, denn bei einer historischen Schrift, die über den Werth einer fleißigen und sorgfältigen Seminararbeit hinausgehn soll, genügt es nicht, die vorhandenen Quellen zum Behuf dieser bestimmten Arbeit vorzunehmen und durchzustöbern, sondern man muß in sie völlig eingelebt sein und viel mehr wissen und angeschaut haben, als man seinem Publicum mitzutheilen für gut findet. —

Geschichte der Markenverfassung in Deutschland. Von Georg Ludwig von Maurer. Erlangen, F. Enke. —

Das Werk ist, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise für den Gelehrten und den Studirenden geschrieben und gehört daher nur uneigentlich in den Kreis unserer Besprechung. Das Thema ist ein so schwieriges und durch die verschiedenartigsten Gelehrten in seinen Einzelnheiten mit so vielen Conjecturen und Hypothesen ausgestattet, daß wol niemand, der sich speciell mit dem Gegenstand beschäftigt hat, mit einem neuen Werke in allen Punkten einverstanden sein wird. Der Verfasser zeigt das Gefühl davon in seiner Polemik, die zuweilen einen etwas gereizten Ton anschlägt. Aber in einer Beziehung werden auch diejenigen, welche an den Resultaten hin und wieder Anstoß finden, dem Buch ein entschiedenes Lob nicht versagen können. Es gibt ein reiches, vollständiges und methodisch gruppirtes Material und eignet sich daher vorzüglich zum Führer in das Studium dieses so wichtigen und zum Verständniß der deutschen Culturentwicklung unentbehrlichen Gegenstandes. —

Die Regesten der Archive im Markgrafthume Mähren und Anton Borzeks Berichte über die Forschungen in diesem Lande. 1. Bandes 1. Abtheilung, enthaltend: die Regesten der Archive zu Iglau, Trebitsch, Triesch, Groß-Bitesch, Groß-Meseritsch und Pirnitz, sammt den noch ungedruckten Briefen Kaiser Ferdinands II., Albrechts v. Waldstein und Rombualds Grafen v. Collalto. Brünn, Ritsch und Große. —

Es ist von der größten Wichtigkeit, daß auch Oestreich, welches in mancher Beziehung hinter den historischen Detailforschungen des übrigen Deutsch-

lands zurückgeblieben iſt, anfängt, auf die Sammlung und Ordnung ſeiner Quellen eine größere Aufmerkſamkeit zu verwenden. Die vorliegende Sammlung iſt ein ſehr werthvoller Beitrag dazu, und in ihrer ganzen Ausdehnung für den Gelehrten und Geſchichtforſcher eine willkommene Gabe. Für das größere Publicum bilden den intereſſanteſten Theil die auf Wallenſtein bezüglichen Correſpondenzen: 329 Briefe Wallenſteins ſelbſt, 128 Briefe und Reſcripte der Kaiſer Matthias und Ferdinand und eine große Zahl anderweitiger, die auf denſelben Gegenſtand Bezug haben. Wir lernen Wallenſtein und ſein Verhältniß zum Kaiſer und zum Hof kennen in der Zeit des Höhepunkts des Glücks und der Macht, in welcher ſich aber gleichzeitig die Keime ſeines Sturzes entwickeln. Die Briefe haben auch deshalb einen Reiz, weil Wallenſtein dem Freunde ſchreibt (dem Hofkriegsrathspräſidenten Grafen von Collalto), und ihm oft ſeine geheimen Gedanken, Wünſche und Hoffnungen ohne Scheu enthüllt. — Als Beleg wollen wir den Auszug eines Briefes von Pappenheim an Wallenſtein vom November 1629 mittheilen, aus welchem man ein Bild von den Mißverhältniſſen der Soldateska mit den Hofleuten und Beamten gewinnt. Wir behalten die eigenthümliche Orthographie bei.

Ihre fürſtl. Gn. haben ſich gegen mir ſehr erpectorirt, der Vbergroßen Werbungen, Viler durchzug, Vbelen hauſens vnd was dergleichen tam quam cauſas der diſſidenz vnd Mißverſtandt, Meldung gethan, worauff ich Ihnen, mit dem Waß von Ewer fürſtl. Gn. ich offtmales wegen der Vberſeczung vnd Verſicherung des feindts gehört. Ihn ſonderheit nach den Victorijs, mehr als vor, der Werbung halber ſolche ſatisfaction gegeben, daß ſie darin ganz E. f. G. meinung worden vnd bekent es hette ohne dieſelbe daß werck kein ſo glücklichen ausgang nehmen können. Wegen des Vbelen hauſens Etlicher regimenter haben ſie ſelbſt angefangen, es ſeye durch die Gorziniſche demonſtration meniglig gnuegſame ſatisfaction geſchehen vnd aller Cur- vnd Fürſten gemütter dadurch aquietirt vnd cortentiert worden.

Allein haben ſie mir geſagt, es habe Ein Commiſſari, Mezger genant, den anfang alles misdrawens vervrſacht, Ihn dem Er den Herrn Biſchofen von Wirzburg vnd andern Cur vnd Fürſten Ihns geſicht geſagt, es thue Kein guett bis man Ein mall Einen Curfürſten den Kopf zwiſchen die Beine lege, vnd geiſtlichen die geiſtlichkeit adminiſtriren laſſe, was aber die weltliche fürſtliche obrikeit vnd vberflüſſige guetter anlange, wollen E. F. G. es Ihnen nehmen vnd wie die biſchoffe Ihn Italien ſie reduciren, Solches werden Ihr F. G. von Wirzburg nit allein geſchehen vnd beweiſen. Sondern Es ſeye geclagt worden, aber nichts darauf Erfolget, vnd dis ſolle er auch andrer orten ſpargirt vnd E. f. H. dardurch (wie leicht zu Erachten) odios gemacht haben, welches als ich Erkennen konen, Ihnen noch ſehr Ihn Kopf Stecket; darauff ich ſie vergwißt Es könne Ein mall E. f. G. nit recht zu ohren kommen ſein.

Dieſe forcht oder opinion aber iſt Jhnen Vſs Neue wider Erregt worden, daß E. F. G. daß Guberno der geiſtlikeit vnd Weltlikeit ſepariren, vnd die von Jhr Kay. Mayt. nominierte adminiſtratores nit zulaſſen wollen, worauff ich geanttwort, ich habe zwar hievon Keine wiſſenſchaft, daß wiſſe ich aber gewiß, das die ganze moles belli ratione ſumptuum, von dieſen beeden Stiffteren getragen werde, welches ſie auch for Ein gnuegſame Vhrſach Erkennt haben; Es werden aber E. F. g. von H. von Walmerode wie auch wan Jhr F. G. zu deroſelben komen, alles mit mehrern Vmſtenden vernehmen. das hab E. F. G. pro informacione auiſiren ſollen verhoffent Es werde die perſonliche conſerenz den gemeinen Weſen ſehr nuzlich ſein Sintemall beede parteyen einerley Intentiones, Vnd nur durch vbel gegrunte argwon vnd beſe zungen, gegen Einander verhezt worden ſeint. Gott gebe ſein Gn. dazue vnd Erhalt E. ſ. Gn. In allen wollſtandt. — —

Aus den kaiſerlichen Reſcripten ſieht man, daß der Unfug des übermüthigen Heeres zuweilen ſo groß wurde, daß man es dem Kaiſer nicht verargen kann, wenn er die Dankbarkeit gegen die Rückſicht auf das allgemeine Intereſſe hintanſetzte. Im Allgemeinen gewinnen wir aus all dieſen neuentdeckten Quellen die Anſicht, daß Schiller, wenn auch ein ſehr ungründlicher Quellenforſcher, doch in Bezug auf die Hauptſachen, auf den Charakter und die Pläne des Herzogs vollkommen das Richtige divinirt hat. —

Chronik der frieſiſchen Uthlande. Von C. P. Hanſen. Altona, A. Lange. —

Die Chronik beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit den ſeefahrenden Inſelfrieſen, den Bewohnern der Inſeln Sylt, Föhr, Amrum, der Halligen und der Felſeninſel Helgoland, ſo wie mit dieſen immer kleiner werdenden Inſelreſten der altfrieſiſchen Uthlande. — Die Inſelfrieſen haben ſeit dem Untergange Nordſtrands als Walfiſchfänger und Seefahrer durch eigne Kraft, Einſicht und Thätigkeit eine Stellung eingenommen, würdig der eines größern und mächtigern Volkes. Im Allgemeinen iſt der Inſelfrieſe ein echter, kräftiger, zuverläſſiger und ſittlich reiner Sohn des Meeres. Er iſt durch viel Trübſal, Mühe und Entbehrungen hindurchgegangen, hat ſich dabei aber nicht blos Erfahrungen, ſondern auch wirkliche theoretiſche Kenntniſſe ſeines Berufs, namentlich mathematiſche und aſtronomiſche, vermittelſt der mehrentheils ſelbſtgebildeten Navigations- und Volksſchullehrer ſeiner Heimath geſammelt. Als glücklicher Walfiſchfänger galt er vor allem im 17. Jahrhundert und noch im Anfange des folgenden; als erfahrener Handelsſchiffer und tüchtig gebildeter Navigateur wurde er beſonders in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts gerühmt. So wie aber der Ruf der Inſelfrieſen als kühner und geſchickter Seefahrer hauptſächlich ſeit 1713 ſtieg, ſo nahm gegentheils ihr Ruhm als für ihre heimathlichen Rechte und Freiheiten begeiſterte und kämpfende Männer

besonders seit 1713 ab. Sie wurden, je weiter und länger dauernd ihre Reisen waren, in desto größerer Zahl Kosmopoliten, die desto mehr sich heimisch überall fühlten, je mehr ihre alte friesische Heimath zerbröckelte; die in allerlei Sprachen, bald friesisch, bald deutsch, bald holländisch, bald englisch, bald dänisch ꝛc. redeten; die nicht selten ihre friesische Heimath nur noch als Familiensammelplatz und als passenden Ruheplatz für ihre alten Tage ansahen. Viele derselben erreichten jedoch diese Ruhe in ihrer Heimath nie, sie starben in ihrem Berufe auf dem Meere oder fern von der Heimath an Krankheiten der tropischen Welt. Man rechnet, daß z. B. die Insel Sylt 12—1300 ihrer tüchtigsten Bewohner im 18. Jahrhundert auf der See und durch die Seefahrt verloren habe. Die wenigen aber, welche zurückkehrten und ihre alten Tage in Ruhe und Frieden in der Heimath beschlossen, waren in der Regel denn auch sehr ruhig dort, zu ruhig, als daß sie noch als Landwirthe, tüchtige Communalbeamte oder als sonst für nützliche Einrichtungen, für das gemeine Wohl, für die Rechte und Freiheiten der Heimath mit Einsicht, Eifer und Energie wirkende Friesen gleich ihren Vorfahren gelten konnten. Es gingen daher fast alle Rechte und Freiheiten der Inselfriesen grade im 18. Jahrhundert verloren. — Die Chronik dieses Volks in einer schlichten, dem Gegenstand angemessenen und doch gewissermaßen gemüthlichen Sprache gewährt ein sehr anziehendes Bild und ist auch als monographischer Beitrag für die Kenntniß der norddeutschen Zustände von Werth, da der specifische Charakter dieses Volksstammes sich am deutlichsten in den isolirten Landschaften ausspricht. —

Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegsmarine. In ihren Entwickelungsstufen dargestellt von A. Jordan. Mit Benutzung authentischer Quellen und ungedruckter Manuscripte. Berlin, F. Heinicke. —

Es konnte nicht fehlen, daß das immer lebhafter sich regende Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer deutschen und namentlich preußischen Seemacht, wenn unser Vaterland die Stellung, die ihm innerhalb der Nationen zukommt, gewinnen sollte, die Aufmerksamkeit auf den frühern Versuch des großen Kurfürsten zurückleitete, den man früher als eine beiläufige Episode behandelt oder wol gar bespöttelt hatte. Wenn auch in den Einzelnheiten jenes Versuchs sich manche Spuren von der falschen Handelspolitik jener Zeit nachweisen lassen, so zeigte doch durch das Unternehmen selbst der Gründer der hohenzollerschen Politik, daß er den Genius seines Hauses und des ihm damit verknüpften Volks richtig begriff. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift behandelt zwar jeden der beiden durch einen längern Zeitraum abgetrennten Versuch abgesondert, aber der Vergleich drängt sich von selbst auf. Möchten die gegenwärtigen Lenker des preußischen Staats in dieser ernsten Sache, die ganz außerhalb des politischen Principienstreits der Tagesfragen liegt, zeigen, daß sie die Aufgabe

ihres Staats nicht nur richtig begreifen, ſondern auch conſequent danach zu handeln verſtehen. Wie unſcheinbar auch die gegenwärtigen Anfänge unſerer Flotte ausſehen, ja wie leicht ſie den Spott herausfordern, es liegt doch in ihnen der weſentliche Keim einer künftigen preußiſchen Entwicklung, die in den ſüdöſtlichen Gegenden nur immer die zweite Rolle ſpielen kann. Will Preußen, wie ſeine Elaſticität erfordert, ſich einen großen politiſchen Blick aneignen, ſo kann ſein Horizont nur die See ſein, und dieſe ſich zu erobern, wird vorausſichtlich der Gegenſtand des nächſten ernſten Kampfes ſein. — Unſere Leſer wird es intereſſiren, das Reglement des großen Kurfürſten in Beziehung auf die Flotte kennen zu lernen, welches wir daher hier nach dem ſogenannten Articulsbrief mittheilen. — Die drei erſten Paragraphen handeln von gottesfürchtiger Zucht, und zwar ſoll der Admiral, Viceadmiral, Capitain, Lieutenant, oder wer das Commando haben wird, alle Morgen und alle Abend Gott den Herrn auf ſeinem Schiff oder Schiffen anrufen laſſen, wozu ſich dann jedweder fertig halten ſoll. Bei vier Stüver (zwei Gr.) Strafe zum erſten Mal ꝛc. Wer beim Gebet mit Lachen, Plaudern oder anderem Muthwillen ſich ungebührlich oder unehrbar verhält, der ſoll vor den Maſtbaum geſtellt und gepeitſcht werden, desgleichen derjenige, welcher den Namen des Herrn vergeblich im Munde führt oder bei dem Namen Gottes ſchwört. Dann folgen die Strafbeſtimmungen in Betreff des unweigerlichen Gehorſams, der widerrechtlichen Gewalt, der Deſertion (worauf der Schelm geſetzt iſt), der falſchen Eidesleiſtung, ſo wie alle Specialverordnungen, wie z. B. §. 21: „Niemand ſoll ſich unterſtehen, nachdem die Wacht aufgeſchlagen und beſetzt iſt, einige fremde Sprache zu reden, noch Feuerzeichen oder einig Geſchrei oder Allarm zu machen, es ſei denn, daß Unrecht vom Feinde vernommen werde, bei Leibesſtrafe.“ — „Item ſoll,“ §. 24, „niemand ſich unterfangen, einige Briefe anzunehmen, abzugeben oder fortzuſchicken, ohne in Gegenwart des Capitains, bei Vermeidung des Galgens. — Auch ſollen die überſchießenden Speiſen oder Victuallen wieder zurückgenommen werden, bei Strafe, dreimal von der Raa zu fallen. — §. 27 ſagt: es ſoll ſich niemand unterfangen, von der Wacht zu gehen, eh' ihn ein anderer ablöſt, bei Strafe, dreimal durch den Kiel hindurchgezogen und vor allem Schiffsvolk gepeitſcht zu werden; desgleichen derjenige, wer auf ſeiner Wacht ſchlafend befunden wird. — §. 36 — „ſintemal das meiſte Unheil aus Trunkenheit entſteht, als wird einem jedweden Offizier und anderen hiermit ausdrücklich verboten, ſich trunken zu Schiffe finden zu laſſen, und ſoll der Offizier, welcher ſich diesfalls verlaufen wird, zum erſten Mal 14 Tage und die Matroſen acht Tage in Banden geſetzt, zum anderen Mal nach des Admirals Gefallen beſtrafet werden.“ — „Wer aber“, §. 39, „in böſem Muth auf jemand ſein Meſſer zieht, der ſoll mit dem Meſſer durch die Hand an den Maſtbaum geſtochen werden, und ſo lang daran ſtehen bleiben,

bis er daſſelbe hindurchzeucht.“ — §. 42: „Wer den anderen erſticht oder erſchlägt, der ſoll lebendig mit dem Todten, Rücken an Rücken, zuſammengebunden und über Bord geworfen werden, geſchieht es aber zu Lande, ſo ſoll er mit dem Schwerte hingerichtet werden.“ — Bei Strafe darf nicht Taback geraucht werden; man ſoll auch nirgends Taback trinken (?), als zwiſchen dem großen Maſt und der Fock! — Auch das tapfere und unverweisliche Verhalten wird beſprochen; „wer aber, wenn die Noth es erfordert, nicht fechten wird, der ſoll ohne alle Gnade mit dem Tode geſtraft werden.“ Und gleich darauf, §. 49, „daß die Köche gehalten ſeien, das von dem Fleiſche abtriefende Schmalz oder Fett, ſo lange es eßbar, zu den Suppen zu bewahren, und was nicht tauglich, zur Unterhaltung des Schiffes anzuwenden. — „Frauensperſonen darf ſich niemand, weder edel noch unedel, groß noch klein, unterſtehen zu Schiffe zu bringen.“ —

Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen ſeiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Von Dr. Franz Joſeph Adolph Schneidawind. Berlin, Decker. —

Der edle Prinz, deſſen Leben dieſe Blätter behandeln, verdient gewiß ein würdiges Denkmal, doch hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer zu dieſem Zweck einen freiern Ton gefunden hätte; man hat zu ſehr das Gefühl, daß es ſich um einen Prinzen handelt, und wir ſind feſt überzeugt, daß auch ein Prinz ſich lieber in dem Spiegel anſchaut, der ihm nur den Mann zeigt. —

Geſchichte von Heſſen, insbeſondere Geſchichte des Großherzogthums Heſſen und bei Rhein in Chronik und Geſchichtsbildern, in Liedern, in geographiſchen Skizzen, in Mundarten, Volksliedern, Sagen und einer Geſchichte Heſſens in Ueberſichten. Ein hiſtoriſches Leſebuch für Stadt und Land, Schule und Haus in Heſſen, geſammelt und dargeſtellt von Heinrich Künzel. Mit den Statuen Philipps des Großmüthigen von Heſſen und Georgs I. von Heſſen-Darmſtadt, nach Scholl in Holzſchnitt. Friedberg, C. Scriba. —

Der Titel des Werks iſt nicht genau, denn die heſſiſche Geſchichte ſelbſt bildet nur einen ſehr kleinen Theil der Sammlung. Statt deſſen hätte der Verfaſſer ſagen können: Zuſammenſtellung alles deſſen, was das heſſiſche Volk in poetiſcher, hiſtoriſcher, ſittlicher Beziehung ꝛc. intereſſiren kann. In dieſer Beziehung iſt die Sammlung ſehr zu loben. Es iſt aus den betreffenden Schriftſtellern mit Geſchmack und Verſtand alles dasjenige ausgewählt, was irgend dazu geeignet iſt, von einer Seite des heſſiſchen Lebens ein anſchauliches Bild zu geben, und in dem, was der Verfaſſer ſelber dazu gethan, ſpricht ſich ſeine warme Theilnahme für ſeine Heimath aus. —

Die nordamerikaniſche Preſſe.

The life of H. Greeley, editor of the New-York Tribune by I. Parton. New-York 1855. — Memoirs of I. G. Bennet and his times. New-York, 1855. —

Nach amtlichen Berichten erſchienen im Jahr 1850 in den Vereinigten Staaten bei einer Bevölkerung von 23 Millionen Menſchen, von welcher noch über drei Millionen Sklaven abgerechnet ſind, für welche die Preſſe nicht exiſtirt, 2526 periodiſche Zeitſchriften, welche jährlich 426,409,974 Exemplare abzogen, während in England bei einer bei weitem zahlreichern, gebildetern und reichern Bevölkerung in demſelben Jahre nur 624 periodiſche Blätter erſchienen. Unter den nordamerikaniſchen Journalen erſcheinen nur 254 täglich, 115 dreimal, 41 zweimal und 1902 einmal wöchentlich. Die meiſten Journale ſind alſo Wochenblätter: ſie ſind für die große Menge berechnet, die entweder wöchentlich nur einmal lieſt oder zur Lectüre einer einzigen Zeitungsnummer eine ganze Woche braucht.

Dieſer Umſtand gibt den meiſten amerikaniſchen Blättern einen eigenthümlichen Charakter. Sie geben nur eine Ueberſicht der politiſchen Ereigniſſe der Woche, und ſind in ihren Urtheilen ruhiger und gemäßigter, als die täglich erſcheinenden Zeitungen. Aber die Politik genügt ihnen nicht. Der Nordamerikaner beſitzt einen noch größern Wiſſensdrang, als der ihm ſtammverwandte Engländer, der nicht ſelten vier Stunden täglich der Lectüre ſeiner Times widmet. Die amerikaniſchen Wochenblätter unterhalten daher ihre Leſer von allem, was in der Welt vorgeht: vom Nordpoleiſe und Sir John Franklin, von Herſchel und den Himmelskörpern, vom Doctor Gall und der Beſchaffenheit des menſchlichen Schädels, von Rom und den Ceremonien der Charwoche: ſie ſind weſentlich „Miscellaneous". Als Montesquieu England beſuchte, fand er einen Dachdecker, der auf dem Dach, welches er ausbeſſerte, die Zeitung las. In Amerika läßt der Kellner die Gäſte, der Fleiſcher ſeine Kunden warten, bis er die Zeitung geleſen: ſelbſt die Zeitungsverkäufer auf den Straßen Neuyorks und Boſtons verkaufen ihre Blätter nicht eher, als bis ſie dieſelben geleſen haben. In dem Leben Greeleys wird erzählt, daß einem Fruchthändler, der zugleich Zeitungen verkaufte, für eine einzige Nummer vergeblich 12 Cents geboten wurden. Es war die einzige Nummer, die der Mann noch beſaß, und er wollte ſie erſt leſen, bevor er ſie verkaufte. Dieſer Wiſſensdrang verläßt den Amerikaner nirgends. Ueberall, wo Amerikaner ſich niederlaſſen, entſteht ſofort eine Zeitung, eine Kirche, und in der Regel auch eine Freimaurerloge. Sechs Monate nach den Goldentdeckungen in Californien zählte dieſer Staat, in welchem kaum für Wohnungen und erſte Lebensbedürfniſſe geſorgt war, bereits ſechs bedeutende Zeitungen, die in San Francisco, in

Stockton und in Marysville herauskamen. Faſt jedes amerikaniſche Dorf beſitzt eine Druckerei und ein Wochenblatt.

Ein zweiter Grund der enormen Publiciſtik in Amerika liegt darin, daß eine eigentliche Hauptſtadt des Landes nicht vorhanden iſt. Da jeder Staat ſeine beſondere Regierung hat, ſo hat er auch ſeine beſondere Zeitung, und dadurch erhält die amerikaniſche Preſſe einen weſentlich provinzialen und localen Charakter. Nur die politiſchen Zeitungen Neuyorks werden überall in der Union geleſen: ſie üben aber keineswegs denſelben Einfluß auf die Preſſe der übrigen Staaten, als die pariſer Zeitungen auf die Preſſe der Departements, oder die londoner auf die Preſſe der Grafſchaften. Während in England und Frankreich nur eine Regierung beſteht, iſt Amerika decentraliſirt und die neuyorker Preſſe gilt in der öffentlichen Meinung nur das, was in politiſcher Beziehung der Präſident und der Congreß bedeutet: ſie übt nur einen allgemeinen, indirecten, abſtracten Einfluß, ſie iſt die föderale Preſſe. Daß dieſe Preſſe grade in Neuyork ihren Sitz hat, liegt darin, daß Neuyork nicht allein das commerciale, ſondern auch das ſociale Centrum der Union iſt. Nicht allein iſt Neuyork die Hauptwaarenniederlage für Nordamerika, der Stapelplatz für die Baumwolle des Südens, für das Getreide des Weſtens und das Gold Californiens, das Band zwiſchen Amerika und Europa: mit ſeinem kosmopolitiſchen, halb amerikaniſchen, halb europäiſchen Charakter iſt es zugleich der einzige Ort, wo alle Meinungen frei ſich entwickeln und ſich neutraliſiren können, während ſie an allen andern Orten dem Druck und der Unduldſamkeit unterliegen. So kann in Neuorleans keine abolitioniſtiſche Zeitung, in Boſton keine Zeitung beſtehen, welche für die Sklaverei Partei ergreift. In Neuyork dagegen können Whigs und Demokraten, Free ſoilers und Anhänger des Sklaventhums, Annexioniſten und Feinde der Eroberung ohne Gefahr ihre Meinung äußern.

Die enorme Publiciſtik Nordamerikas iſt noch nicht ſehr alten Datums: ſie beginnt mit der Wohlfeilheit der Preſſe, mit der „Penny preß". Vor zwanzig Jahren waren die Zeitungen in Amerika ebenſo theuer, als in Europa, eine Nummer koſtete wenigſtens zwei und einen halben Groſchen; der ſo ausnehmend einträgliche Verkauf der Zeitungen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen war unbekannt. Die Zeitungen lebten von ihren regelmäßigen Abonnenten, und dieſe entrichteten ihr Geld nach der Gewohnheit des Amerikaners, nur ſolche Gegenſtände zu bezahlen, die er vollſtändig empfangen hat, nicht zu Anfang, ſondern zu Ende des Vierteljahrs. Alle Reclamationen der Zeitungen waren fruchtlos, die Abonnenten verzichteten oft lieber auf die Zeitung, als daß ſie pränumerirten. Erſt im Jahr 1833 fanden die Zeitungen ein Mittel, von der Tyrannei des Publicums ſich zu befreien. Ein armer Student der Medicin, Sheppard, verfiel auf die Idee, eine wohlfeile Zeitung

herauszugeben, und gründete mit den Buchdruckern Story und Greleey die „Morning Post", von der jede Nummer etwa neun Pfennige kostete. Allein die Morning Post erschien am 1. Januar 1833 während eines großen Schneefalls, der acht Tage dauerte und den Einwohnern von Neuyork die Lust benahm, auf den Straßen sich eine neue Zeitung zu kaufen. Die Morning Post ging drei Wochen nach ihrem Entstehen wieder ein. Dagegen erschien neun Monate später der Sun, im Verlage von Benjamin Day, der jetzt ein reicher Buchhändler in Neuyork ist, und hatte glänzenden Erfolg. Ihm folgten 1834 der Transcript, the Man und der Morning Star. Alle diese Blätter amüsirten ihr Publicum mit Criminalgeschichten und höchst grotesken Erdichtungen. In demselben Stile gründete im Mai 1835 ein junger Schotte, Bennet, den Neuyork-Herald; er veröffentlichte erdichtete Botschaften des Präsidenten Jackson und des Gouverneurs von Neuyork, Marcy, welche von den einen belacht, von den andern geschmäht, von allen aber gelesen wurden; Bennet, deshalb getadelt, erwiederte: Ich schreibe eine Zeitung für das Volk und nicht für Wall-Street (eine Straße, wo die theuern Zeitungen erschienen). Ich bin sehr ernst in dem Ziele, das ich verfolge, aber bisweilen grotesk in den Mitteln, die ich anwende." So entstand der Neuyork-Herald, das Organ der demokratischen Partei in der Pfennigspresse. Die Whigs, welche die Nothwendigkeit einsahen, in derselben Presse vertreten zu sein, gründeten ihrerseits 1841 die Neuyork-Tribune.

Diese Revolution in der amerikanischen Presse rief zugleich zwei neue Industriezweige ins Leben: den Zeitungsverkauf auf den Straßen und das Annoncenwesen. Speculanten theilten sich in die verschiedenen Viertel von Neuyork und erkauften das Recht, in dem gewählten District bestimmte Zeitungen zu verkaufen. Seit 1836 wurde das Recht, den „Sun" in einem Stadtviertel zu verkaufen, mit 6 bis 700 Dollars bezahlt. Die Annoncen aber, die überall in der Welt das Glück so mancher Charlatans gemacht haben, werden nirgends mit solcher Unverschämtheit angewendet als in Amerika. Die Amerikaner verfertigen poetische Annoncen, die ganze Spalten der Zeitungen füllen, insbesondere bedienen sich dieses Mittels die Buchhändler und die Aerzte. Erstere machen stets bekannt, daß das neu erschienene Buch ein neues Zeitalter in der Geschichte des menschlichen Geistes eröffnet. Viel gefährlicher sind die medicinischen Annoncen. Die Käufer der angepriesenen Heilmittel sind noch sehr glücklich, wenn sie als „unvergleichliche Medicin" gefärbtes Wasser oder die Pflanzenstoffpillen der „Doctoren" Moffath und Brandeth erhalten, die einst zwei arme geringe Leute waren und gegenwärtig Millionäre sind. Häufig aber werden ganz abscheuliche chemische Mischungen ausgeboten, so daß die Gesetzgebung des Staates Neuyork eine Bill vorbereitet, welche den Verkauf jeder Arzenei verbietet, auf deren Umschlag nicht die in ihr ent-

haltenen Beſtandtheile angegeben ſind. Die Zeitungen machen ſich ſchwerer Vergehen ſchuldig, indem ſie gefährliche Heilmittel annoneiren, aber dieſe Annoncen bringen ihnen des Jahres Hunderttauſende; allein der Doctor Moreſaad, der Erfinder der magnetiſchen Gürtel, hat in einem Jahre 30,000 Dollars für einen Almanach ausgegeben, den er gratis unter dem Publicum vertheilt.

Es würde zu weitläufig ſein, alle amerikaniſchen Zeitungen anzuführen. Alle Intereſſen, alle Sekten und Populationen ſind in der Preſſe vertreten: Irländer, Deutſche, Holländer, Spanier und Italiener haben Zeitungen in ihrer Sprache. Die Intereſſen der Indianer werden vertreten durch ein Journal, welches in der Sprache der Eingebornen von zwei rothhäutigen Advocaten redigirt wird. Aber auch jedes vorübergehende Intereſſe findet ſein Organ. Jede Präſidentenwahl ruft eine Anzahl von Zeitungen ins Leben, welche die verſchiedenen Candidaturen unterſtützen und nach der Abſtimmung des Volkes wieder eingehen. Vor zwei Jahren hatten ſogar die Klopfgeiſter und die kreiſenden Tiſche etwa ihre zwanzig Zeitungen und ſieben bis acht „Magazine“.

Das Aeußere einer amerikaniſchen Zeitung iſt ſehr demokratiſch: graues und feuchtes Papier, incorrecter Druck, verſchoſſene Lettern, alles bezeichnet ihre Wohlfeilheit. Damit ſtimmt das Innere: es wimmelt von Beleidigungen, Schmähungen und Denunciationen. Zugleich beſchäftigt ſie ſich mit ſehr gewöhnlichen und kleinlichen Gegenſtänden. Wenn man etwa die Präſidentenwahlen und die immer wiederkehrende Sklavenfrage abrechnet, ſo vertreten die Yankeezeitungen ſelten ein großes Intereſſe; unendliche Streitigkeiten über die Ernennung eines Gouverneurs, über eine erledigte Stelle im Congreß, über eine Volksdemonſtration, über die geheimen Intriguen irgend eines Senators füllen ihre Spalten. Dieſer Umſtand macht die amerikaniſchen Zeitungen ſehr trocken und monoton. Es hängt dies allerdings mit den Zuſtänden in den Vereinigten Staaten zuſammen. Während die europäiſche Welt große ſittliche Fragen beſchäftigen, erheben ſich die Intereſſen Nordamerikas nicht über die Anlage von Eiſenbahnen oder über Fragen des Zolltarifs, ſelbſt die Sklavenfrage iſt mehr volkswiſſenſchaftlicher als moraliſcher Natur. Dazu kommt noch, daß die amerikaniſchen Blätter in das innere Leben und die Zuſtände des Volkes wenig eindringen und mehr mit äußern Thatſachen ſich beſchäftigen. Auch erheben ſie ſich ſelten über den Geſichtskreis der neuen Welt. Die entfernteſten Punkte derſelben liegen ihnen näher als Europa, deſſen Dampfboote doch in elf bis dreizehn Tagen nach Amerika gelangen. Die Revolution in Mexico, welche Santa Anna ſtürzte, ereignete ſich zu derſelben Zeit, als die Expedition nach der Krim, aber erſtere wurde bei weitem ausführlicher erzählt, als letztere. Außer England, das mit vielen Banden an Nordamerika ge-

knüpft ist, existirt Europa kaum für Amerika; Spanien, Italien, Deutschland ist in den amerikanischen Blättern nur schwach vertreten, selbst Frankreich erregt nur wenig ihre Aufmerksamkeit. Der neue Continent ist von dem alten getrennt, es besteht keine Solidarität zwischen den beiderseitigen Geschicken, nur die Erinnerung an den fanatischen Ursprung und merkwürdigerweise die ununterbrochene geheime Thätigkeit des römischen Hofes knüpfen noch das amerikanische Volk an Europa.

Was die Personen betrifft, welche die amerikanischen Zeitungen dirigiren, so ist ihre Stellung von der der europäischen Redacteure sehr verschieden. Der amerikanische Journalist ist eine furchtbare und gefürchtete Persönlichkeit, der eine große politische Macht besitzt. Denn er ist fast das einzige Individuum, das in den Vereinigten Staaten eine öffentliche Thätigkeit und öffentlichen Einfluß ausübt, ohne der Wahl und dem Eigensinn des Volkes unterworfen zu sein. Präsident, Repräsentanten, Richter, Gouverneure werden gewählt und haben in den Wählern ihre Herrn; der Journalist ist sein eigner Wähler: er empfängt von Amerika ein Mandat, er ist gewissermaßen der einzige freie Mann in der demokratischen Gesellschaft Amerikas. Mag er von Volksvertretern auf der Tribune geschmäht werden, die Freiheit schützt ihn so gut als seinen Feind, und er hat eigenwilligen Versammlungen keine Rechenschaft zu geben. Mögen ihn seine Mitbürger verachten, sie sind doch genöthigt, seine Zeitung zu kaufen. Dazu kommt noch ein zweiter Umstand. Der amerikanische Journalist ist nicht wie der englische das Triebrad einer großen anonymen Maschine. Jede englische Zeitung repräsentirt eine bestimmte Partei, sie ist der Ausdruck einer anonymen Gruppe. In Amerika dagegen absorbirt nicht die Zeitung den Redacteur, sondern der Redacteur die Zeitung; er drückt ihr sein individuelles Gepräge auf. Die Neuyork-Tribune repräsentirt lediglich ihren Dirigenten, Horace Greeley, und die Amerikaner sagen nicht einmal: „Die Neuyork-Tribune", sondern „Horace Greeley" sagt dies oder jenes. So ist der amerikanische Journalist zwar eine Macht, aber nicht die amerikanische Presse. Sie unterliegt nicht der Controle der Parteien und stiftet eigentlich keinen öffentlichen Nutzen. Die Presse hat nur dann Macht, wenn sie den Journalisten absorbirt, wenn sie einen bestimmten Kreis von Interessen und Meinungen vertritt, wenn sie anonym ist. Das ist der Charakter der englischen Presse. Die amerikanische Presse dient dagegen nicht den Parteien, sondern ihren Redacteuren, welche Pamphletschreiber sind; für das Publicum ist sie höchstens ein Mittel, sich über gewisse Gegenstände zu unterrichten. Daher wird der amerikanische Journalist zwar gefürchtet, aber selten geachtet, und wer für Zeitungen schreibt, ist aus manchen Kreisen der Gesellschaft verbannt, obgleich die Männer der Wissenschaft und Literatur in Amerika der höchsten Achtung sich erfreuen.

Seine einzige Schranke findet der amerikaniſche Journaliſt in der Volksmaſſe. Nicht durch die Volksſtimme, aber durch die Volkswuth kann er geſtürzt werden. Glaubt ſich eine Anzahl von Individuen durch ihn beleidigt, ſo erhält er eine Viſite, die noch viel weniger höflich iſt als der ſchmähende Artikel, den er geſchrieben hat. Der Biograph des Herrn Greeley ſchildert eine Scene der Art. An einem Wahltage kam es in dem ſechsten Bezirk von Neuyork zwiſchen den Irländern und Amerikanern zum Kampfe. Die Neuyork-Tribune tadelte in ihrem Bericht die Amerikaner, welche die Angreifer waren. Einige Stunden nach der Ausgabe der betreffenden Nummer erſchienen in dem Bureau der Zeitung zwei „muskulöſe" Individuen und verlangten im Namen des ſechſten Bezirks Widerruf. Einer dieſer Beſucher packte einen Commis dieſes Bureaus beim Arm und fragte ihn: Biſt du, Hundejunge, Schreiber des Artikels? Der Commis betheuerte ſeine Unſchuld und die beiden Individuen entfernten ſich mit dem Verſprechen, daß am folgenden Tage der ſechſte Bezirk kommen werde, um „die Boutique zu demoliren". Der ſechſte Bezirk kam nicht, aber die „Boutique" ließ es ſich geſagt ſein und nahm ihre Maßregeln. Man war in dem Zeitungsbureau den ganzen Tag auf dem Poſten, man verbarricadirte ſich, vertheilte Piſtolen und Flinten, hielt heißes Waſſer in Bereitſchaft, kurz man rüſtete ſich, um eine regelrechte Belagerung auszuhalten. Die Redacteure und Drucker des Neuyork-Herald, deren Bureaux in der Nähe waren, verſprachen ihren Beiſtand, ſie ſollten beim erſten Sturm Dachziegel und Steine auf die Köpfe der Belagerer ſchleudern. Die „Tribune" kam mit dem bloßen Schreck davon, aber dieſe Vorfälle ſind häufig in den großen Städten der Union und endigen oft auf eine unangenehmere Weiſe.

Solcher Art ſind die Beziehungen der amerikaniſchen Journaliſten zu ihren Mitbürgern. Eine zweite Schranke für die Thätigkeit der Zeitungen liegt darin, daß ihre Abonnenten häufig nicht bezahlen. Das Abonnement erfolgt nämlich in ſehr ſeltſamer Weiſe. Irgend ein Individuum ſchreibt an den Director der Zeitung, ihm das Blatt zu ſchicken. Er zahlt nicht voraus, verändert plötzlich ſeinen Wohnſitz, ohne dies der Zeitung anzuzeigen, und dieſe iſt außer Stand, zu ihrem Gelde zu gelangen. Ein ander Mal behandelt der Abonnent die Zeitung wie einen gewöhnlichen Gläubiger und erſucht ihren Boten, wiederzukommen. Auf den Dörfern zahlen die Abonnenten oft in Natura, wie die Mönche des 16. Jahrhunderts Correggio und Murillo bezahlten. Als Hr. Greeley den „Neuyorker" herausgab, war er mehre Male auf dem Punkte, durch die Nachläſſigkeit oder den böſen Willen ſeiner Abonnenten ruinirt zu werden. Er mußte ihnen ſeine betrübende Lage auseinanderſetzen und ſie flehentlich bitten, doch ihr Abonnement zu bezahlen. „Freunde des Neuyorker," heißt es in dem betreffenden Aufruf, „wir appelliren nicht an

Euer Mitleiden, ſondern an Eure Gerechtigkeit. Unſer Papierlieferant will bezahlt ſein, unſere Drucker verlangen zu Ende der Woche ihren Lohn.“ Erſt Hr. Bennet hat das Pränumerandozahlen der Abonnenten eingeführt.

Die Beziehungen der Journaliſten zueinander ſind nicht eben ſehr fein. Es fehlt nicht an gegenſeitigen Verleumdungen und Beleidigungen, die nicht ſelten in perſönliche Rencontres ausarten. Herr Bennet hatte einſt gegen einen ſeiner Collegen, General Webb, Anſchuldigungen veröffentlicht, die ungegründet waren, und wurde von dieſem daher auf öffentlicher Straße durchgeprügelt. Am folgenden Tage ſchrieb Bennet im Neuyork-Herald: „Webb hat mich rücklings überfallen und mir den Schädel geſpalten. Die Wunde iſt einen halben Daumen lang. Der Burſche wollte ohne Zweifel aus unſerm Gehirn die Fülle des Geiſtes und Witzes reißen, welche den Neuyork-Herald berühmt gemacht haben und ſie ſich zueignen, um die Leere unter ſeinem dicken Schädel auszufüllen; aber wenn es ihm auch gelungen iſt, mir den Schädel zu öffnen, ſo gelang es ihm doch nicht, mir meine Ideen zu ſtehlen.“ Webb prügelte darauf Bennet abermals durch; letzterer vertheidigte ſich und zerriß ſeinem Gegner einen neuen Rock. Er berichtet darüber folgendermaßen: „Mein ganzer Schaden beſteht in einer leichten Schramme am dritten Finger der linken Hand und in drei abgeriſſenen Knöpfen, welche mir jeder Schneider für ſechs Cents wieder annäht. Sein Verluſt dagegen beſteht in einem völlig zerriſſenen neuen Rock, der dem Böſewicht vierzig Dollars gekoſtet hat, und in einem Fauſtſchlag im Geſicht, der einige Zähne ſeines Höllengebiſſes ausgeſchlagen hat. Bleibt für mich noch ein Gewinn von 39 Dollar 94 Cents.“ Seitdem haben ſich die Verhältniſſe etwas geändert. Nur ſelten noch prügeln und duelliren ſich die Journaliſten, ſie begnügen ſich in der Regel ihr Dintefaß auf die Köpfe ihrer Gegner auszugießen. Aber auch zu andern Mitteln greifen ſie. Vor einiger Zeit denuncirte der Neuyork-Herald die Neuyork-Tribune wegen einiger fourieriſtiſchen Artikel derſelben bei der Regierung von Neuyork. Als die Tribune gegründet wurde, bot der Sun alles auf, ſie zu ſtürzen: ſeine Herausgeber verſuchten die Träger der Tribune zu beſtechen oder einzuſchüchtern und ließen die Verkäufer dieſer Zeitung auf den Straßen prügeln.

Schildern wir ſchließlich noch kurz die beiden bedeutendſten journaliſtiſchen Perſönlichkeiten in Nordamerika. Horace Greeley, Redacteur der Neuyork-Tribune, iſt ein Mann von Talent und Verdienſt. Seit funfzehn Jahren hat er unausgeſetzt die Sklaverei bekämpft. Niemals hat er aufgehört, den Proteſtantismus, die Grundlage der amerikaniſchen Freiheit, zu verfechten, obwol er die Rechte der Katholiken anerkennt und die Wohlthaten der Verfaſſung auch für ſie in Anſpruch nimmt. Stets hat er gegen die Politik der Annexion gepredigt und den letzten Krieg gegen Mexico gemißbilligt. Er iſt Socialiſt, aber er will nicht den ſubverſiven, ſondern den conſervativen So-

cialismus. Er kämpft gegen die Sucht der Annexion und Eroberung, gegen die Sklaverei, die mit Gewalt und Waffen behauptet wird, gegen die Habsucht, die kein anderes Lebensziel kennt als Gelderwerb. Sein Socialismus ist eine Reaction des Geistes und der Wissenschaft gegen die grob realistischen und praktischen Tendenzen der Nordamerikaner.

Sein Gegner Bennet redigirt den Neuyork-Herald, das gelesenste Organ der demokratischen Partei und der „eigenthümlichen Institution der Sklaverei", wie man in Nordamerika sich ausdrückt. Niemals erhebt er sich gegen Annexion und Eroberungssucht. Noch weniger kümmert er sich um Literatur und Wissenschaft oder neureligiöse Fragen. Die meiste Sorgfalt widmet er den Artikeln über die Börse und den Geldmarkt (money market) und am meisten verfolgt er die „Tribune" und die „Clique" Seward, das heißt die Abolitionistenpartei, ihren Chef und ihre Zeitung.

So viel von der nordamerikanischen Presse. Ohne großartige politische Wirksamkeit und nur ein Mittel der Wirksamkeit und des Erfolges für den Journalisten, ist sie doch das einzige Band so vieler auf einem unermeßlichen Grundgebiet verstreuter Völkerschaften. Ohne die Presse und die Publicität würden die Vereinigten Staaten eigentlich nur ein Verein von Stämmen, Provinzen und Colonien sein, erst durch die Presse fühlen sie sich als Nation.

Ueber das Leben und die Arbeiten Frähns.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist in St. Petersburg der erste Band der nachgelassenen Schriften des berühmten Akademikers Frähn, nebst angehängter kurzer Lebensbeschreibung, erschienen, der eine ausführlichere Biographie in russischer Sprache folgte. Die ersteren werden im Auftrage der Akademie der Wissenschaften von Herrn Dorn herausgegeben*) die letzten hat das Mitglied der petersburger archäologischen Gesellschaft, Herrn Saweljew, zum Verfasser**). Wie Herr Dorn erwähnt, beabsichtigt der letztgenannte, durch sein Werk über „muhammedanische Numismatik" vortheilhaft bekannte Orientalist auch ein numismatisches Register zu den Schriften Frähns herauszugeben, durch welches dieselben eine erwünschte Vervollständigung erhalten werden. Für unsere

*) Ch. M. Fraehnii Opuscula posthumorum pars prima, imagine heati ornata: Nova Supplementa ad Recensionem nummorum muhammedanorum Academiae Imp. Scient. Petropolitanae, additamentis editoris aucta, subiunctis eiusdem de Fraehnii vita, operibus impressis et bibliotheca relationibus. Edidit Bernh. Dorn, Musei Asiatici Director. Petropoli MDCCCLV.

**) O jisni i utschonych trudoch Frähna. Sotschinenie P. Saweljewa. S. Peterburg, 1855.

Leſer dürften einige Mittheilungen aus den Berichten Dorns und Salweljews über das Leben und die Arbeiten des großen deutſchen, nach dem hohen Norden verſetzten Gelehrten gewiß nicht ohne Intereſſe ſein. Nur wenige Männer haben Größeres für die von ihm bearbeitete Wiſſenſchaft geleiſtet, als Frähn. Der Hauptgegenſtand ſeiner Studien war der muſelmänniſche Oſten, den er vorzugsweiſe nach numismatiſchen Denkmälern zu beleuchten ſuchte. Unter ſeiner Meiſterhand erhielten dieſe todten Materialien die Wichtigkeit hiſtoriſcher Documente, aus welchen ſich die Geſchichte längſt untergegangener oder entarteter Stämme erkennen und ihre Zuſtände reproduciren ließen.

Chriſtian Martin Frähn wurde am 4. Juni 1782 zu Roſtock geboren. Die erſte Notabilität der dortigen Hochſchule war damals Claus Gerhard Tychſen, ein ausgezeichneter Orientaliſt und Numismatiker. Zu der Beſchäftigung mit letzterer Wiſſenſchaft war Tychſen vornehmlich durch die an den Ufern der Oſtſee gefundenen kufiſchen Münzen veranlaßt worden, die ſich im Münzcabinet des Herzogs von Mecklenburg befanden. Der junge Frähn, der zum Geiſtlichen beſtimmt war, bezog im Jahr 1800 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo er bis 1803 die Vorleſungen Tychſens und der andern Profeſſoren der theologiſchen Facultät hörte. Das Vorbild Tychſens entſchied über ſeine künftige Laufbahn. Er beſuchte in der Folge Göttingen und Tübingen, blieb aber auf dieſen beiden Hochſchulen nicht länger als ein Jahr, da er dort nur wenig Gelegenheit fand, ſich für das Fach auszubilden, dem er ſich mit Vorliebe gewidmet hatte.

Von Tübingen begab ſich Frähn nach der Schweiz, wo er die Stelle eines Lehrers der lateiniſchen Sprache an dem bekannten pädagogiſchen Inſtitut Peſtalozzis in Burgdorf erhielt, die er bald mit einem ähnlichen Amte zu Aubonne im Canton Waadt vertauſchte. Nachdem er zwei Jahr in der Schweiz verlebt, kehrte er nach ſeiner Heimath zurück, wo er ſeinen Unterhalt durch Privatſtunden gewann, während er ſich mit Ausarbeitung ſeiner Doctordiſſertation beſchäftigte. — Bereits 1804 hatte er in Halle ſein erſtes gelehrtes Werk herausgegeben: den arabiſchen Text einer Beſchreibung Aegyptens, von Ibe-el-Vardy, nach den von ihm collationirten Handſchriften des Escurials und der dresdner Bibliothek, mit lateiniſcher Ueberſetzung und Erläuterungen*). Im Jahr 1806 promovirte er mit ſeiner Diſſertation: „Exegetiſch-kritiſche Unterſuchung über das Buch Nahum“**), in der er die zweifelhaften Stellen des Textes mit Hilfe des Arabiſchen zu erklären ſuchte, zum Doctor der Theologie und der Philoſophie. Dem jungen Gelehrten, der in ſolcher Weiſe eine umfaſſende Kenntniß der ſamitiſchen Sprachen an den Tag gelegt hatte, fehlte es

*) Aegyptus auctore Ibe-al-Vardy. Halae, 1804.

**) Curarum exegetico-criticarum in Nahumum prophetam specimen. Rostochii, 1806.

jetzt nur an einem Katheder, um seine Existenz und zugleich die selbstständige Wirksamkeit auf der von ihm gewählten Laufbahn zu sichern. Die Gelegenheit hierzu sollte sich ihm bald darbieten.

Im Jahr 1804 war die Universität zu Kasan gegründet worden, die erste russische Hochschule, an der sich ein Lehrstuhl der orientalischen Sprachen befand. Um diesen würdig zu besetzen, wandte sich die russische Regierung an Tychsen, und Tychsens Wahl fiel auf seinen jungen Schüler und Freund. Im Sommer 1807 langte Frähn in Rußland an und wurde sogleich als ordentlicher Professor installirt. Wenn die Vorträge Tychsens ihn schon als Studenten zur Erforschung der orientalischen Literatur und Alterthümer angeregt hatten, so gab seine durch denselben Gelehrten vermittelte Berufung auf jene, an den Grenzen Asiens errichtete Lehranstalt der wissenschaftlichen Thätigkeit des 25jährigen Professors ihre definitive Richtung. Und Frähn hörte bis an sein Ende nicht auf, mit der tiefsten Erkenntlichkeit seines berühmten Lehrers zu gedenken, dem er sowol seine wissenschaftliche Ausbildung, als seine Stellung in der Gesellschaft schuldete.

Die kasaner Universität bot bei ihrer Gründung nur wenige gelehrte und pädagogische Hilfsmittel, besonders aus neuerer Zeit dar, und Frähn war in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts gezwungen, sich mit den Büchern zu begnügen, die sich in seiner Privatbibliothek vorfanden. Dagegen hatte er Gelegenheit, sich im Lesen von arabischen, persischen und tatarischen Handschriften zu üben, deren Studium ihn zu einem geschickten Paläographen bildete. Hierzu trug auch die Untersuchung von russischen und mongolischen Münzen bei, die ihm in Kasan öfter in die Hände fielen.

Das erste dort im Jahr 1808 von ihm herausgegebene Werk war die „Beschreibung von acht samanidischen und neun bujidischen Münzen". Es ist bemerkenswerth, daß Frähn diese Abhandlung in arabischer Sprache schreiben mußte, weil die Universitätsdruckerei keine lateinischen Typen besaß! — Silvestre de Sacy, der bereits neben Tychsen an der Spitze der europäischen Orientalisten stand, machte die gelehrte Welt durch eine Recension in Millins Magazin encyclopédique auf die kleine Schrift des jungen kasaner Professors aufmerksam. „Die historischen und chronologischen Schwierigkeiten, welche die Münzen darbieten, deren Beschreibung wir Herrn Frähn verdanken," sagt de Sacy, „verleihen ihrer Herausgabe ein großes Interesse. Es ist höchst verdienstlich, daß Herr Frähn sich mit ihnen beschäftigt hat, und sehr zu wünschen, daß er seine Arbeiten in diesem Fache fortsetze."

Der Beifall, der seinen Erstlingswerken von Seiten so ausgezeichneter Gelehrten wie Tychsen und Silvestre de Sacy zu Theil wurde, war eine große Aufmunterung für Frähn, dessen Forschungen in der Zeit nur von wenigen Kennern in Deutschland und Paris gewürdigt werden konnten. Er fuhr fort,

orientaliſche Münzen zu ſammeln und zu unterſuchen, die, theils infolge ſeiner Nachfragen, in Kaſan und andern Städten in bedeutender Zahl zu erſcheinen begannen. Die von den Chanen der goldenen Horde geprägten Münzen, an welchen dieſe Collectionen ſo reich ſind, und welche bisher noch niemand unterſucht hatte, nahmen ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch; die Münzen der Kaliſen, der Samaniden und anderer muhammedaniſcher Dynaſtien bereiteten ihm durch ihre unedirten Exemplare eine nicht minder ſchwierige Aufgabe.

Neben ſeinen numismatiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Beſchäftigungen las Frähn über arabiſche, perſiſche und türkiſche, nöthigenfalls auch über hebräiſche und ſyriſche Sprache, ſchrieb Reden für die Univerſitätsactus und jährliche Lehrprogramme, denen er gewöhnlich einige von ſeinen Unterſuchungen beifügte. So verfloſſen unmerklich zehn Jahre ſeines Lebens in Kaſan. Während dieſer Zeit gab er, außer der erwähnten numismatiſchen Abhandlung in arabiſcher Sprache eine Beſchreibung des orientaliſchen Münzcabinets von Potot heraus*), die er Tychſen und Silveſter de Sacy widmete. In dieſer Schrift ſind die bemerkenswertheſten, bis dahin unbekannten Münzen des muſelmänniſchen Oſtens angegeben; namentlich iſt die Reihe der von den Chanen der goldenen Horde und den Giréis von der Krim geprägten Münzen durch viele neue Data vervollſtändigt. Das Werkchen iſt auch in bibliographiſcher Hinſicht merkwürdig, als das erſte Buch, das in Kaſan mit lateiniſchen Lettern gedruckt wurde.

Im Jahr 1814 erſchien Frähns Unterſuchung über die Ehrentitel und Beinamen der Chane von der goldnen Horde**), die erſte und vollſtändigſte Abhandlung über dieſen Gegenſtand, der er den arabiſchen Text der Gedichte Schanſary und Tugrai, als Anleitung für ſeine Zuhörer folgen ließ. Im Jahr 1815 wurde von ihm beim Univerſitätsactus die Diſſertation über den Urſprung des Wortes Denga***) vorgeleſen, und im Jahr 1816 der erſte Theil der Abhandlung über die älteſten Münzen der wolgaer Bulgaren†), eine philologiſche Analyſe der Inſchriften auf der Münze mit dem Namen des Kaliſen Naſir-ed-dins enthaltend, die in Bulgara vor dem Zeitalter der Dſchutſchiden (Chane der goldenen Horde) geprägt wurde. In demſelben Jahre veröffentlichte er Bemerkungen über eine kritiſche Ausgabe der arabiſchen Hiſtoriker, mit einer Probe aus der Geſchichte El-Makins††) und liefert für die wiener „Fund-

*) Numophylacium Orientale Pototianum. Casani, 1813.

**) De titulorum et cognominum honorificorum, quibus Chani Hordae Aureae usi sunt, origine etc.

***) Nonnulla de origine vocabuli rossici denga.

†) De nummorum Bulgaricorum fonte antiquissimo commentationes etc.

††) De auctorum etiam Arabicorum libris vulgatis crisi poscentibus emaculari, exempto posito historiae Saracenicae El-Makini.

gruben des Orients" einen „historischen Bericht über die Stadt Bülsar", nach tatarischen Chroniken. Im Jahr 1817 wurde der zweite Theil der Abhandlung über die älteste Münze der wolgaer Bulgaren gedruckt, in welchen sich historische, geographische und andere Erläuterungen derselben finden, denen eine Beschreibung von zehn unedirten Münzen der Dschutschiden, aus der Sammlung von Fuchs angehängt ist.

In Kasan begann Frähn auch die Compilation eines vollständigen kritischen Wörterbuchs der arabischen Sprache, auf Grundlage der Wörterbücher Dschauheris, Firusabadis und ihrer Scholiasten, mit Anführung der Idiotismen und unter beständigem Hinweis auf die verwandten semitischen Dialekte. Bis zum Ende seines Lebens fuhr er fort, alle in den von ihm untersuchten Manuscripten gefundenen arabischen Wörter und Phrasen in dieses Lexikon einzutragen. Man kann sich vorstellen, einen wie reichlichen Tribut er bei seiner Belesenheit und unermüdlichen Arbeitsliebe im Laufe von vierzig Jahren zum Thesaurus der arabischen Lexikographie beisteuerte.

Wie schon gesagt, harrte Frähn zehn Jahre in Kasan aus. Bereits im Jahr 1810 war ihm die erledigte Professur der Theologie in Rostock angetragen worden, die er jedoch ablehnte. In Kasan von so reichhaltigen Materialien umgeben, die in Europa unbekannt waren und zu ihrer Bearbeitung eine kundige Hand erforderten, wollte er kein Amt annehmen, das ihn von seinen kaum begonnenen Lieblingsstudien abzog. Im Jahr 1815 aber starb sein trefflicher Lehrer Tychsen, und die Universität Rostock berief Frähn auf das verwaiste Katheder des Verblichenen. Zwischen zwei Lehrstühlen derselben Wissenschaft — der eine in einem entlegenen Winkel Rußlands, der andere in der Heimath, konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein, Frähn nahm den Ruf an, reichte in Kasan seine Entlassung ein und ging im Juni 1817 zu seiner neuen Bestimmung ab.

In Petersburg angekommen, um sich nach Rostock einzuschiffen, konnte Frähn nicht umhin, von den Schätzen des Orients gefesselt zu werden, welche die dortige Akademie der Wissenschaften darbot. Mit Unwillen sah er sie, vernachlässigt und unbenutzt, haufenweise in der Kunstkammer auf der Erde liegen. Die Akademie, von dem Wunsche Frähns unterrichtet, die ihr gehörigen orientalischen Alterthümer zu besichtigen, wollte ihrerseits die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sie in systematische Ordnung zu bringen und zu katalogisiren. Auf Anregung Krugs und mit Bewilligung des damaligen Cultusministers, Fürsten Galizin, machte ihm die Conferenz der Akademie den Vorschlag, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Während der Beschäftigung hiermit sollte er die Würde eines ordentlichen Akademikers für das Fach der orientalischen Alterthümer, mit allen Rechten und Emolumenten eines solchen genießen und es ihm nach Beendigung seiner Aufgabe freigestellt werden, ent-

weder in demſelben Amte bei der Akademie zu verbleiben oder ſeine Reiſe nach Roſtock fortzuſetzen. Frähn ging auf dieſen Vorſchlag ein, unter der Bedingung, daß die Univerſität Roſtock einwillige, den Lehrſtuhl der orientaliſchen Sprachen während ſeines Aufenthaltes in Petersburg nicht anderweitig zu beſetzen. Man verſtand ſich wirklich in Roſtock dazu, die Ankunft des neuernannten Profeſſors abzuwarten; Frähn blieb in Petersburg und wurde am 24. September 1817 als ordentlicher Akademiker für das erwähnte Fach beſtätigt.

Im folgenden Jahre wurde Herr Uwarow zum Präſidenten der Akademie erwählt, der ſchon 1810 die (erſt neuerdings verwirklichte) Idee zur Errichtung einer aſiatiſchen Akademie in Rußland gefaßt hatte und der lebhaften Antheil an allem nahm, was mit dem Studium des Orients zuſammenhing. Er wünſchte einen ſo verdienten Orientaliſten auf immer für die Akademie zu gewinnen, und Frähn, der unterdeſſen die unerſchöpflichen Schätze des akademiſchen Muſeums kennen gelernt hatte, entſchloß ſich, ſein Leben ihrer Bearbeitung zu widmen und in Rußland zu bleiben.

Die Unterſuchung und Anordnung des orientaliſchen Münzcabinets der Akademie war mit Schwierigkeiten verbunden, die nur durch einen eiſernen Fleiß und unermüdlichen Eifer für die Wiſſenſchaft zu überwinden waren, der umfaſſenden Kenntniſſe in der Numismatik, der Paläographie und der Geſchichte des Oſtens zu geſchweigen, welche die Claſſificirung der Münzen erforderte. Außer dieſen letztern ordnete Frähn auch die in der Kunſtkammer befindlichen orientaliſchen Alterthümer und die Sammlung von Handſchriften, die in der Bibliothek und in den Archiven der Akademie enthalten war.

Die Arbeit ging mit bewundernswürdiger Raſchheit von ſtatten. Binnen wenigen Monaten war ſchon einige Ordnung in das Chaos gebracht; die Münzen waren in Sectionen getheilt, von welchen vier kritiſch unterſucht und beſchrieben waren. Im März 1818 erſchien dieſe Beſchreibung im Druck*). In demſelben Jahr wurde auf den Antrag des neuen Präſidenten der Akademie die reiche Sammlung des franzöſiſchen Conſuls in Bagdad, Herrn Rouſſeau, aus fünfhundert arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Manuſcripten beſtehend, von der ruſſiſchen Regierung angekauft. Die Erwerbung einer ſo bedeutenden Anzahl Handſchriften und die Syſtematiſirung der orientaliſchen Münzenſammlung gab der Akademie Anlaß zur Errichtung einer eignen Abtheilung bei der Kunſtkammer für aſiatiſche Medaillen, Manuſcripte und Bücher, unter dem Namen des „orientaliſchen Cabinets“. Zum Cuſtos dieſes Cabinets, welches in der Folge als „aſiatiſches Muſeum“ bekannt wurde, wählte man natürlich unſern Frähn.

*) De Academiae Scient. Petropol. museo nummario mostemico Prolusio prior.

Indem er fortfuhr, die Münzensammlung des Museums in wissenschaftliche Ordnung zu bringen, untersuchte Frähn zu gleicher Zeit die neu erworbenen Handschriften, über deren wichtigste er im Jahr 1819 einen „vorläufigen Bericht" herausgab. Als besonders interessant erwies sich das „geographische Wörterbuch" Jakuts, in welchem sich Nachrichten über die Russen, Bulgaren und andere Völkerschaften des heutigen Rußlands aus dem zehnten Jahrhundert fanden. Frähn säumte nicht, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf dieses Manuscript zu lenken. „Die russischen Geschichtsforscher" schrieb er, „werden hier eine Zusammenstellung der Kenntnisse finden, welche die Muhammedaner von den alten Slawen, Russen und anderen Völkern besaßen, wie sie in dem stritterschen Werke*) eine Concordanz der Nachrichten byzantinischer Schriftsteller haben." Als Probe ließ er den arabischen Text nebst Uebersetzung der Artikel über die Russen und die Chasaren erscheinen, denen später die Notizen über die Bulgaren und Baschkiren folgten, worauf er endlich im Jahr 1823 mit einer kritischen Ausgabe sämmtlicher Nachrichten über Rußland in Jakuts Wörterbuch hervortrat, die er mit vielen neuen Details aus andern arabischen Schriftstellern bereicherte. Dieses Werk, das unter dem Namen Ibn-Foßlans, des Hauptkenners der Wolgavölker unter den arabischen Reisenden des zehnten Jahrhunderts**), bekannt wurde, eröffnete eine neue Welt für die Bearbeiter der altrussischen Geschichte.

Mit welchem Eifer und Erfolg Frähn jede Gelegenheit zur Bereicherung des ihm anvertrauten Museums benutzte, ist aus seinen vielfachen Eingaben und Berichten an die Akademie ersichtlich. Außer einer Menge kleinerer Privatcollectionen, die durch seine Vermittlung für das Museum gewonnen wurden, verdient namentlich die prächtige Sammlung persischer Münzen Erwähnung, die er für dasselbe von der Regierung auswirkte. Als nach dem Frieden von Turkmantschai die persische Kriegscontribution nach Petersburg gebracht ward, suchte Frähn um Erlaubniß nach, die Münzen, aus welchen sie bestand, durchzusehen und die dem Museum noch fehlenden Exemplare auszusuchen. Der Finanzminister Graf Cancrin, mit welchem er befreundet war, unterstützte sein Gesuch beim Kaiser, und infolge dessen wurde die Akademie mit einer nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in pecuniärer Beziehung überaus werthvollen Sammlung beschenkt. Eine allgemeine Beschreibung der im Museum der Akademie enthaltenen Schätze wurde von ihm schon im Jahr 1824 herausgegeben***). Im folgenden Jahr kaufte die Regierung dem Herrn Rousseau

*) Memoria populorum olim ad Danubium etc. incolentium. (4 Bde. Petersburg, 1744—1779).

**) Ibn-Foßlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit u. s. w. Petersburg. 1823.

***) Das muhammedanische Münzcabinet der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Petersburg 1824.

eine zweite Sammlung von orientalischen Manuscripten ab; Frähn untersuchte dieselben und veröffentlichte davon eine kurze Uebersicht.

Bereits im Jahr 1821 war der Druck eines von Frähn ausgearbeiteten vollständigen Katalogs der orientalischen Münzen des asiatischen Museums begonnen worden. Durch die von Zeit zu Zeit stattfindende Vermehrung der Sammlungen wurde der Druck mehr als einmal unterbrochen. Endlich, im Jahr 1826, erschien der erste Band dieser classischen Arbeit*), deren Fortsetzung in dem jetzt herausgegebenen frähnschen Nachlaß enthalten ist.

„Ibn-Foßlan" und die „Recensio nummorum" sind die Hauptfrüchte der gelehrten Thätigkeit Frähns. Die meisten von den kleinen Schriften, die er in der Folge lieferte, können als Zusätze zu diesen beiden Werken betrachtet werden. Supplemente zum Ibn-Foßlan bilden: „die arabischen Sagen von den Wolgabulgaren"**) „die Schriftzeichen der alten Russen," nach El-Nedim***), „Notiz über die Einnahme der Stadt Sevilla durch die Russen"†). „Das Jahr des Kriegszugs der Russen an den Ufern des kaspischen Meeres"††) und einige andere, von welchen jede eine bisher unbekannte, den orientalischen Schriftstellern entlehnte Thatsache ans Licht zog. Zur Erläuterung und Vervollständigung der „Recension" dienen zahlreiche Monographien über Münzen der Wolgabulgaren, der Kalifen, der Ilchaniden oder Hulagiden, über Chosroes- oder Pahlevimünzen†††) und kufische der verschiedenen Dynastien.

Neben dem Studium der arabischen Schriftsteller und der Untersuchung von Münzen, deren mehr als drei Millionen durch seine Hände gegangen sind, beschäftigte Frähn sich mit der Erklärung der orientalischen Inschriften, die sich auf verschiedenen historischen Monumenten in Rußland finden, und mit bibliographischen Forschungen. Bekanntlich ersetzen Manuscripte noch heute bei den Völkern des Ostens die Stelle von gedruckten Büchern. Die handschriftlich erhaltenen Werke ihrer Autoren sind bei weitem nicht alle nach Europa gelangt und der allerkleinste Theil derselben ist von europäischen Gelehrten im Original oder in Uebersetzungen herausgegeben. Aus diesem Grunde sind Manuscripte ein für Orientalisten unentbehrlicher Gegenstand des Studiums und der Untersuchung. Dem Stifter des asiatischen Museums gelang es mit Beihilfe der Minister Uwarow und Cancrin, auch in dieser Beziehung die ihm anvertraute Anstalt mit den kostbarsten Producten der orientalischen Literatur

*) Recensio nummorum muhammedanorum Academiae Imp. Scient 1826. 4.

**) Mém. de l'Acad. Imp. de Sciences de St. Petersb. T. II.

***) Ibid. T. III.

†) Bulletin Scientifique de l'Académie. T. IV.

††) Journal Asiatique. 1828.

†††) Jahresverhandlungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Bd. II.

zu bereichern und eine Manuſcriptenbibliothek herzuſtellen, die an Reichhaltigkeit und Werth den erſten in Europa gleichkam.

Der Eifer, mit welchem Frähn die Auffindung ſeltner und angeblich verloren gegangener orientaliſcher Manuſcripte betrieb — wie z. B. der arabiſchen Ueberſetzung des Ptolomäus und der vollſtändigen Memoiren Ibn-Foßlans über Rußland — blieb bis zum Ende ſeines Lebens ungeſchwächt. Er wollte es nicht glauben, daß von ſo merkwürdigen Werken nicht eine einzige Abſchrift in Aſien aufzutreiben ſei. „Wenn ich noch in Euren Jahren wäre," pflegte er zu den jungen Orientaliſten zu ſagen, „ſo würde ich eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Centralaſien unternehmen." Am meiſten war, nach ſeinem Dafürhalten, von Nachforſchungen in Buchara und Samarkand zu erwarten, wo noch in Tamerlans Zeiten große, berühmte Bibliotheken exiſtirten. Zu dieſem Behuf lieferte er im Jahr 1833 ein „Verzeichniß von hundert Werken, vornehmlich hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts, in arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Sprache, die größtentheils in den europäiſchen Bibliotheken fehlen und mit deren Aufſuchung, entweder im Original oder in treuen Abſchriften, die im Orient ſich aufhaltenden Perſonen im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſich zu beſchäftigen haben." Exemplare dieſes Verzeichniſſes wurden auf Anordnung des Finanzminiſters Cancrin an alle Grenzzollämter im aſiatiſchen Rußland verſandt, um unter die Reiſenden vertheilt zu werden, die mit den Karawanen nach dem Innern Aſiens abgingen. Im Jahr 1834 ward ein zweites „Verzeichniß von armeniſchen, perſiſchen und andern Manuſcripten, zu deren Auffindung und Erwerbung ſich in Gruſien und den übrigen transkaukaſiſchen Ländern Gelegenheiten darbieten können," angefertigt. Dieſe Bemühungen blieben nicht ohne Wirkung: einige bemerkenswerthe Handſchriften, obwol nicht grade die älteſten, wurden aufgefunden und für das aſiatiſche Muſeum erworben; über andere erhielt man durch Reiſende oder von den ruſſiſchen Handelsagenten Kunde. Frähn beeilte ſich, dem gelehrten Publicum die Reſultate dieſer Nachforſchungen mitzutheilen. Im Jahr 1845 veröffentlichte er die zweite Ausgabe des erſten der beiden Verzeichniſſe*), in welchen die Zahl der Titel ſeltener Manuſcripte verdoppelt war. Dieſe Kataloge, die Früchte einer enormen Beleſenheit, müſſen als ein wichtiger Gewinn für die orientaliſche Bibliographie betrachtet werden, da ſie auf viele wichtige, aber jetzt verloren gegangene, vergeſſene oder in den Tiefen des unzugänglichen Oſtens verborgene Werke aufmerkſam machen. Auch die Herausgabe des Manuſcripts der genealogiſchen Geſchichte der Tataren von Abulgazy-Chan, die in Kaſan auf Koſten des Reichskanzlers Grafen Rumjanzow gedruckt wurde, hat die gelehrte Welt Frähn zu verdanken.

*) Indications bibliographiques etc. 1845.

Eine der letzten größeren Arbeiten Frähns war die „topographische Uebersicht der Fundorte arabischer Münzen in Rußland," welche 1841 im Bülletin der historisch-philologischen Section der Akademie erschien*). Schon im seinen früheren Schriften hatte er mehr als einmal auf die öftere Entdeckung solcher numismatischer Denkmäler in russischer Erde hingewiesen. Die orientalischen Schriftsteller geben unzweideutiges Zeugniß von den alten Handelsverbindungen der Russen mit Asien und ihren Plünderungszügen an den Ufern des kaspischen Meeres. Frähn sammelte alle ihm zugegangenen Nachrichten über die Punkte, an welchen orientalische Münzen in verschiedenen russischen Gouvernements gefunden worden, und zog daraus seine Schlüsse über den Weg, auf dem diese Gelder vorzugsweise im neunten und zehnten Jahrhundert nach Rußland gekommen waren. Durch diese kleine Abhandlung leistet er der russischen Geschichte einen wichtigen Dienst, indem er ein noch unerforschtes Element im Leben des alten Rußlands, seinen Handel mit dem Osten, nachwies. Der Gegenstand rief bald mehre ausführliche Untersuchungen hervor und erregte eine große Bewegung in der russischen gelehrten Literatur.

Im Jahr 1842 beging Frähn das 25jährige Jubiläum seines Eintritts in die petersburger Akademie der Wissenschaften. Er hatte jetzt sein sechzigstes Lebensjahr zurückgelegt, und da er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, so bat er um seine Entlassung von den Posten eines Directors des asiatischen Museums, auf dessen Einrichtung, Beschreibung und Bereicherung er die beste Zeit seiner akademischen Thätigkeit verwendet hatte. Im Jahr 1817 hatte er einige ungeordnete Münzenhaufen übernommen und hinterließ nach einen Vierteljahrhundert eines der reichsten numismatischen Cabinete in Europa, von ihm selbst systematisch geordnet, beschrieben und verherrlicht. Statt der aus den Archiven empfangenen Papierrollen, übergab er seinem Nachfolger gegen tausend mehr oder weniger seltene orientalische Manuscripte; statt des kleinen Zimmers, das ihnen anfangs zum Behältniß diente, ein prächtiges Gebäude, das sich würdig an die übrigen akademischen Hallen anschließt. Die erste Sorge des Akademikers Dorn, der ihn in der Leitung des asiatischen Museums ersetzte, war die Ausarbeitung einer Geschichte dieses Instituts, die als ein dem Ruhme Frähns errichtetes und seinem Namen gewidmetes Monument auf die Nachwelt kommen wird.**)

Des ärztlichen Raths ungeachtet, war Frähn nicht im Stande, sich zur völligen Unthätigkeit und Ruhe zu verurtheilen; er bequemte sich nur dazu, die Zahl seiner festgesetzten Arbeitsstunden abzukürzen und einen Theil des

---

*) Bulletin Scientifique de l'Acad. T. IX.

**) Das Asiatische Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Von Dr. Bernh. Dorn. 1846.

Nachmittags mit Spaziergängen auszufüllen. Er fuhr fort, der Akademie kleine numismatiſche Aufſätze einzureichen, nachdem es ihm unmöglich geworden, größere Arbeiten vorzunehmen, welche eine ungeſchwächte Kraft erforderten. Wie vorher, wandten ſich die Orientaliſten an ihn um Rath, und nie verſagte er ſeine thätigſte Mitwirkung. Als die archäologiſch-numismatiſche Geſellſchaft in Petersburg gegründet wurde, betheiligte ſich Frähn an der Abfaſſung ihres Statuts und trug zur Bildung ihres Münzcabinets durch Einſendung von Exemplaren aus verſchiedenen Fundörtern bei. Ein von ihm angefertigtes Verzeichniß dſchutſchidiſcher Münzen iſt im zweiten Bande der Memoiren dieſer Geſellſchaft abgedruckt. Eine ſeiner letzten Arbeiten, wenn nicht die letzte, iſt gleichfalls auf Veranlaſſung der archäologiſchen Geſellſchaft entſtanden. Der bekannte Numismatiker Soret in Genf hatte eine Beſchreibung ſeines ſchönen Münzcabinets für die Memoiren der Geſellſchaft überſandt, mit der Bitte, ſie vor dem Abdruck von Frähn durchſehen zu laſſen, welcher, trotz der zunehmenden Schwäche ſeines Geſichts, den Aufſatz durchlas und vervollſtändigt herausgab*).

Durch Geſundheitsrückſichten gezwungen, ſich während einiger Stunden täglich von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu trennen, beſtimmte Frähn, wie geſagt, dieſe Zeit zu Spaziergängen, die gewöhnlich von ſeiner Wohnung auf Waſſilji-Oſtrow aus nach den benachbarten Newainſeln ſtattfanden. An einem ſchwülen Sommertage überhitzte er ſich auf einer ſolchen Promenade und wurde auf dem Rückwege von einem Platzregen überraſcht. Die Erkältung zog ein Fieber nach ſich, das, anfangs von ihm vernachläſſigt, bald einen gefährlichen Charakter annahm. Er ſtarb am Abend des 16. Auguſt a. St. 1851. „Seit dem Tode Silveſtre de Sacys," ſchrieb der Präſident der Akademie, Graf Uwarow, „hat die orientaliſche Literatur keinen größeren Namen betrauert; er war ein Lumen der Wiſſenſchaft, einer von jenen Gelehrten, deren Geſchlecht jetzt erloſchen iſt."

Das erſte Verzeichniß ſämmtlicher Schriften Frähns erſchien in den Supplementen zum Bericht der petersburger Akademie für das Jahr 1851 und iſt mit einigen Zuſätzen in dem jetzt herausgegebenen erſten Bande ſeines Nachlaſſes abgedruckt. Daſſelbe iſt jedoch von Herrn Sawelſew ſo ſehr vervollſtändigt worden, daß Herr Akademiker Dorn es für nöthig hält, einen abermaligen Abdruck dieſes von ihm angefertigten Verzeichniſſes mit Einſchaltung der Nachträge zu veranſtalten.

Wir haben bereits des claſſiſchen Werkes gedacht, das von Frähn im Jahr 1826 unter dem Titel einer „Ueberſicht der muhammedaniſchen Münzen

*) Lettre à M. de Fraehn sur les exemplaires inédits de la collection de médailles orientales de M. Fr. Soret (im 5. Bande der Mem. de la Soc. Imp. d'Archéol. à St. Pet.)

der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften" veröffentlicht wurde. Herr Sawelſjew bemerkt über daſſelbe Folgendes:

„Die Frucht faſt zehnjähriger Arbeit und eines zwanzigjährigen Studiums des Gegenſtandes, ſchließt dieſes Werk unter dem beſcheidenen Namen einer Ueberſicht (Recensio) in der Form eines einfachen numismatiſchen Katalogs das compacte Reſultat der gründlichſten Unterſuchung jeder einzelnen Münze in ſich. Die Entwicklung des Unterſuchungsproceſſes bleibt den folgenden Bänden vorbehalten; die „Ueberſicht" gibt blos das von der Kritik bearbeitete und gereinigte Material. Dieſe Schrift, die der gelehrten Welt die reichſte der exiſtirenden Sammlungen orientaliſcher Münzen eröffnete, diente zugleich als Maßſtab für den damaligen Zuſtand der orientaliſchen Numismatik. Sie zeigte, bis zu welcher Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Beſtimmtheit der Fleiß eines einzigen Gelehrten dieſe Wiſſenſchaft, die bis dahin ſo viel Dunkeles, Räthſelhaftes und Unfruchtbares enthielt, gebracht hatte. In den Händen Frähns wurde die orientaliſche Numismatik, ſtatt der unſyſtematiſchen Beſchreibung ſeltener Münzen, die ſie früher geweſen war, eine der vorzüglichſten Hilfswiſſenſchaften zur Geſchichte des Oſtens; das aſiatiſche Muſeum hatte für ihn nicht als eine reichhaltige Sammlung von Curioſitäten, ſondern als eine unerſchöpfliche Fundgrube poſitiver Kenntniſſe Werth; die „Ueberſicht" war nicht der einfache Katalog eines Münzcabinets, ſondern eine Encyklopädie von numismatiſchen, für die Geſchichte, Geographie, Chronologie und Genealogie wichtigen Daten.

„Die Fachmänner erwarteten mit Ungeduld den zweiten Theil des frähnſchen Werkes, in der Hoffnung, in den erklärenden Commentaren eben ſo viel Neues und Belehrendes zu finden, als in dem Texte ſelbſt; aber obwol verſprochen, blieb dieſer zweite Theil ungeſchrieben und unedirt. Warum? Wir glauben, weil der Verfaſſer ſelbſt das Rieſenhafte der Aufgabe einſah und die Unmöglichkeit, ſie, bei ſeinen andern Beſchäftigungen, allein auszuführen. Paläographiſche, philologiſche und hiſtoriſche Annotationen zu Tauſenden von Münzen — alles dieſes hätte, bei der Gewiſſenhaftigkeit und exegetiſchen Genauigkeit Frähns mehre Bände voll Abhandlungen erfordert. Und unterdeſſen floſſen dem Muſeum bisher unbekannte Münzarten zu, bulgariſche, Pehlevi ꝛc, die eine ſorgfältige Unterſuchung verlangten; die Privatcollectionen von Pflug, Sprewitz und andere und die kaiſerlichen Münzcabinete lieferten zahlreiche Münzen, die dem aſiatiſchen Muſeum noch fehlten und zum Gegenſtande eines beſondern Studiums wurden. Von Kalifenmünzen kamen nach Herausgabe der „Ueberſicht" noch gegen 500 unedirte hinzu; ſie ſind in zwei Diſſertationen beſchrieben, von welcher nur die erſte gedruckt iſt. Die Münzen der Hulagiden (mongoliſche Beherrſcher von Perſien) ſind gleichfalls in einer eignen Abhandlung beſchrieben; den kufiſchen Münzen aus verſchiedenen

Muſeen wurden fünf umfaſſende Denkſchriften gewidmet. Alle dieſe zur Erklärung und Vervollſtändigung der „Recensio nummorum“ dienenden Unterſuchungen wurden von Frähn in den Memoiren der Akademie und andern gelehrten Publicationen niedergelegt. Zu einer ebenſo ſorgſamen Bearbeitung aller Sectionen, in welche die „Ueberſicht“ getheilt iſt, wäre eine Reihe von Männern wie Frähn und Dutzende von Jahren nöthig. Aus dieſen Gründen unterblieb vermuthlich die Herausgabe der Bemerkungen zu der „Ueberſicht“, die auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt ein vollſtändiges und harmoniſches Ganze bildet. Bis zu ſeinem Tode aber trug Frähn die Beſchreibung aller von den Muſeen erworbenen unedirten Münzen in beſondere Hefte als Nachträge zu der „Ueberſicht“, ein.

Dieſe Nachträge, „welche die Eroberungen der orientaliſchen Numismatik während des letzten Vierteljahrhunderts darſtellen,“ ſind es, die jetzt von der petersburger Akademie unter dem Titel „Nova Supplementa“ veröffentlicht werden. Sie enthalten den Katalog der Münzen, durch welche das Muſeum der Akademie in dem erwähnten Zeitraum bereichert wurde. Als Reſultat des Studiums derſelben erſcheinen hier die Namen von vielen aſiatiſchen Herrſchern, von bisher unbekannten Städten und ſogar von ganzen Dynaſtieen: die Könige der Wolga-Bulgaren, die Scheddadiden, die Schirwanſchache u. a. Den Numismatikern bietet daher das poſthume Geſchenk ihres berühmten Collegen eine reiche Ausbeute dar, für welche die Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg, als Herausgeberin des frähnſchen Nachlaſſes, und Herr Dorn, als Redacteur deſſelben, ihren aufrichtigen Dank verdienen.

Aus Spanien.

Wollte man den gefärbten Gerüchten, welche die gegenwärtigen Machthaber faſt allein aus Spanien in die Zeitungen gelangen laſſen, glauben, ſo wäre der gegenwärtige Umſchwung ein vollſtändiger Sieg der verfaſſungsmäßigen Ordnung über anarchiſche und republikaniſche Beſtrebungen. Dem iſt aber nicht ſo. Faßt man die Perſönlichkeiten ins Auge, welche die Umwälzung geleitet haben, und von ihr verdrängt worden ſind, die Tendenzen, die während der letzten Jahre innerhalb der Regierungskreiſe miteinander kämpften, und ſcheidet man von den von den neuern Machthabern ergriffenen Maßregeln diejenigen aus, welche nur berechnet ſind, um über die Verlegenheiten des Augenblicks hinauszuhelfen und den Uebergang zu der neuen Ordnung der Dinge minder ſchroff zu machen, ſo wird man bald zu der Ueberzeugung kommen, daß es ſich um einen Staatsſtreich handelt, gleich demjenigen

vom 2. December, welche das neue franzöſiſche Kaiſerthum vorbereitete. Allerdings ſteht noch derſelbe O'Donnel an der Spitze, der vor zwei Jahren das damalige moderantiſtiſche Miniſterium ſtürzte und die conſtitutionelle Partei ans Ruder brachte. Das war aber damals nur ein Nothbehelf. Das Land hatte kein Vertrauen in die Generale, welche nur Revolution machten, weil das Civiliſtenminiſterium alle Ehren und Würden für ſich und ſeine Anhänger in Anſpruch nahm, und der Aufſtand lag ſchon in den letzten Zügen, als O'Donnel auf den klugen Einfall kam, den gefeierten Eſpartero zur Theilnahme aufzufordern und dadurch die conſtitutionelle Partei für ſich zu gewinnen. Das neue Cabinet ward aus beiden Parteien zu gleichen Hälften zuſammengeſetzt; es berief conſtituirende Cortes zuſammen und verſuchte, verfaſſungsmäßig zu regieren. Aber O'Donnel machte frühzeitig Anſtalten ganz auf eignen Füßen zu ſtehen. Während Eſpartero darauf ſann, ſich in gutem Einvernehmen mit den Cortes und mit dem Volke zu erhalten, bereitete ſich ſein College eine zuverläſſigere Stütze in dem Heere vor, indem er alle höhern Stellen ſo viel als möglich mit ſeinen politiſchen Anhängern beſetzte, und Perſönlichkeiten, wie Ros de Olano, Serrano und andere herbeizog, auf welche der Verdacht conſtitutioneller Geſinnungen durchaus nicht fallen konnte. Während des ganzen vergangenen, an Unordnungen reichen Jahres herrſchte ſchon Zwieſpalt im Miniſterium. Eſpartero wollte immer nur mit verfaſſungsmäßigen Mitteln eingreifen, O'Donnel war ſtets zu Gewaltſchritten bereit und gewann ſich ſo allmälig die Gunſt des Hofes, obgleich er demſelben urſprünglich ebenſo verhaßt war, wie Eſpartero. Letzterem hat es die Königin nie verzeihen können, daß er aus ihrer Umgebung die alten Freunde und Vertrauten entfernte, die im vorigen Jahre auf Antrieb ihres Gemahls ſie hatten bewegen wollen, aus der Hauptſtadt zu entfliehen und ſich der läſtigen Controlirung des Miniſteriums und der Cortes zu entziehen. Ihr Gemahl war der damaligen Ordnung der Dinge noch entſchiedener feind. Er neigte ſich ganz entſchieden zu den Carliſten und auch er mußte ſeinen Hofſtaat reformiren und ſeine Adjutanten durch Offiziere erſetzt ſehen, die ganz das Vertrauen des Premiers beſaßen. Die einzelnen Schritte, durch welche man zuletzt bis zu dem gegenwärtigen Bruch gekommen iſt, laſſen ſich nicht verfolgen, aber ſo viel iſt gewiß, daß O'Donnel ſich um ſo mehr dem Hofe näherte, als die Angriffe der Exaltirten gegen das Miniſterium heftiger wurden, Angriffe, die vorzugsweiſe O'Donnel galten, die aber Eſpartero abwehrte. Dreimal kurz hintereinander ſah ſich das Miniſterium in den Cortes von Mißtrauenserklärungen bedroht, einmal durch einen Antrag gegen O'Donnels Schützling, den Generalcapitän von Catalonien, weil derſelbe die progreſſiſtiſchen Clubs in Barcelona aufgelöſt hatte; ein zweites Mal durch ein Tadelsvotum gegen O'Donnel, das nur mit ſchwacher Majorität zurückgewieſen wurde und zuletzt durch eine Beſchwerde über die Nicht-

ausführung des im vorigen Jahre beschlossenen Gesetzes, welches den Offizieren, die unter der zehnjährigen Moderadoherrschaft gelitten hatten, Belohnungen und Stellen verhieß. In diesem letztern Falle mußte sich der Kriegsminister fügen, aber er that es auf eine ihm vortheilhafte Weise. Er stellte auf einmal, abgesehen von dem gewöhnlichen Avancement, 58 Brigadiers, 12 Obersten, 17 Oberstlieutenants, 142 Majore, 238 Capitäne und 212 Lieutenants an. Darunter gewann er sich zahlreiche Anhänger, während die Cortes sich den Vorwurf gefallen lassen mußten, daß sie zu dieser die Finanzen übermäßig belastenden Maßregel gedrängt hatten. Endlich glaubte O'Donnel, die Zeit sei gekommen. In den letzten Monaten beunruhigten zahlreiche Aufstände die Hauptstadt und die Provinzen, die allem Anschein nach von der reactionären Partei veranlaßt wurden. Der Minister des Innern, Escosura, schlug vor, die Umtriebe der Absolutisten durch Verkündigung der Verfassung und Auflösung der constituirenden Cortes zu vereiteln. Nach zweitägigen Debatten erklärten sich sämmtliche Mitglieder des Ministeriums für diesen Antrag, außer O'Donnel, der am 14. vorschlug, Escosura zu entlassen. Darauf griff er nach seinem Hut, verließ den Ministerrath und legte sich zu Hause zu Bett, unter dem Vorwand krank zu sein. Espartero lud ihn wiederholt ein, wieder im Ministerrath zu erscheinen, und als er endlich wiederkam, verlangte er noch heftiger Escosuras Entlassung, die aber einstimmig verworfen wurde. Auch der Präsident und der Vicepräsident der Cortes, die, wie es die Verfassung und der constitutionelle Brauch in Spanien gestattet, bei hochwichtigen Gelegenheiten zur Berathung herbeigezogen waren, stimmten gegen O'Donnel. Trotzdem erklärte der Minister des Innern, seine Entlassung geben zu wollen, die Espartero gewähren wollte, wenn auch O'Donnel sein Portefeuille niederlegte. Dieser letztere erklärte sich auch dazu bereit, wollte aber sein Amt nur der Königin selbst zurückgeben, weshalb Espartero vorschlug, sich insgesammt in den Palast zu begeben. Hier dauerte der Ministerrath im Beisein der Königin von 1 Uhr bis 4 Uhr früh. Die Königin wollte aber nur Escosuras und nicht O'Donnels Rücktritt genehmigen und da Espartero, der seine Partei im Ministerium nicht so geschwächt sehen konnte, auf der Entlassung beider bestand und sie zur Bedingung seines Bleibens machte, so erklärte ihm die Königin mit einigen kühlen Worten des Bedauerns, daß sie in diesem Falle seines Beistands entbehren müsse und ertheilte O'Donnel den Auftrag zur Bildung eines neuen Cabinets. Ehe es noch zu dieser Krisis kam, hatte der Kriegsminister bereits seine Adjutanten nach allen Richtungen ausgeschickt. In der That zeigte er sich am nächsten Morgen vollständig gerüstet, mit Gewalt die Stellung zu behaupten, die er durch List erlangt hatte. Schon um 11 Uhr waren 14,000 Mann und 60 Geschütze in und um die Stadt versammelt und die Schnelligkeit, mit der er diese Truppenmacht zusammengezogen hatte, beweist, wie sorgfältig die Krisis vorbereitet war. Die Stadt selbst

zeigte am frühen Morgen den Anſchein der Ruhe. Die Progreſſiſten waren ſichtlich überraſcht von dem Ereigniß, die Carliſten und Reactionäre frohlockten laut. Die Cortes waren nur vertagt, bis ſie wieder zuſammenberufen wurden, und es war daher vollkommen geſetzmäßig, daß ſie der Präſident, General Infante, Nachmittags halb ſechs zu einer außerordentlichen Sitzung zuſammenberief. Es fanden ſich 94 ein, eine Zahl, vollkommen berechtigt einen Beſchluß zu faſſen, wozu 50 geſetzlich genügen. Sie nahmen gegen eine einzige Stimme, des Marquis Tabacriuza, ein zweideutiger Charakter trotz ſeiner liberalen Maske, eine Mißtrauensadreſſe gegen das neue Miniſterium O'Donnel an und beſchloſſen dieſelbe der Königin in Perſon zu überbringen. Von einem Antrag, den Thron für erledigt zu erklären, wie verbreitet worden iſt, war nicht die Rede. Espartero erſchien auch in der Verſammlung, ſprach aber nicht und zeigte ſich überhaupt unentſchloſſen und ſchwach. Der Deputation der Cortes wurde von O'Donnel der Zutritt verweigert und es wird ſogar von einer Seite behauptet, ſie wäre mit Flintenſchüſſen empfangen worden und hätte dies den Anlaß zum Ausbruch des Aufſtandes gegeben. Nach andern Berichten hätte die Nationalgarde den Kampf begonnen, indem ſie auf ein Jägerbataillon feuerte und deſſen Major tödtete. Von den Cortes iſt der Aufſtand nicht ausgegangen, und auch Espartero weigerte ſich, den Degen für die Verfaſſung zu ziehen. Dagegen traten der ehemalige Miniſter Escoſura und deſſen Bruder, ſo wie Madoz, der frühere Finanzminiſter, als Führer auf und hielten bis zuletzt aus. Auf O'Donnels Seite ſtanden Marſchall Concha, und die Generale Serrana, Dulce und Orfiſtando. Er hatte ſeine Macht in drei Corps getheilt. Das erſte, unter ſeinem eignen Commando, beſtand aus der Hälfte der Infanterie und der Artillerie. Die andere, ebenſo formirte Hälfte, unter Marſchall Concha, hielt die Quartiere Prato und Retiro im äußerſten Oſten beſetzt. Die Garde ſtand zur Vertheidigung des Palaſtes der Königin in Reſerve. Die Reiterei unterhielt vermittelſt der Boulevards die Verbindung zwiſchen den einzeln von dem Umkreis nach dem Mittelpunkt der Stadt vorrückenden Truppenkörpern. Serrano pflanzte ſeine Geſchütze auf dem Retiro und Prato auf und ſchoß rückſichtslos mit Kanonen und Kartätſchen darauf, unbekümmert, welchen Schaden er unter friedlichen Bewohnern und an ihren Häuſern anrichtete. Die Deputirten ſelbſt wurden in ihrem Palaſt durch Kugeln geſtört, die durch die Fenſter klirrten. Zum Lohne iſt Serrano auch gleich nach der Unterdrückung des Aufſtandes zum Feldmarſchall ernannt worden. Der Widerſtand war hartnäckig, dauerte aber doch nur bis den 16. Nachmittags. O'Donnel war offenbar entſchloſſen, um jeden Preis zu ſiegen, wenn er auch Madrid zerſtören ſollte.

Ueber die Ausſichten des Staatsſtreichs kann man ſich, da die Nachrichten ſo lückenhaft und zum Theil wiſſentlich verfälſcht ſind, kein Urtheil erlauben.

In Madrid iſt die Nationalgarde entwaffnet, und in dem ſonſt immer unruhigen Barcelona hat der Generalcapitän Zapatero, ein Werkzeug der gegenwärtigen Machthaber, die Ruhe zu erhalten gewußt. Dagegen hat ſich General Falcon in Saragoſſa gegen die Regierung erklärt, und ſoll 16,000 Mann, ohne die Milizen, um ſich verſammelt haben. General Duice iſt mit 10,000 Mann gegen ihn ausgerückt, hat ihm aber 5 Tage Bedenkzeit gegeben, ein Beweis, daß er ſich zu ſchwach fühlt.

Die Sieger ſcheinen bis jetzt ſehr gemäßigt aufzutreten. Der Belagerungszuſtand in Madrid iſt wieder aufgehoben, die Zeitungen dürfen wieder erſcheinen und der Verkauf der Nationalgüter wurde am Tage nach der Unterdrückung des Aufſtandes fortgeſetzt. Das Miniſterium, welches O'Donnel ernannt hatte, enthielt zwar zwei progreſſiſtiſche Namen, Luzuriaga und Bayarre; ſie ſtanden aber nur auf der Liſte, um dem Staatsſtreich das abſolutiſtiſche Ausſehen zu nehmen, denn beide waren gar nicht in Madrid und haben ſpäter die Porteſeuilles zurückgewieſen. Wie es heißt, beſteht die Königin auf der Abſchaffung des Geſetzes über den Verkauf der Kloſtergüter und ſoll deshalb ſchon mit O'Donnel in einem geſpannten Verhältniß ſtehen. Die freiſinnigen Betheuerungen von Aufrechterhaltung der Verfaſſung und Verſöhnung der Parteien dürften wol nur Redensarten ſein, um die noch vorhandene Aufregung zu beſchwichtigen.

Literatur.

Theodor v. Schön. — Einer der würdigſten Staatsmänner aus der guten alten Zeit Preußens, der Staatsminiſter v. Schön, iſt 83 Jahr alt auf ſeinem Gute Arnau bei Königsberg geſtorben. Bis in ſeine letzten Tage hat er ſich jene Geiſtesfriſche, jenen lebendigen, glaubensvollen Jugendmuth bewahrt, der nur wenig Bevorzugten zu Theil wird. Mit geſpannter Theilnahme verfolgte er die Schickſale ſeines Vaterlandes, in welche perſönlich einzugreifen ihm leider verſagt war. Jede Bewegung auf dem Gebiete der Literatur und Kunſt, ſo wie des öffentlichen Lebens beobachtete er mit Eifer und Verſtändniß, und ſo ſchroff zuweilen ſein Urtheil war, ſo ſchwer es hielt, ihn von einer einmal vorgefaßten Meinung abzubringen, es finden ſich in ſeinen zahlreichen Briefen zuweilen die köſtlichſten Geiſtesblitze. Es waren keine weichen, ſchmiegſamen Männer, die Helden jener großen Zeit, denn etwas Despotismus liegt in jeder beſtimmten energiſchen Natur. Es wäre ſehr intereſſant, die Parallele zwiſchen Schön und Stein weiter auszuführen. Wir müſſen uns hier mit einigen Bemerkungen begnügen. Schön hatte die ſtrenge philoſophiſche Schule ſeiner Zeit durchgemacht; er dachte und handelte durchweg nach Principien, ſo daß er zuweilen den Anſchein des Doctrinarismus erweckte; Stein war in dieſer Beziehung durchaus Naturaliſt; er wurde durch

den Instinct und die Leidenschaft des Moments bestimmt und sein öfters ausgesprochener Haß gegen alle Ideologen war der reinste Naturwuchs. Schön war den Principien der Freiheit mit Verständniß und Leidenschaft ergeben und in seinem ernsten und stolzen Geist scheute er keine Consequenzen. Stein dagegen war seinen Neigungen nach entschiedener Aristokrat, und wenn er diese Neigungen in der großen Periode seines Lebens glücklich bekämpfte, wo die vaterländische Bewegung mit der Freiheitsbewegung Hand in Hand gehn mußte, so traten sie in seinem höhern Alter um so lebhafter hervor. Für Schön war der Begriff des Staats das Höchste, er war zunächst und vor allem Preuße; für Stein das Vaterland. Leidenschaftlich waren beide, aber bei Stein trat die Leidenschaft mächtiger hervor, und hatte sie sich ausgetobt, so war er Gründen und Rathschlägen zugänglich; Schön war das nie. Beide Männer haben, wenn auch in verschiedenen Zweigen, durchaus segensreich auf das Vaterland gewirkt. Was Schön für die Provinz Preußen gethan, wird ewig in dem Herzen des Landes leben, und sein Name wird mit der Marienburg, deren Wiederherstellung sein Werk ist, der Nachwelt aufbewahrt bleiben. In den Papieren Schöns, wie in dem, was er mündlich seinen nächsten Freunden mitgetheilt, muß ein überreiches Material für die Kenntniß der preußischen Geschichte vorhanden sein; es wäre dringend zu wünschen, daß irgend Einer, der ihm näher stand und der selbst in dem Fach zu Hause ist, sich so bald als möglich, so lange noch die Erinnerung lebendig ist, der Sammlung und Sichtung dieses Materials unterzöge, denn es dürfte unersetzlich sein. — Das Vaterland hat einen treuen Sohn, einen Mann im vollsten Sinn des Worts verloren, und diese sind nicht so zahlreich, daß es nicht das Recht hätte, zu trauern. —

Altdeutscher Studentenspiegel. Von Karl Seisart. Bremen, H. Strack. — Der Verfasser sucht durch zahlreiche Belegstellen nachzuweisen, daß auch in dieser Beziehung die romantischen Verehrer des Mittelalters mit ihrer Apologie der sogenannten guten alten Zeit Unrecht haben, daß unser Zeitalter auch in dieser Beziehung sittlich weit höher steht, als die vorhergegangenen. Indem wir dieser Ansicht vollkommen beitreten, müssen wir nur bemerken, daß manche von den hier geschilderten Unsitten sich in gewissen Kreisen der Universitäten leider noch immer erhalten haben. Gewiß werden die Erinnerungen an die Universität jedem, der dort einen passenden Freundeskreis gefunden, theuer sein; allein es läßt sich nicht ableugnen, daß nicht blos in ihren zufälligen Aeußerlichkeiten, sondern in ihrem Grundcharakter noch so manches liegt, was den allgemeinen Bedingungen des Culturlebens widerspricht. Conflicte, wie die neulichen in Heidelberg, werden wir noch häufig zu beklagen haben. Freilich wünschen wir auch hier keinen radicalen Umsturz, sondern eine allmälige Reform; und um diese methodisch durchzuführen, muß man das Ziel, nach dem man hinstrebt, fest im Auge behalten. Die Universitäten sollen eine Erziehungsanstalt sein, in welcher man für die höhern Berufszweige vorgebildet wird, und dazu gehört einerseits das bestimmte Berufsstudium, sodann die allgemeine humane Vorbildung. Was in den bisherigen Einrichtungen der Universitäten diesem Zweck widerspricht, muß allmälig entfernt werden. Eine unbedingte Nachahmung der gewöhnlichen Schulform ist durchaus unnöthig. Der Grund zu einer allmäligen Vervollkommnung der Studien ist fast in jedem Fach durch Seminarien gelegt; eine consequente Erweiterung und Ver-

tiefung derſelben muß das Beſte thun. — Neuerdings hat man wieder den Antrag geſtellt, das ſittliche Familienleben, dem ſonſt der Student entzogen wird, durch Wiederaufnahme der ſogenannten Convicte zu ergänzen. Was es damit für eine Bewandtniß hatte, wird man aus der Schilderung der Burſen in dieſem Büchlein am beſten entnehmen. —

Engliſche Literatur. Wir freuen uns, von der ausgezeichneten Sammlung: Shakeſpeares Werke, herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius (Elberfeld, Friederichs), das Erſcheinen zweier neuen Lieferungen berichten zu können, nämlich der dritten und vierten Lieferung des zweiten Bandes, welche die Dramen Troilus und Creſſida und Coriolan enthält. Indem wir bei dem Herausgeber ſelbſt eine immer größer werdende Sicherheit beobachten, die ſich ſowol in dem zeigt, was er gibt, als in dem, was er nicht gibt, müſſen wir auch von Seiten der Verlagshandlung einen weſentlichen Fortſchritt rühmen. Der Druck iſt beſſer und der Preis geringer. Was den letztern betrifft, möchten wir uns indeß doch eine Bemerkung erlauben. Gewiß iſt der Preis von 16 Sgr. für eine Lieferung, die aus 8 bis 10 Bogen Lexikonformat beſteht, namentlich wenn wir die Tüchtigkeit der literariſchen Arbeit dabei in Anſchlag bringen, nicht zu theuer; aber für die ſo ſehr wünſchenswerthe größere Verbreitung im Publicum ſcheint er uns doch noch immer ſehr hoch. Das geſammte Werk ſoll aus ſieben Bänden beſtehen, der erſte Band koſtet 4 Thaler, jeder der folgenden 3 Thaler 6 Sgr. Nun wird dieſer Preis dadurch einigermaßen ermäßigt, daß das Werk in Lieferungen, und zwar in ziemlich weit auseinanderliegenden Friſten erſcheint; aber grade dieſer Umſtand tritt auch wieder dem ſchnellen Abſatz entgegen. Wenn die Verlagshandlung irgend ein Mittel zu finden wüßte, den Preis zu ermäßigen, ohne den Werth des Inhalts zu beeinträchtigen, ſo würde ſie ſich den allgemeinen Dank des deutſchen Publicums verdienen, dem mit dieſer Ausgabe ein Werk geboten wird, wie es in der Art nicht zum zweiten Mal geſchrieben werden kann. Sie würde aber auch in ihrem eignen Intereſſe handeln, denn grade bei philologiſchen Ausgaben iſt bei der Unſicherheit und Unklarheit unſrer Geſetze der Nachdruck ſehr ſchwer zu conſtatiren, und die Concurrenz einer leichtſinnigen Arbeit, die von fremdem Schweiße zehrt, iſt nur dadurch auszuſchließen, daß die Ausgabe von vornherein bis an die Grenzen des Möglichen geht. Da das Bedürfniß nach einer genaueren Kenntniß des Dichters, ſo wie die Kenntniß der engliſchen Sprache im deutſchen Publicum jetzt groß genug iſt, ſo könnte dann die Verlagshandlung, wenn ſich das Buch erſt einmal eingebürgert hat, auch auf eine Reihe weiterer Ausgaben Rechnung machen. — Gleichzeitig iſt von demſelben Verfaſſer in derſelben Verlagshandlung das dritte Heft der Pſeudo-Shakeſpeare'ſchen Dramen erſchienen: The birth of Merlin; ein Shakſpeare und Rowley zugeſchriebenes Drama. Bekanntlich iſt das Stück in Deutſchland zuerſt durch Tieck bekannt und gerühmt worden. — Noch erwähnen wir ein Unternehmen, das grade weil es die gewöhnliche Heerſtraße verläßt, Beachtung verdient: Venus und Adonis. Tarquin und Lukrezia. Von William Shakſpeare. Ueberſetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. Die Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß der Ueberſetzer das Versmaß, obgleich er den allgemeinen Charakter beibehält, freier behandelt; ein Weg, den wir wenigſtens in dieſem Fall für voll-

kommen gerechtfertigt halten, da man bei aller Verehrung vor Shakespeare seine gereimten Strophen doch kaum wird als mustergiltig betrachten können, so daß hier die Rücksicht auf die Verständlichkeit und Angemessenheit des deutschen Ausdrucks die Rücksicht auf die Treue der Form wol überwiegen darf. —

Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Gesammelt von Joseph Haltrich. Berlin, Springer. — Die vorliegende Sammlung zeichnet sich vor den gewöhnlichen vorzugsweise dadurch aus, daß das Land uns ferner liegt und für abergläubige Erfindungen geneigter ist, als Deutschland. Trotzdem haben wir verhältnißmäßig wenig Neues gefunden, d. h. qualitativ Neues, denn Variationen in den Geschichten und Figuren sind genug darin. Es ist merkwürdig, wie in allen Theilen des Vaterlandes im Wesentlichen die nämlichen Geschichten im Volksmunde sich wieder vorfinden. Ob nicht die große Verbreitung der grimmschen Märchen auch einiges dazu beiträgt, möge dahingestellt bleiben. Das vorliegende Heft gehört einer größern Sammlung an. Es folgen nämlich die siebenbürgischen Sagen von Friedrich Müller, und die sächsischen Volkslieder von Wilhelm Schuster. Die gemeinschaftlichen Sammlungen für Volkssprache, Sitten, Gebräuche, Aberglauben ꝛc. schreiten inzwischen immer fort und die Freunde für diese Thätigkeit mehren sich von Tage zu Tage. — Interessant ist, was der Verfasser (Professor am Gymnasium zu Schäßburg) von der Art und Weise erzählt, wie er diese Märchen sammelt. „Mit dem schäßburger Gymnasium ist auch ein Seminarium für Dorfschullehrer und Dorfprediger verbunden. Die Schüler desselben, deren Zahl zwischen funfzig und sechzig schwankt, sind meist aus den umliegenden, oder auch entferntern sächsischen Dörfern. Diese nun nahm ich einzeln oder mehre zusammen zu mir, erzählte ihnen die Märchen, die ich hatte, und fragte sie dann, ob sie dieselben oder ähnliche nicht auch zu Hause gehört. Anfangs waren die jungen Leute scheu und zurückhaltend und wollten nicht viel wissen. Sie mochten wol glauben, daß ich sie zum Besten habe, denn was könne mir an den kleinlichen und unwahren Geschichten viel liegen. Als sie aber sahen, daß ich vollkommen Ernst machte, und als auch meine andern Collegen sie aufmunterten, sich daheim Märchen erzählen zu lassen und mir dieselben wieder zu erzählen, so strömten sie mir bald in Menge zu und nach jeder Vacanz hatte ich eine reiche Ernte." Wenn der Verfasser meint, daß durch diese Aufnahme in den Kreis der Bildung die Productivität des eigentlichen Volks erhöht werden wird, so möchten wir doch daran zweifeln, denn es ist in dieser Beziehung wie mit dem Nachtwandler: wenn man seinen Namen ruft, so wacht er auf und verliert damit zugleich die Sicherheit seines Trittes. — So schätzbar nun solche Sammlungen für die Bekräftigung des provinziellen Verbandes sind, so ist außerhalb desselben doch kaum auf einen größern Kreis von Lesern zu rechnen. Als die grimmschen Märchen erschienen, wirkten sie wie ein frisch sprudelnder Quell in einer dürren Steppe. Seitdem schwellen die Wasser aber immer mehr an, und man kommt in Gefahr, verschüttet zu werden. Es gehört wenigstens eine eigne Organisation dazu, mit Behagen eine neue Reihe solcher Märchen durchzulesen, die doch, was den Grundcharakter betrifft, in der Regel auf dasselbe herauskommen. —

Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker verdeutscht von den berufensten Uebersetzern. Stuttgart, Hoffmannsche Ver-

lagsbuchhandlung. — Diese vortreffliche Sammlung schreitet rüstig vorwärts. Die neuesten Lieferungen enthalten eine Uebersetzung des König Oedipus von Adolf Schöll, eine schwierige Aufgabe, da der Verfasser sich bemüht, mit einer möglichst correcten und poetischen Sprache die vollständigste Treue gegen das Original in der Form und im Inhalt zu verbinden; ferner das 5. Bändchen der plutarchischen Biographien von Eyth, eine Auswahl von Epigrammen aus der griechischen Anthologie von Regis und Virgils Eclogen und Georgica von Binder. —

Notiz. Die Engländer scheinen auch ihre Bacherlfrage durchmachen zu sollen; wenigstens bringt die Literaturzeitung soeben einen längern Artikel, in welchem man sich bemüht, nachzuweisen, daß nicht Walter Scott, sondern sein Bruder Verfasser der meisten Waverleynovellen sei. Die Gründe sind so nichtssagend als möglich; aber da jede neue Thorheit ihre Apostel findet, so wird man auch dies Mal nicht verfehlen, die neue Entdeckung gehörig auszubeuten. —

Aehre und Garbe. Eine Perlenschnur von Ideen, Sentenzen, Reflexionen und Charakteristiken aus deutschem Schriftthum gesammelt und geordnet von J. Schaub. Leipzig, G. Mayer. — Zwar wollen wir nicht behaupten, daß alle Sprüche, die in dieser Sammlung stehen, in der That werth sind, in einem Gedenkbuch aufbewahrt zu bleiben, auch nicht, daß sich die Fragmente in ihrer isolirten Form zweckmäßiger ausnehmen, als in dem Zusammenhang, in dem sie eigentlich stehen sollten, aber es ist doch vieles Schöne und Treffende darin, und unter den verschiedenen Arten von Sammlungen hat eine Spruchsammlung unzweifelhaft die größte Berechtigung. —

Uebersicht der mit der königlichen Antikensammlung in Dresden vereinigten preuskerschen Sammlung vaterländischer Alterthümer. — Diese, dem Rentamtmann Preusker früher gehörig gewesene Sammlung vaterländischer Alterthümer ward von ihm seit länger als dreißig Jahren größtentheils durch eigne Auffindung und Nachgrabung, aber auch durch Geschenk, Tausch und einiges Erkaufte nach und nach erlangt und, als er nach 40jährigem Militär- und Civilstaatsdienste in Ruhegehalt trat, im Jahr 1853 der königlichen Antikensammlung hauptsächlich zu dem Zwecke überlassen, damit sie nicht späterhin etwa zersplittert, sondern vielmehr dem Vaterlande, aus dem sie meist erlangt, ferner erhalten und künftigen Forschern vielleicht dadurch mancher Stoff zur Ermittlung früherer Culturzustände desselben dargeboten werde. Auch wurde auf sein Gesuch, daß die Sammlung möglichst ungetrennt und unter seinem Namen fernerhin bewahrt werden möge, bei der Uebernahme derselben mittels der vom königl. Sächs. Ministerium des Innern unter dem 3. October 1853 erlassenen Verordnung die Zusage ertheilt, daß auf Zusammenhaltung der Bestandtheile der Sammlung zur Sicherung des Andenkens des Sammlers Bedacht genommen werden solle. —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Materialismus.

Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung. Von Louis Büchner. Vierte Auflage. — Frankfurt a. M., Meidinger. —

Die Naturwissenschaften in ihren Beziehungen zu den materiellen und geistigen Interessen der Menschheit. Von Prof. L. Stein. — Dresden, Schönfeld. —

Kritische Beleuchtung des Spiritualismus und Materialismus vom Standpunkt organisch-monistischer Welt- und Menschenanschauung. Von Reander. — Bremen, Geisler. —

Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Herrn Prof. Lotze. Von Heinrich Czolle. — Leipzig, Costenoble. —

„Für unser Volk, wie es leider ist, muß der Materialismus sehr gefährlich sein. Die Seelischen, die keinen Geist haben, die, denen der Bauch ihr Gott ist, die Diener des Mammon, die Knechte der materiellen Interessen sind zu einer Schar angewachsen, die niemand zählen kann. Solchen Thiermenschen muß die neue Weisheit in hohem Grade einleuchtend und willkommen sein. Sie leistet ihnen Beistand in der Erstickung der Regungen ihres Gewissens. Daraus, daß die Verkünder derselben dies ihnen günstige Terrain kennen, erklärt sich der zuversichtliche Ton, in dem sie reden. Denn daß sie diese Zuversicht auf die angeblich ihnen günstigen Thatsachen gründen, ist nur Phrase, darauf berechnet, dem Unkundigen zu imponiren. Die Söhne Feuerbachs und der Gehenna wissen gar wohl, daß sich in dieser Beziehung seit den Tagen, wo der Materialismus von unserm noch glaubenskräftigen Volke mit Abscheu und Grauen angesehen wurde, nichts geändert hat. Im Ganzen und Großen lagen die Thatsachen, welche für den Materialismus sprechen, damals ebenso klar vor, wie jetzt. Daß die Beobachtung der Details Fortschritte gemacht hat, kann in der Hauptsache nichts ändern. Daß mit dem Gehirn z. B. auch der Verstand schwindet, das Leben entflieht, wußte man schon früher. Wahrscheinlich hat schon Kain diese Wahrnehmung an seinem Bruder Abel gemacht... Wer die Zeiten erlebt hat, wo die hegelsche Philosophie mit ihren unwahren, heuchlerischen Redensarten fast alles beherrschte, der kann sich fast

freuen über das Aufkommen dieſes Materialismus mit ſeiner vollkommenen Conſequenz und Offenheit, freuen auch deshalb, weil dieſen Verächtern der Theologie nun in gerechter Vergeltung auch der Boden für ihre geprieſene Philoſophie geraubt wird. — Daß dieſelben, welche wähnten, wie Gott zu ſein, ſich auf einmal von allen Seiten durch Leute ihres eignen Schlages und in conſequenter Weiterbildung ihrer Grundſätze in die Kategorie der Thiere herabgeſetzt und hochmüthiger Anmaßung beſchuldigt ſehen, wenn ſie einen Vorzug vor dem Ochſen in Anſpruch nehmen, der Gras frißt, das iſt wahrhaft eine Ironie des Schickſals, eine göttliche Ironie."

Es iſt die evangeliſche Kirchenzeitung, die in ihrem Neujahrsprogramm von 1856 dieſe Philippica bringt. So lebhaft wir gegen ihre letzte Aeußerung proteſtiren müſſen, daß nämlich der Materialismus eine Conſequenz des Idealismus ſei, ſo entſchieden treten wir der erſten Behauptung bei, daß die Entdeckungen der modernen Phyſik für die Hauptſachen, um die es ſich handelt, völlig irrelevant ſind. Daß der Verſtand ſich im Menſchen erſt allmälig ausbildet, und daß er aufhört, wenn man jemand das Gehirn einſchlägt, das wußte man ſchon lange vor Moleſchott, und dieſe Kenntniß reicht vollkommen aus, um die nothwendige Beziehung des Geiſtes oder des Denkens zum Körper, die gegenſeitige Abhängigkeit beider darzuthun. In dieſer Beziehung mögen alſo die Materialiſten mit der Theologie ſtreiten, ſo viel ſie wollen, ſie mögen ſich nur nicht einbilden, uns etwas Neues zu lehren. Der philoſophiſche Idealismus, den wir hier vertreten, hat die Lehre von der Immanenz des Geiſtes in der Natur ſtets behauptet. Von der Ewigkeit und Unabänderlichkeit der Naturgeſetze ſind wir ebenſo durchdrungen, wie die Materialiſten; ob aber die Seele auf die Beine vermittelſt der Hebelkraft oder vermittelſt der Elektricität wirkt, das iſt uns für unſern Standpunkt völlig gleichgiltig. Wir werden uns freuen, wenn die Phyſiologie in der Erkenntniß immer weiter kommt, aber zu der Einſicht, daß in der Welt keine außerweltlichen Weſen hauſen, dazu bedürfen wir dieſer Entdeckungen nicht. Der indirecte Einfluß der Naturwiſſenſchaft iſt allerdings ſehr groß, und die wahre Philoſophie wird nie vergeſſen, daß ſie Copernicus, Galilei und Newton ebenſo viel ſchuldet, als Ariſtoteles und Kant; aber ſie wird ſich ihrerſeits ausbitten, daß, wenn die Mediciner über ſie urtheilen, ſie ſich doch vorher erſt die Mühe geben möchten, ſie kennen zu lernen.

Das iſt bei Herrn Büchner keineswegs der Fall. Er ſpricht von der Philoſophie mit einer Anmaßung, die ſich gar nicht vor den gröbſten Beleidigungen ſcheut, und er weiß doch davon nicht mehr, als was ihm etwa ſein Landsmann Carrière oder ſonſt wer gelegentlich davon erzählt hat. Nun iſt er in der Lage, fortwährend über die Begriffe Raum und Zeit, Endlichkeit und Unendlichkeit u. ſ. w. zu philoſophiren. Ueber dieſe Dinge exiſtirt ein

Buch, die Kritik der reinen Vernunft. Das Buch ist freilich ziemlich dick und man kann es nicht auf dem Sopha zwischen Schlafen und Wachen lesen; wenn aber Herr Büchner es unternehmen will, sich selbst und Andere über jene Dinge aufzuklären, so wird er sich doch entschließen müssen, dies Buch zu studiren, denn sonst gleicht er einem mathematischen Schüler, der grade bis zum pythagoreischen Lehrsatz vorgedrungen ist und über die Integralrechnung mitreden will. Solche dilettantische Redensarten, wie er hier über die Unendkeit des Stoffs zum Besten gibt, wird er sich dann nicht wieder beikommen lassen. Freilich gehört zum Philosophiren Verstand und guter Wille. Herr Büchner sagt in der Vorrede S. 17: „Traurig, daß der Vertreter des modernsten Standpunktes in der Philosophie genöthigt, sich auf einen ebenso nichtssagenden, als veralteten logischen Seiltänzersprung zu berufen, wie ihn das Cogito ergo sum (Ich denke, daher bin ich) darstellt! Das „Ich denke" setzt das „Ich bin" bereits voraus; denn wer nicht ist, der denkt auch nicht. Also könnte man ungefähr ebenso wahr und ebenso tiefsinnig sagen: Der Hund bellt, daher ist der Hund." — Und da wundert sich Herr Büchner, daß man grob gegen ihn wird. Wenn ein Tertianer den Gedanken, der allerdings aller Philosophie zu Grunde liegt, daß jedem Denken ein Sein entspricht, mit der Erfahrung paralleliſirt, daß der Hund bellt, so kann man ihm das verzeihen; Einem, der studirt hat, kann man es aber nicht verzeihen.

Um uns nun nicht in unnütze Streitigkeiten einzulassen, stellen wir die beiden Punkte zusammen, die wir hauptsächlich gegen den Materialismus einzuwenden haben: einmal seine Unwissenschaftlichkeit, sodann seinen Cynismus.

Was das letztere betrifft, so hat der Verfasser einen ähnlichen Vorwurf als eine Beleidigung aufgenommen; vielleicht wird ihm indeß bekannt sein, daß es in Griechenland eine Philosophenschule gab, die den Namen Cyniker, der ihr zuerst von andern gegeben war, selbst adoptirte. Was ist denn auch in diesem Namen für die Materialisten Beleidigendes? Herr Büchner erklärt ja selbst, daß der Unterschied zwischen der Thier- und Menschenseele nur ein quantitativer, nicht ein qualitativer sei. Jene Cyniker hatten nun das Eigenthümliche, daß sie vermöge des sogenannten gesunden Menschenverstandes die concreten Erscheinungen analysirten und da sie überall die nämlichen Grundstoffe fanden, in der Dignität derselben jeden Unterschied aufhoben. Dieselbe Neigung findet man heutzutage namentlich bei den jungen Aerzten. Wer zuerst in die Anatomie geht, hat immer einen gewissen Ekel zu überwinden. Um das zu thun, kommt man leicht dahin, sich gewaltsam ins entgegengesetzte Extrem zu stürzen. Um seine Nerven zu stärken, schneidet der junge Anatom ein Stück Menschenfleisch ab, ißt es zum Butterbrot u. s. w. Verständige Aerzte schämen sich später dieser Jugendbrenommistereien, aber eine große Zahl

bleibt, wenn auch nicht in der Praxis, doch im Gedanken dabei stehen. Weil sie sich nur mit der Materie zu beschäftigen haben, wird ihnen die Materie die Hauptsache, oder vielmehr das Einzige, was existirt. Erst in neuester Zeit ist es aber Mode geworden, diesen Cynismus offen zur Schau zu tragen. Die bessern von den Materialisten verwahren sich zwar dagegen, aber selten gelingt es ihnen, sich ganz von einer Lebensanschauung frei zu machen, die im Grunde auf der falschen Vorstellung von dem Begriffe Endlichkeit beruht. Wenn die Spiritualisten von der Unendlichkeit des Geistes und der Endlichkeit der Materie sprachen, so heben dagegen die Materialisten die Ewigkeit der Materie und die Endlichkeit des Geistes hervor. Gegen diesen theoretischen Standpunkt hätten wir nichts einzuwenden. Aber die Materialisten lassen den Schluß durchblicken: Folglich ist die Materie die Hauptsache und der Geist die Nebensache. Der letztere ist blos Schein, die erstere Wirklichkeit. Um das in der Weise Büchners zu exemplificiren, wenn Newton an einem Hause vorbei geht und es fällt ihm ein Ziegel auf den Kopf und erschlägt ihn, so zeigt sich hier, daß die Materie mächtiger ist, als der Geist. — Nun gibt es keinen noch so eingefleischten Materialisten, der nicht einen Augenblick der Besinnung hätte und vor den letzten Consequenzen zurückschauderte. Auch Herr Büchner sucht öfters zu limitiren, aber es gelingt ihm nicht. „Das Wesen des Materialismus," belehrt er uns S. 35, „besteht in der Leugnung des Uebersinnlichen und Uebernatürlichen im Gebiet menschlicher Erkenntniß und menschlichen Denkens." Mit andern Worten: in der Leugnung der moralischen und ästhetischen Ideen, in der Leugnung des Schönen und Erhabenen. Daß der Geist über die materielle Natur erhaben ist, hat Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft erwiesen, und dabei ist es vollkommen gleichgiltig, ob jener Stein, der Newton erschlug, länger dauert, als der Träger dieses Geistes. Ein Moment des Geistes ist mehr werth, als Millionen Jahre materieller Existenz. — Die Unklarheit dieser Begriffe ist um so gefährlicher, da sich die Materialisten an ein Publicum wenden, welches eben an dem Vergleich des Denkens mit dem Bellen Geschmack findet, und es ist gar nicht gleichgiltig, ob diese Masse sich in der That gewöhnt, so zu denken und zu urtheilen. Dieser neue Materialismus ist nur die Wiederholung von Helvetius und dem Système de la nature, und diese Bücher sind nur darum verwerflich, weil sie theoretische Wahrheiten auf das moralische Gebiet anwenden. — Mit großem Triumph erzählt Herr Büchner die bekannte Geschichte, daß der bekannte Astronom Lalande den ganzen Raum durchforscht und Gott nicht gefunden habe. Aber wer hieß ihn auch Gott im Raume suchen? Wir wollen eine andere bekannte Geschichte daneben stellen. Ein Schulmeister suchte einem Knaben den Begriff der Allgegenwart Gottes deutlich zu machen. Er fragte ihn, ob Gott in der Stube, in der Küche, im Hausflur ꝛc. sei, und der Knabe antwortete auf alle diese Fragen befriedigend; nur Gottes Existenz

im Keller wollte er nicht zugeben, weil dieſer mit Kartoffeln angefüllt ſei. — So großen Reſpect wir vor Lalande haben, in dieſer Beziehung ſtand er mit dem Schulmeiſter und ſeinem Jungen auf derſelben Stufe. — Lalande hätte noch vieles Andere im Raum vergebens geſucht, welches doch ohne Zweifel wirklich iſt, viel wirklicher, als der Raum, von dem die Herren Materialiſten die ſonderbare Vorſtellung haben, er ſei wirklich. Aber was nützt es, dieſe Punkte näher zu erörtern, da die Materialiſten a priori wiſſen, was in der Philoſophie ſteht.

Wir wollen verſuchen, uns über die Wiſſenſchaftlichkeit ihres Verfahrens zu orientiren. Herr Büchner pocht fortwährend auf ſeinen empiriſchen Standpunkt; das Geſetz der Induction iſt ihm die höchſte Schlußform. Gegen die bekannte Schlußform: Alle Menſchen ſind ſterblich, Cajus iſt ein Menſch, folglich iſt Cajus ſterblich, hat er nicht das Mindeſte einzuwenden, obgleich empiriſch genommen man vorher von der Sterblichkeit des Cajus unterrichtet ſein muß, ehe man die Behauptung aufſtellen kann, daß alle Menſchen ſterblich ſind. Aber auch ſelbſt mit ſeinen Inductionsgeſetz nimmt er es nur dann genau, wenn es ihm paßt. Man ſtudire z. B. ſeine Deduction Seite 68 ff. Es iſt nach ſeiner Behauptung empiriſch erwieſen, daß es eine Zeit gab, wo auf der Erde keine organiſchen Weſen exiſtirten. Er ſchließt alſo daraus, daß die Entſtehung organiſcher Weſen vermittelſt chemiſcher Geſetze, mit andern Worten, durch die ſogenannte generatio aequivoca möglich ſei. Leider ſtellt er es als ebenſo empiriſch feſt, daß die Naturgeſetze, die heute wirken, ewig in gleicher Art gewirkt haben, und leider hat die Empirie bisher noch keine generatio aequivoca gezeigt. Czolbe z. B. erklärt S. 8 alle Kräfte der Welt für unzureichend, um durch generatio spontanea die innere Form auch nur eines Grashalms hervorzubringen; infolge deſſen leugnet er das erſte angeblich empiriſch erhärtete Factum und behauptet die Ewigkeit der Gattungen. Büchner hilft ſich anders (S. 69). „Verfaſſer von ſeinem Standpunkt aus hegt aus allgemeinen Gründen keinen Zweifel über das Vorhandenſein der generatio aequivoca auch in heutiger Zeit, ſo wie darüber, daß dieſelbe früher oder ſpäter auf wiſſenſchaftlichem Wege mit Beſtimmtheit gefunden werden wird.“ — Möglich; aber iſt das etwa der Standpunkt der Empirie? Iſt das nicht wieder eine Speculation a priori? Wenn die Empirie in das Syſtem paßt, wird ſie gehätſchelt, paßt ſie aber nicht, ſo muß ſie ſchweigen.

Die Unwiſſenſchaftlichkeit des Standpunkts zeigt ſich auch in den Ausdrücken. So folgert er z. B. aus der Unzertrennlichkeit des Geiſtes und der Materie, daß Gehirn und Seele identiſch ſind. Daß das Gehirn an und für ſich denkt, wird er wol ſelbſt nicht meinen. Er hätte ſich aber über den Begriff der Identität beſſer unterrichten ſollen. Freilich hat das auch Czolbe nicht gethan, der einen weit höhern Standpunkt der Bildung einnimmt. Er ſagt

S. 3: „Unter Identität des Subjects und Objects eine Einheit zu verstehen, die gleichzeitig einen Unterschied, d. h. zweierlei enthalte, wäre ein innerer Widerspruch, ein absurdum.“ Es ist, als ob man einen Schlag vor den Kopf bekäme! Wenn jemand über Mathematik reden wollte und dabei die Behauptung stellte, das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie sei nicht irrationell, so würde man ihn allgemein auslachen; aber über Philosophie darf jeder mitreden und dabei völlig ignoriren, daß nicht etwa erst seit Schelling und Hegel, sondern schon seit Plato hinreichend festgestellt ist, daß der Begriff der Identität den Begriff des Unterschiedes allerdings in sich enthält. Wenn man sich diesen Begriff klar machte, würde das ganze Gerede von der Identität der Kraft und des Stoffes, von der Identität des Geistes und Gehirns aufhören. Herr Büchner redet auch zuweilen von absoluten Begriffen und von dem endlichen Verstand. Es klingt wunderlich genug, aber es ist wirklich nicht nöthig, darauf näher einzugehen.

Am Schluß seiner Vorrede spricht Herr Büchner das große Stichwort des Humanismus aus. Sonderbar, da doch zwischen Menschen und Thieren nur ein qualitativer Unterschied besteht. Mit Freude haben wir neuerdings gelesen, daß Arnold Ruge, der Hauptvertreter des sogenannten Humanismus, sich mit ehrenwerther Entschiedenheit gegen seine materialistischen Freunde ausgesprochen hat.

Die Unwissenschaftlichkeit zeigt sich auch in der Composition. Der größere Theil des Buchs besteht aus Citaten, die meistens weiter nichts enthalten, als Wiederholungen des von Büchner selbst ausgesprochenen Grundgedankens. Zuweilen versteht man aber wirklich nicht, was die Citate sollen. So wird S. 117. nachgewiesen, daß die Negerrace auf einer unvollkommnen Stufe der Menschheit steht, und dazu ein Citat von Burmeister angeführt: „Ich habe es öfters versucht, einen Blick in die Seele des Negers zu thun; aber niemals hat sich das der Mühe verlohnt, nur das Resultat war werthvoll, daß eben nicht viel geistiges Leben im Mohren stecke und sein ganzes Dichten und Trachten sich um Dinge drehe, die allein auf der untern Stufe menschlicher Zustände sich bewegen.“ Burmeister hat so vieles Treffliche geleistet, daß man es ihm wol nachsehen muß, wenn er auch einmal in einer schwachen Stunde etwas Thörichtes sagt. Indessen dürfte der Mohr, der vor einigen Jahren von ganz Deutschland als großer Künstler angestaunt wurde, einem eingefleischten Empiriker doch wol so viel beweisen, daß unter Umständen ein Mohr klüger sein kann, als ein Deutscher; und da eine Naturbestimmtheit, die nicht absolut ist, nach Büchners eignen Theorie nicht existirt, so dürfte denn doch auch jene empirische Wahrheit einigermaßen modificirt werden.

Herr Büchner legt ein großes Gewicht darauf, daß eine absolute Werthbestimmung des Guten nicht denkbar ist. Wenn man aber daraus den Schluß

ziehen wollte, daß die Idee des Guten nicht wirklich sei, so wäre der Schluß doch etwas gewagt, und Büchner selbst scheut sich, ihn auszusprechen. Aus der Selbstliebe kann man Vieles herleiten, aber nicht die opferfreudige Idee des Guten, die allerdings den Menschen vom Thier unterscheidet, denn nur der Mensch besitzt ein Selbstbewußtsein (d. h. er kann sich gleichzeitig als Subject und Object betrachten) und das Bewußtsein eines Ganzen, zu dem er gehört. Dem Thier fehlt dieses Bewußtsein, und das muß man doch wol einen qualitativen Unterschied nennen. — Der Geist steht nicht außerhalb der Natur, aber er steht höher als die materielle Natur. Das ist der Standpunkt, von welchem aus der Idealismus den Materialismus bekämpft.

Wenn bei Büchner der Begriff des Materialismus sehr handgreiflich hervortritt, so ist er uns bei Czolbe nicht ganz klar geworden. Er sagt in der Vorrede: „Wenn, wie mir scheint, der Materialismus meiner vorjährigen Schrift, ohne daß ich ihm im Geringsten untreu geworden bin, jetzt in einen eigenthümlichen Idealismus umgeschlagen ist, so wird man doch bald erkennen, daß in dieser Entwicklung nichts Willkürliches, sondern eine innere Nothwendigkeit liegt. Extreme berühren sich und gehn oft ineinander über. Ich habe die letzten Consequenzen, deren der Materialismus fähig ist, aufs rücksichtsloseste gezogen, um wenigstens, wenn ich unwillkürlich geirrt haben sollte, die Worte Baaders zu verwirklichen: „Die strenge Consequenz bringt in der Philosophie manchmal denselben Nutzen, den sie in Geistesstörungen hat, d. h. sie dient, die Absurdität eines Princips in seinen nothwendigen Folgen eclatant zu machen." S. 33 bekennt er ferner, daß ihm der erste Anstoß zu seiner Philosophie von Hölderlin gekommen sei, und fährt S. 53 fort: „Scheint es mir doch selbst, daß ich durch die Consequenzen, zu denen das Princip mich zwang, in eine märchenhafte Gedankenwelt gerathen bin." Im Ganzen würde es uns zweckmäßig erscheinen, wenn die Physiker nicht zum Idealismus übergehen, sondern beim Materialismus stehen bleiben wollten; denn sie haben mit der Idee nicht das Mindeste zu thun, ihr Gegenstand ist ausschließlich die Materie. Die frühere sogenannte Naturphilosophie hat dadurch gesündigt, daß sie aus der Idee Folgerungen auf das Reich der Materie ziehen wollte. Aus diesem vermessenen Unternehmen konnte kein haltbares Resultat hervorgehen, und es ist in der That von der gesammten Philosophie der Natur heute kein einziger Satz übrig, den ein vernünftiger Mensch unterschreiben möchte. Aber durch das umgekehrte Verfahren sündigen die heutigen Physiker ebenso stark. Wir müssen sie nicht blos von dem Gebiet der Ethik und Aesthetik zurückweisen, in welchem die Naturwissenschaft gar nichts mitzureden hat, sondern auch aus dem Gebiet der Erkenntnißlehre, der Lehre des subjectiven Geistes, denn hier kommt man auch keinen Schritt vorwärts, wenn man die ersten besten Einfälle auftischt. Die Naturwissenschaft hat zum Gegenstand die Sinnenwelt; von

dem Geiſt fällt nur die ſinnliche Außenſeite in ihr Bereich. So weit ſie mit dem anatomiſchen Meſſer folgen kann, werden wir ihre Entdeckungen dankbar annehmen, das Weitere aber, die Kritik der reinen Vernunft, mag ſie der Philoſophie überlaſſen, wobei es ihr natürlich vollkommen freiſteht, ob ſie ſich um dieſelbe bekümmern will oder nicht.

Alte und neue Dichtungen.

Geſammelte Werke von Auguſt Kopiſch. Geordnet und herausgegeben von Freundes Hand. Erſter Band. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. —

Wenn man die reiche Blüte der komiſchen Poeſie in Deutſchland im 14., 15. und 16. Jahrhundert erwägt, ſo muß man ſich wundern, daß die neuere Zeit in dieſer Beziehung ſo gar wenig hervorgebracht hat. Der Grund lag wol hauptſächlich in dem Kunſtidealismus, in welchem die claſſiſche mit der romantiſchen Schule, die Dichter mit den Philoſophen wetteiferten. In der Malerei wie in der Poeſie war man geneigt, ausſchließlich die Berechtigung der idealiſtiſchen Methode der Italiener gelten zu laſſen. Das niederländiſche Genre war in Verachtung. Es finden ſich zwar immer Spuren von dem Verſuch, auch das Gebiet des Humors wieder zu erobern, wie z. B. bei Tieck, Jean Paul, Arnim, Brentano u. ſ. w., aber die regierenden Dichter ſahen auf dieſe Beſtrebungen im Ganzen mit Geringſchätzung herab, und jenen Verſuchen ſelbſt merkt man leicht an, daß ſie der Reflexion ihren Urſprung verdanken, und daß man ſich in der Beſchämung, einer Poſſe ſo viel Aufmerkſamkeit zuzuwenden, nachträglich durch einen himmelhohen Idealismus zu rechtfertigen ſucht. Zur komiſchen Poeſie gehört Freude an der Wirklichkeit, und dieſe war in der damaligen Entwicklungsperiode unſerer Literatur nicht vorhanden. Im Allgemeinen wurde die Komik den Fabrikarbeitern überlaſſen, und ſo kommt es, daß wir bei unverkennbaren Talenten, wie Kotzebue, Langbein u. ſ. w., durch Rohheiten in der Form und im Inhalt unangenehm berührt werden.

Es iſt auch bis heute nicht gelungen, obgleich ſeitdem die Genremalerei und der Realismus überhaupt ſehr im Anſehn geſtiegen iſt, eine komiſche Poeſie hervorzubringen, die den Anſprüchen der Bildung und des Geſchmacks ebenſo genügte, als dem naturwüchſigen Bedürfniß der Lachluſt. Um ſo größere Aufmerkſamkeit verdienen diejenigen Dichter, denen eine derartige Verſöhnung in der That gelungen iſt. — Unter den Lyrikern zeichnen ſich hauptſächlich Chamiſſo und Rückert aus, der erſte durch kräftige, volksthümliche Erfindung, die durch einen edlen lyriſchen Klang idealiſirt wird, der zweite durch kunſtvolle barocke Wendungen. Rückerts komiſche Gedichte erregen zuweilen unſere

Bewunderung, aber nur sehr selten unser Behagen, weil sie zu wenig Natur enthalten. Von dem viel kräftigeren mephistopheliſchen Humor bei Heine reden wir hier nicht, da dieſer einer andern Gattung angehört. — Unter den Nachfolgern Chamiſſos und Rückerts verdient der Dichter, deſſen Werke hier zum erſten Mal geſammelt werden, die erſte Stelle. Er ſucht die Vorzüge der Beiden zu vereinigen, indem er in dem Inhalt durchaus volksthümlich iſt, dagegen einen ebenſo großen Reichthum künſtleriſcher Form entwickelt, als Rückert. Als Sprachvirtuos iſt er Rückert an die Seite zu ſtellen, oder vielmehr er übertrifft ihn in der beſtimmten Gattung, der er ſich ausſchließlich widmet, denn es iſt ihm gelungen, ſeine Kunſt zu verſtecken. Seine ſeltſamen, abenteuerlichen Rhythmen und Reime fließen ſo natürlich, daß man glaubt, ſie unmittelbar ſingen zu können. Natürlich kann bei einer ſo großen Zahl verwandter lyriſcher Erfindungen, wie ſie uns in dieſem Bande vorliegen, nicht alles gleichmäßig gelungen ſein; aber ganz ſchlecht iſt darin ſehr Weniges, und das vollendet Gute übertrifft das Mittelmäßige an Raum bei weitem. Die prachtvolle Geſchichte vom Vater Noah iſt aller Welt bekannt. Von gleicher Vortrefflichkeit findet ſich freilich nur Weniges; aber der kräftige volksthümliche Ton läßt ſich doch in den meiſten Liedern wieder erkennen. Wir erinnern z. B. an die vortreffliche Geſchichte von dem Teufel, der Arbeit haben will. — Was den Inhalt betrifft, ſo beruht derſelbe vorzugsweiſe auf der altdeutſchen Sagenwelt, die man in dieſen Liedern bis auf die kleinſten Züge faſt vollſtändig beiſammen findet. Nach unſerer Anſicht iſt dies auch die beſte Art, dieſe ſeltſamen Geſchichten zu verwerthen, denn in ihrer urſprünglichen volksthümlichen Form machen ſie durchweg einen komiſchen Eindruck. Die romantiſche Schule, verführt durch die gleichzeitigen Speculationen der Naturphiloſophie, verſuchte ſie ins Tragiſche oder Myſtiſche zu idealiſiren. Sie ſuchte vorzugsweiſe die Momente des Schauerlichen und Grauenvollen auf, die ſie eigentlich nicht darin vorfand, ſondern durch nachträgliche Bilder hineinlegte. Welche ſeltſame Rolle ſpielt z. B. der Teufel in dieſen romantiſchen Novelletten? Nur Goethe hat ſeine urſprüngliche Maske beibehalten; bei den übrigen zeigt er ſich dagegen nie ohne Hofcoſtüm. Es iſt nicht der ehrliche deutſche Teufel, den man mit Recht als den dummen Teufel bezeichnete, der verdrießliche Brummbär, der trotz ſeiner Stärke und ſeiner Künſte, einem Vermächtniß der altnordiſchen Rieſen, von aller Welt betrogen und ausgelacht wurde, ſondern der vornehme Herr Luciſer, nach Miltons Vorbild, der gefallene Erzengel, der auch in ſeiner Verbannung und ſeinem Elend noch immer die Spuren ſeines göttlichen Urſprungs an ſich trug. Dieſer vornehme Teufel war ein großer Virtuos im Reden und Blasphemiren. Auch ſeine Intriguen waren mitunter gar nicht ungeſchickt. Aber eine poetiſche Figur war er ſelten, denn bei einer ſorgfältigeren Ausführung fragen wir immer, warum, und einem

ſo geſcheiten Herrn, der trotz ſeiner großen Gaben nichts Anderes zu thun weiß, als Unfug zu ſtiften, möchten wir mit Goethes Fauſt immer den guten Rath geben, ſich auf ein zweckmäßigeres Metier zu legen. Beiläufig bemerkt, hat ſich dieſe romantiſche Vorſtellung vom Teufel auch in die moderne Theologie eingeführt, und man erkennt den bibliſchen Teufel, den der Herr in eine Heerde Schweine trieb, gar nicht wieder. Man glaubt es mit dem perſiſchen Ahriman zu thun zu haben. — Wie liebenswürdig ſieht dagegen der Satan aus, den uns Kopiſch vorführt. Eine böswillige Perſonnage, das iſt wahr, und ein Hexenmeiſter erſter Claſſe, aber doch leicht zu überwinden, wenn man nur ſeinen Verſuchungen einen geſunden Mutterwitz und eine entſchloſſene Unverſchämtheit entgegenbringt. So hat man eine doppelte Freude an ihm, an den Kunſtſtücken, die er uns vormacht, und an der Grube, die man ihm gräbt. Und ebenſo verhält es ſich mit den Geſpenſtern. Bei Licht beſehen, ſind es auch komiſche Figuren, denn ihr Umherſpuken mit der einfältigen Abſicht, nervenſchwache Leute zu erſchrecken, hat doch gar keinen Sinn und Verſtand. Auch dieſen Herrſchaften hat das alte Volksmärchen vom Hans, der das Gruſeln lernen will, die vollſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — So breitet ſich denn in dieſen Liedern die reiche Sagenwelt unſers Volks in dem Gewande vor uns aus, das ihr anſteht. Es iſt ein echt deutſches Leben in ihnen, und wir begrüßen ſie freudig als alte Bekannte, als die Geſpielen unſerer Kinderzeit. —

Deutſche Studentenlieder mit Bildern und Singweiſen. Illuſtrirt von Franz Bocci und Ludwig Richter. Herausgegeben von Georg Scherer. Leipzig, Guſtav Mayer. —

Ein akademiſches Liederbuch kann einen doppelten Zweck haben: es ſoll entweder zum praktiſchen Gebrauch dienen, in welchem Falle es, wie die alten rationaliſtiſchen Geſangbücher, ſeine Färbung mehr oder minder den Anſichten des Herausgebers entnimmt; oder es ſoll uns die hiſtoriſche Erſcheinung des deutſchen Studenten treu und unverfälſcht wiedergeben. Der Dualismus dieſer Aufgabe wird noch dadurch geſchärft, daß auch der hiſtoriſche Inhalt des Studententhums eine doppelte Phyſiognomie hat. Die eine Gattung ſeiner Lieder entſpringt jener Zeit, wo der Burſch von echtem Schrot und Korn, oder wie man ihn ſeitdem nennt, der Renommiſt, überall Händel ſuchte, nicht aus irgend einem beſtimmten Zweck, ſondern weil ihm das Rauſen Vergnügen machte.

Weh dir, wenn du dich an ihn drängſt
Im parfümirten Rock;
Er ſchimpfet dich Pomadenhengſt,
Dir droht ſein Knotenſtock.

Die andere Gattung ſeiner Lieder entſpringt aus der Zeit der Freiheits-

kriege, wo man den Burſchen nicht blos aufforderte, tapfer, ſondern auch tugendhaft zu ſein, und wo der alte naturwüchſige Uebermuth zuweilen durch einen ziemlich hochtrabenden Idealismus erſetzt wurde. — Beide Gattungen der Poeſie gehören weſentlich zum hiſtoriſchen Studentenleben. Die Sammlung muß daher beides enthalten. Sie könnte ſich in zwei Rubriken theilen: tugendhafte und gottloſe Lieder, oder Burſchenſchaft und Landsmannſchaft, denn wenn auch dieſe beiden Zweige des Studententhums in der wirklichen Erſcheinung nicht ſo ſehr voneinander verſchieden waren, ſo bilden ſie doch in der Idee einen Gegenſatz. — Man ſoll beiden Seiten gerecht werden, aber man ſoll ſie ſo laſſen, wie ſie urſprünglich waren; jede nachträgliche Verbeſſerung iſt nicht nur aus hiſtoriſchen, ſondern auch aus poetiſchen Gründen verwerflich. Man nehme z. B. das Burſchenſchaftenlied: Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus u. ſ. w. Es macht gewiß einen ſchwächlich ſentimentalen Eindruck; aber wenn man es durch einige Kraftſprüche aufputzen wollte, ſo würde aller Ton und alle Harmonie verloren gehn. — Noch ſchlimmer iſt es mit der Verbeſſerung der Burſchenlieder vom alten Schlage. So leſen wir z. B. S. 130 folgenden Rundgeſang:

Solche Brüder müſſen wir haben,
Die ſich an dem Weine laben;
Trinkt und ſingt und ſtoßt mit an;
Smollis, ihr Brüder, Mann für Mann.

Zu unſerer Zeit wurde das Lied ganz anders geſungen, und mit einiger Scheu vor dem geſitteten Publicum wollen wir hier den echten Text herſtellen:

Solche Brüder müſſen wir haben,
Die verſaufen, was ſie haben,
Strümpf und Schuh, Strümpf und Schuh,
Und laufen dem Teufel barfuß zu.
Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Heut muß alles verſoffen ſein.

Viel Ehrbarkeit und Anſtand, viel Weisheit und Tugend war in dieſem Text allerdings nicht vorhanden; aber darauf kommt es bei derartigen Rundgeſängen auch im Ganzen wenig an. Die Hauptſache war, es hatte einen kräftigen, närriſchen Klang, und man konnte ſich tapfer ausſchreien. Den Fürſten der Hölle in jenem unſchicklichen Aufzuge zu beſuchen, waren wir ebenſowenig gewillt, als uns bei einem andern anſtößigen Liede mit dem Refrain: Huſſaſaſa, eine demagogiſche Wühlerei im Sinn lag. — Was die Zeichnungen betrifft, ſo werden wir Ludwig Richter überall willkommen heißen aber die Bemerkung müſſen wir uns doch erlauben, daß die Trachten des 16. Jahrhunderts weder mit dem Studentenleben, noch mit den Studentenliedern übereinſtimmen. Jede Figur hat ihre beſtimmte poſitive und negative

Idealität, und dieſe muß nothwendig der geſchichtlichen Ueberlieferung entnommen werden. — Die beigefügten Melodien ſind zweckmäßig ausgewählt und geſetzt. —

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianiſchen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. —

Die Wüſtenharfe. Eine Sammlung arabiſcher Volkslieder. Nach in Rußland befindlichen, zum Theil ſlawiſirten, zum Theil latiniſirten Codices zum erſten Male ins Deutſche übertragen von Dr. Julius Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. —

Runen finniſcher Volkspoeſie. Geſammelt und überſetzt von Dr. Julius Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. —

Apel. Von Eſaias Tegner. Aus dem Schwediſchen von Karl Esmarch. Göttingen, G. H. Wigand. —

Paul Searrons Typhon oder: der Gigantenkrieg. Burleskes Heldengedicht deutſch von Dr. Guſtav Schwetſchke. Halle, G. Schwetſchke. —

Meli, geb. 1740, geſt. 1815, iſt der gefeiertſte unter den Dichtern, welche in der ſicilianiſchen Mundart geſchrieben haben. Nach dem Bericht des Ueberſetzers iſt er auch deshalb ein claſſiſcher Autor, weil ſich in ihm der geſammte Sprachſchatz in einer idealen Form ausprägt. Wir können hier nur über den Inhalt urtheilen, und dieſer iſt vortrefflich. Eine ſehr zarte Empfindung, die ſich zwar auf dem Boden der antiken Liebespoeſie aufbaut, die ſich aber durchweg in originellen Formen ausſpricht, eine feine und lebhafte Sinnlichkeit, die nur ſelten das Maß überſchreitet. — Was die beiden folgenden Schriften betrifft, ſo muß man ſich durch die ungebührlich ſchwülſtigen Vorreden nicht abſchrecken laſſen. Es ſind recht werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Volksdichtung. Namentlich haben uns die arabiſchen Spott- und Schmäh́lieder intereſſirt. Sie ſind zwar zuweilen von einem Cynismus, der noch himmelweit über die horaziſchen Epoden hinausgeht, aber es iſt Race darin und für jeden, der Spaß verſteht, ein naturwüchſiges Behagen. Wir wollen eins von den zarten mittheilen:

Tadelt nicht Ben Ramdſch, den Braven, einmal nur war er erſchrecket,
Einmal nur betäubt war A'mer, und nur einmal nicht erkecket,
Als die Beni Eſſed wildanrückend ihm den Kampf erwecket,
Noch zur rechten Zeit doch hat er ſich in einem Faß verſtecket.
Hat ſich eingezwängt darinnen und zuſammen ſich gereckt,
Angeſtemmt dem Steiß die Ferſen und die Knie ans Haupt geſtrecket,
So in ſich gekauert, wie die Glucke, wenn ſie Eier hecket —
Heißa, und zu ſeinem Heile blieb vom Feind er unentdecket!

Laßt uns stärken nun den Braven, laßt uns einen Haiß ihm kochen,
Sieh, die Feinde hätten fast das Ramdsch-erfüllte Faß zerbrochen,
Doch abzogen sie und Ramdsch ist heiler Haut hervorgekrochen.
Große Worte hat der Held des Fasses also gleich mit Pochen
Und von Schlachtengeist entflammet laut vor allem Volk gesprochen:
Dieser Frevel sei mit Qualen, dieser Schimpf mit Blut gerochen!
Ha, mein Schwert, es soll zerschlagen Essens Söhnen Haut und Knochen!
Hing es nur an meiner Seite, wär ich nicht ins Faß gekrochen!

Die beiden andern Gedichte sind aus der Literaturgeschichte bekannt. Die beiden Uebersetzungen sind vortrefflich und namentlich das komische Heldengedicht wird unsern Tagen, die so ganz arm an wahrem Humor sind, eine willkommene Gabe sein. —

Sebastopol Dichtungen von Rudolph Gottschall. Breslau, Trewendt und Granier. —

Trielinium. In drei Gesängen von Lola Milford. Weimar, Kühn. —

Die Reis' nach Belligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart von Fritz Reuter. Neubrandenburg, Brünslow. —

Jesus von Nazareth. Ein Gedicht von Carl Siebel. Leipzig, O. Wigand. —

Sanct Johannes auf Patmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen von Friedrich Heinzelmann. Leipzig, Fr. Fleischer. —

In einzelnen Stellen seiner Schilderungen aus der Krim zeigt Gottschall wieder den lyrischen Schwung, der seine bessern Gedichte auszeichnet. Was die eigentliche Schilderung betrifft, so ist dies Mal Scherenberg sein Vorbild gewesen; doch ist der Dichter grade dann, wenn er dem eigentlichen Realismus nachstrebt, am wenigsten genügend, z. B. wenn er den Fürsten Mentschikoff am Tage an der Alma sich über die feindliche Allianz folgendermaßen expliciren läßt:

„Hier machen wir zum Tanz des seltnen Paars
In größter Ruh die wirksamste Musik,
Und bei der eisernen Orgel Melodie,
Da sprechen wir den Segen über sie!
Brünettes Frankreich, Engelland das blonde,
Das ist solch' eine Eh' der demi-monde,
Lorettenehe, wo in kurzer Frist
Nicht mehr der Trauschein aufzufinden ist!

Der Stoff ist im Ganzen für eine poetische Bearbeitung schon darum nicht sehr geeignet, weil das Publicum mit Recht auf eine genaue Darstellung der Thatsachen das größte Gewicht legt, und so erregen z. B. die einfachen Berichte des Timescorrespondenten immer noch ein größeres Interesse, als

dieſe mit lyriſchen Zierrathen ausgeſchmückte Nachdichtung. — Lola Milford behandelt eine recht widerwärtige Ehebruchsgeſchichte, wie man ſie in pariſer Modenovellen gewöhnlich findet; aber weder die ſchwerfällige Stanze, noch die allegoriſche Umhüllung paßt für einen Stoff, bei deſſen Behandlung es lediglich auf überzeugenden Realismus ankommt. Uebrigens zeigt der Verfaſſer oder die Verfaſſerin ein nicht gemeines Talent für pſychologiſche Beobachtung. Sie wird dies Talent beſſer in einer novelliſtiſchen Form verwerthen können. — Die plattdeutſche Geſchichte iſt ſehr liebenswürdig erzählt und würde einen noch erfreulichern Eindruck machen, wenn der Verfaſſer die allzu große Breite vermieden hätte. — Bei dem Heldengedicht über Chriſtus wollen wir davon abſehen, daß der Stoff der einfachen Erzählung der Evangelien die angemeſſenſte Form findet; im Uebrigen müſſen wir die ſchlichte, einfache und im Ganzen doch poetiſche Darſtellungsweiſe gelten laſſen. Weniger befriedigt hat uns das zweite apoſtoliſche Gedicht. Die Darſtellung iſt bald geſpreizt, bald proſaiſch, und geſuchte Wendungen, wie die folgenden Anfangszeilen, kommen nicht ſelten vor:

Der Tag hat ſich geſenkt aufs Roſabette
Und ſchließt ſein Aug', das ſtrahlte golden-gluh,
Bis weckt vom Himmelsdom der Engel Mette.
Es ſäuſelt ihren Sohn die Nacht zur Ruh,
Sie wandelt nach der Sternenblumen Stätte,
Streut Schlummerduft den Creaturen zu,
Umwebet mit der Leuchte Silberſchimmer
Der roll'nden Erde Pracht und ihre Trümmer.

Vaterländiſche Gedichte. Von Heinrich von Treitſchke. Göttingen, G. H. Wigand. —

Gedichte von Theodor Laubach. Hamburg, Nolte & Köhler. —

Froh und in Frieden. Gedichte von C. Kannegießer. Neubrandenburg, Brünslow. —

Gedichte von Hugo Oelbermann. Hamburg, Hoffmann & Campe. —

Liebfrauen-Büchlein. Dichtungen von Guſtav Plettner. Berlin, Gebauerſche Buchhandlung. —

Lieder ohne Weiſen von Wilhelm Dunker. Stettin, Fr. Nagel. —

Gedichte von Carl Siebel. Leipzig, O. Wigand. —

Gedichte des Friedens und der Freude von Bernhard Schmidt. Halberſtadt, R. Frantz. —

Gedichte von Bauernfeld. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. —

Wir wollen hier die alte Litanei, in die ein jeder Kritiker ausbricht, wenn ihm ein großer Haufe lyriſcher Gedichte vorliegt, nicht wiederholen. Wir ha-

ben auch dies Mal dieſe Schriften nur durchblättert und können nur ungefähr das Reſultat angeben. Keiner von dieſen Dichtern iſt ganz ſchlecht; es finden ſich in jedem einige artige Einfälle, und die Componiſten, denen es ſo häufig an Texten fehlt, werden in jedem einige Ausbeute finden. Dagegen haben wir auch keinen gefunden, von dem wir vermuthen könnten, er werde die gewöhnliche Zeit eines flüchtigen lyriſchen Eindrucks überdauern. — Treitſchke behandelt ausſchließlich epiſche Stoffe. Die ſchillerſchen und uhlandſchen Balladen ſind ſein Vorbild, er zeigt Bildung, Geſchmack und gute Geſinnung. — Laubach ſtrebt nach realiſtiſcher Einfachheit und wird zuweilen wirklich naiv, z. B.

„Wiſſen Sie, reizende Lucinde,
Daß ich Sie dieſen Abend zerſtreut,
Daß ich träumeriſch Sie finde?
Sagen Sie — quält Sie ein Leid?"
„„Keineswegs! — (Wie wird im Garten
Karl ſo peinlich mich erwarten!
Fiele hier befreit zu ſein,
Mir nur gleich ein Vorwand ein!) u. ſ. w.""

In der Sammlung finden ſich einige recht brauchbare Texte. — Kannengießer, der Paſtor in Kublank iſt, gibt theils erbauliche Gedichte, z. B.:

Es gibt nur einen Weg zum ew'gen Ziele,
Siehſt Du auf anderm Weg auch wandeln Viele;
Und dieſer Eine Weg heißt Jeſus Chriſt,
Der zum Erlöſer uns gegeben iſt. u. ſ. w.

theils dichtet er ſcheimiſche Lieder à la Heine, z. B.:

Ich glaubte, es würde mir brechen
Vor Liebe zu ihr mein Herz,
Nur ein Mal wollt ich ſie ſprechen,
Zu ſchildern ihr meinen Schmerz.
Und als ich drauf ſie geſprochen,
Als ich ihr klagte mein Leid,
Daß mir mein Herz ſei gebrochen,
Sprach ſie: „Sie ſind nicht geſcheidt!"

Oder auch ganz ſpaßhafte Lieder, z. B.:

Nein, ich habe nie ein Ständchen
Dir gebracht, o holdes Bräutchen,
Nie die Laute ſpielt' mein Händchen,
Nie ſang Dir mein Mund ein Läutchen,
Etwa nicht, weil die geſtrenge
Mutter könnte ernſtlich ſchmälen,
Wenn es ein Mal mir gelänge,
Mich bei Dir hineinzuſtehlen;

Nein, mein Kind, weil viel zu herzlich
Liebend ich Dir angehöre,
Daß es wirklich mir zu schmerzlich,
Wenn ich Dich im Schlafe störe. u. s. w.

Kühner schwingt sich die Oelbermannsche Muse auf:

Reiß mich empor aus diesen Räumen —
Aus dieser Tage trägem Gang —
O Geist der Welt! und laß umschäumen
Mich deiner Wogen Hochgesang!
Wie Reiter Sturm auf wildem Pferde . . .
Wie Blitz, der jäh die Nacht erhellt —
So möcht' ich sausen um die Erde!
So möcht' ich wettern durch die Welt!

Der Dichter hat wirklich ein ungewöhnliches musikalisches Talent, und einzelne seiner zarter ausgeführten Melodien, namentlich wenn sie zur Begleitung eines landschaftlichen Gemäldes dienen, klingen vortrefflich, aber bei den meisten klingt doch eine alte bekannte Melodie durch, z. B.

Abend ist's und Ruhe waltet, fast der Wind sich schlummernd neigt,
Nur ein Lüftchen, leis und kosend, noch der Kühlung Becher reicht;
Träumend, leuchtend schwelgt das Auge in des Abendhimmels Pracht . . .
Laß dich grüßen — wundersame, vielgeliebte, schöne Nacht!

Desto resignirter und bescheidener ist Plettner:

So nimm mich hin, laß schmachtend mich vergehen,
Am Herzen Dein,
O, lindre Du mit Deines Athems Wehen
Der Seele Pein!
Wär' ich der Stein, der Dir am Finger glühet,
In heller Pracht,
Wär' ich der Strauß, der Dir am Busen blühet
So heimlich sacht:
Ich strömte freudig, jauchzend aus mein Leben,
Würd' ich der Stein,
Unsterblichkeit, ich wollte hin Dich geben,
Der Strauß zu sein!

Bei Dunker herrscht der humoristische Ton vor. — Die Gedichte von Siebel haben im Ganzen den guten Eindruck seiner Evangelienharmonie nicht bestätigt. — Die Grenzen der Bescheidenheit erreicht Bernhard Schmidt:

Die Pflanzenwelt schafft reichen Nutzen,
Producte, Früchte mancherlei;
Die Blumen sind bestimmt zum Putzen,
Sie schmücken selbst die Wüstenei.

Sie glänzen nicht durch Größ' und Stärke,
Vertragen ſich, weil alle ſchön;
So ſollen auch des Dichters Werke
Den Frieden und die Freud' erhöh'n.

Und nun noch zum Schluß ein Wort der Bitte und des Proteſtes. Daß fortwährend neue Gedichte gemacht werden, dagegen iſt nichts zu ſagen, wo das Talent und die Neigung einmal vorhanden iſt. Daß man ſie drucken laßt, wenn ein Verleger ſich findet, iſt auch in der Ordnung. So bleibt nur noch übrig, daß ſie geleſen werden, und darin liegt freilich die größte Schwierigkeit. In einem Freundeskreiſe, der ein perſönliches Intereſſe an ihm und folglich an ſeinen Gedichten findet, wird es keinem Autor fehlen; aber damit iſt er in der Regel nicht zufrieden, er wünſcht dem Publicum bekannt zu ſein. Zu dieſem Zweck wendet er ſich an die Journale und nimmt es dann als eine perſönliche Beleidigung, wenn der Kritiker, ſtatt gründlich auf ſeine Verſuche einzugehen, ihn mit einigen oberflächlichen Bemerkungen abſpeiſt. Aber er vergißt dabei die Verſchiedenheit des Standpunkts in Anſchlag zu bringen. Ihm iſt nur die Mühe gegenwartig, die er auf ſein Werk gewandt, und die relative Vervollkommnung, die er erreicht. Aber in einer ähnlichen Lage befinden ſich in Deutſchland etwa zweitauſend junge Leute, die es wirklich zum Druck bringen, etwa zwanzigtauſend, die es beim Manuſcript bewenden laſſen. Wer bis zur Prima eines Gymnaſiums vorgedrungen iſt, hat unzweifelhaft lyriſche Gedichte gemacht. Es wird ja auf der Schule förmlich gelehrt. Die größere Hälfte ſchließt freilich dieſe poetiſche Thätigkeit beim Abiturientenexamen, aber die andere Hälfte ſetzt ſie auf der Univerſität fort, bis dann der Eintritt in den Staatsdienſt ſie auf andere Gedanken bringt. Wer dann ſich ſo viel Mühe gibt, ſeinen lyriſchen Impromptus die möglichſt harmoniſche Vollendung zu verleihen, verliert darüber faſt ganz den allgemeinen Maßſtab, während dem Kritiker wieder der allgemeine Maßſtab ſo lebhaft gegenwärtig iſt und alljahrlich durch beiläufig zweihundert neue Sammlungen immer von neuem ſo eingeprägt wird, daß er beim beſten Willen für den individuellen Fall kein beſonderes Intereſſe haben kann. Wir möchten nun einen andern Vorſchlag machen. In jeder dieſer Sammlungen wird das eine oder das andere Gedicht gelungen und namentlich für die Compoſition geeignet ſein. Um dies nun zu erhalten, ware es zweckmaßig, wenn eine große Buchhandlung noch einmal den Verſuch mit einem Muſenalmanach machte, der folgendermaßen eingerichtet wäre. Sie bildet ſich ein Comité von geſchmackvollen Privatleuten, Herren und Damen, unter denen womöglich keine Schriftſteller von Profeſſion ſind. An dieſe vertheilt ſie die neu erſchienenen Gedichte, jedes der Mitglieder ſtreicht an, was ihm gefällt, und in gemeinſamer Berathung wird dann entſchieden, ob das allgemeine Urtheil mit dem individuellen uber-

einſtimmt. Sobald ſich dann der gehörige Umfang zuſammenfindet, wird eine neue Lieferung des Muſenalmanachs herausgegeben, und die Dichter, deren Beiträge man aufgenommen hat, werden dafür honorirt. So würde allen Theilen geholfen und den Journalen würde das Geſchäft der ſummariſchen Juſtiz erſpart, das weder für ſie, noch für das Publicum, noch für die Autoren ein erfreuliches iſt.

Teufelsſagen aus Wien und Prag.

Ihr ſeid noch immer da! Nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukts in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wirds rein, das iſt doch unerhört!

So läßt ſchon Goethe den Proktophantasmiſten auf dem Blocksberge ausrufen, und doch iſt bis heute der Wahn noch nicht hinausgekehrt. Für einen großen Theil des Volkes, im engern Sinne, namentlich in katholiſchen Ländern, iſt der Teufel noch immer perſönlich da; der Glaube an ihn und ſeine Macht, oder vielmehr die Furcht vor beiden, iſt dort ein Hauptelement der Religioſität, und wer in gewiſſen Kreiſen ſeinen Zweifel laut werden läßt, der gilt für einen gottloſen Läſterer, dem gibt man zu verſtehen, daß ſich ihm der Teufel ſchon einmal auf unliebſame Weiſe bemerklich machen werde. Im katholiſchen Deutſchland wird der Teufelsglaube genährt und unterſtützt durch zahlreiche Denkmale, an welche ſich beſtimmte Sagen knüpfen. Gewöhnlich werden dieſe Ueberlieferungen ohne jede hiſtoriſche Unterlage mitgetheilt, zuweilen aber ſind ſie mit bekannten geſchichtlichen Perſonen und Ereigniſſen in Verbindung gebracht, in einzelnen Fällen findet ſich ſogar eine genaue Zeitangabe hinzugefügt. Daß ſolche Sagen mit allen Specialitäten ſich im Volke lediglich durch mündliche Tradition ſo lange feſtgehalten und fortgepflanzt haben, zeugt für das lebhafte Intereſſe, welches ſie ihm erregen, und es wäre nicht unintereſſant, zu unterſuchen, wie viel Antheil dabei das dem Volke inwohnende ſittliche Gefühl hat, welches Befriedigung empfindet, wenn es den Laſterhaften der gebührenden Strafe verfallen, dagegen den Frommen und Tugendhaften ſelbſt den Schlingen des *mächtigſten* Verſuchers entgehen ſieht; wie viel ferner auf Rechnung jenes Vergnügens zu ſchreiben iſt, welches das Schaurige, Entſetzliche, Gewaltſame bei jedem Menſchen hervorbringt, und jenes Behagens an *dem*, was Schiller „zweckmäßige Bosheit" nennt, wie viel endlich überhaupt der unbezwingliche Märchenhang in der menſchlichen Natur an dieſem Intereſſe betheiligt iſt, jene kindliche Seite im Gemüth des

Volkes, die durch bloße Phantasiegemälde so angenehm berührt wird, und um so freudiger erbebt, je mehr diese mit dem natürlichen und regelmäßigen Gang der Dinge im Widerspruch stehen.

Einzelne spätere Schriftsteller haben es sich angelegen sein lassen, Teufelssagen zu erfinden. Solche nur aus der Phantasie ihres Autors hervorgegangene, nirgend mit der Wirklichkeit verknüpfte Productionen können natürlich kein anderes als ein rein literarisches Interesse beanspruchen; wogegen die im Volke selbst lebenden und durch vorhandene Denkmäler gewissermaßen belegten Teufelssagen zu vielseitigen Betrachtungen und Rückschlüssen in religiöser, culturgeschichtlicher, moralischer, philosophischer und selbst rein historischer Beziehung Anlaß geben. Das Sammeln und Aufzeichnen dieser letzteren — die, so lange sie nur im Munde des Volkes existiren, doch mehr oder weniger der Gefahr des Verlorengehens ausgesetzt sind, — ist daher vielfach wünschenswerth.

Die nachstehend mitgetheilten wiener Teufelssagen beruhen sämmtlich auf noch vorhandenen Monumenten und sind fast alle nach mündlicher Ueberlieferung niedergeschrieben. Nur zwei von ihnen hat Vogl bereits zu hübschen Gedichten benutzt*). Wir beginnen mit der von der Sage umschwebten Stephanskirche, einem der ältesten wiener Baudenkmäler.

Wer den altehrwürdigen Bau der Domkirche zu Sanct Stephan betrachtet, dem fallen sogleich vier Thürme ins Auge, von denen die beiden kleineren, nach Westen gelegenen, die Heidenthürme heißen. An der entgegengesetzten Seite, auf den Vorsprüngen des Grundkreuzes, erheben sich zwei andere Thürme, deren einer fast 74 Klafter hoch emporragt, und als eines der vollendetsten Bauwerke gilt, welche aus alter Zeit auf uns gekommen sind. Durch volle 74 Jahre wurde unter der Leitung von fünf geschickten Baumeistern, Wenzla, Georg Hauser, Peter Brachawitz, Hans Puchsbaum und Anton Pilgram, daran gearbeitet, und die Kosten waren für die damalige Zeit so ungeheuer, daß eine alte Chronik, nachdem erst 50 Jahre daran gebaut war, berechnete, jeder Stein des Thurmes koste bereit einen Dukaten. Dieser Kostenaufwand und die große Festigkeit des Baues mögen Grund zu dem Volksglauben gewesen sein, daß man den Mörtel mit Wein statt mit Wasser zubereitet habe, ein Glaube, der vielleicht auf der Thatsache beruhte, daß Herzog Friedrich IV. im Jahre 1450, als der Wein ungewöhnlich sauer war und darum den Spottnamen „Reisenbeißer" erhielt, bei schwerer Ahndung befahl, den ungenießbaren Wein nach St. Stephan in die Bauhütte zu tragen. Ob ihn dazu nur die Rücksicht auf die Gesundheit seiner Unterthanen bestimmt, oder ob auch er dem Glauben gehuldigt hat, daß Wein dem Mör-

*) Domsagen von Dr. Joh. Nepomuk Vogl. Wien 1853. J. P. Sollingers Wwe.

tel mehr Stärke und Haltbarkeit gebe, als Waſſer, bleibt freilich unentſchieden. — Der zweite Thurm an der Oſtſeite ſollte dieſem mühſam vollendeten Prachtbau völlig gleich werden. Die Ausführung war dem Meiſter Puchsbaum übertragen. Aber noch heute ſteht der Thurm unvollendet da, und im Munde des Volks lebt folgende Sage über den Grund, aus welchem der Ausbau unterblieben iſt.

Nachdem Meiſter Puchsbaum den Grund zu dem zweiten Thurm gelegt hatte, wurde ſein Herz von wilder Ehrbegier ergriffen. Er ſah, wie ganz Oeſtreich mit freudigem Stolz auf den bereits vollendeten Hauptthurm blickte und die Namen ſeiner Bauherrn, Wenzla, Hauſer und Brachamitz, mit unſterblichem Ruhm umgab. Er allein wollte einen andern Thurm hinſtellen, der jenem gleich ſei, er allein wollte vollbringen, was nur der vereinigte langjährige Fleiß jener drei vermocht. Vom Morgengraun bis zum Abend trieb er die Löhner raſtlos an, und vermaß ſich daheim gegen ſeine Braut Maria, daß er in kurzer Friſt das große Werk vollenden und dann ſie, von Lorbeerzweigen umkränzt und hochgeehrt, in ſeinem eignen Bau zum Altar führen wolle. Wie ſehr er ſich aber auch das Werk zu fördern mühte, ſo gedieh der Bau doch nur langſam; und es ſchien faſt, als ſei die Arbeit geſeit. Je ungeduldiger er vorwärts drängte, deſto unmerklicher rückte der Bau vor, und wenn er ihn am frühen Morgen in Augenſchein nahm, ſchien es ihm faſt, als ſei er über Nacht eingeſchrumpft. Oft ſtand der Meiſter noch ſpät auf dem Stephansfriedhof ſinnend da und blickte voll Neid auf den fertigen Prachtkoloß der todten Meiſter, der ſo ſtolz in die Nacht hineinragte, und als er bei einer ſolchen Gelegenheit ſich der Sage erinnerte, daß dem Erbauer des Kirchenſchiffes, Meiſter Volkhner, Gott ſelbſt einen Engel geſendet habe, der in Geſtalt eines Geſellen am Bau ſo rüſtig mit geholfen, daß in wenigen Jahren die Kirche mit den beiden Vorderthürmen vollendet daſtand — während er ſelbſt für ſein mühevolles Streben vielleicht nur Spott und Hohn zu erwarten habe, da rief er verzweifelt in die Nacht hinein: „Und will mir kein Engel Gottes beiſtehen, ſo möge mir die Hölle helfen und mein Werk zu Ende führen!“ — Kaum hatte Puchsbaum das Wort geſprochen, ſo geſchah ein heftiger Blitz und Donnerſchlag, und neben ihm ſtand ein Junker in ſchwarzem Kollet mit goldgeſticktem Mantel, von deſſen ſpitzem Hut die Hahnenfeder über das bleiche, rothbärtige Geſicht herabnickte. Der ſprach: „Meiſter, was geberdet ihr euch ſo ungeduldig und habt doch nur ein Wort zu ſprechen, um viel beſſere Hilfe zu erlangen, als ſie dem alten Volkhner wurde. Euer Thurm ſoll ſich noch viel ſtolzer und ſchöner erheben, als dieſer hier, um den ihr die todten Meiſter beneidet, wenn ihr mir die eine Bedingung erfüllen wollt, daß ihr auf euerm Bau niemals den Namen der Frau ausſprecht, welche ihr die gebenedeite Jungfrau nennt.“ — Da loderte in Puchsbaums Bruſt das

heiße Verlangen nach Ehre empor, und gierig rief er aus: „Wohlan, es sei!“ — „So will ich euch denn helfen“, sprach der Junker, und um unsern Bund fest zu machen, schlaget ein!“ — Als aber der Meister die Hand hinreichte, da gellte ein lauter Klageton durch die Nacht, aus den Gräbern stöhnte es empor, an der Friedhofsmauer wimmerte es, so daß Puchsbaum, von innerem Grauen gepackt, überall herumstarrte und einen kalten Schauer über sich hinlaufen fühlte. Da plötzlich dröhnte es „Eins! vom Glockenthurm herab; der Meister fuhr zusammen und sah sich nach dem Fremden um. Der aber war verschwunden, und er stand allein auf dem einsamen, stillen Friedhof. — Am andern Morgen war Meister Puchsbaum, wie gewöhnlich, der erste auf dem Bauplatz; während er aber mit Richtmaß und Senkblei eifrig arbeitete, waren seine Gedanken nur bei dem nächtlichen Fremdling und dessen Versprechen; die Gesellen wies er barsch zurecht, und diesen fiel es auf, daß er nicht mehr, wie sonst, auf den frommen Gesang in der Kirche horchte, noch beim Sanctusläuten niederkniete, um sich zu bekreuzigen. — Und wirklich schritt von dem Tag an der Bau in auffallender Weise vorwärts; wie durch Zauberhand erhoben sich Pfeiler und Bogen; der Thurm stieg immer höher auf seinen Grundvesten empor, und während ihm sonst schlecht verhehltes Mißtrauen und stumme Geringschätzung auf seinem Wege begegnete, schallte ihm jetzt von allen Seiten lautes Lob entgegen. Freilich schüttelten manche bedenklich das Haupt und konnten sich bei dem plötzlichen Aufschwung des Baues eines geheimen Grauens nicht erwehren; Puchsbaum aber lobte in seinem Innern den rüstigen Helfer, der so getreulich sein Wort hielt, und sah schon im Geiste den Thurm sich bis in die Wolken erheben und auf der äußersten Spitze in der Windfahne seinen Namen glänzen. Der Bau ragte bereits über das Dach der Kirche empor, und Meister Puchsbaum stand an einem Sonntagmorgen auf dem hohen Gerüst, eifrig ausmessend, wie er Balken an Balken zu fügen habe, um immer neue Gerüste darauf zu setzen, während er gleichzeitig in dem Vorgefühl seines künftigen Ruhmes schwelgte, — da tönte von dem nahen Thurme die Glocke, welche die Gläubigen zum Hochamt herbeirief. Unten auf dem Stephansplatz strömten zahlreiche Fromme herbei, um der heiligen Ladung Folge zu leisten; und wie Puchsbaum unwillkürlich hinabschaute, sieht er eine weißgekleidete Jungfrau, mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, herankommen, deren schwarzes, grün durchflochtenes Haar seinen Blick fesselt. Endlich — es ist keine Täuschung — erkennt er seine Braut, und in frohem Schreck ruft er: „Maria!“ — Weh! da weicht das Gerüst unter seinen Füßen, und wie vom Sturmwind erfaßt, sausen Balken und Steine mit dem Frevler, der den Herrn versucht hat, hinab in die Tiefe. Aber noch im Falle sieht er auf einem Steinvorsprung, in den gestickten Mantel gehüllt, seinen Helfer, den Bösen, grinsend stehn, und bevor er zu den

Füßen ſeiner Baut auf dem Pflaſter zerſchellt, ſchlägt das wilde Hohnlachen des Verſuchers an ſein Ohr. — Seitdem iſt an dem Thurm nicht weiter gebaut worden, und heute noch ſteht er unvollendet da, als Warnung für jedermann, ſich nicht vom Verſucher mit der Lockung irdiſchen Glanzes umſtricken zu laſſen.

Nach einer andern Sage fand Puchsbaum zwar in derſelben Weiſe ſeinen Tod, er ſoll aber nicht durch den Teufel, ſondern durch ſeinen Nebenbuhler, Anton Pilgram, aus Kunſtneid vom hohen Gerüſt herabgeſtürzt worden ſein. Man bringt hiermit ein altes Bilderwerk am Rieſenthor des Domes in Verbindung, wo man in der Höhe einen Jüngling ſieht, der einen verletzten Fuß auf das Knie zu ſtützen ſcheint. Es iſt übrigens wunderbar, wie oft dergleichen Ueberlieferungen von boshaften, neidiſchen Meiſtern, die ihre kunſtgeübten Genoſſen verfolgen, in den Baugeſchichten des Mittelalters ſich wiederholen. Aehnliches wird von der Domkirche zu Sanct Veit in Prag, von den Münſtern in Strasburg, Köln und Augsburg, von den Kirchen zu Kollin in Böhmen, zu St. Quen in der Normandie u. a. m. berichtet.

Eine zweite Teufelsſage knüpft ſich an die kleine Kegelbahn, welche heute noch auf dem großen Stephansthurm neben der Wächterwohnung unterhalb der Uhr zu ſehen iſt. Sie berichtet Folgendes: Da die Thürmer von St. Stephan lange Weile hatten, bauten ſie neben die Wachtſtube eine Kegelbahn hin, um ſich damit die Zeit zu vertreiben. Einſt geſellte ſich ein fremder Burſch zu ihnen, der ſprach: „Ich ſpiele für mein Leben gern und habe nun ſchon überall geſpielt, aber noch in keiner Kirche. Weil ich nun höre, daß ihr hier oben eine Kegelbahn habt, ſo dünkt es mich luſtig, in der Kirche zu ſpielen und ich will mit euch halten.“ Das waren die Thürmer wohl zufrieden, und der junge Menſch fluchte ſchrecklich bei jedem Wurf, und je mehr er fluchte, deſto glücklicher warf er, ſo daß er den Thürmern viele Silberſtücke abzapfte. Da waren die Thürmer endlich des Spielens und Verlierens überdrüſſig und ſagten, ſie wollten nicht mehr kegeln. Sprach der Geſelle: „Mögt ihr nicht zu mir thun, ſo wollte ich, der Teufel wäre hier, um mit mir zu ſpielen. Hallo, Teufel, ich biet dirs an!“ und damit warf er keck die Kugel in die Bahn — und ſiehe da, es fielen alle neun Kegel. Lachend rief jetzt der Schelm: „Nun, Herr Teufel, iſt an dir die Reihe! und wenn du mehr wirfſt, als ich, ſo bin ich dein!“ — Da hörten ſie es wie Donnerrollen über die Bahn hingehn und ſahen plötzlich alle Kegel umſtürzen. Während ſie ſich noch entſetzt umſchauten nach jemand, der es gethan haben könnte, erſcholl ein fürchterliches Lachen und eine ſchreckliche Stimme rief: „Ich habe zehn!“ — Als die Thürmer ſich vom jähen Schreck erholt hatten, ſiehe! da lag der freche Geſell bei den Kegeln und war todt. — Die Thürmer haben ſeitdem das Kegeln eingeſtellt, aus Furcht, der Teufel könnte ſich wie-

der zum Spiel geſellen. Wenn aber ein Fremder auf der Bahn einen Wurf zu thun begehrt, ſo muß er ſich mit dem Rücken gegen die Kegel ſtellen und die Kugel durch die Beine werfen, um damit anzudeuten, daß ein ſolches Treiben am heiligen Orte ein verkehrtes ſei.

Endlich ſchließt ſich an den Bau des Stephansthurms noch eine dritte Teufelsſage, die merkwürdigerweiſe mit einer meteorologiſchen Erſcheinung in Zuſammenhang gebracht wird, nämlich mit dem bei großen Plätzen nicht ungewöhnlichen und hier noch ſpeciell durch die Lage des Stephansplatzes erklärlichem Umſtande, daß bei ſonſt ruhigem und heiterm Wetter häufig grade dort Wind und Wolken ſich verfangen. Die Sage erzählt: Zu Wien herrſchte große Trauer, weil der wackere Baumeiſter Georg Hauſer, welcher den Bau des Stephansthurmes ſchon bis auf zwei Drittheile ſeiner Höhe hinaufgeführt hatte, einem böſen Siechthum erlegen war. Beſonders aber klagten alle, die bisher an dem Bau thätig waren, über den Tod ihres braven Meiſters, denn ſie waren in Sorge, ob Herzog Albrecht III. „mit dem Zopf" bei der Wahl des Mannes, dem er nunmehr die Fortſetzung des Baues anvertrauen müſſe, auch ebenſogut berathen ſein werde, wie ſein Vorgänger, Herzog Rudolph der Stifter. Nur einer nahm nicht Theil an der allgemeinen Trauer, das war der böſe Feind; denn er dachte bei ſich: wo ſollten ſie jetzt einen neuen Meiſter hernehmen, der ſo geſchickt wäre und ſo fromm wie der frühere, und ſo wird es mir leicht gelingen, den Fortbau des verhaßten Gotteshauſes zu hintertreiben. — Um deſſen noch gewiſſer zu ſein, erkor er zu ſeinen Helfershelfern den Wind und den Regen; er ging zu dieſen in das Gebirge und verabredete mit ihnen, daß der Regen die Maurer und Steinmetzen vom Bau verjagen und den Mörtel zu wäſſerigem Brei erweichen ſolle; dann müſſe der Wind die haltloſe Steinwand erſchüttern und zum Berſten bringen. Er ſelbſt aber wolle unter den Bauleuten Zwietracht ausſaen und beſonders den Sinn des neuen Baumeiſters zu bethören ſuchen. Als nun der Böſe mit ſeinen Bundesgenoſſen aus dem Gebirge ſich auf den Weg nach Wien begab und ſchon in der Ferne der Stephansdom mit dem unvollendeten Thurm hervortauchte, da erblickten ſie vor ſich auf demſelben Wege einen greiſen Reiter in Mantel und Federhut, dem zwei ſchmucke Diener folgten. — Da kommt von der andern Seite ein Prieſter mit dem Sacriſtan des Weges heran. Kaum hat der Böſe wahrgenommen, daß der Diener des Herrn das Venerabile in den Händen trägt, ſo entflieht er und verbirgt ſich hinter den Hecken und Gebüſchen an der Straße. Indem er nun aber dahinter hervorlugt, ſieht er juſt, wie der Reiter ſich vom Pferde ſchwingt und ſich anbetend zur Erde niederwirft, ein Beiſpiel, dem die beiden Diener eiligſt zu folgen ſich bemühn. Inzwiſchen zieht der Prieſter vorüber, der Reiter ſchwingt ſich wieder in den Sattel und ſetzt in raſchem Laufe ſeine Reiſe weiter fort. Bald darauf errei-

chen ſie ein kleines Kirchlein, das zwiſchen dem Geſtein der Wege, halbverdeckt von Bäumen, daſteht; vor deſſen offener Thür kniet der Reitersmann wieder zur Erde hin, faltet fromm die Hände und hebt zu beten an. Darüber ergrimmt, fragte der Böſe einen der Diener, wer denn jener ſei, der ein ſo großes Wohlgefallen am Knien habe? Worauf ihn der verwundert anſchaute und ſprach: „Ihr kommt wol aus Japan her, da ihr den edeln Herrn Peter von Brachawitz nicht kennt! — Verdrießlich eilte darauf der Böſe fort, bis er mit ſeinen beiden Gefährten bei der Stephanskirche in Wien anlangte. Dort befahl er dem Wind und Regen, ſeiner bei dem Thurm zu harren und nicht von der Stelle zu weichen, bevor er wiedererſcheine. Er ſelbſt aber miſchte ſich unter die Geſellen und Bauleute, die vor dem Dome ſtanden; und als er hörte, daß ſie verzagt und zweifelmüthig meinten, es werde nach Meiſter Hauſers Tode ſich kein andrer finden, der es vermöchte, wie er, den Bau weiter fortzuführen, da beſtärkte er ſie in ihren Zweifeln und ſuchte durch hingeworfene Worte Argwohn gegen die Einſicht oder den guten Willen der Obrigkeit auszuſtreuen. Schon fing man an zu murren und untereinander zu hadern, da ertönte ein helles Glöcklein, Ruhe gebietend, und in ihre Mitte trat ein Herr vom Rathe, entfaltete ein Schreiben und ſprach: „Ihr Herren und Werkleut am Bau zu Sanct Stephan! Euch allen ſei hiermit kund und zu wiſſen gethan, daß des gnädigſten Herrn Herzogs Albrecht Durchlauchtigkeit einen neuen Meiſter zur Führung dieſes Baues erwählt hat. Derſelbe iſt ein ehrenfeſter und geſchickter Mann, deſſen Herz, in Frömmigkeit entbrannt, nur darnach trachtet, in dieſer Kirche ein würdiges Denkmal zum Ruhm und Preis des Herrn zu errichten. Derohalben iſt des Herrn Herzogs Wahl vornehmlich auf ihn gefallen, weil er zu Gott verhofft, daß deſſen chriſtlicher Sinn euch alle beſeelen werde. Es iſt der edle Meiſter Herr Peter von Brachawitz...!“ — Kaum hatte der Böſe, welcher unter der Menge ſtand, dieſes vernommen, ſo wußte er, daß er hier nur Mühe und Zeit vergeuden wurde, weil die Hölle nichts ausrichten kann gegen ein wahrhaft gottesfürchtiges Gemüth, und raſch machte er ſich davon. In ſeiner Wuth hatte er den Wind und den Regen ganz vergeſſen. Dieſe warteten, wie er ſie geheißen, lange zwiſchen den aufgethürmten Bauſteinen; doch als immer noch kein Teufel kam, da ſprachen ſie: „Er muß doch hier in der Nähe ſein; wir wollen ihm nachſpüren und ſehen, wo er geblieben ſein mag.“ Darauf brauſten beide rings um Thurm und Kirche herum und ſuchten manche Stunde lang nach dem Böſen, ohne ihn zu finden. Nach ſeinem Gebot bei der Kirche bleibend, fuhren ſie viele Tage lang fort, mit wildem Braus und Guß um die Ecken zu jagen; und da er ſich immer und immer noch nicht ſehen ließ, ſo ſind ſie viele Jahre lang dort geblieben und ſuchen, wie es heißt, noch bis auf den heutigen Tag den Teufel hinter allen Vorſprüngen und

Pfeilern der Stephanskirche. Daher kommt es auch, daß selbst bei dem schönsten Wetter im ganzen Lande doch auf dem Stephansplatz, zum Verdruß der Wiener, entweder Wind oder Regen, oder auch beide vereint zu toben pflegen.

Ganz in der Nähe des Stephansdomes befindet sich ein sonderbares, uraltes Wahrzeichen der Stadt Wien, dessen Entstehung und erste Bestimmung in geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist. In der nach dem Stephansplatz gekehrten Front des Hauses Nr. 1080 befindet sich eine Vertiefung, innerhalb welcher man einen verdorrten, mit Tausenden von Nägeln beschlagenen Baumstamm erblickt, der durch ein starkes eisernes Band und davorgehängtes Schloß an das genannte Haus befestigt ist. Das ist der berühmte „Stock im Eisen", und das Schloß, welches dem Volksglauben nach bisher noch niemand, auch der kunstgeübteste Schlosser nicht zu öffnen vermocht, ist der erste Gegenstand, den jeder nach Wien kommende Schlossergeselle in Augenschein nimmt. Die älteste Tradition berichtet, dieser Baumstamm rühre noch aus der Zeit Leopold des Heiligen, des Babenbergers, her, und sei zum Andenken daran stehen geblieben, daß diese Gegend einst ein wilder Wald gewesen, wo der genannte Herzog um 1106 sich ein Jagdschloß erbaut habe. Eine Kapelle in dem nahe gelegenen fürstlich esterhazyschen Palast, welche dem heiligen Leopold geweiht ist, trägt noch heute eine alte lateinische Inschrift, durch die jene Tradition theilweise bestätigt zu werden scheint. Damit ist freilich noch nicht erklärt, welche Bewandtniß es mit den überall hineingeschlagenen Nägeln, ferner mit dem eisernen Band und mit dem geheimnißvollen Schloß habe. Im Munde des Volkes lebt hierüber folgende Teufelssage.

Ein armer Schlosserjunge der Stadt Wien hatte sich eines Abends in der Umgegend verspätet, und als er nach Sonnenuntergang endlich das Thor erreichte, fand er es bereits geschlossen. Da er nun keinen Heller in der Tasche hatte, um sich Einlaß zu verschaffen, und bei längerem Ausbleiben Züchtigung fürchtete, verschwor er laut seine Seele dem Bösen, wenn er ihn aus dieser Noth erretten wolle. Da stand in der Dämmerung plötzlich ein altes rothgekleidetes Männlein neben ihm und erklärte sich bereit, den Sperrpfennig für ihn zu zahlen, wenn er das Versprechen, dem Teufel seine Seele zu überlassen, wiederholen wolle. Der Junge that dies, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß er dem Teufel nur dann ein Recht auf seine Seele einräume, wenn er jemals eine Sonntagsmesse versäumen sollte. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Junge gelangte noch glücklich in das Bett, bevor sein Meister aus dem Weinhause zurückgekehrt war. — Am andern Tage kam das rothe Männlein zum Meister des Jungen, erzählte ihm, daß er im nahen wiener Walde eine Eiche gekauft habe, und dieselbe so bezeichnen wolle, daß niemand das Zeichen fortnehmen oder an einem andern Baum nachmachen könne. Er bestellte deshalb einen Eisenring für den Baum und daran ein

ſo künſtliches Schloß, daß es keine menſchliche Hand mehr öffnen könne. — Meiſter und Geſellen wagten es nicht, eine ſo ſchwierige und kunſtvolle Arbeit zu übernehmen; der Lehrjunge aber, pochend auf den heimlichen Beiſtand des Böſen, erbot ſich, ein ſolches Schloß anzufertigen und brachte es nach kurzer Zeit auch wirklich zu Stande. — Der Meiſter war mit der geſchickten Arbeit ſeines Lehrjungen höchlich zufrieden, und nachdem dieſer Band und Schloß an den Baum gelegt hatte, und niemand letzteres zu öffnen vermochte, wurde er von ſeinem Meiſter zum Geſellen losgeſprochen. Das rothe Männlein aber nahm den Schlüſſel des Kunſtſchloſſes mit ſich fort. — Der neue Geſelle ging nun auf Reiſen und kam auch nach der kunſtreichen Stadt Nürnberg, wo er ſo übernatürliche Proben von Kunſtfertigkeit an den Tag legte, daß der erſchreckte nürnberger Meiſter Böſes ahnte und, um nicht in Verdacht einer übernatürlichen Verbindung zu gerathen, ihn alsbald entließ. — Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, fand er den Rath der Stadt grade in großer Aufregung und Entrüſtung darüber, daß der fremde rothe Mann, welcher den Schlüſſel zu jenem Schloſſe mit ſich genommen, nicht mehr zurückkehren zu wollen ſcheine. Man war der Meinung, er habe der Stadt einen Hohn und Spott damit anthun wollen, daß er ihr für ewige Zeiten ein Schloß zurückgelaſſen, welches niemand zu öffnen im Stande ſei. Der Rath der Stadt hatte daher durch ein offenes Ausbieten an alle Schloſſergeſellen demjenigen unter ihnen, der einen zu dem Kunſtſchloß paſſenden Schlüſſel anfertigen würde, das Meiſterrecht verheißen. Da es nun bisher niemand gelungen war, die Aufgabe zu löſen, ſo waren die beleidigten und erzürnten Räthe der Stadt herzlich froh, als der Verfertiger des Schloſſes ſelbſt in die Heimath zurückkehrte und ſich bereit erklärte, ihnen den verlangten Schlüſſel zu machen. Er ging auch alsbald an die Arbeit. Da jedoch dem rothen Manne keineswegs mit der Herſtellung eines ſolchen Schlüſſels gedient war, ſchlich er unſichtbar in die Werkſtatt, und während der Schloſſer im Feuer den Schlüſſel glühte, um ihn zu ſchweißen, drehte er ſchnell den Schlüſſelbart herum. Der Schloſſer merkte bald den Streich und von wem er ausginge; um daher den Teufel zu überliſten, ſchob er den Schlüſſel mit verkehrtem Bart in den Ofen hinein; und als nun das rothe Männlein ihn wieder umkehrte, kam der Bart grade richtig zu ſtehn. — Als der Schlüſſel fertig war, ging der ganze Rath mit dem Schloſſer zur Eiche hinaus und war Zeuge, wie dieſer wirklich das geheimnißvolle Schloß mit dem Schlüſſel öffnete. Dem Verſprechen gemäß ward nun der kunſtfertige Geſelle ſogleich an Ort und Stelle zum Meiſter und Bürger von Wien gemacht, wobei er ſelbſt zum ewigen Angedenken einen großen Nagel in den Baumſtamm ſchlug. Nachdem er hierauf das Schloß wieder zugeſperrt hatte, wurde er unter klingendem Spiel nach Hauſe geleitet, und als er hierbei ſpringend und ſingend den koſtbaren Schlüſſel in die Höhe

warf, fiel derselbe, zum großen Erstaunen aller Anwesenden nicht wieder auf die Erde herab. — Indessen breitete sich der Ruf von der großen Geschicklichkeit des jungen Schlossermeisters mehr und mehr aus, und so wurde er denn bald einer der gesuchtesten, reichsten und angesehensten Bürger von Wien. Oft und bitter bereute er nun den Leichtsinn seiner Jugend; er hoffte aber durch die hinzugefügte Bedingung seine Seele noch zu retten, und hütete sich daher sorgfältig, Sonntags die heilige Messe zu versäumen. — Der Böse war jedoch nicht Willens, seine Beute gutwillig fahren zu lassen, und legte ihm daher vielerlei Fallstricke. Er verwickelte ihn nach und nach in sündliche Neigungen zum Spiel und zu einem wüsten Leben, und als der Meister eines Sonntags in lustiger Gesellschaft im Keller „zum steinernen Kleeblatt" unter den „Tuchlauben" in Saus und Braus frühstückte, versäumte er die Stunde des Gottesdienstes. Als die Uhr von Sanct Stephan Zwölf schlug, taumelte der Trunkene erschreckt auf. Das rothe Männlein aber blickte ihm hohnlachend über die Schulter. In zitternder Hast ergriff der Meister Hut und Stock, und eilte mit schwankenden Schritten nach der Kirche; doch an seiner Seite ging, nur ihm sichtbar, das rothe Männlein und wurde bei jedem Schritte größer und furchtbarer. Keuchend erreichte der Geängstete endlich das Riesenthor des Stephansdomes; bevor er aber noch die Schwelle überschreiten konnte, hatte der Priester schon das Ite, missa est gesprochen. Da faßte das zum Riesen gewordene rothe Männlein den Schlosser und flog heulend mit ihm durch die Luft. — — Seitdem ist das geheimnißvolle Schloß nicht mehr geöffnet worden. Jeder Schlossergesell aber, der dieses Wahrzeichen Wiens sah, schlug einen Nagel in den Baum, indem er dabei gelobte, niemals unter solchen Bedingungen ein unauflösliches Schloß zu machen. Jetzt kann keiner mehr diesen Schwur durch Einschlagen eines Nagels bekräftigen, denn der Stamm ist so mit Nägeln überdeckt, daß auch für den kleinsten kein Raum mehr vorhanden ist.

Wenden wir uns nach einem andern Hauptplatze von Wien, nach der Freiung. Dieser Name stammt noch aus dem Jahre 1158. Damals stiftete Herzog Heinrich Jasomirgott (ja, so mir Gott!) von Babenberg die heute noch bestehende Schottenabtei, und verlieh ihr neben vielen andern Gerechtsamen und Privilegien auch das Asylrecht. Wer sich irgend eines Verbrechens wegen auf das Gebiet des Klosters rettete, der sollte Freiung genießen, und niemand Hand an ihn legen oder ihn mit Gewalt hinwegnehmen dürfen. In dem innern Klosterhofe zeigte man noch vor kurzem die Spuren eines gewaltigen Kampfes, verschobene Mauerstücke, eingedrückte Eisengitter, halb umgestürzte Eckpfeiler und dergleichen, die mit frommer Scheu betrachtet wurden. Die Erklärung dieser Gefühle gibt folgende Teufelssage.

Der Junker Benedict lebte hier in der Gegend vom Stegreif auf den

Straßen. Er überfiel und beraubte die vorüberziehenden Kaufleute, die benachbarten Schlöſſer und Bauernhöfe, ſchleppte die Beute auf ſein Felſenſchloß, und praßte dort mit ſeinen Kumpanen auf die gottloſeſte Weiſe. Alle Klagen verhöhnte, alle Drohungen verlachte er, und auch als der Kaiſer, von den lauten Beſchwerden gedrängt, ihn in die Reichsacht erklärte, ja ſelbſt der Papſt wegen Kirchenraub und Kloſterſchändung den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, kümmerte es ihn gar wenig. In ſo wildem Treiben verlebte er viele Jahre. Doch als ihm Haar und Bart allmälig grau zu werden begannen und er das Alter herannahen fühlte, nahm in ſeinem Herzen mehr und mehr eine Unruhe überhand, die ihn zwang, wider Willen in die Vergangenheit zu blicken. So hielt ihm ſein Gewiſſen nach und nach ſein ganzes Sündenregiſter vor, und in ſeiner verhärteten Bruſt erwachte plötzlich die Reue. Da verließ er denn heimlich die Schar ſeiner Genoſſen und wanderte, von innerer Haſt getrieben, hinaus, um ein Aſyl zu ſuchen, wo er durch Beten und Kaſteien ſein vergangenes Leben abbüßen könne. Wol klopfte der einſt ſo wilde Junker jetzt demüthig an manche Kloſterpforte und bat, ihn als büßenden Laienbruder aufzunehmen, aber die Mönche erfaßte ein Grauen, wenn ſie den wohlbekannten rieſigen Ritter erblickten, und ſie weigerten ſich überall, den mit dem Bannfluch Belegten, im Reich Geächteten bei ſich aufzunehmen. So ſtand er denn auch endlich vor dem Kloſter zu den Schotten, und als ſeinem Geſuch als demuthsvoller Büßer mit dem Abt zu ſprechen, willfahrt worden, ſank er ihm mit heißen Thränen zu Füßen, klagte ihm ſeine Gewiſſensangſt und flehte ihn an, in dem Kloſter, das ja als Haus der Freiung bekannt ſei, auch ihn von weltlicher und ewiger Strafe Befreiung finden zu laſſen. — Der Anblick des Gefürchteten ſetzte den Abt zwar anfangs in Schrecken, doch rührte die Zerknirſchung eines ſolchen Mannes ihn um ſo tiefer, und er ſprach: „Ich kann dir nicht wehren, von dem Aſylrecht unſres Hauſes Gebrauch zu machen. Willſt du aber als Laienbruder bei uns aufgenommen ſein, ſo mußt du zeigen, daß es dir mit deiner Reue und Demuth Ernſt iſt; darum ſollſt du, der du als Herr und Ritter ſo ſchlecht gehauſt haſt, bei uns der letzte Knecht ſein, am Tage das Holz im Hofe ſpalten, und Nachts unſer Wächter ſein.“ — Darüber war der Junker Benedict hocherfreut und fügte ſich willig dem Befehl des Abtes. Seit der Stunde lebte der bußfertige Sünder dort ganz als Kloſterknecht und bewährte ſein aufrichtiges Beſtreben, ſich der Gewalt des Böſen zu entringen. Man hieß ihn nur „Knecht Benedict“, und Viele kamen herbei, um ſcheu aus der Ferne den einſt ſo furchtbaren Raubritter in ſeiner freiwilligen Erniedrigung zu ſehen. — Einſt lag im Kloſter alles in tiefem Schlaf; nur Benedict wandelte noch an ſeinem Wächterſtabe durch die Gänge des Kloſters. Als er eben durch den innern Hof ſchritt, ſchlug es Mitternacht. Da heulte plötzlich ein wilder Sturmwind

durch die Luft, und vor dem demüthigen Büßer ſtand der Höllenfürſt, ſchwarz und grauenerregend; der ſprach zu ihm: „Wie magſt du nur ſo ſchwach und thöricht ſein, dir freiwillig einen ſo erniedrigenden Dienſt aufzubürden und dich zu deinem eingebildeten Seelenheil ſo nutzlos zu quälen! Alter Knabe, du biſt mir ja doch wegen deiner Miſſethaten längſt verfallen. Darum laß jetzt die ſchnöde Buße und genieße noch den Reſt des Lebens; ich will ihn dir verſüßen durch ſchöne Weiber und fröhliche Gelage und jede Luſt, die dein Herz begehrt. Komm, folge mir!“ — Benedict aber entgegnete: „Mich lockſt du nicht mehr mit den Freuden dieſer Welt; ich habe ihnen für immer entſagt, und will fortan nur Gott gehören. Darum laß ab, mich in meinem Beruf zu ſtören, und hebe dich weg von mir!“ — „Hoho, rief darauf der Böſe, glaubſt du, der Satan werde eine ihm zugehörige Seele ſo leicht wieder fahren laſſen? Mir entgehſt du nicht ſo ſchnell. Um zu beweiſen, daß du wirklich dich meiner Gewalt entzogen haſt, mußt du erſt mit mir ringen und mich im Kampf beſiegen! Auf, komm heran!“ — So rief der Teufel höhniſch, denn er glaubte den alten Ritter ſchon hinfällig und entkräftet. Als dieſer aber hörte, daß ihm ein Kampf angeboten wurde, durchzuckte ihn wieder das alte Feuer, ſeine Sehnen ſtrafften ſich unwillkürlich, und er ſtürzte grimmig auf den ſchlimmen Gaſt los. Sie packten ſich und rangen miteinander in allen Ecken des Kloſterhofes herum. Die Mönche in ihren Zellen hörten mit Grauſen da draußen ein ſeltſames Keuchen, Schnauben und Brüllen; aber, von Furcht ergriffen, wagte es keiner, hinauszugehen, um nach der Urſache des ſeltſamen Getöſes zu forſchen. So rangen ſie wol eine Stunde lang und preßten ſich gegenſeitig an die Gitter, Pfeiler und Mauern, und doch wollte es keinem gelingen, über den andern Meiſter zu werden. Da raffte endlich Knecht Benedict mit einem frommen Seufzer zu Gott alle ſeine Kraft zuſammen, hob den Teufel in die Höhe und ſchleuderte ihn ſo gewaltig zu Boden, daß ihm alle Glieder krachten. Darüber war der Böſe ſo erſchrocken, daß er ſogleich entfloh und fortan den frommen Knecht Benedict unangefochten ließ. Dieſer blieb als reumüthiger Büßer bis an ſein Lebensende in dem Schottenkloſter, wo man noch lange Zeit die Spuren jenes furchtbaren nächtlichen Kampfes deutlich ſehen und ſich an den Zeichen der Niederlage des Teufels erbauen konnte.

Unweit Wien, bei dem Dorfe Weidling, erblickt man am Wege eine große Steinſäule mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Dieſes Denkmal iſt unter dem Namen „das Gablerkreuz“ allgemein bekannt. Auf der Rückſeite der Säule iſt folgende Inſchrift eingehauen.

O. A. M. D. G.

„Ach Chriſtenmenſch hör an was ich dir wil ſagen
ſo ſich allhie vor Zeiten hat zugetragen,
in dieſe Bildnus wart gottsleſterlich geſchlagen

durch trunknen Böſewicht, daraus gefloſſen ſodan roſenfarbnes Blut,
wie ſolches wahre Ausſag bezeugen thut.
Auf das hernach der Orten in Lüften
von Teufel Einer zerriſſen in Stücken.
Solches iſt geſchehen um das 1562. Jahr
als die lutheriſche Ketzerei gemein war."

Vorn, unter dem Kreuzbild, ſieht man ein doppeltes Wappenſchild mit der Aufſchrift: „S. Durchl. Maximilian Heinrich, Churfürſt zu Cölln Anno 1672 die Bildniß laſſen erhöhen."

Aus den oben angeführten Verſen erſieht man, daß es ſich hier wieder um eine Teufelsſage handelt; dieſelbe berichtet Folgendes:

In einem kleinen Häuschen des Dorfes Weidling lebte um das Jahr 1562 ein weib- und kinderloſer Weinhauer von rohen Sitten und böſem Lebenswandel, Namens Hans Gabler. Da er immer beim Weinkruge ſaß, ſtatt ſeinen Rebengarten zu bebauen, ſo machte er auch in den beſten Jahren eine ſchlechte Fechſung, und ſeine Vermögensumſtände geriethen dergeſtalt in Verfall, daß er Gaben und Steuern ſchuldig blieb und mit dem Verkauf ſeiner Habe bedroht war. Man ſagte, daß er ſich heimlich der lutheriſchen Ketzerei ergeben habe, alſo den wahren Gott verleugne und nur einem ſündigen Wohlleben fröhne. An der Stelle der heutigen Steinſäule ſtand damals ein hölzernes Chriſtusbild, „das ſchwarze Kreuz" genannt. Als Gabler eines Tages berauſcht daran vorüberging und ſein Blick auf das heilige Bild fiel, ſtieß er greuliche Flüche und Verwünſchungen dagegen aus, ſo daß die Vorübergehenden erſchreckt ſtehen blieben, um den Frevler von ſo gottloſem Beginnen abzuhalten. Die an ihn gerichteten Mahnungen machten aber den Trunkenen immer wilder, bis er endlich ſeine Gartenart erhob und in das Bildniß des Gekreuzigten hineinſchlug, indem er ausrief: „Wenn du das fühlſt, ſo möge mich der Teufel holen!" — In der Beſtürzung über dieſe gotteslästerliche That waren die Umſtehenden betend auf die Knie geſunken; als ſie aber die Blicke zu dem gemißhandelten Kreuzbilde wieder erhoben, ſiehe! da quoll hellrothes Blut aus der eben geſchlagenen Wunde hervor. Als auch Gabler dies gewahrte, ergriff ihn Gewiſſensangſt und er begann zu fliehen. Da aber erſchien der Teufel, den er herbeigerufen hatte, packte den Uebelthäter auf dem Wege, hob ihn in die Luft, zerriß ihn in Stücke und ſchleuderte ihn in die nahe gelegene Bergſchlucht. Seinen zerſchmetterten Körper fand man ſpäter zwiſchen dem ſcharfen Geſtein. Aus dieſer Sage erklärt man es, daß in Niederöſtreich das Volk den Weinmißwachs noch heute den „Gabler" nennt, während andere freilich dieſe Bezeichnung daraus herleiten, daß in einem vernachläſſigten, übel gehauenen Weingarten die Reben ſich in zweizackige Gabeln ausſpalten.

Digitized by Google

In Pater Mathias Fuhrmanns (des h. Pauli ersten Einsiedlers östreichischer Provinz Ordens-Priesters) „Alt- und Neues Wien ꝛc. . . . Wien, 1738.“ finden sich zwei wiener Teufelssagen mit folgenden Worten erzählt:

„Auf dieses Jahr (1348) fallet auch ein derjenige erschröckliche Casus in Wien, dergleichen die Welt wenig, oder gar nicht erlebet, dessen Gedächtnuß, sonderlich aber die von daher diesen Tag noch übrige Wahrzeichen beym Ansehen einem das Hertz zitteren und die Haare gen Berge steigen machen. Nemlich die im Minoritenkloster bekannten 2 Wunderlöcher in den Mäuern, welche der Sathan zum ewigen Andenken hinter sich gelassen, als er in diesem Jahr einen verstorbenen und bereits daselbst begrabenen unwürdigen Communicanten mit sich davon geführet. Diese Geschicht ist in Saecula Quinto der hiesigen P. P. Minoriten bey A. R. P. Matthaeo in Latein zu lesen. Und solcher Erzehlung gantz gleichförmig, ist im Creutz-Gang nächst der Closterpforten auf der Mauer in Fresko hiervon das Gemählde zu sehen, und im Teutschen folgendes zu lesen:

„„Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten. Es ist mit allen Schrifften bewiesen und bezeuget, daß einer aus Verachtung des Gebotts der Christlichen Kirchen, in einem Tag das Hochwürdige Sacrament, welches er 7 Jahr zu empfangen unterlassen, 7 mal genohmen. Darauf er alsobald mit gähen Tod verschieden, und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgende Nacht der Teuffel, als er den Sacristan gerufft, nach aufgethanen Grab herausgerissen und zerschmettert, aus welches Mund 7 Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweg geführet, und zu einen Zeichen das Loch, so in dieser Mauer zu sehen ist, verlassen. — Nun gedenk, O Mensch! siehe! und gehe fort. Anno 1348. dessen Antiquität ist in dieser Kirchen zu sehen.““

Auf dem besagten Freskogemälde selbst sah man den behaarten, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß versehenen Teufel, wie er einen nackten Leichnam davonschleppte; aus dem Munde des herabhängenden Kopfes fielen 7 Oblaten in einen darunterstehenden Kelch. Der Sacristan, mit der Kerze in der Hand, sah dieser erbaulichen Execution ruhig zu. Pater Fuhrmann fügt dieser Inschrift noch folgende Erklärung hinzu:

„Dieweil aber zwey Löcher daselbst vor Händen, so meldet diese Inschrift nur von demjenigen, so sich nächst diesem Freskogemählde innerhalb der Porten, an der Clostermauer befindet, welches aber nicht durch und durch gehet. Das andere Loch befindet sich gegen über an der Kirchmauer durch und durch, ist in der Kirchen mit der schmerzhafften Mutter Gottes neuen Altar: und im Creutzgang am Winkel eines Pfeilers, nächst dem Epitaphio Domini Balthasaris Hauser, und demjenigen, so anfangt: Siste viator: Hic tacet e

linguis linguarum quinque Magister etc. mit einem Bild bedecket. Unweit davon ist oberhalb der Kirchenthür, in Creutzgang hinein, eben diese Geschicht, dem Gemählde nächst der Porten gleich, abcopirt, zu sehen, dessen Aufschrifft aber, so gar glaublich mit der vorigen fast einerley, hat man Alters halber von unten hinauf nicht lesen können. Dieses allein ist auf einem unten daran gehäfften neuen Täfele gar letzlich:

„„Diese Antiquität und entsetzliche Geschicht, welche sich mit einem so unwürdig in diesem Gotteshaus des Heil. Sacrament des Altars empfangen, zugetragen, ist in dem Creutzgang des Closters klärer abzunehmen.““

„Diese Tartarische (hölliſche) Sathanslöcher anbetreffend, so ist wol gar gewiß, daß sie beyde von dieser Geschicht herrühren, und mit nichten weder eines noch das andere mit Fleiß, einem die Augen zu blenden, also formiret worden, wie doch einige fälschlich glauben, und es also ausſprengen. Auſſer Zweiffel ward der Todte, als ein vermögliche Person, so anderweltiger Erzehlung nach, ein Beck (Bäcker) soll gewesen seyn, in der Kirche begraben, von dannen ihn der Teuffel durch die Kirchmauer hinaus geführet nach den Creutzgang, und gleich gegen über an die Clostermauer mit grosser Gewalt an- aber nicht durchgefahren; mithin beyde Denkzeichen auf einmal und zugleich da verlassen worden. Man hat vor mehr Jahren, in Gegenwart der Closters Obrigkeit, und einiger Conventualen im Loch der Kirchenmauer, etwas einer fleischigen Masse gleiches, vest an die schwartzen Steine anklebendes, gefunden, welches, als man es auf die Glut gethan, einen unleydlichen Gestanck von sich gegeben.“

Sehr charakteriſtiſch für die Zeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ist jedenfalls der Ton des Autors, in welchem er durch die genauesten Einzelheiten die Wahrheit seiner Erzählung zu bekräftigen sucht. Er theilt noch zwei andere Geschichten mit, und zwar unter den Jahren 1549 und 1570; in ihrer Uebereinſtimmung liegt vielleicht eine Erklärung dafür, daß die zweite zu einer Teufelssage geworden ist. Ich gebe daher den Wortlaut beider hiſtoriſchen Notizen.

„Anno 1549 geschahe in Wien ein erschröckliche That, da nemlich, als in der Octav Corporis Christi das hochwürdige Gut von St. Stephan aus über den Graben in hochfeyerlicher Proceſſion getragen wurde, ein Ketzeriſcher Beckenjunger (Bäckerjunge) Johannes Hayn, aus Frankenland gebürtig, Gottsvergessener Weise auf ermeldten Graben dem Priester die Monstranzen aus den Händen gerissen, zur Erden geworffen, und das Höchste Heiligthum zertrümmert. Es wurde aber alsogleich dieser Uebelthäter aus gerechten Eyser der Gottesforcht, von unserm König Ferdinando zu einem schmertzhafften Todt verdammet, und den jenigen Ort, wo das Heiligthum zur Erden gelegen, hat eben dieser fromme Fürst, damit der Platz nicht mehr betretten und verunrei-

niget werden konnte, verſchlieſſen, und die nach dato daſelbſt ſtehende Säulen mit einer Monſtrantz, zum grünen Krantz genannt, zu ſteter Gedächtnuß aufrichten laſſen. Wo annebſt Lateiniſch und folgendes gleich lautend im Teutſchen in Stein gehauen zu leſen:

„„Anno Domini 1549. am achten des heiligen Frohnleichnamstag, iſt durch einen gottloſen Menſchen einem Prieſter in der Proceſſion das Hochwürdige Sacrament unverſehens aus den Händen geriſſen, und an dieſen Ort mit erſchröcklicher Gotteslästerung auf das Erdreich geworffen worden, um welche grauſame That ihme Zungen und Hand abgehauen, folgends zu der Richtſtatt geſchlaifft, und daſelbſt lebendig verbrannt worden. Diß iſt andern zur Warnung dieſe Gedächtnuß hier her geſetzet.

Die zweite, ſich hieran anſchließende Mittheilung des Pater Fuhrmann lautet folgendermaßen:

„„Anno 1570. am Tag des zarten Fronleichnams unſers HErrn JEſu Chriſti, iſt ain Beckenjunger Conrad Haußler genannt aus Württenberger Land gebürtig, nachdem er das Hochheyligſte Sacrament, ſo in der Proceſſion herum getragen worden, ergerlich geläſtert, durch den laidigen Teuffel von der Erd erhoben, weit herum geführt, und biß in den nechſt dieſen Stain über ſtehenden Nußpaumb, getragen und darein niedergelaſſen, hernach aber biß auf die Erd gefallen, und halb todter und ſprachloß gefunden worden. Allermaſſen ſolches, die bey dieſer Auffag im Stadtbuch allhier den achten Auguſti Anno 1598. verzeichnet mit mehrern ausweiſt, zu welches Wundergedächtnuß dieſer Stain durch ainen Ehr: Rath aufzurichten bevolchen worden den 30 Jenner Anno 1624.““

„Alſo iſt dieſe Hiſtorie von Wort zu Wort im hieſigen Burgerſpital, lincker Hands von denen P. P. Auguſtinern hinein, in einen kleinen Höfl an der Mauer, in rothen Marmorſtein gehauen zu leſen, wo gleich gegen über dato noch ein junger Nußbaum ſtehet.“

Pater Fuhrmann gibt zu dieſer Erzählung auch ein Bild, auf welchem unten die Proceſſion und darüber in der Luft der Teufel zu ſehen iſt, wie er einen Jungen bei den Haaren emporhebt. — Die Vermuthung liegt nahe, daß man bei Wiederholung dieſer Gotteslästerung die Androhung der weltlichen Strafe nicht für ausreichend erachtete, und daher noch das Entſetzen vor dem unmittelbaren Eingreifen des böſen Feindes als Abſchreckungsmittel hinzugefügt haben mag.

Auch in andern öſtreichiſchen Städten finden ſich hier und da noch alte Denkmäler vor, an welche der Volksglaube Teufelsſagen knüpft, aber ſie ſind nirgend ſo auffallend zahlreich, als grade in Wien. Selbſt das alterthümliche, bigotte und ſagenreiche Prag, welches der jetzigen Generation ſo viele wunderbare Ueberlieferungen aus grauer Vorzeit aufbewahrt hat, zählt darunter, meines

Wiſſens, nur drei, in denen der Teufel perſönlich auftritt. Während aber in den eben mitgetheilten wiener Sagen der Teufel ſechsmal ſeine Beute glücklich erwiſcht und nur zweimal mit leeren Händen ausgeht, iſt er in Prag alle dreimal der Betrogene oder ſchmälig Ueberwundene. Hiernach wäre es ſehr natürlich, daß der Teufel in Wien, wo er ſo günſtigen Boden fand, ſich mehr als anderswo zu ſchaffen machte. Den Inhalt der drei prager Teufelsſagen will ich bei dieſer Gelegenheit kurz mittheilen.

Unter den 28 Statuen von Heiligen, welche die große Moldaubrücke in Prag ſchmücken, befinden ſich auch die des h. Prokopius und des h. Antonius. Das Piedeſtal jeder von beiden zeigt in einem Relief den Teufel in einer beſchämenden Situation mit dem Heiligen. Unter dem h. Prokopius ſieht man dieſen hinter der Pflugſchar abgebildet, vorn aber den Teufel eingeſpannt, wie er — ein Seitenſtück zum Pegaſus im Joche — mit ſeinen Fledermausflügeln ſich vergebens abmüht, das ganze Geräth in die Luft zu entführen. Unfern des Augeyder Thores, in einer Felſenpartie, die am Abhang der Moldau ſich bis zum Dorfe Radliz hinzieht, befindet ſich eine Schlucht, welche noch heute das „Prokopiloch" heißt. Auf einer in den Stein gehauenen engen Treppe gelangt man durch eine finſtere Oeffnung mühſam in das Innere einer tiefen Höhle, wo der Sage nach einſt der Teufel mit einer Schaar von böſen Geiſtern hauſte. Der h. Prokopius erwählte ſich grade dieſe Höhle zu ſeiner Einſiedelei, und vertrieb nicht nur die Höllengeiſter daraus, ſondern ſpannte den Böſen ſelbſt vor einen Pflug und zwang ihn, den felſigen Boden umher zu ackern, ſo daß dieſer in fruchttragendes Land verwandelt wurde. — Unter der Bildſäule des h. Antonius ſieht man den Heiligen in brünſtigem Gebet abgebildet, und neben ihm den Teufel in Frauenkleidern, grimmig heulend. Die Sage erzählt, S. Antonius habe einſt an einem geiſtlichen Werke eifrig geſchrieben. Der Teufel, der ihn in dieſer ihm ſo gefährlichen Arbeit unterbrechen und ſeine Gedanken auf das Irdiſche ablenken wollte, ſei deshalb in Geſtalt einer reizenden Dame bei ihm eingetreten, und habe ihn um eine Unterredung erſucht. Der Heilige erklärte, daß er dazu bereit ſei, aber erſt die Seite zu Ende ſchreiben wolle, und da das Licht ſchon bis auf ein Stümpfchen herabgebrannt war, ſo erſuchte er ſeinen Gaſt, es mit den Fingern zu halten und ihm zu leuchten. Fromme Betrachtungen riſſen den Heiligen längere Zeit fort; unterdeſſen brannte das Licht der Dame in die Haut, und ihr furchtbares Schmerzgebrüll verrieth dem h. Antonius den in der Frauengeſtalt verborgenen Erbfeind, worauf er ihn durch einen heiligen Spruch in die Flucht jagte. — Endlich zeigt man noch in der Peter-Paulskirche auf dem Wiſchehrad drei Bruchſtücke einer ſchönen Marmorſaule, die offenbar niemals zu der Kirche gehört hat. Ein Prieſter dieſer Kirche, berichtet die Sage, der mit dem Teufel im Bunde ſtand, hatte ihm ſeine Seele

nur unter der Bedingung verschrieben, daß während der Zeit, in welcher er selbst die Messe lese, der Teufel eine Säule aus der Marienkirche zu Rom bis zur Peter-Paulskirche in Prag bringen müsse. Trotz aller Mühe und Eile kam der Teufel doch erst nach dem Schluß der Messe mit der Säule an; und als er sich von der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen überzeugt hatte, gerieth er darüber so in Zorn, daß er die Säule durch Dach und Gewölbe mitten in die Kirche schleuderte, wobei sie in drei Stücke zerbrach. Zum Beweise für die Wahrheit dieser Erzählung liegen die Bruchstücke der fremdartigen Säule noch jetzt an demselben Ort.

Diese Mittheilungen mögen mit der Erinnerung an eine geschichtliche Thatsache schließen, die geeignet gewesen wäre, den Teufelsglauben im Volke nicht wenig zu erschüttern, wenn sie damals mehr in das Publicum gedrungen wäre; man fand aber für gut, ihre Verbreitung möglichst zu hintertreiben. August der Starke war es, der in einer jener rücksichtslosen Aufwallungen seiner kräftigen Natur dem Teufelsspuk so hart auf den Leib rückte.

Wer sich in der wiener Hofburg umherführen läßt, mit dem bleibt der Kastellan an einem Fenster der alten Burg stehen und deutet hinab auf eine Stelle im Burggraben hinter der Burgkapelle, da wo die Hofbibliothek beginnt. Er erzählt dabei folgende Anekdote. Zur Zeit Kaiser Leopolds I. war der Glaube allgemein verbreitet, daß der Teufel oder doch irgend ein böser Geist zuweilen in verschiedenen Theilen der kaiserlichen Burg umgehe. Gewöhnlich erschien er als ein langer, hagerer, schwarzer Mann mit einem rothen Mantel auf den Schultern, und von dessen Barett eine Hahnenfeder herabnickte. Zuweilen erschreckte er die Leute, die ihn betrachten wollten, auf fürchterliche Weise, oder stürzte sie wol gar eine Treppe hinab; immer aber passirte dem, der ihn gesehen hatte, irgend ein Unglück. Daher pflegte jeder, der ihn kommen sah, sich eiligst zurückzuziehen; die Schildwachen aber kehrten das Gesicht nach der Wand und ließen ihn schweigend passiren. — Nun war Friedrich August, nachheriger Kurfürst von Sachsen und König von Polen, im Jahr 1702 als junger, aufblühender Prinz zum Besuch in der Hofburg. Er stand in brüderlicher Freundschaft mit dem Erzherzog Joseph, dem späteren Kaiser Joseph I. und schlief mit ihm in demselben Zimmer. Beide Prinzen kannten das Gerücht von dem umgehenden Teufel; und als sie einmal Nachts, im Bette liegend, sich noch spät im Dunkeln unterhalten hatten, siehe, da öffnete sich geräuschlos die Thür; mit unhörbaren Schritten trat der böse Geist herein, so weit der Mondschein erkennen ließ, ganz so, wie man ihn beschrieben hatte, und wendete sich nach der gegenüberliegenden Thür, die nach einem Theile des Schlosses führte, in welchem die Prinzessinnen und ihre Damen wohnten. Der Erzherzog wollte das Gesicht nach der Wand kehren und winkte eben Friedrich August zu, ein Gleiches zu thun, als dieser, der selbst den Teufel nicht fürch-

tete, plötzlich mit einem gewaltigen Satz aus dem Bette sprang, den überraschten Geist um den Leib faßte und ihn mit einer kräftigen Armbewegung zum Fenster hinauswarf. Der „arme Teufel" stürzte in den Burggraben, an die oben bezeichnete Stelle, brach ein Schenkelbein und wurde, da er Barett und Mantel verloren hatte, von den dort stehenden Posten festgenommen. Merkwürdigerweise scheint man Gründe gehabt zu haben, die ganze Geschichte mit dem Mantel des Schweigens zu bedecken, so daß es im Publicum nie bekannt geworden ist, wer der verkappte Teufel war, noch welchen Zweck er dabei verfolgte. Die Thatsache selbst aber konnte nicht geheim gehalten werden; sie verbreitete sich schnell und erwarb dem jungen Kurprinzen die Bewunderung der Wiener, ohne jedoch ihren Teufelsglauben, wie es scheint, im Geringsten zu alteriren. In diesem Punkt waren sie einmal Dogmatiker, und so sprachen sie denn auch mit dem Dogmatiker im „Walpurgisnachtstraum":

„Ich lasse mich nicht irre schrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel,
Der Teufel muß doch etwas sein;
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?"

Robert Schumann. — Wenn wir auch unter den vorliegenden Umständen den Tod des unglücklichen Künstlers als ein glückliches Ereigniß betrachten müssen, so können wir uns doch einer tiefen Trauer nicht erwehren. Die productive Kraft der Musik scheint mehr und mehr im Abnehmen begriffen, und von den Männern, denen wir in Deutschland in dieser Beziehung noch manche schöne Gabe verdanken, war Schumann nicht blos künstlerisch der bedeutendste, sondern sein Idealismus war auch der reinste. Wir haben ihm in seinen spätern Werken, die theilweise das Maß der Natur verließen, nicht folgen können, aber auch hier noch machte sich immer der bedeutende Musiker geltend, bei dem selbst die Irrthümer lehrreich waren, und was er in der frühern Zeit geleistet hat, wird in der Geschichte der Kunst unvergeßlich bleiben. Nicht ohne Wehmuth wird man den Jubelklängen lauschen, die er früher aus dem innersten Herzen herauszulocken wußte, und das düstere Gedankenlabyrinth, in das er uns später bannte, wird durch seinen Tod geheiligt werden. Ein schönes Leben ist frühzeitig erstickt worden, und man wird nicht verfehlen, auch das wieder der Kunst aufzubürden. Aber die Trauer soll uns nicht ungerecht machen, es bleibt doch nur ein individuelles Unglück, nicht das Schicksal des Genius überhaupt.

Aus Spanien. — Der Telegraph hat die Uebergabe von Saragossa gemeldet, wo, wie man anfangs glaubte, die constitutionelle Opposition gegen den Staatsstreich einen Sammelplatz und ein Heer zu ihrer Verfügung finden würde. Damit ist für das gegenwärtig in Madrid herrschende System der Sieg so gut wie entschieden, denn die gleichzeitig aus dem südlichen Spanien, aus Valencia und Gra-

nada, gemeldeten Aufstände werden nicht viel zu bedeuten haben. Erscheint so die Zukunft der Regierung O'Donnels gesicherter als vor acht Tagen, so gibt doch noch kein Zeichen mit Gewißheit zu erkennen, welchen Weg er einzuschlagen gedenkt, den der Versöhnung mit der besiegten Partei oder den der Befriedigung der Ansprüche, die sich aus dem Königspalaste an ihn herandrängen. Bis jetzt scheint er das erstere thun zu wollen und auch die Progressisten scheinen geneigt zu sein, sich ihm anzuschließen, aber beide gewiß nicht aus innerer Herzensneigung zueinander, sondern nur aus Nothwendigkeit, und das ist eben das Räthselhafte der gegenwärtigen Lage, daß die beiden Parteigruppen, die sich eben noch auf den Barrikaden in Madrid, Barcelona und Saragossa bekämpft haben, jetzt Front gegen die zu machen scheinen, deren Zwecken der Staatsstreich dienen sollte. So liegt der Gedanke nahe, daß es sich nur um einen Waffenstillstand handelt, der zu Ende gehen wird, sobald die eine Partei Kräfte genug gesammelt hat, um die andere entscheidend zu überwinden. Der progressistischen Partei fehlt es für jetzt an einem Führer. Espartero hat durch die blinde Ehrlichkeit, mit der er die Umtriebe seiner Gegner geduldet, durch den Mangel an organisatorischen Gedanken, den er von seinem Wiederauftreten auf der politischen Bühne bis zu seinem letzten Sturze zeigte, durch die Unentschlossenheit, die er in der neuesten Krisis an den Tag legte, seinen politischen Ruf vernichtet. Von der Energie und Entschlossenheit, die ihm während seiner Laufbahn und als General während des Bürgerkriegs den Ruf der Tollkühnheit verschafften, hat er als Staatsmann nichts gezeigt, was uns zum Theil sein hohes Alter und seine Kränklichkeit erklären. Der Hauptgrund liegt aber in der Art, wie er seine Rolle als constitutioneller Minister auffaßt. Neben den bei spanischen Staatsmännern seltenen Eigenschaften der Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue hat er immer einen merkwürdigen Mangel an Initiative gezeigt. Ein Minister, der, wie er es oft gethan, erklärt, daß er keine andere Politik habe, als die Mission, den Willen des Landes auszuführen, wie die Cortes ihn zu erkennen gaben, mag vor der constitutionellen Theorie tadellos dastehen oder in einem Lande an seinem Platze sein, wo Jahrhunderte altes politisches Leben fest umgrenzte Parteien herausgebildet und die öffentliche Meinung gewöhnt hat, nach bestimmten Zielen zu streben. Aber in einem Lande, wo dreihundertjähriger Despotismus alle Classen des Volks jeder politischen Thätigkeit entwöhnt hat, wo die gebildeten Classen, eben weil sie von aller Betheiligung an der praktischen Politik ausgeschlossen gewesen sind, in der politischen Theorie Befriedigung gesucht haben, und wo verjährte Mißregierung dem Volke nichts gelehrt hat, als alles, was die Regierung thut, mit Mißtrauen und Unzufriedenheit zu betrachten, muß der Minister selbst die politischen Gedanken aussprechen, welche das Staatswesen regeln sollen, und die ungeschulten und zum Theil widerstrebenden Kräfte, die er als Gehilfen benutzen muß, mit fester, aber zugleich versöhnlicher Hand auf das Ziel hinzulenken wissen. Das hat aber Espartero nicht verstanden und stets den Impuls von den Cortes erwartet, die selbst keinen einheitlichen Gedanken besaßen, sondern nur eine schwankende Vereinigung von Parteien waren, die sich gegenseitig die Wage hielten, ohne eine feste Majorität bilden zu können. Für die Stelle, die sein Sturz erledigt hat, zeigt sich kein Bewerber, der sie besser ausfüllen könnte, und selbst derjenige, den die Progressisten bei einer neuen Katastrophe zu ihrem Führer auserlesen hatten, ist

von den Ereigniſſen überraſcht worden, und hat es für rathſamer gefunden, keinen Widerſtand zu leiſten. Schon unmittelbar nach der Revolution von 1854 betrachteten die Progreſſiſten die ganze Bewegung als fehlgeſchlagen, und beklagten die falſche Stellung, in welche ſich Eſpartero durch ſeine Vereinigung mit O'Donnel und deſſen Geſinnungsgenoſſen gebracht hatte. Sie erkannten bereits zu jener Zeit, daß ſie in nächſter Zeit alles wieder von vorn würden anfangen müſſen, und trafen ihre Vorbereitung. Schon damals beſtimmten ſie Saragoſſa zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit und Gurrea, den Generalcapitän von Aragonien, zu ihrem Oberhaupte bei einer neuen Erhebung. Eine von Gurreas erſten Handlungen war, ſich mit Offizieren zu umgeben, auf deren politiſche Grundſätze er ſicher zählen konnte. Dies führte zu heftigem Zerwürfniß mit O'Donnel, der ſchon damals begann, ſich im Heere eine Partei zu bilden, und ſo entſchieden abſolutiſtiſch geſinnte Generale, wie Ros de Olano, Concha, Dulce, Lerrano und andere zu den höchſten militäriſchen Stellen erhob. Dennoch ſetzte Gurrea mit Eſparteros Unterſtützung ſeinen Willen durch. Aber ſeine Vorbereitungen ſcheinen noch nicht weit genug vorgerückt geweſen zu ſein, denn er ſelbſt hat ſich während des Aufſtands von Saragoſſa fern gehalten, die Leitung deſſelben dem nächſtcommandirenden General Falcon überlaſſen, und erſcheint jetzt, nach der Beendigung der Bewegung, mit Beweiſen, daß er mit derſelben gar nichts zu thun gehabt habe und mit dem Anſpruch, wieder in ſeine Stellen eingeſetzt zu werden, deren ihn die Regierung auf die erſte Nachricht von dem Aufſtande in der Hauptſtadt Aragoniens enthoben hat.

O'Donnel iſt in ſeinem Herzen ein reiner Abſolutiſt, wie ſeine ganze Vergangenheit zeigt, und nur die Verhältniſſe nöthigten ihn, vor zwei Jahren ein Bündniß mit den Liberalen zu ſchließen, da er ſonſt das Haupt einer gewöhnlichen Militärmeuterei geblieben wäre, und, ohne Unterſtützung im Volke zu finden, ſehr bald über die Grenze hätte flüchten müſſen. Auch jetzt zwingen ihn die Verhältniſſe, dem Staatsſtreich, der im abſolutiſtiſchen Sinne begonnen war, auf ſelbem Wege Stillſtand zu gebieten, und wieder eine Ausſöhnung mit der liberalen Partei zu verſuchen. Die Verfaſſung, welche die conſtituirenden Cortes während der letzten anderthalb Jahre berathen, findet in den höchſten Kreiſen nicht den mindeſten Anklang, und der eigentliche Zweck des Staatsſtreichs war unverkennbar, ihre Verkündigung zu verhindern, weshalb man die Vertagung der Cortes benutzte, um letztere zu ſprengen. Die Liberalen leiſteten keinen ſehr energiſchen Widerſtand, wie es ſcheint eingeſchüchtert durch die der Kriſis vorhergegangenen Bewegungen in Valladolid und Barcelona, die einen ſocialiſtiſchen Charakter angenommen hatten, ſo wenig Elemente eigentlich dazu in Spanien vorhanden ſind. Aber wenn die abſolutiſtiſchen Regierungen ſelbſt lehren, daß es die würdigſte Beſchäftigung des Unterthanen ſei, nach Förderung der materiellen Intereſſen zu ſtreben, ſo iſt es am Ende kein Wunder, daß die rohen Volksmaſſen, denen jeder politiſche Gedanke fern liegt, zunächſt eine Ausgleichung zwiſchen den Beſitzenden und Nichtbeſitzenden herbeizuführen ſuchten. In Valladolid begann der Aufſtand damit, daß man Korn- und Mehlmagazine in Brand ſteckte, und die Häuſer von angeſehenen Kaufleuten, die man vorſorglicherweiſe mit einem rothen Kreuze bezeichnet hatte, verwüſtete und plünderte. Der Aufſtand verzweigte ſich nach Valencia und Rio Seco, und zeichnete ſich auch dort durch ſeine Zerſtörungswuth aus. In Badajoz und in der

Mancha galt der Aufruhr der neu eingeführten Nationalſteuer, und in Barcelona regten ſich die zahlreichen Arbeiter, weil die Fabrikbeſitzer eine Vermehrung der Arbeitsſtunden ohne Erhöhung des Lohnes angeordnet hatten. Auch in Madrid miſchten ſich republikaniſche Elemente in die Bewegung, welche urſprünglich nur gegen die verfaſſungswidrigen Maßregeln O'Donnels gerichtet geweſen war. Daher ſagten ſich von ihr ſehr bald mehre angeſehene Conſtitutionelle, wie zum Beiſpiel der General San Miguel, los, und die Führerſchaft fiel ſehr bald in die Hände der Straßendemagogen. Gewiß iſt dadurch mit ihre raſche Beendigung zu erklären. Während aber O'Donnel ſeine liberalen Gegner leichter überwand, als er wahrſcheinlich ſelbſt geglaubt hatte, mußte er ſehen, wie wenig man ihn von der Seite zu ſtützen geneigt war, für die er die Verfaſſung zu ſtürzen beabſichtigte. Die Moderados liebten wol den Verrath, aber nicht den Verräther, und ſo gern ſie ſich wieder im Beſitz des früher geübten Abſolutismus ſahen, wünſchten ſie doch nicht demjenigen den Sieg, der ſie ſelbſt vor zwei Jahren aus dem gewinnbringenden Beſitz der Macht vertrieben hatte. Gleich nach dem Siege kam der Hof mit der Forderung, nicht nur Narvaez, ſondern auch die verwittwete Königin Marie Chriſtine zurückzurufen, und die frommen Bedenken der Königin wünſchten die Siſtirung des Geſetzes über den Verkauf der geiſtlichen Güter, ohne welches die Regierung nicht einmal finanziell fortzuführen iſt. Daß entweder Narvaez oder Leute wie Concha oder Serrano ſehr bald O'Donnel, wenn er alles hingab, was durch die Bewegung von 1854 gewonnen worden war, aus ſeiner Stellung verdrängt haben würden, iſt klar, und er mußte ſich daher unter ſeinen bisherigen Gegnern nach Stützen umſehen. Er behandelte die angeſehenen Perſönlichkeiten der Progreſſiſten mit der größten Schonung, ſelbſt diejenigen, welche einen ſehr entſchiedenen Antheil am Widerſtand genommen hatten, und erklärte, an dem conſtitutionellen Programm von 1854 feſthalten zu wollen. Die Progreſſiſten fügten ſich nun ebenfalls den Verhältniſſen, da ſie, eines eignen Führers beraubt, glaubten, unter O'Donnel immer noch mehr behalten zu können, als unter Narvaez oder Concha. Unterdeſſen iſt aber der Aufſtand in Saragoſſa unterdrückt worden. Dieſe Thatſache gibt für jetzt der Stellung O'Donnels nach beiden Seiten hin größere Feſtigkeit: gegen die Partei des Hofes, weil er ſich durch Bewältigung des Mittelpunkts des Widerſtandes als den Herrn der Situation gezeigt, gegen die Liberalen, weil dieſe keine Streitkräfte zum materiellen Widerſtand weiter gegen ihn ins Feld zu führen haben. So ſteht er, auf das Heer geſtützt, mitten zwiſchen den beiden feindlichen Lagern, dem Hofe und den Moderados, wegen ſeines Abfalls durch die Revolution von 1854 und ſeines ſchroffen Auftretens gegen die Königin und deren Gemahl bei Gelegenheit der carliſtiſchen Umtriebe, in welche letztrer voriges Jahr verwickelt war, und des Kloſtergeſetzes, das erſtere nur gezwungen billigte, gefürchtet und gehaßt, von den Liberalen aus Furcht vor Schlimmerem nur geduldet und ſelbſt von keinem andern Princip belebt, als dem Drange, ſeine Herrſchaft um jeden Preis zu behalten. Selbſt die aufrichtigſte conſtitutionelle Haltung wird nicht denjenigen ihr Mißtrauen vergeſſen laſſen, deren Parteigenoſſen er mit dem Bajonett auseinandergetrieben und mit Kartätſchen niedergeſchoſſen hat; ſelbſt die entſchloſſenſte Reaction und die unbedingteſte Hingebung an den Abſolutismus nicht die verſöhnen, zu deren Dienſten eben-

ſo rückſichtsloſe und entſchloſſene Soldaten bereit ſtehen, welche ihren Einfluß auf das Heer noch nicht gegen den Hof benutzt haben. Was von den Plänen O'Donnels verlautet, läßt eher vermuthen, daß er ſeinem natürlichen Hange nachgeben und mehr und mehr auf die Bahn des Abſolutismus hinüberlenken wird, in deren Verfolgung ihn eine Zeitlang Bedenken über ſeine vereinſamte Stellung aufgehalten haben. Wäre es ihm wirklich aufrichtig darum zu thun, die Verfaſſungsfreunde mit der neuen Lage der Dinge auszuſöhnen, nachdem er durch ſein militäriſches Einſchreiten die extremen und republikaniſchen Anhängſel der Liberalen beſeitigt, ſo brauchte er nichts zu thun, als die conſtituirenden Cortes von neuem einzuberufen, damit ſie die Geſetze, welche die Verfaſſung noch zu ergänzen beſtimmt ſind, z. B. das Wahlgeſetz, vollends berathen könnten. Selbſt wenn Abänderungen der Verfaſſung wünſchenswerth ſein ſollten, ſo könnte er ſie leicht durch den großen Einfluß, welchen er unter den gegenwärtigen Verhältniſſen auf die Liberalen ausübt, mit Hilfe der Majorität der Cortes durchſetzen. Allen Nachrichten nach gedenkt er jedoch einen andern Weg einzuſchlagen und ſcheint es vorzuziehen, durch Nachgiebigkeit gegen den Hof ſeine Stellung nach dieſer Seite hin zu befeſtigen. Die Cortes werden nicht wieder zuſammenberufen werden, ſondern man wartet nur, bis die letzten Spuren des Widerſtandes im Lande verwiſcht ſind, um ihre Auflöſung officiell zu verkündigen. An eine Proclamirung der Verfaſſung in der von den Cortes beſchloſſenen Form, iſt ebenfalls nicht zu denken, ſondern man wird entweder die Verfaſſung von 1837 oder die von 1845 promulgiren, wahrſcheinlicherweiſe aber die letztere, welche unter conſtitutionellen Scheingarantien dem miniſteriellen Abſolutismus freies Spiel läßt. Die liberale Partei iſt natürlich gegen eine octroyirte Verfaſſung, die aus Gnade von einer nur durch das Bajonett herrſchenden Regierung gewährt wird, und die nur dazu beſtimmt iſt, den Abſolutismus einigermaßen unter den Schleier geſetzlicher Formen zu verſtecken. Aber ſelbſt wenn ſie wirkliche Bürgſchaften für die Freiheit enthielte, fehlte jede Sicherheit und jede Gewähr für ihren Beſtand, denn dieſelbe vom Willen des Volkes unabhängige Weisheit, die ſie heute gegeben, könnte ſie morgen wieder abſchaffen. Die Wahrheit iſt, daß eine derartige Verfaſſung den Spaniern allerdings durch einen Mann von überlegenem Geiſte und eiſerner Fauſt aufgezwungen und wol auch eine Zeitlang aufrecht erhalten werden könnte, aber dauernde Ruhe würde dadurch das Land nicht gewinnen und möglicherweiſe würde ſchon der Verſuch, ſie einzuführen, den kaum beſiegten Widerſtand von neuem wecken.

Auch die Nationalmiliz ſoll abgeſchafft bleiben und man gedenkt dagegen die Guardia civil zu verſtärken, die ſehr hoch bezahlt wird, aus altgedienten Soldaten beſteht und ſich ſtets für die Regierung ſchlägt, die grade im Beſitz der Macht iſt. Man beſitzt in ihr nur ein Werkzeug mehr zur Durchführung des Abſolutismus, während die Nationalmiliz, obgleich unfähig, den regulären Truppen ausdauernden Widerſtand zu leiſten, doch manchen Staatsretter ſich beſinnen machte, ehe er ſich für die Durchführung ſeiner völkerbeglückenden Ideen zum Straßenkampf entſchloß.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Philoſophiſche Studien.

Geſchichte der Logik im Abendlande. Von Dr. Carl Prantl, Prof. an der Univ. u. Mitglied der Akad. zu München. Erſter Band. S. Hirzel. —

Der Organismus der Wiſſenſchaft und die Philoſophie der Geſchichte. Von Adolph Helfferich. Leipzig, Brockhaus. —

Anthropologie. Die Lehre von der menſchlichen Seele. Neubegründet auf naturwiſſenſchaftlichem Wege für Naturforſcher, Seelenärzte und wiſſenſchaftlich Gebildete überhaupt. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. —

Die Pſychologie, als Einleitung in die Individualitätsphiloſophie von Ferdinand Röſe, Dr. phil. und vormals Privatdocent an der Univ. Tübingen. Göttingen, Georg H. Wigand. —

Wenn ſich bei der neuern deutſchen Dichtung unabweislich das Gefühl herausſtellt, daß die alte ſchöpferiſche Kraft, die in den Zeiten Goethes und Schillers ſo herrliche Blüten trieb, nicht mehr in der gleichen Stärke vorhanden iſt, ſo empfinden wir dieſe Abſchwächung bei der Philoſophie in noch viel höherem Grade. Beide Erſcheinungen haben ſo ziemlich denſelben Grund. Das Lebensprincip jener Zeit war das Streben, die Perſönlichkeit nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden, um ihr dadurch eine harmoniſche Abrundung zu geben und ſie zu einem umfaſſenden Lebensgenuß des Univerſums zu befähigen. Die augenblickliche Erfüllung dieſes Strebens gibt die Kunſt, unter den Wiſſenſchaften aber am meiſten diejenige, die das Studium des Details verſchmäht und ſich nur bemüht, das Nervengeflecht der Ideen bloszulegen, um ein Totalbild der Natur und des Geiſtes in großen und kühnen Zügen und Perſpectiven möglich zu machen. Das Centrum der deutſchen Speculation war, eine harmoniſche Weltanſchauung zu gewinnen, als Spiegelbild einer harmoniſch vollendeten Perſönlichkeit. — Man wird uns nicht mißverſtehen, wenn wir in dieſem Streben etwas Dilettantiſches finden. Den Begriff des Dilettantismus hat Goethe mit ſo vollkommener Schärfe und Klarheit auseinandergeſetzt, daß man nur wenig hinzufügen kann. — Er hat mit gleicher Beſtimmtheit die Vorzüge und Nachtheile dieſes univerſellen Bildungstriebs entwickelt, und wenn er, der noch innerhalb des Gedankenkreiſes

seiner Zeit stand, die Anwendung dieses Begriffs auf die Philosophie unterließ, so können wir ihn mit leichter Mühe ergänzen. Die deutsche Bildung hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas Jugendliches, und für uns, die wir bereits in eine andere Sphäre übergetreten sind, liegt darin ein außerordentlicher Reiz, und wir blicken mit einem geheimen Neid auf jenes überquellende Gefühl, auf jenen träumerischen Glauben, der uns selbst versagt ist. Die Jugend, welche das ganze Leben als Totalität empfinden will, blüht nur einmal, und wir Epigonen müssen uns darauf resigniren, daß unser Lebensprincip nicht mehr der harmonische Genuß, sondern die hingebende Arbeit ist. Wir brauchen uns dieser Vollendung nicht zu schämen, denn der rastlos schaffende und wirkende Mann ist in seiner Art eine ebenso vollkommene Erscheinung, als der sehnsuchtsvolle Jüngling, der die ganze Welt umfaßt, weil er noch keine Grenzen sieht; er wird nur dann unschön, wenn er sich vergebens abmüht, die Welt mit den Augen des Jünglings anzuschauen. Die Arbeit verlangt Concentration aller Kräfte auf einen bestimmten Punkt und folglich Sonderung des Wissens und der Fertigkeit. Jenes dilettantische Bestreben, das gesammte Wissen zu umfassen, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts den Denker über die Bildung seiner Zeit erhob, würde ihn heute unter dieselbe herabdrücken.

Der lebhafteste Freund der Philosophie wird nicht ableugnen, daß die Versuche derselben im Laufe des verflossenen halben Jahrhunderts ihr Ziel nicht erreicht haben. Sie haben nach allen Seiten hin anregend und befruchtend gewirkt, aber sie haben das positive Wissen nicht vermehrt. Wir stehen noch heute auf dem Standpunkte Kants; wir müssen noch heute fragen: wieweit ist das menschliche Erkenntnißvermögen berechtigt, seine eignen Gesetze als die Gesetze des Seins festzustellen, und jede Philosophie, die diese Frage umgeht, wird ins Blaue hinausstreben. Dazu kommt noch, daß wir gegenwärtig einen unendlich reichern Schatz von positivem Wissen, den uns die exacten Wissenschaften zuführen, zu verarbeiten und in das Reich der Idee zu erheben haben; Kenntnisse, die kein Philosoph umgehen darf, wenn er sich nicht die bedenklichsten Blößen geben will. Es gibt keine Wissenschaft, die nicht im Lauf des letzten Menschenalters unerhörte Fortschritte gemacht hätte, Naturwissenschaft, Geschichte, Linguistik u. s. w., und es genügt nicht, von den Früchten derselben zu naschen, dasjenige auszuwählen, was in den subjectiven Gedankenkreis paßt, und das andere zu ignoriren. Wenn z. B. Schelling diese Methode in Bezug auf die Naturwissenschaft befolgte, so gab er damit zwar den Fachmännern Anstoß, aber das schadete damals wenig, weil nicht die Fachmänner die Höhe der Bildung repräsentirten, sondern die Dilettanten. Heute ist es aber umgekehrt, und wer heute eine Naturphilosophie schreiben will, hat zu seinem Publicum und zu seinen Richtern nicht

die Goethe und Schiller, die Schlegel und Tieck, ſondern die Naturforſcher von Profeſſion, und wenn er dieſe gewinnen und überzeugen will, ſo muß er die exacte Wiſſenſchaft ſelbſt in ihrer Breite und Tiefe durchforſcht haben. In dieſem Falle wird es aber ſehr zweifelhaft ſein, ob er grade die Form der Naturphiloſophie wählt. Humboldts Kosmos nebſt den erläuternden Werken, die ſich daran knüpfen, Burmeiſters Geſchichte der Erde und ähnliche Werke leiſten im Grunde daſſelbe, was die Naturphiloſophie anſtrebte; ſie geben ein Geſammtbild des Naturlebens, aber ſie geben es in der Form der Anſchauung, nicht in der Form des Begriffs; und mit ſolchen Bildern kann keine Speculation wetteifern.

Für zwei Seiten der Philoſophie iſt dies Verhältniß nicht ungünſtig: einmal für eine Geſchichte der Philoſophie, ſodann für monographiſche Unterſuchungen, namentlich auf pſychologiſchem Gebiet. Die Herrſchaft der Schulen hat aufgehört, der Geſchichtſchreiber wird daher nicht mehr darauf ausgehen, in den einzelnen Leiſtungen auf dem Gebiete der Philoſophie nur dasjenige hervorzuheben, was den verbindenden logiſchen Faden repräſentirt; er wird vielmehr jede einzelne Erſcheinung concret auffaſſen und ihr das Recht widerfahren laſſen, das ihr an und für ſich zukommt. Freilich ſind damit auch wieder ſehr bedeutende Uebelſtände verknüpft.

Wer erinnert ſich nicht mit hohem Genuß an das Bild, welches Hegel von der griechiſchen Philoſophie entworfen hat. Wie A. W. Schlegel in ſeinen dramatiſchen Vorleſungen, entwarf er ſein Gemälde aus der Vogelperſpective. Er faßte nur die Höhen auf und ließ die kleinen Uebergänge unberückſichtigt. Was er gab, war ein Kunſtwerk im größten Stil und vielleicht in keinem andern ſeiner Werke erkennen wir ſo deutlich die Spuren ſeiner Meiſterhand. Freilich fehlt viel daran, daß die Wiſſenſchaft, der es auf eine genaue Copie des Wirklichen ankommen muß, über dies ideale Bild eine gleiche Genugthuung empfinden könnte, und die Kritik, die immer gründlicher in den Gegenſtand eindringt, kann bei demſelben nicht mehr ſtehn bleiben. — Das Werk, welches wir an die Spitze dieſer Betrachtungen geſtellt haben, hat einen durchweg kritiſchen Charakter. Es iſt ein Lehrbuch, welches alles umfaßt, was wir überhaupt über den Gegenſtand wiſſen, und welches in allen Punkten auf die Quellen zurückgeht. Man wird über jede empiriſche Frage den nöthigen Aufſchluß finden. Aber freilich den Eindruck eines Kunſtwerks macht es nicht. Es gibt nicht blos kein ideales Bild, ſondern es iſt aller idealen Auffaſſung feind. Schon die Abſonderung eines beſtimmten Zweiges der Philoſophie, die für den monographiſchen Charakter des Werks berechnet war, macht eine künſtleriſche Vollendung unmöglich. Die Griechen hatten das, was wir als Dilettanten anſtreben. Bei ihnen war Leben und Denken Totalität. Der Sündenfall der Arbeitstheilung blieb einem ſpätern Zeitalter vorbehalten.

Bei ihnen war die Logik noch keine geſonderte Wiſſenſchaft, die neben den andern Disciplinen herging, und die man erſt durch eine künſtliche Encyklopädie mit den verwandten Gebieten vereinigen mußte, und es war ſelbſt noch nicht Ariſtoteles, der dieſe Trennung vollzog, ſondern eigentlich erſt die Ariſtoteliker. Die Griechen waren auch in ihrem Denken Künſtler. Philoſophie und Wiſſenſchaft war bei ihnen identiſch, und wie ihren Dichtern alles Geſtalt, ſo wurde ihren Denkern alles Idee. Indem Profeſſer Prantl dieſe Einheit des Denkens analyſirt, macht er ſich dadurch unmöglich, ein Bild zu geben, mit andern Worten, Geſchichte zu ſchreiben. Sein Buch beſteht aus einer Reihe kritiſcher Monographien, und zwar mit dem beſtimmten Charakter, den man mit dem Begriff der Kritik gewöhnlich verbindet d. h. mit der Neigung, die Schattenſeiten des Gegenſtandes hervorzuheben. Unzweifelhaft hat man in einer Zeit, wo man deutſche Bildung gewaltſam auf die griechiſche zurückführen wollte, die Leiſtungen der griechiſchen Philoſophie im Allgemeinen überſchätzt, und Herr Prantl hat das ſehr richtig herausgeſtellt, ſo daß man, wo er tadelt, ihm faſt immer beipflichten muß. Deshalb kann aber ſeine Geſchichte den Vorzug der objectiven Wahrheit doch nicht unbedingt in Anſpruch nehmen, denn wenn er das Unbedeutende, z. B. die logiſchen Spitzfindigkeiten eines Volks, deſſen mathematiſche Vorkenntniſſe noch nicht völlig genügend waren, mit großer Ausführlichkeit behandelt, ſo gelingt es ihm dagegen nicht immer, die ungeheuern Siege klar zu machen, welche Schritt für Schritt der denkende Geiſt über den empiriſchen Rohſtoff davon trug, und dadurch wird doch die Perſpective des Ganzen einſeitig. Das Buch iſt in gewiſſer Beziehung ein monographiſcher Abſchluß, und kein Gelehrter, der ſich mit dem Gegenſtand beſchäftigt, wird das Studium deſſelben umgehen können; aber als Darſtellung iſt es kein Abſchluß, und um den richtigen Eindruck von dem großen reichbewegten Leben der griechiſchen Philoſophie zu gewinnen, wird man doch wieder zu Hegel zurückkehren müſſen. — Wir haben hier immer nur von griechiſcher Literatur geſprochen, obgleich das Werk auch die Periode der römiſchen Geſchichte umfaßt, weil die philoſophiſchen Schulen in Rom doch im Grunde nur abgeſchwächte Fortſetzungen der griechiſchen Studien waren.

So geeignet der gegenwärtige Stand der Bildung für eine hiſtoriſche Darſtellung der Philoſophie erſcheint, ſo entſchieden widerſpricht er der Aufſtellung eines neuen philoſophiſchen Syſtems, oder, wenn man will, einer philoſophiſchen Encyklopädie. Wie wenig Gelehrte würden heutzutage im Stande ſein, auch nur auf einem beſchränkten Gebiet des Wiſſens eine Encyklopädie zu ſchreiben, die in allen Punkten auf der Höhe der Zeit ſtände; z. B. auf dem Gebiet der Philologie oder der Naturwiſſenſchaften. Eine philoſophiſche Encyklopädie ſoll nun aber ſämmtliche Disciplinen umfaſſen, und für ein ſolches Rieſenwerk würde ſich wol keine Kraft finden, die es auch

nur annäherungsweiſe durchführen könnte. Natürlich ſprechen wir hier nicht von einer Encyklopädie für den Schüler, die denſelben beim Antritt der akademiſchen Carriere befähigen ſoll, ſich auf dem Gebiet, in das er eintritt, ungefähr zu orientiren, ſondern von einer Encyklopädie für den Wiſſenden. Herr Helfferich erklärt zwar in der Vorrede: „Nichts lag mir ferner, als eine philoſophiſche Encyklopädie ſchreiben zu wollen," und ſetzt dann auf der folgenden Seite hinzu: „Der weltgeſchichtliche Proceß der Ideenwelt und deren unmittelbarer Zuſammenhang mit den Thatſachen unſers Selbſtbewußtſeins, dies und nichts Anderes iſt die Aufgabe, deren Löſung ich meinerſeits verſuchte, und den wiſſenſchaftlichen Standpunkt, von dem ich dabei ausging, kann ich nicht verſtändlicher bezeichnen, als das nach Maßgabe meiner Kräfte gewiſſenhafte Bemühen, die Natur der Dinge ſelbſt und vor allem die Natur der menſchlichen Seele zum Worte kommen zu laſſen. Was mir bei den einzelnen Abſchnitten insbeſondere vorſchwebte, das war, den geſchichtlichen Beruf der Philoſophie in das richtige Verhältniß zu bringen mit dem ſich maſſenhaft anſammelnden Stoffe, und damit zugleich die hervorragenden Probleme in die für ſie günſtigſte Perſpective zu rücken." — Indeß was das heißen ſoll, iſt doch nicht ohne weiteres klar, und wenn man ſich nach dem Inhalt umſieht, ſo wird man doch geneigt ſein, die Tendenz in etwas zu ſuchen, was einer Encyklopädie wenigſtens nahe kommt. Der Inhalt zerfällt nämlich in folgende neun Capitel: 1) die Univerſität und die Wiſſenſchaft, 2) der Menſch als Individuum, 3) das Selbſtbewußtſein, 4) die Perſönlichkeit, 5) die Medicin, 6) die Philoſophie, 7) die Philologie, 8) die Rechtswiſſenſchaft, 9) die Theologie. Bei dieſer Eintheilung fällt zunächſt auf, daß hier zwei Gebiete nebeneinander ſtehen, die man nicht wohl coordiniren kann. Man weiß auch nicht recht, warum die Philologie zu den Reihen der Wiſſenſchaft gezählt wird und nicht auch die Mathematik, die Phyſik, die Nationalökonomie ꝛc.; aber wenn man das 2., 3., 4., 7. Capitel in Gedanken wegläßt, ſo ſcheint die Tendenz der Schrift doch auf daſſelbe herauszukommen, was Schelling in ſeiner Methode des akademiſchen Studiums angeſtrebt hat, und das war nichts Anderes als eine Propädeutik zur Encyklopädie der Wiſſenſchaften; nur daß man hier bei dem unendlich größern Umfang ein gründlicheres Eingehen in die Einzelheiten erwartet. Auch die Art und Weiſe, wie er ſeine Stellung zu den Fachgelehrten auffaßt, ſpricht für dieſe Vermuthung. „Wir Philoſophen befinden uns in der Lage, von ſehr Vielem, was der Fleiß der Forſcher zu Tage fördert, Kenntniß nehmen zu müſſen; zumal ein Organismus der Wiſſenſchaft erheiſcht in unſerer Zeit ſchon ein ziemlich belangreiches Material, zu deſſen Beſchaffung ich mich wenigſtens keine Mühe habe verdrießen laſſen, ſo wenig damit geſagt ſein ſoll, daß ſich auch nur eine annähernde Vollſtändigkeit erzielen ließ. Was ich allein für mich anführen kann, iſt, aus den beſten

Quellen geſchöpft und aus den Bauſteinen, die andere mir darboten, einen Gedankenbund aufgeführt zu haben, dem man es anſieht, daß der Verfertiger ſich nicht von der Fülle ſeines Stoffs beherrſchen ließ, vielmehr dieſe zu beherrſchen verſtand. So habe ich mir erlaubt, das großartige Weltenbild, das im „Kosmos" vor dem ſtaunenden Leſer entrollt wird, in ſeinen Grundzügen unverändert in den Text aufzunehmen, weil ich überzeugt bin, daß den humboldtſchen Schilderungen gegenüber ebenſo jede Kritik verſtummen, wie jeder Verſuch, es beſſer zu ſagen, mißlingen muß. Daß ich unter ſolchen Umſtänden für manche Behauptung den Beweis ſchuldig blieb, lag in der Natur meiner Aufgabe: es mußte mir genügen, auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu ſtehen und im Uebrigen mich auf das Billigkeitsgefühl ſachkundiger Beurtheiler zu verlaſſen." — Dieſe Wendung erregt mannigfache Bedenken. Wie ſoll in unſern Tagen jemand auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſtehen, der nicht in ihre Tiefe eingedrungen iſt! Sehr treffend ſagt einmal Mommſen: die Früchte der Wiſſenſchaft gleichen den Aepfeln der Hesperiden, man kann ſie wol zeigen, aber nicht geben. — Auch daß der Kosmos wirklich aufgenommen wird, hätte doch gar keinen Sinn, wenn nicht der Verfaſſer in der That darauf ausginge, was er anſcheinend perhorrescirt: auf eine Encyklopädie der Wiſſenſchaft.

Herr Helfferich macht das Verſtändniß dem Leſer unter anderm auch dadurch ſchwer, daß er in der Form ſeiner Darſtellung nicht gleichmäßig und correct iſt. Zuweilen iſt er ſehr populär und vermeidet ſelbſt die Trivialität nicht, zuweilen ſteht er auf der Höhe der ſpeculativen Sprache; zuweilen verſchmäht er jede Definition, um nicht in abſtracte Begriffe zu verfallen, zuweilen verliert er ſich in einen Luftraum, wo die Wärme und der Athem völlig aufhören. Wir wollen für alles dies Belege anführen. Man höre zunächſt Seite 280 ff. die Definition der Künſte. „Die Beſonderheit der Künſte ſtammt von dem Mittlern, das zwiſchen dem Geiſt und der Materie liegt, dem Raume nämlich und der Zeit. Durch die beſondere Beziehung zu Raum und Zeit nehmen die Künſte als Abzweigungen einer und derſelben Einheit entweder einen vorherrſchend räumlichen oder vorherrſchend zeitlichen Charakter an. Was man bildende Kunſt nennt, hat es zu thun mit der Materie, ſofern ſie im Raume ausgebreitet iſt und durch das Licht ſichtbar wird. Halbwegs äußerlich und zum Theil unvermittelt ſind der ſich ausbreitende Raum und das ihn aufſchließende Licht verknüpft in der Baukunſt: wie ſie die Materie maſſenhaft in den Raum hineinſtellt, ſo iſt auch der Gebrauch, den ſie vom Lichte macht, ein maſſenhafter, entſprechend der für die architektoniſchen Mittel allein erreichbaren Symboliſirung deſſen, was ein Gebäude ſein oder gewähren ſoll, durch das, was es vorſtellt. Alle architektoniſchen Aufführungen ſtehen in einer äußerlich angedeuteten Beziehung zu irgend einer andern, ſei es idealen, ſei

es realen Function des Geiſtes und die harmoniſche Begrenzung allein vermag die blos ſchematiſche Regelmäßigkeit der Form oder figurativen Räumlichkeit zu tilgen . . . In der Lichtnatur der Farbe iſt alles Schein — die aufblitzende Erſcheinung des Gedankens, der ſich unmittelbar in durchſchlagender Präſenz mit der idealen Erregung unſers Gemüths vermählt. Materielle Farbe und geiſtiges Leuchten fließen ineinander und erzeugen jene Sättigung des äſthetiſchen Sinns, der zugleich außer ſich im Raume und bei ſich in heimlicher Abgeſchloſſenheit zu ſein wähnt. Aus der maſſigen Breite des Charakteriſtiſchen in der Sculptur zieht ſich in der Farbe das Leben in ſeine momentanen Aeußerungen zuſammen und erſcheint durchweg individualiſirt: unmittelbar muß es ſich in dem künſtlich nachgebildeten Raume regen und bewegen, es muß die Zeit friſchweg pulſiren durch den ideal ſich ausbreitenden Schein und in dem Beſchauer die ſüße Täuſchung erwecken, die Schwere der Raumdimenſionen ſei aufgehoben in die fließende Succeſſion eines real bewegten Daſeins . . . In den individuellen Lebensäußerungen des Affects hat die bildende Kunſt bereits die äußerſte Grenze des Anſchaulichen erreicht; ſie fängt an muſikaliſch oder, wenn man lieber will, rein lyriſch zu werden. In der Muſik gewinnt die Zeit als ſolche ihren entſprechenden Ausdruck; an den Tonſchwingungen mißt und begrenzt ſie ſich ſelbſt, ohne daß darum der Gedanke unter den durch die ſucceſſiven Tonreihen entſtehenden pathetiſchen Stimmungen das Recht aufgibt, das ihm an alle Kunſterzeugniſſe ohne Ausnahme zuſteht. Die Melodie drückt nichts Anderes aus als einen muſikaliſch gemachten Gedankeninhalt, der jedoch, eingetaucht in das Element des Tons, nirgend zu wirklicher Exiſtenz gelangt, vielmehr durch das Pathos der Melodie immer wieder verſenkt wird in den dunkeln Schooß der Gemüthswelt. In der Muſik ſchwebt alles; die künſtlich erzeugte Zeit wird als Stoff benutzt, um daraus ein harmoniſches Ganzes zu bilden, und wenn ſich die Melodie mit der Linearperſpective in der Malerei vergleichen läßt, ſo erinnert der Rhythmus in Verbindung mit Tempo, Takt und Accent an die Formperſpective, endlich die Harmonie, dieſes Simultane in dem Einklang eines Mannigfaltigen, an die Luftperſpective.“ — Es iſt wol nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß das alles nichts weiter iſt, als ein ſcholaſtiſches Wortgeklapper. Vor einem halben Jahrhundert konnte man freilich glauben, etwas zur Förderung der Aeſthetik beizutragen, wenn man die Kategorien Zeit und Raum zur Claſſification der Künſte benutzte, aber heutzutage ſind wir doch über dieſen Schematismus hinaus. — Uebrigens findet ſich dieſe Deduction in dem Capitel, welches die Ueberſchrift hat: Philologie. Von der Muſik geht der Verfaſſer zur Poeſie, von der Poeſie zur Sprachwiſſenſchaft über, durchweg nach der Methode der Ideenaſſociation. Er gibt kurze Bemerkungen über die Geſchichte der Philologie, wobei von Böckh z. B. geſagt wird, er ſei „von Jugend an begeiſtert

für alles, was den Stempel einer idealen Weltanſchauung trägt, aber ohne den dithyrambiſchen Thyrſus zu ſchwingen." Auch über den Urſprung der Sprachen, ſo wie über die Vergleichung der verſchiedenen Sprachen werden einige Anſichten mitgetheilt. Es iſt das im Grunde ebenſo mißlich, wie mit der Naturwiſſenſchaft, denn auch hier können Anſichten nur einen Werth haben, wenn ſie aus der wirklichen Tiefe der Sprachforſchung hervorgehen. — Von der Sprachvergleichung geht er zur Charakteriſtik der Nationen über, wo wir unter andern durch folgendes Aperçu überraſcht werden. „Sind nicht die Engländer in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit dem indogermaniſchen Stamme nicht grade entfremdet, aber doch zu einem Volke von Sonderlingen geworden, die nun gleichfalls nur mit ſich ſelbſt verglichen ſein wollen? Das oceaniſche Gebiet, wo es wirkt, bedingt Entwicklung der untergeordneten Geiſtes- und Körperkräfte, ſchärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Induſtrie, weckt Handel und Wandel, wobei es wenigſtens fraglich bleibt, ob die inſulare Lage eines Landes überhaupt das höhere Vernunftbewußtſein aufkommen läßt." — Iſt das nun Scherz oder Ernſt? In der That, wir wiſſen es nicht, denn mitunter zeigt ſich ſchon in der Sprache, daß der Verfaſſer den ernſten Gegenſtand durch Humor zu würzen beabſichtigt. Wir könnten auch dafür viele Belege anführen; wir begnügen uns indeß mit der einen Stelle, dem Anfang des Capitels vom Selbſtbewußtſein. „So hätten wir alſo die individuelle Seele, mit der ſich das thieriſche Leben abſchließt, glücklich zur Welt befördert. Das arme Ding! So lange ſie auf Gottes weiter Erde, in dem Winkel, der ihr das Daſein und die Freiheit gab, unangefochten ſich bewegen, ihren Empfindungen, Trieben und Inſtincten nachleben kann, mag ſie ſich recht wohlig und behaglich fühlen. Wenn aber der Menſch, der Herr und noch häufiger der Tyrann der Erde, die arme Seele in ſeine Obhut nimmt, wenn er ſeine erziehende und cultivirende Hand an ſie legt, wenn die Dreſſur der Natur nachhelfen ſoll" u. ſ. w. — Hätte ſich der Verfaſſer mit der beſcheidenen Aufgabe begnügt, Anregungen zu geben, in dem Geſammtgebiet der Wiſſenſchaften auf diejenigen Punkte aufmerkſam zu machen, auf die man bisher gar keine oder eine zu geringe Aufmerkſamkeit verwandte, ſo hätte er uns ein nützliches und auf alle Falle ſelbſtſtändiges Buch gegeben. Er wollte aber die Totalität des wiſſenſchaftlichen Lebens, nicht blos ihrer Form, ſondern ihrem Inhalt nach darſtellen, und das iſt ihm nicht gelungen.

Der Verfaſſer der Individualitätsphiloſophie hat ſein Werk, wie er in dem Nachwort berichtet, mit Aufopferung aller äußern Intereſſen vor mehr als zwanzig Jahren begonnen und ihm freudig ein ſchönes und in jeder Beziehung hoffnungreiches Leben geopfert. „Möge niemand wähnen, dieſes Buch verſtanden zu haben, der es nicht nur gründlich durchgeleſen, ſondern auch einen tüchtigen Verſuch gemacht hat, den Grundſätzen deſſelben ent-

ſprechend längere Zeit zu leben.“ Er verſichert, das praktiſche Reſultat der Individualitätsphiloſophie könne nur der Anfang des goldnen Zeitalters ſein. „Alle bisherige Philoſophie war weſentlich negativer Natur, während unſere ebenſo durch und durch poſitiv iſt; die Philoſophie von Thales bis Reuſchelling war ein mehr oder minder klares und glückliches Forſchen nach der Aufgabe der Philoſophie vermittelſt kritiſcher Zerſetzung deſſen, was bis dahin für die poſitive Aufgabe des menſchlichen Lebens und Strebens galt, unſere Philoſophie ſtrebt dagegen nach der poſitiven Löſung jener endlich erkannten Lebensaufgabe der Philoſophie der Vergangenheit und Zukunft, und zwar nach einer Löſung dieſes Problems durch praktiſche, jener höchſten Lebensaufgabe der Menſchheit entſprechende Umgeſtaltung des Lebens der Völker, wie der einzelnen Menſchen.“ — Mit ähnlichen Verſicherungen hat nun freilich jedes neue Syſtem begonnen, denn wenn es nicht dieſen Glauben hätte, ſo würde es ja überhaupt nicht in die Welt der Erſcheinung treten. Allein wenn dieſes Syſtem auch nicht alles leiſtet, was es verſpricht, ſo geht es doch von einem beherzigenswerthen Grundgedanken aus, indem es den Abſtractionen der hergebrachten Schulphiloſophie das vollkommen gerechtfertigte Bedürfniß nach individuellem Leben entgegenſetzt. Die Sprache iſt klar und entſpricht, mit Ausnahme einzelner Fälle, wo der Verfaſſer die frühere Terminologie mehr äußerlich als innerlich anwendet, dem Gegenſtand, und ſo kann jeder Leſer ſich das Verhältniß ſeiner eignen Ueberzeugungen zu denen des Verfaſſers vollkommen klar machen. —

Das Buch von Fichte dem Jüngern iſt ein höchſt merkwürdiger Beleg für die alte Wahrheit, daß die Extreme ſich berühren. Wir übergehen die einleitenden Verſicherungen von der Unwiderleglichkeit des neuen Syſtems und wenden uns ſogleich zur Hauptſache. — In der Vorrede ſtellt ſich der Verfaſſer als Idealiſt oder vielmehr als Spiritualiſt hin. Er ſpricht von der materialiſtiſchen Richtung mit äußerſter Geringſchätzung und ſtellt den Satz, daß alles Reale, auch das vermeintlich Natürliche nur unſichtbarer, unſinnlicher Beſchaffenheit ſei, und daß die Sinnenwelt einen durchaus nur phänomenalen Charakter habe, an die Spitze ſeiner Philoſophie. Er ſucht nachzuweiſen, daß die ſogenannte ewige Materie durchaus nur der Scheinwelt angehöre, nur Phänomen ſei, einer Wechſeldurchdringung unſinnlicher, qualitativ einfacher Weſen. Man wird daher nicht wenig überraſcht, als an die Spitze der poſitiven Abhandlung S. 184 der Satz tritt: „Real ſein heißt ſeinen Raum und ſeine Zeit ſetzen = erfüllen. Umgekehrt: Raumzeitlichkeit iſt nur die unmittelbare Folge des in ihnen ſich darſtellenden, ſeinen quantitativen Ausdruck ſich gebenden Realen.“ Dieſer Satz, der allenfalls noch mißverſtanden werden könnte, wird dann weiter dadurch noch ſchärfer hervorgehoben, daß die kantſche Auffaſſung von Raum und Zeit als von Formen des Erkenntnißvermögens ver-

worfen wird. Zur vollſtändigen Klarheit aber erhebt er ſich in der Darſtellung des Lebensproceſſes (S. 319). „Iſt der Tod, das Sterben überhaupt, nur als eignes Product des Lebensproceſſes, als Werk der organiſchen Seele zu betrachten, ſo bleibt die Seele ſelbſt ihrer Subſtanz nach das ſchlechthin Uebermächtige über jede Geſtalt deſſelben; denn ſie ſelbſt erzeugt ihn aus ſich, um fortleben, ſich erneuern zu können. . . Die organiſche Seele ſtreift allmälig und definitiv endlich im Tode die Beziehung auf die chemiſche Stoffwelt ab, wie ſie dieſelbe bei ihrer Erzeugung zuerſt aufnahm und im Wachsthum immer tiefer ſich aneignete.“ — Es wird weiter bemerkt, daß auch beim natürlichen Tode die Lebensdauer eine viel längere, etwa hundert Jahr, und der Act des Todes ein viel einfacherer iſt. Daß in den gegenwärtigen Lebenszuſtänden davon ein ſtarkes Drittel uns verloren geht, hat lediglich ſeinen Grund in jener allgemeinen organiſchen Zerrüttung, deren letzte Urſache aus dem Herabgeſunkenſein des geiſtigen Princips in uns unter die herrſchend gewordene Sinnlichkeit zu erklären iſt. — „Der Menſch bleibt nach dem letzten uns ſichtbaren Act des Lebensproceſſes in ſeinem Weſen ganz derſelbe, noch Geiſt und Organiſationskraft, welcher er vorher war. Seine Integrität iſt bewahrt, denn er hat durchaus nichts verloren von dem, was ſein war und zu ſeiner Subſtanz gehörte, während des ſichtbaren Lebens; er kehrt nur im Tode in die unſichtbare Welt zurück, oder vielmehr, da er dieſelbe nie verlaſſen hatte, da ſie das eigentlich Beharrende in allem Sichtbaren iſt, er hat nun eine beſtimmte Form der Sichtbarkeit abgeſtreift.“ (S. 324.) Der Verfaſſer beſchränkt die Fortdauer der Seele nicht auf den Menſchen; er geſteht ſie auch den Thierſeelen bis zu einem gewiſſen Grade zu, nicht minder den Gattungen, welche als ſolche in ihrer unveränderlichen Einfachheit grade das lebenbildende Princip ausmachen. Er geht dann noch weiter und behauptet in richtiger Conſequenz auch die Präexiſtenz der Seelen. „Sicherlich zweifelt niemand an der Präexiſtenz der einfachen chemiſchen Stoffe, ebenſowenig an der Präexiſtenz des Seelentypus einer beſtimmten Thierſpecies. Wenn man der Thatſache ſich erinnert, daß epochenweiſe und in abgetrennten Zeiträumen, nicht auseinander, ſondern hintereinander, alſo ohne Zeugung und jedes ſein eigner Anfang, die einzelnen Thiergeſchlechter und zuletzt der Menſch ins Zeitdaſein getreten ſind, wie anders will man die ungeheure Paradoxie dieſer Thatſache, dieſe factiſche Aufhebung aller gewöhnlichen „Naturgeſetze“ ſich zurechtlegen, als indem man dem Wahne mit Entſchiedenheit entſagt, als ob das Geſchöpf erſt dann entſtehe, wenn es zeitlich-körperlich ſich verſichtbart; indem man erkennt, daß es ſchon unſichtbar, als „Seele“ exiſtiren müſſe, um ſich verleiblichen und ſo in die Kette der Zeugungen eintreten zu können.“

Bis hierher könnte es ſcheinen, als bewegten wir uns noch immer auf

dem Gebiet des ſpeculativen Idealismus; aber bald werden wir von unſerm Irrthum überzeugt. Jene Theorie, daß real ſei, was Zeit und Raum erfülle, macht es nothwendig, ſich auch für die geiſtige Exiſtenz nach einem materiellen Organ umzuſehen. „Wir vermögen den Begriff eines leibloſen, rein ſeelenhaften Forteriſtirens der Menſchen in dem nächſten Zuſtande uns nicht anzueignen, und weder reine Vernunftgründe noch Gründe der Analogie und Erfahrung ſcheinen dafür zu ſprechen, indem dieſer Gedanke, wenn er conſequent gefaßt wird, die unvermeidliche Folge in ſich ſchließen mußte, die ganze innere Bedeutung der Verleiblichung während des gegenwärtigen Lebens wieder aufzuheben und die Seele in denſelben Zuſtand abſtracter Potentialität und bewußtloſer Einfachheit zurückzuverſetzen, in welchem ſie vor dieſem Leben ſich befand. Hier iſt vielmehr der entſcheidende Gedanke überſprungen, der durch den überall ſich aufdrängenden Erfahrungsbegriff des ſtetigen Zuſammenhangs gebieteriſch gefordert und durch alle Erfahrungsanalogien beſtätigt wird: daß wir jenen pneumatiſchen Organismus nicht erſt im künftigen Leben zu gewinnen haben; daß wir ihn als das wahrhaft Subſtantielle unſers äußern Leibes ſchon im gegenwärtigen uns anbilden, und daß der Tod nur den Erfolg haben könne, jenen während eines natur- und geiſtgemäßen Lebens immer mehr erſtarkten und entwickelten innern Leib vollſtändig zur Bewußtheit zu befreien, wie er ſchon in dieſseitigen Zuſtänden vorübergehender relativer Entleibung theilweiſe befreit erſcheint." Und welches iſt nun das Material, aus dem dieſer pneumatiſche Leib der Seelenſubſtanz gebildet wird? „Jenes halb geheimnißvolle Weſen iſt längſt entdeckt, und zwar mit allen Eigenſchaften, welche wir unſererſeits an ihm fordern mußten. Es iſt, was die neuere Phyſik den „Aether" nennt, jene „allverbreitete Materie", die, obſchon an ſich ſelbſt jeder ſinnlichen Auffaſſung unzugänglich, dennoch in allen Naturproceſſen des Lichts, der Wärme, des Schalls, des Magnetismus und der Elektricität das eigentlich Wirkende iſt." „Er ergibt ſich als das eigentliche und unmittelbarſte Organ der Seele, weil er auch hier das Mittel iſt, durch welches ſie die äußere Leiblichkeit und in der äußern Leiblichkeit wirkt. Und ſo böte er auch ganz von ſelbſt die geſuchte Continuität zwiſchen dem Jenſeits und dem Dieſſeits. Er wäre nicht ſowol der Reſt des Leibes, der uns im Tode übrig bleibt, als vielmehr das Weſenhafte und Wirkſame an ihm, das abſolut Leiberzeugende und der allvermittelnde Lebensſtoff. So iſt es keineswegs grundlos oder gewagt, die Vermuthung auszuſprechen: daß wir des äußern Leibes entkleidet — geſchehe dies durch den eigentlichen Tod oder durch gewiſſe analoge Zuſtände während des Lebens, die wir als relative Entleibung anzuſehen haben — durch reine Vermittlung des Aethers percipiren und wirken, gleich wie es auch während des normalen Lebens dieſelbe Vermittlung iſt, jetzt aber gebunden an die engbegrenzten Bedingungen der leiblichen Sinnes- und Bewegungsorgane.

Nur darauf kommt es an, um dieſe Hypotheſe zur Gewißheit zu erheben, ob ſich Thatſachen von hinreichender Zahl und mit genügender Beglaubigung darbieten, welche auf eine ſolche von leiblichen Vermittlungen freie Perceptions- und Wirkungsweiſe der Seele hindeuten. Dergleichen Thatſachen finden ſich nun wirklich: es ſind die bekannten Erſcheinungen, welche in den Zuſtänden des Hellſehens zu allen Zeiten der Beobachtung ſich dargeboten haben." Und nun kann man ſich vorſtellen, was für eine Art amtlich beglaubigter Thatſachen auf den Leſer eindringt: thieriſcher Magnetismus, Somnambulismus, Geiſtererſcheinungen, Od und alles was ſonſt dazu gehört. Das alles ward mit der größten Behaglichkeit als Thatſache conſtatirt. „Im Hellſehen bleibt dennoch ein gemeinſames, wenngleich zunächſt negatives Merkmal nicht zu verkennen: es iſt die bedeutungsvolle Thatſache, daß ſeine Perceptionen durch die Vermittlung der ſpecifiſchen Sinnesnerven nicht gewonnen werden."

Trotz ſeiner Geringſchätzung der Sinnenwelt und der ſinnlichen Wahrnehmung iſt Herr Fichte ein ebenſo ausgeſprochener Materialiſt, als die Herren Vogt, Moleſchott und Büchner, nur daß er die compacte Materie derſelben, welche ſich den Sinnen kund gibt, durch eine ätheriſche Materie erſetzt, zu deren Apperception ein ſechſter Sinn, das ſogenante Hellſehen, gehört. Da er als echter Materialiſt den Begriff der Realität an den Raum knüpft, ſo muß man ſich die Sache ausmalen; man muß ſich vorſtellen, wie die präexiſtirenden und poſteriſtirenden Seelen, außerdem die Gattungen und andere organiſche Realitäten im Raum herumflattern und denſelben einengen, ſo daß man unwillkürlich an die Frage von der Exiſtenz Gottes im Keller, die wir gegen einen Materialiſten anwandten, erinnert wird. Aber der unbefangene Materialismus hat einen ungleich größern Werth, als dieſer ſpiritualiſirte, denn ſeine Sünde liegt doch lediglich darin, daß er ſeine Kategorien auf Dinge anwendet, für die ſie nicht paſſen, während er innerhalb ſeines eignen Gebiets die vollkommene unbedingte Berechtigung in Anſpruch nehmen darf. Dieſe Aetherphiloſophie dagegen ſchwebt im Aether; ein Material, von dem wir nichts wiſſen, deſſen Geſetz wir alſo auch nicht controliren können, und iſt, um nur einige Beſtimmtheit hineinzubringen, genöthigt, ſich zur Apologie jedes Aberglaubens und jeder Phantaſtik herzugeben. Der Idealismus, den wir vertreten, ſucht nicht den Raum, die Zeit und die Materie zu ſpiritualiſiren, ſondern er geht von dem Glauben aus, daß „im Raum das Erhabne nicht wohnt". — Wir fügen dieſer Reihe von Bemerkungen noch die Anzeige eines Buchs hinzu, das inſofern in dieſe Kategorie gehört, als es ſich mit den höchſten Fragen der Natur und der Geſchichte beſchäftigt, das ſich aber von den oben angeführten Büchern weſentlich dadurch unterſcheidet, daß es aus der Tiefe einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Forſchung hervorgeht: —

Die Ungleichheit menſchlicher Racen hauptſächlich vom ſprachwiſſenſchaftlichen Standpunkte, unter beſonderer Berückſichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältniſſe der Völker. Ein ethnologiſcher Verſuch von Auguſt Friedrich Pott. Lemgo und Detmold, Meyerſche Hofbuchhandlung. —

Bei den Schriften dieſes vielumfaſſenden und ſchöpferiſchen Gelehrten wird das Studium dadurch erſchwert, daß es ihm an Architektonik der Gedanken und der Formen fehlt. Seine Geſichtspunkte ſind ſo univerſell, daß ſie ſich ihm gleichzeitig aufdrängen, und den Leſer, dem ſie nicht ebenſo geläufig ſind, in Verwirrung ſetzen. Aber wenn es ihm nicht gegeben iſt, ſeine Logik in der äußerlichen Ordnung ſinnlich darzuſtellen, ſo iſt ſie doch ſeinen Gedanken immanent und macht ſich jedem eindringenden Studium fühlbar. — Das Werk des Grafen Gobineau, welches zunächſt die Entſtehung dieſer Schrift veranlaßt hat, obgleich viel mehr darin ſteht, als zu einer Widerlegung deſſelben nothwendig iſt, behandelt den Menſchen grade wie das Thier, als eine bloße Naturbeſtimmtheit, und führt die ganze Entwicklung der Geſchichte auf die Kreuzungen der Race zurück. Nach ihm gäbe es nur eine echte Menſchenrace, die dazu beſtimmt war, unvermiſcht in abſoluter Vollkommenheit zu verharren, während die übrigen Racen ſich mehr oder minder der Beſtialität näherten. Die Vermiſchung dieſer echten Race mit der unechten ſei nun der Sündenfall der Menſchheit geweſen, und ſeitdem entarte dieſelbe mehr und mehr, bis ſie endlich ganz in Dumpfheit verſinken werde. Herr Pott weiſt nun ſehr ſcharfſinnig nach, daß wir über dieſe Naturbeſtimmtheit der Racen noch viel zu wenig wüßten, um überhaupt ein Urtheil zu fällen, daß aber jene Hypotheſe durch die handgreiflichſten Thatſachen widerlegt werde. Es iſt vorzugsweiſe das linguiſtiſche Gebiet, welches er zu ſeinen Deductionen anwendet, und abgeſehn von der wahrhaft idealiſtiſchen Tendenz des Buchs, welche die ſogenannte Naturbeſtimmtheit in den Kreis zurückdrängt, der ihr gebührt, wird man durch eine Fülle der feinſten ſachlichen Bemerkungen erfreut. Dies iſt der Weg, auf welchem allein eine Wiedergeburt der Philoſophie erreicht werden kann, wenn ſich ein philoſophiſcher Kopf in die Tiefe der wiſſenſchaftlichen Specialforſchung eingräbt und von da aus die allgemeinen Gedanken bereichert.

Chriſtenthum und Heidenthum.

Résumé de l'histoire du christianisme depuis Jésus jusqu'à nos jours. Par de Potter. 2 Vol. Bruxelles, Labroue & Comp.

Der Verfaſſer, berühmt als Führer der radicalen Partei in Belgien zur Zeit der Revolution, gegenwärtig ein 70jähriger Greis, hat 1836 und 1837

eine philoſophiſch-kritiſche Geſchichte des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirchen in acht Bänden geſchrieben, welche in Frankreich und Belgien ein nicht gewöhnliches Aufſehn erregte, in Deutſchland dagegen im Ganzen wenig beachtet wurde, weil man mit den eignen kritiſchen Studien zu ſehr beſchäftigt war. Das gegenwärtige Buch iſt ein Auszug aus jenem größern Werk, in welchem aber auch die Tendenz eine veränderte iſt. Früher der chriſtlichen Religion entſchieden feind, hat er ſich jetzt durch ernſthaftere geſchichtsphiloſophiſche Studien von der hiſtoriſchen Berechtigung derſelben überzeugt, wenn er auch an ihre Bedeutung für die Gegenwart nicht glaubt. Sein Standpunkt iſt der des reinen Deismus; ſeine Auffaſſung der älteſten chriſtlichen Geſchichte entſpricht faſt durchweg der ſtraußſchen, und wenn er zeigt, daß die Dogmatik, wie ſie uns jetzt in unſern ſymboliſchen Büchern vorliegt, ſich nicht gleichzeitig mit den Evangelien ausbildete, ſondern ihre Entwicklung erſt nach Ablauf des zweiten Jahrhunderts fand, ſo ſind dieſe Thatſachen uns bereits bekannt. In der Geſchichte des Mittelalters gibt er ſich Mühe, vom philoſophiſch-ſocialen Standpunkt aus den Sinn der kirchlichen Bewegung zu würdigen und den Männern, von denen ſie ausgingen, gerecht zu werden. Er gibt im Einzelnen darüber manche intereſſante Bemerkung, und die ganze Schrift hat den Vorzug großer Klarheit und Gedrungenheit. Aber einen großen Mangel dürfen wir doch nicht verſchweigen. Potter iſt eine nüchterne, verſtändige Natur, und wenn er von ſeinem Syſtem aus den Sinn der religiöſen Entwicklung zu ergründen ſucht, ſo iſt das doch nur Sache der Reflexion und ſeine Rechtfertigung iſt unvollſtändig, denn er ſchiebt den Führern der Kirche Motive unter, die ſie in der Wirklichkeit nicht gehabt haben, oder deren ſie ſich doch nicht bewußt geworden ſind. Eine befriedigende Geſchichte der Religion wird nur derjenige ſchreiben, der ſie in ſeinem Innern durchgemacht hat; wer nicht ſelbſt, um uns des bibliſchen Ausdrucks zu bedienen, wie Jakob, mit Gott gerungen hat, wem nicht einmal die Verſuchung mit jener dunkeln Macht ein inneres qualvolles Herzensbedürfniß war, der kann dieſe Regung des Gemüths auch bei andern nicht verſtehen. Mit den äußern Wundern der Legende wird man bald fertig, aber jenes innere Wunder der Erweckungen und Viſionen, des Glaubens und der Begeiſterung kann man leichter kritiſiren, als nachfühlen. Bei aller Mühe, höfliche Formen anzuwenden, und zu entſchuldigen, was er nicht loben kann, iſt der Standpunkt des Geſchichtſchreibers doch nur ein äußerlicher und wenn er über das Unbegreifliche nicht fortwährend erſtaunt, ſo liegt das nur darin, daß er es ſich nicht ausführlich ausmalt. Nur eine dichteriſche Natur von der Gewalt Shakeſpeares wird im Stande ſein, jene furchtbare Erſchütterung, die im Gemüth der Menſchheit erfolgen mußte, um das Chriſtenthum zum Glauben der Welt zu machen, nachzufühlen, und nur die Verbindung dieſer Gemüthstiefe mit einem ſouveränen Verſtand und dem Studium

eines ganzen Lebens, welches auch das kleinſte Zeugniß aufſpürt, um ſich von dem Nervengeflecht dieſer Gedanken und Leidenſchaften eine Vorſtellung zu machen, kann dem Gemälde den objectiven realiſtiſchen Charakter geben. Noch iſt die Zeit nicht gekommen, denn noch ſind wir alle viel zu tief in den Kampf der Gegenſätze verſtrickt, um uns unbefangen dieſe hiſtoriſche Macht zu verſinnlichen; wir müſſen ſchon zufrieden ſein, wenn eine glückliche Eingebung wenigſtens auf einzelne Züge jenes rieſenhaften Gemäldes ein überraſchendes Schlaglicht wirft.

Zur Naturgeſchichte des Volks.

Die Geſchichte der Geſellſchaft in ihren neuern Entwicklungen und Problemen. Von Theodor Mundt. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Voigt und Günther. —

Wir haben vor einigen Wochen die bürgerliche Geſellſchaft von Riehl beſprochen. Das gegenwärtige Werk, deſſen erſte Ausgabe 1844 erſchien, läßt ſich als ein Vorläufer derſelben betrachten, wenn auch zwiſchen den politiſchen Ueberzeugungen der Verfaſſer anſcheinend eine weite Kluft liegt. Riehl neigt ſich der äußerſten Reaction, Mundt dem Radicalismus zu; aber ſie haben das Gemeinſame, daß ſie die Begriffe Staat und Geſellſchaft voneinander trennen, und daß ihnen die Verbeſſerung der Geſellſchaft wichtiger erſcheint, als die Verbeſſerung des Staats. Keiner von beiden geht von einer poſitiven feſten Ueberzeugung aus, ſie taſten mehr an den Problemen herum, als daß ſie eine Löſung verſuchten. Bei Riehl überwiegt die hiſtoriſche, bei Mundt die philoſophiſche Bildung. Jener geht von dem deutſchen Leben, dieſer vorzugsweiſe von der franzöſiſchen Bildung aus. Jener ſucht in der Vergangenheit alles dasjenige zuſammen, woraus ſich eine Bild feſter, geſchloſſener und geſicherter Zuſtände gewinnen läßt, dieſer zieht die innern Wirrniſſe ans Licht, die auch in jenen Zeiten nicht fehlten. Riehl iſt im Weſentlichen ein Feind der Induſtrie und des Bürgerthums im modernen Sinne, Mundt ein Apologet deſſelben.

„Der Reichthum, welcher als ein neues Privilegium hier zuerſt in der Geſchichte ſich hervorhebt, er hat jetzt weſentlich eine andre Geſtalt, als in der alten Zeit, wo er vorzugsweiſe als das hiſtoriſch überlieferte Eigenthum der bevorrechteten Claſſen erſcheint. In der neuen Zeit dagegen iſt der Reichthum die flüſſige und bewegliche Macht des Tages geworden, er ſtrömt aus den geöffneten Quellen des freien Lebens ſelbſt auf allen ihm beliebigen Punkten hervor, und indem er durch den Erwerb, der das Eigenthum heute ſo beweglich

gemacht hat, ſich überall als dieſe prächtige bunte Erdenblüte herausdrängt, iſt er der wahrhaft herrſchende Gott des Augenblicks geworden, jener Queckſilbergott, der in allen Adern des heutigen Völkerlebens wühlt, und dem die allgemeinſte Verehrung unter allen Formen bezeugt wird. Der Reichthum der neuen Zeit iſt weſentlich Induſtrialismus geworden, und in dieſem Induſtrialismus, welchen wir bald als den Brennpunkt aller ſocialen Bewegungen werden erkennen müſſen, ſtellt ſich zugleich der entſchiedene Gegenſatz gegen den ariſtokratiſchen Grundbeſitz der alten Zeit heraus. Der alte Adel haftete am Eigenthum, am Territorium, ſo wie die abſolute Monarchie ſelbſt, die darum, weil ſie ſich auf das Recht des Stärkeren bei der Beſitznahme ſtützte, auch vorzugsweiſe als die Eroberungsmonarchie, als das Gouvernement des tel est mon bon plaisir erſcheint. Es war darum dem Adel in alter Zeit ausdrücklich verboten geweſen, Handel zu treiben und Gewerbe zu beginnen, und noch in neuerer Zeit hatte man, auch in Deutſchland, in modernen Adelsſtatuten dies Verbot gegen alle induſtriellen Richtungen des Adels erneuert, wogegen aber die heutige Entwicklung der Ariſtokratie ſelbſt, die in die induſtrielle und finanzielle Speculation einzubiegen angefangen, mehr und mehr ſtreitet."

So ſtark nun dieſe Gegenſätze hervortreten, auf die innere Verwandtſchaft wird man ſofort durch den Ton aufmerkſam gemacht. Der eine wie der andere hat bei ſeinen Studien, gleichviel wie gründlich er ſie treibt, einen feuilletoniſtiſchen Zweck. Es kommt ihm zunächſt darauf an, die intereſſanten Seiten ſeiner Gegenſtände hervorzuheben. Der eigentliche Inhalt erſcheint zwar nicht als gleichgiltig, aber er kommt doch erſt in zweiter Linie. Ein Abſchluß wird nirgend gegeben, ja er wird nicht einmal verſucht. — Bei Mundt haben wir mehr noch als bei Riehl das Gefühl, daß er wol im Stande geweſen wäre, eine wirkliche Geſchichte zu ſchreiben, aber er war durch den ſchnellen Erfolg ſeiner Jugendwerke verführt, nur den Schaum von den Gegenſtänden abzuſchöpfen und die eigentlich wiſſenſchaftliche Unterſuchung für pedantiſch zu halten. Anregungen finden ſich in Maſſe, aber es macht einen peinlichen Eindruck, wenn er viele Dinge blos nach dem Hörenſagen berichtet, bei andern ſich durch eine oberflächliche Stimmung verleiten läßt, blos den Eindruck zu ſchildern, wo es auf das eingehende Verſtändniß ankam, und ſich in ſeinen eignen Ideen fortwährend widerſpricht. Dennoch kann das Publicum manches aus dem Buch lernen, wenn es auch immer nur einzelne Anſchauungen ſind. Eine derſelben wollen wir hier hervorheben, weil ſie bei Fourrier eine Seite hervorhebt, auf die man bisher weniger Gewicht gelegt hat, nämlich ſeine Myſtik.

„Fourrier hat ſich auf einen Standpunkt geſtellt, welcher mit den Anſchauungen der Naturphiloſophie in Deutſchland viele verwandte Elemente

darbietet, und dieſe beſonders auch darin zeigt, daß er überall die Beſtimmungen des einzelnen menſchlichen Daſeins an das Leben des Alls anzuknüpfen ſucht, und dies iſt die Analogie des Seins mit dem All, welche das eigentliche Denkorgan Fourriers ausmacht, und der er ebenſo ſeine tiefſinnigſten und wahrſten Anſchauungen verdankt, als ſie ihn auch in die abenteuerlichſten Erfindungen und Phantasmagorien hineingeſtürzt hat, wie dies ebenfalls der deutſchen Naturphiloſophie begegnet war. In dieſen ſeinen Analogien des Seins mit dem All iſt aber Fourrier zum Beiſpiel ſo weit gegangen, zu behaupten, daß die Frauen den Kaſchmirſhawl dem beſondern Einfluß des Venusgeſtirns verdanken, wie er auch mit großer Beſtimmtheit verſichert hat, daß unter den Blumen die Roſe das Werk Mercurs ſei, und die Hortenſia, das Symbol der Koketterie, durch den Einfluß des Sternbildes der Kleopatra geſchaffen worden. Durch ſolche und ähnliche Phantaſieſpiele, zu denen der ſonſt ſo ehrliche und gewiſſenhafte Denker wie in einem Rauſch ſeines ſchauenden Geiſtes ſich hinreißen läßt, und die meiſt nur eine ſymboliſche Bedeutung haben ſollen, wie wenn er die Milchſtraße als das Analogon der Ehrbegierde, das Planetenſyſtem als das der Liebe angibt, durch dieſe Dinge will er nur die Anſchauung ſeines höchſten Princips gewähren, welches die Einheit der Welt iſt. . . Die eigne Poeſie Fourriers hat ſich beſonders in ſeiner Kosmogonie verherrlicht, indem Fourrier aus dem erreichten Glück der Geſellſchaft, wenn dieſelbe nach ſeinem Plan ſocietär geworden, zugleich eine neue Weltſchöpfung hervorgehen läßt. Wie ſonſt die Mythe in der dunkeln Vergangenheit des Völkerlebens ſich ihr geheimnißvolles Neſt baut, ſo hat ſich Fourrier eine Mythendichtung der Zukunft ausgeſponnen, in welcher er, in dieſem bacchantiſchen Taumel des ſocialen Glücks, das ihn ergreift, ſich ſo phantaſtiſche und koloſſale Gebilde zurechtmacht, daß wir bald in einem alten indiſchen Epos zu leſen glauben, bald den Socialiſten in Gefahr ſehen, ſich auf Koſten ſeiner hohen Ideale in einen Narren zu verwandeln. Die Welt hat nach Fourriers Berechnung eine Dauer von 80,000 Jahren, und ſie iſt bis jetzt nur einmal von Gott erſchaffen, wird aber noch achtzehnmal neue Schöpfungen erleben. Die nächſte Schöpfung wird eintreten, nachdem der Menſch das harmoniſche Geſetz der Geſellſchaft geſunden, und die Erde wird ſich dann zu lauter angenehmen Formen und Elementen für die Menſchheit umgeſtalten. Die Erde, heißt es, wird dann bis zu ihren äußerſten Enden von den Menſchen bebaut und bewohnt werden, und Orangenbäume werden in Sibirien erblühen. Eine Lichtkrone wird ſich dann am Nordpol bilden, dort alle Eisberge hinwegſchmelzen, und an der Stelle derſelben werden ſtolz ſegelnde Schiffe durch die Gewäſſer ziehn. Zu gleicher Zeit wird auch eine plötzliche Umwandlung des Meerwaſſers vor ſich gehn, daſſelbe wird ſeine ſalzigen Theile verlieren, und ſich in ein ſchönes, der Limonade gleiches Getränk

umsetzen, das den Schiffern zu einem erfrischenden Trank dienen wird. Die neuen Schöpfungen, zu welchen sich dann die Natur erheben wird, werden zuerst in diesem umgewandelten Meerwasser beginnen, in welchem alle die gefährlichen Seeungethüme, wie der Hai, das Krokodil, das Flußpferd, entweder aussterben oder sich Gegenarten erzeugen werden, die nur dem Menschen nützlich sein wollen." —

Politische Ferienbetrachtungen.

Welche Zeitung man auch immer aufschlägt, man merkt ihr das drückende Gefühl einer politischen Windstille an, die in ihrer Art für den Journalisten ebenso unbequem ist, als die Windstille auf dem Meer für den Seefahrer. Eine kleine Hoffnung ging in Saragossa auf, aber auch diese hat sich schnell zerschlagen, und wenn nicht Giftmischer und anderes Gesindel die Welt von Zeit zu Zeit daran erinnerten, daß noch nicht alles in Ordnung ist, so wüßten die Zeitungen gar nicht mehr, was sie ihren Lesern erzählen sollten. Mit einem wahren Behagen hat man sich daher der großen heidelberger Katastrophe bemächtigt, und die Idee des Burschenthums ist dadurch plötzlich wieder zu einer Wichtigkeit gekommen, wie es nur zu den Zeiten der Demagogenverfolgungen der Fall war.

Was uns bei dieser Angelegenheit am meisten verwundert hat, sind die ausführlichen Rechtfertigungsschriften des akademischen Senats, die mit einer Schnelligkeit aufeinander folgen, wie die Noten zur Zeit der bregenzer Wirren. Nicht daß wir gegen den Inhalt derselben das Geringste einzuwenden hätten, im Gegentheil, die Sache scheint uns so einleuchtend zu sein, daß wir nur das Eine nicht begreifen können, was die akademischen Behörden veranlassen kann, so viel Worte zu machen.

Vor 1848 betrachtete man die studentischen Verbindungen, Landsmannschaften wie Burschenschaften, als etwas, das eigentlich nicht sein sollte, das man aber stillschweigend ignorirte, weil es zu unwichtig war, um das ernsthafte Einschreiten einer Behörde zu motiviren; ja man nahm sogar jedem neu eintretenden Studenten das Ehrenwort ab, in keine derartige Verbindung zu treten, obgleich man mit Bestimmtheit wußte, daß ein Drittel derselben das Ehrenwort brechen würde. Die Aufhebung dieser unsittlichen Form ist ganz in der Ordnung, aber die sonstigen Veränderungen in der Auffassung des Studentenlebens sind von der Art, daß sie uns außer Fassung setzen.

Der akademische Senat zu Heidelberg verwahrt sich zwar dagegen, den Seniorenconvent als eine gleich berechtigte Behörde, den Corpscomment als

ein gleich berechtigtes Geſetz gelten zu laſſen; aber nicht blos factiſch geht er darauf ein (das kam auch früher vor), ſondern theoretiſch ſetzt er weitläufig auseinander, wie ſehnlich er gewünſcht habe, an das Beſtehende anzuknüpfen, und als das Beſtehende erſcheinen ihm der Seniorenconvent und der Corpscomment. Er ſetzt ferner weitläufig auseinander, daß er die Wichtigkeit des ſtudentiſchen Lebens (d. h. der Commerce, der Pauken u. ſ. w.) nicht verkenne, daß er nur dagegen proteſtiren müſſe, dieſes ſtudentiſche Leben allein und ausſchließlich auf Koſten der ſtudentiſchen Studien zu begünſtigen, und der Ernſt, mit dem er dieſe Fragen behandelt, ſcheint darzuthun, daß das nicht eine bloße captatio benevolentiae ſein ſoll.

Gott ſegne die hiſtoriſche Schule! Sie hat tapfer den Naturwuchs der Zünfte und ähnlicher Genoſſenſchaften vertheidigt, aber daß auch die Corpsverfaſſung in dieſen Naturwuchs mit aufgenommen wird, das iſt doch noch nicht dageweſen. — Sollte man etwa aus der Protection, mit welcher die Kreuzzeitung dieſe Corpsangelegenheit begnadet, ſchließen, daß dieſe Vorſicht und Rückſicht nicht ſowol dem Inſtitut der Corps, als vielmehr den zu denſelben gehörigen Individuen gilt?

Zunächſt wollen wir alſo den Inhalt der akademiſchen Vertheidigungsſchriften gegen ihre Gegner vertreten. Alle Achtung vor den Aeußerungen des jugendlichen Muthwillens, die wir gewiß nicht verkümmern wollen, aber ſie darf nicht ſo weit gehen, das Intereſſe anderer Staatsbürger als gleichgiltig zu betrachten. Die Corpsſtudenten haben in ihrer Rechtfertigungsſchrift ihr Mißfallen darüber ausgeſprochen, daß die Philiſter, welche ſie bei ihrem berühmten Comitat mit allerhand Scherzen beglückten, keinen Spaß verſtehen. Von ihrem Standpunkt aus mag das ganz gerechtfertigt ſein; aber das Geſetz iſt dazu da, den Philiſter, der keinen Spaß verſtehen will, gegen den ſouveränen Muthwillen irgend einer Claſſe zu ſchützen. Der geheime Sinn jener Deduction iſt folgender: Es iſt zweckmäßig, daß die akademiſche Jugend Gelegenheit findet, ihren Muth zu üben; dazu iſt es nöthig, daß ihr Muth einen Gegenſtand finde, folglich ſollen Philiſter, Nachtwächter u. ſ. w. Spaß verſtehen. Mit viel größerm Recht könnte man dieſes Bedürfniß beim Soldatenſtand in Anwendung bringen, dem in Friedenszeiten ja auch die Gelegenheit fehlt, ſeinen Muth zu entwickeln. Glücklicherweiſe ſind aber die Militärgerichte, die in der Vertheidigung ihren Angehörigen einen ſehr großen Spielraum laſſen, noch nicht ſo weit gekommen, ihnen auch zum Angriff das Recht zu geben, und ebenſo haben die akademiſchen Behörden nicht nur das Recht, ſondern die ernſte Pflicht, jedem Eingriff ihrer Untergebenen in die Rechte anderer kräftig zu ſteuern, und ſobald ſich eine organiſirte Maſſe bildet, die dieſes Recht nicht blos beeinträchtigt, ſondern illuſoriſch macht, ſo haben ſie wiederum nicht blos das Recht, ſondern die Pflicht, dieſe Maſſe aufzulöſen. Die Reben-

rückſichten, welche die Vertheidigungsſchrift weiter anführt, daß Corpsſtudenten mehr Schulden machen, als andere, u. ſ. w., ſind dabei vollkommen gleichgiltig. Die Hauptſache in dem vorliegenden Fall war das Comitat, welches die Corps den beiden Relegirten brachten, wodurch ſie alſo eine von dem Geſetz mit ſtrenger Strafe belegte Handlung vor den Augen des geſammten Publicums als eine ehrenvolle bezeichneten. In der Rechtfertigungsſchrift der Corps heißt es zwar, das ſei das gewöhnliche Verfahren, aber das iſt um ſo ſchlimmer; das zeigt nur um ſo deutlicher die Verpflichtung des Senats, ernſthaft einzuſchreiten, nachdem er ſchon viel zu lange Nachſicht geübt.

Aber wir gehen noch weiter als der akademiſche Senat. Daß die Studentenverbindungen in vieler Beziehung auf ihre Angehörigen einen vortheilhaften Einfluß ausüben, daß ſie namentlich für das Leben einen reichen Schatz luſtiger Erinnerungen zurücklaſſen, werden wir nicht verkennen, aber nur unter der Bedingung, wenn ſie beſtändig die ſtrenge Hand des Geſetzes über ſich fühlen. Wir erinnern uns an eine Zeit, wo die Verbindungen verpönt waren, wo man die Mütze nur des Abends aufſetzte und über das Band den Rock zuknöpfte. Commerce, Pauken, Neckereien gegen die Nachtwächter, auch wol mitunter Holzereien mit den andern Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, die ſich des Nachts auf den Straßen bewegen, kamen damals vor, wie jetzt, und wenn jene Claſſen Spaß verſtanden d. h. wenn ſie Schläge durch Schläge erwiederten, ſo war alles in Ordnung; war das aber nicht der Fall, ſo wäre es keinem Studenten in den Sinn gekommen, dem Geſetz gegenüber ein Privilegium in Anſpruch zu nehmen, vielmehr herrſchte im Allgemeinen bei den akademiſchen Gerichten der Grundſatz, daß, wenn Studenten mit andern Staatsbürgern in Conflict kamen, die Präſumtion vorlag, daß die Studenten wahrſcheinlich Unrecht haben würden; eine Präſumtion, die auch ganz in der Ordnung iſt, ſo lange es eine geſonderte akademiſche Gerichtsbarkeit gibt. Die Nachſicht der Behörden ſoll nur ſo weit gehen, daß ſie zwiſchen Muthwillen und böswilliger Abſicht unterſcheidet. Gegen die letztere ſoll ſie eher zu ſtreng, als zu gelind ſein.

Was aber jene Vorzüge des ſogenannten akademiſchen Lebens betrifft, ſo iſt Folgendes dabei zu erinnern. Man ſtellt gewöhnlich den Grundſatz auf, die Jugend muß ſich austoben, und meint, daß renommiſtiſche Studenten die gefügigſten Staatsbeamten geben. Bis zu einem gewiſſen Grade iſt das wahr; es iſt das aber nicht ein Grund dafür, jenes Studentenleben zu begünſtigen, ſondern ein Grund dagegen. Nichts hat der deutſchen Entwicklung ſo geſchadet, als jenes Vorurtheil, die Univerſität ſei eine Epiſode, ein Traumleben, ein Faſching, welches mit der Zeit vorher und mit der Zeit nachher in keinem organiſchen Zuſammenhang ſtände. Der Student gibt alles, was an wahrem und falſchem Idealismus in ihm iſt, in jener Zeit aus, um ſich

ſpäter darauf zu reſigniren, Philiſter zu werden, das heißt, ſich als gleichgiltiges Glied der Staatsmaſchine gebrauchen zu laſſen. Dieſe Anſicht iſt nicht blos falſch und verwerflich, ſondern ſie ſtimmt auch nicht mehr mit den wirklichen Verhältniſſen überein. Früher mochte der Muſenſohn ſich im Gegenſatz gegen das bürgerliche Leben als die höher berechtigte Exiſtenz empfinden; ſeitdem hat aber der Bürgerſtand ſich eine freie, ſelbſtſtändige und gebildete Exiſtenz errungen, und wollte man den Gegenſatz noch ferner aufrecht halten, ſo würde nicht der Bürger, ſondern der Muſenſohn darunter leiden. — Aber das Wichtigſte ſcheint uns zu ſein, daß der künftige Staatsbeamte, der künftige Richter keinen Augenblick ſeines Lebens die Begriffe des Rechts und der Gerechtigkeit aus den Augen verliert. Wenn er in ſeiner Jugend, alſo in der Zeit, an die er am längſten mit Behagen zurückdenkt, von einer beſondern Berechtigung eines einzelnen Standes, von einer Exemtion im ſtrengen Sinne träumt, ſo werden dieſe Träume ſich auch in den Ernſt ſeines ſpätern Lebens zuweilen eindrängen, und er wird ein ſchlechter Bürger werden. So lange man den Muthwillen als das empfindet, was er iſt, als eine Ungeſetzlichkeit, für die man, wenn ſie ernſter Art iſt und wenn ſie entdeckt wird, ſeine Strafe hinnimmt, ſo hat er nicht ſo viel zu ſagen; ſobald man ihn aber als ein Recht in Anſpruch nimmt, wird er ſchädlich für die ganze fernere Entwicklung.

Die Univerſität hat keineswegs den doppelten Zweck, die Studien und das Leben der Studenten zu organiſiren, ſondern ihr Zweck iſt ausſchließlich der erſte. Wenn nebenbei die jungen Leute ſich amuſiren, und um dieſem Amuſement eine gewiſſe Façon zu geben, ſich in Reſſourcen vereinigen, die ſie nach jugendlicher Weiſe durch Symbole ausſchmücken, ſo iſt das ganz in der Ordnung; aber die akademiſchen Behörden dürfen nicht den Wahn aufkommen laſſen, daß dieſe Reſſourcen (gleich viel wie ſie ſich nennen, Corps, Landsmannſchaften, Burſchenſchaften, Kränzchen, Wingolfs u. ſ. w.) organiſche Gliederungen des Staatslebens ſeien. Die ſchärfſte Wachſamkeit haben in dieſer Beziehung die Behörden der kleinen Univerſitätsſtädte auszuüben, die zum Theil von den Studenten leben, und in denen dem Uebermuth der Jugend eine ſervile Claſſe entgegenkommt. In größern Städten, wie Berlin, Leipzig u. ſ. w. corrigiren ſich dergleichen Excentritäten von ſelbſt, denn wo man einen geachteten Bürgerſtand ſich gegenüber ſieht, wird man es ſich nicht einfallen laſſen, ſich für ausſchließlich berechtigt zu halten; wo das aber nicht der Fall iſt, haben die akademiſchen Behörden die Verpflichtung, dieſes Bewußtſein zu ergänzen, denn nichts weniger als die Fortexiſtenz dieſer Anſtalten hängt davon ab, ob ſie das werden, was ſie nach dem Standpunkt unſrer heutigen Culturverhältniſſe ſein müſſen, nämlich höhere Bildungsanſtalten.

Die letzte englische Parlamentssession.

„Reich an Reden, aber arm an Maßregeln," charakterisirt das Hauptorgan der englischen Presse die am 30. Januar eröffnete und am 29. Juli geschlossene diesjährige Parlamentssession, und in der That ist seit langer Zeit kein Parlament vertagt worden, das so viel Zeit auf noch dazu erfolglose Parteidebatten verwendet und seiner Bestimmung, die gesetzgebende Behörde der Nation zu sein, nachzukommen versucht, aber nur in wenigen Fällen entsprochen hat. Der Hauptgrund dieser ungewöhnlichen Erscheinung war, daß in der ersten Hälfte die öffentliche Meinung ganz und gar von der Frage der Fortsetzung oder des Abschlusses des Krieges mit Rußland erfüllt war, und daß nach der Schlichtung dieser Frage die Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine so drohende Gestalt annahmen, daß es eine Zeitlang den Anschein hatte, als ob, wie 1815, die von den Siegen in Europa heimkehrenden Truppen sofort wieder Verwendung in der andern Hemisphäre finden sollten. Dieselbe drohende Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse nahm auch dem Parteikampf viel von seiner Lebendigkeit, denn selbst der rücksichtsloseste Partisan der Opposition trug Bedenken, so eifrig nach dem Siege zu streben, daß ihm mit diesem die Rolle zufiel, mit eigner Hand das Staatsschiff durch die Klippen zu steuern, auf deren Gefährlichkeit er schadenfroh hingewiesen hatte. So kam es denn, das Lord Palmerston in allen Fragen der auswärtigen Politik, trotz der bittern Kritiken, mit denen seine Maßregeln angefochten wurden, glänzende Siege erfocht, während die Opposition in innern Fragen ihm oft empfindliche Niederlagen beibrachte, als wollte sie sich dafür rächen, da sie in Sachen der äußern Politik so machtlos war. Sie war aber eben nur im Verneinen mächtig, da keine ihrer Fractionen groß genug war, um selbst eine Majorität zu bilden und diese nichts Gemeinsames hatte, als den Wunsch, eine Auflösung des Parlaments zu vermeiden, die gewiß erfolgt wäre und die sicherlich zwei Drittel der Mitglieder dem Privatleben zurückgegeben hätte.

Doch bestimmten auch bessere Beweggründe ihre Handlungsweise. Auch die Opposition fühlte sich von der Pflicht durchdrungen, die Stellung des Ministeriums und dadurch den Einfluß Englands während der Friedensverhandlungen in Paris nicht durch vorzeitige Angriffe zu schwächen, und es kam daher während der ganzen Dauer derselben nur zu Plänkeleien. Auch dadurch waren der Opposition die Hände gebunden, daß ihre hauptsächlichsten Führer früher den allzugroßen Kriegseifer Lord Palmerstons getadelt hatten, und jetzt unmöglich über eine zu große Bereitwilligkeit auf Rußlands Anerbietungen einzugehen klagen konnten, da diese Anerbietungen viel mehr enthielten, als sie

ſelbſt früher für vollkommen genügend erklärt hatten. Dagegen ſchien der Fall von Kars, der Rußland einige Entſchädigung für die vielen Niederlagen in dem letzten Kriege gewährt hatte, eine gute Gelegenheit zu geben, die Stellung des Miniſteriums zu ſchwächen. Die Debatte darüber begann im Unterhauſe am 29. April, am Tage vor der feierlichen Proclamation des Friedens. Die Regierung hatte über dieſe Angelegenheit bereits in der erſten Hälfte des März dem Parlamente in einem umfangreichen ſogenannten blauen Buche ſämmtliche Actenſtücke vorgelegt, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich auf die Verhandlungen mit der franzöſiſchen Regierung wegen des nach Kleinaſien zu entſendenden Entſatzcorps bezogen. Ueber den eigentlichen Gründen dieſes Unterlaſſens blieb daher ein Schleier liegen, der aber ſo dünn war, daß jedermann, der die Wahrheit herausfinden wollte, ſie herausfinden mußte, obgleich ſie aus Rückſicht gegen die verbündete Regierung nicht ausdrücklich angegeben war. Die weiſen Staatsmänner, welche die deutſchen Zeitungen gegenwärtig aus London mit Correſpondenzen voll hoher Politik beglücken, haben in dieſem Schweigen eine arge Verrätherei der Verbündeten gegen die Türkei, des Kaiſers Napoleon gegen England, und der engliſchen Miniſter gegen ihr Vaterland herausgewittert, und doch iſt die Sache ſehr einfach und natürlich zugegangen. So lange die Belagerung von Sebaſtopol unentſchieden war, wäre es Thorheit geweſen, die Streitkräfte, die in der Krim zur Erreichung eines weit wichtigern Operationsobjects kaum zureichen wollten, zu theilen, das Unternehmen, das ſchon ſo große Opfer gekoſtet hatte, halb vollendet liegen zu laſſen, und ein neues zu beginnen, das an und für ſich zwar wichtig genug, aber doch von geringerer Wichtigkeit war, als die Vernichtung der eigentlichen Operationsbaſis Rußlands gegen die Türkei: Sebaſtopol. Zwar wäre nach der Erſtürmung Sebaſtopols wol die Rettung von Kars noch möglich geweſen, wenn die Verbündeten ſich entſchloſſen hätten, ein europäiſches Hilfscorps nach Kleinaſien zu entſenden, aber erſt ſchwankte man, ob man nicht lieber den Sieg in der Krim mit Energie verfolgen ſolle, und dann entſchloß man ſich, zwar Entſatz nach Kleinaſien abgehen zu laſſen, konnte aber weder über die Zuſammenſetzung des Truppencorps, das zu der Expedition verwendet, noch über den Weg, den daſſelbe einſchlagen ſollte, einig werden, und verlor die Zeit in Berathung über die beſte Art und Weiſe, zu handeln, bis die Zeit zum Handeln vorüber war — eine Erſcheinung, die bei verbündeten Armeen zu gewöhnlich iſt, als daß man darüber ſich wundern dürfte. An Bemühungen, die türkiſche Regierung zur erfolgreichen Vertheidigung des Platzes in Stand zu ſetzen, an deſſen Erhaltung ihr viel mehr als den Verbündeten und namentlich den Franzoſen liegen mußte, hatte es England nicht fehlen laſſen, und das Miniſterium konnte mit Genugthuung darauf hinweiſen, mit welcher Energie der von ihr abgeſendete Militärcommiſſar General Williams die Ver-

theidigung in die Hand genommen und bis aufs äußerste fortgeführt hatte. Nur auf einen englischen Staatsmann fiel fast einstimmiger Tadel: auf Lord Stratford de Redcliffe, den Gesandten in Konstantinopel, der General Williams nicht die nöthige moralische Unterstützung, die ihn in Stand gesetzt hätte, mit noch größerer Kraft in die zerrütteten militärischen Verhältnisse in Kleinasien einzugreifen, hatte angedeihen lassen. Daß er deshalb nicht abberufen worden, machte die Opposition zum Grunde eines Angriffs auf das Ministerium, das sich damit entschuldigte, es sei der beste Diplomat für diesen Posten; niemand besitze so viel Einfluß bei der türkischen Regierung, so viel Kenntniß der entscheidenden Persönlichkeiten, und niemand entledige sich seiner Functionen mit solchem Erfolge. Zuletzt wurde noch gegen das Ministerium der Vorwurf laut, daß es sich die Sünde der Unwahrheit in seinen Erklärungen vor dem Parlament habe zu Schulden kommen lassen, weil Lord Panmure, der Kriegsminister, am 3. August im Oberhaus erklärt, die Türkei könne sich in Asien gegen den Feind halten, während er in seinen Depeschen eingestanden, daß der Fall von Kars nicht lange mehr zu vermeiden sei — als ob die Minister die verzweifelte Lage der türkischen Armee in Kleinasien zum Besten Rußlands aller Welt hätten verkünden sollen! Das Tadelsvotum, das im Namen der Conservativen Whiteside beantragt hatte, fiel mit 303 gegen 176 Stimmen, und eine der nächsten Folgen war, daß die einzige compacte Fraction der Opposition, die conservative, sich spaltete, da der bedächtigere Theil den Antrag für unzeitig und den Gegenstand für ungeeignet zu einem Angriff erachtet hatte, wie auch der Erfolg zeigte.

Fast unmittelbar an die Debatten über den Fall von Kars schlossen sich die Verhandlungen über den pariser Frieden, die in beiden Häusern am 5. Mai begannen. Er wurde mehr bemäkelt als getadelt, denn man mußte sich gestehen, daß der ursprüngliche Zweck des Kriegs erreicht war, obgleich nicht das, was man im weitern Verlauf desselben als Zweck hineingelegt hatte und was man hätte erreichen können, wenn den jetzt erst vollständig flüssig gewordenen Kriegsmitteln Englands immer noch die Kriegsbereitwilligkeit Frankreichs zur Seite gestanden hätte. In dieser Hinsicht hatte sich aber das Verhältniß vollständig umgekehrt. Das Ministerium Aberdeen hatte widerwillig den Krieg begonnen und war trotz des langen Zögerns von ihm überrascht worden. Heer und Flotte waren weder zahlreich genug, noch eingerichtet für große Operationen. Frankreich hatte den Krieg als eine Erlösung aus der politischen Erstarrung begrüßt und hatte gleich zu Anfang großartige militärische Kräfte entwickelt, welche die seines Nebenbuhlers tief in den Schatten stellten. Aber im Verlauf des Krieges zeigte sich der Unterschied zwischen einer freien Nation, die selbst ihre Angelegenheit leitet, und einem Staatswesen, das der Wille eines Einzelnen lenkt. Das englische Volk eilte seiner

Regierung im Kriegseifer voraus, denn der Krieg wurde ihm zur Nationalsache; das Ministerium konnte kaum genug Anstrengungen verlangen, und was es forderte, wurde ihm auf das bereitwilligste dargebracht. So wenig drückte der Krieg auf seine Finanzen, daß es, obgleich derselbe bereits über 77 Millionen Pfund gekostet hatte, zu einer Zeit, wo der Disconto auf 5 und 6% stand, für eine dreiprocentige Anleihe zu dem außerordentlich günstigen Cours von 93 anstatt 5 Millionen 40 Millionen angeboten erhielt. Mit 22,000 Mann hatte es den Krieg begonnen, und dieses Heer war trotz der zahlreichen Nachsendungen durch die Anstrengung des Winterfeldzugs in der Krim bis auf 11,000 Mann zusammengeschwunden; es war mangelhaft organisirt, schlecht bewaffnet und kriegsungewohnt gewesen. Jetzt standen auf den Höhen von Sebastopol 46 vollzählige Bataillone, aufs beste ausgerüstet, durch zwei überstandene Feldzüge von allen Schlacken gereinigt, mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, und anstatt wie früher mit 48, jetzt mit 86 Geschützen ausgestattet. Noch glanzender war die Flotte umgestaltet, und mit einem neuen, für den Ostseekrieg besonders erbauten Geschwader von leichten Schiffen und zahllosen Kanonenbooten vermehrt, so daß außer der das schwarze Meer beherrschenden Flotte noch eine andre von 221 Segeln verfügbar war, die in der Soiembucht zum Auslaufen nach der Ostsee bereit lag. Frankreichs Herrscher dagegen durfte von dem Lande keine Opfer weiter für einen Krieg verlangen, der nur dazu dienen sollte, seinen Namen zu verherrlichen und dem neugeschaffenen Kaiserthum eine gleichberechtigte Stellung in der Reihe der alten Dynastien zu geben. Die beiden Haupthebel, die er zu diesem Zweck in Bewegung gesetzt hatte, wirkten sich jetzt entgegen. Um den unruhigen Geist der Franzosen von dem Felde der Politik abzulenken, hatte er unter der Firma der Förderung der materiellen Interessen dem Börsenspiel eine Ausdehnung gewinnen lassen, daß es alle verfügbaren Capitalien in Anspruch nahm, und eine Handelskrisis im Anzuge war. Um die Arbeiterbevölkerung in Frieden zu erhalten, waren mit maßloser Verschwendung großartige Bauten unternommen worden, die den Schatz erschöpften und die Mittel zur Unterhaltung der Armee beschränkten, die der Dynastie den zu ihrer Befestigung so wünschenswerthen Kriegsruhm verschaffen sollte. Unter dem Mangel und den infolge mangelhafter Verpflegung eintretenden Krankheiten, welche die englische Armee im ersten Feldzuge decimirt hatten, litt jetzt die französische zu Anfang des dritten Feldzugs in nicht minderem Maße, und die Hilfsquellen, die mit der größern Noth von England aus um so reichlicher geflossen waren, waren jetzt in Frankreich versiegt. Die Flotte, die zu Anfang des Krieges ebenbürtig neben der englischen aufgetreten war, war eben alles, was Frankreich hatte aufbringen können, und mit den gewaltigen Verstärkungen, die England ins Feld führte, konnte Frankreich nicht Schritt halten. Alle die

Neigungen, die der Kaiſer ſeiner innern Politik zu Liebe gefördert hatte, verwehrten ihm die äußere Politik in der Richtung, die er für nothwendig gehalten, weiter zu verfolgen, und er mußte jetzt den Krieg zu einer Zeit beendigen, wo er lange noch nicht das erreicht hatte, was ſein prahleriſches Programm einſt verkündete.

England, das gegen eine Macht wie Rußland, die nur dem Namen nach Seemacht iſt, den Krieg nicht allein führen konnte, mußte ſich den napoleoniſchen Wünſchen fügen, und dem nur halb gedemüthigten Feind den Frieden gewähren. Daß es Rußlands Umſichgreifen nicht noch engere Schranken ſetzte, war kein Fehler des engliſchen Miniſteriums, und deshalb waren die Angriffe der Oppoſition auch nur matt. Sie bezogen ſich auf Nebenfragen: auf das Ungenügende der von Rußland gegebenen Garantien, auf die unterlaſſene Unterſtützung der Tſcherkeſſen, auf die Vereinſamung, in welche der Bundesgenoſſe Sardinien nach der Beendigung des Kriegs in Italien Oeſtreich gegenüber blieb. Einigen Tadel erweckte auch die im Friedenstractat ausgeſprochene Aufgebung des Durchſuchungsrechts, als die Seeherrſchaft Englands beeinträchtigend — eine Conceſſion, die England den fortgeſchrittenen Ideen der Zeit machte und die ihre Frucht tragen wird in dem Aufhören der inſtinctmäßigen Oppoſition der Seemächte zweiten Ranges, die wegen dieſes Rechts während aller Kriege ſich geneigt zeigten, ein Bündniß gegen England zu ſchließen. Im Ganzen mußte aber auch die Oppoſition zugeben, daß der Friede allen billigen Erwartungen entſpreche, und die Dankadreſſe an die Königin ward in beiden Häuſern ohne Abſtimmung angenommen.

Die Differenzen mit Nordamerika ſind bereits in dieſen Blättern ausführlich beſprochen worden, und wir brauchen daher hier nicht darauf zurückzukommen. Die Gefahr eines Kriegs mit den Vereinigten Staaten rief in dem engliſchen Handelsſtande, den ſo ausgedehnte und wichtige Intereſſen mit Amerika verbinden, äußerſt lebhafte Beſorgniſſe hervor, und die Popularität des Miniſteriums litt unter dem Verdacht, daß es eher geneigt ſei, den Zwiſt zu ſchüren als beizulegen. Lord John Ruſſel war der erſte, der es verſuchte, die Stimmung für ſich auszubeuten, und trat als Hüter des freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen England und den Vereinigten Staaten auf. Er erreichte damit ſeinen Zweck, ſich wieder politiſche Bedeutung zu geben, ebenſowenig als durch ſeinen ſpäter vorgelegten Plan eines Erziehungsſyſtems, das im Hauſe vollſtändig Fiasco machte. Ein irländiſches Mitglied, Mr. Moore, verſuchte alsdann nochmals, die Werbeangelegenheit und den Schutz, den Lord Palmerſton den von der nordamerikaniſchen Regierung der Verletzung der Neutralitätsgeſetze angeklagten engliſchen Geſandten, Mr. Crampton, hatte angedeihen laſſen, zum Gegenſtand eines Angriffs auf das Miniſterium zu machen. Doch das Glück, das dieſem bei frühern Gelegenheiten zum Siege verholfen, begleitete es

auch hier und die Mäßigung, mit welcher das Cabinet unterließ, auf die Entlaſſung Cramptons durch die des amerikaniſchen Geſandten Dallos zu antworten und ſich breit erklärte, über die Auslegung des Clayton-Bulwerſchen Vertrags neue Verhandlungen zu eröffnen, brachte nicht nur die Oppoſition zum Schweigen, ſondern erwarb auch in Amerika dem engliſchen Miniſterium das Lob großherzigen und maßvollen Benehmens. „Die Werbeangelegenheit, ſagt ein angeſehenes amerikaniſches Blatt, ward von unſerer Regierung ſo geleitet, daß ſie in England möglichſt größte Gereiztheit erzeugte, ohne daß ſie uns den geringſten Vortheil verſprach. Anſtatt raſch und ſo zu handeln, daß die Frage eine rein perſönliche blieb, wurde ſie ſo geführt und hinausgeſchleppt, daß es für das engliſche Miniſterium eine Ehrenfrage ward, ſeinen Geſandten zu vertreten. Zum Glück iſt dieſer bedrohliche Zwiſt freundſchaftlich geſchlichtet, wie wir uns erlauben zu ſagen, nur durch die großherzige und männliche Weiſe, in welcher Englands Miniſterium und Volk ſie behandelt haben.

Es war dies der letzte Angriff auf das Miniſterium, und jetzt nach dem Schluß des Parlaments ſteht es feſter als zu Anfang der Seſſion. Lord Palmerſton mit allen ſeinen Fehlern und Schwächen hatte ſich doch als der Beherrſcher der Situation gezeigt. Er hatte das Staatsruder zu einer Zeit großer Gefahr und allgemeiner Entmuthigung in die Hand genommen, zu einer Zeit, wo ſelbſt Männer von wohlerworbenem ſtaatsmänniſchen Ruhm ſich bereit gezeigt hatten, ſich mit Preisgebung der Ehre und des politiſchen Zieles der Nation aus der Verlegenheit der Lage zu reißen, hatte einen großen Krieg mit Opfern, aber auch mit Ehren zu Ende geführt und ſie konnte, Dank ſeinen Bemühungen, auf England weiſen als den Staat mit unerſchütterten Finanzen, einem umgebildeten und gekräftigten Heere und einer vermehrten Flotte, noch immer ſchlagfertig zum Kriege, aber auch dem Frieden ſich fügend, der zwar dem Feinde die ſichere Niederlage ſchenkte, doch der Ehre Englands Genüge that. Den frühern Vorwurf in den kleinen Details der Regierung althergebrachter Routine zu ſehr anzuhängen und für ariſtokratiſche Vetterſchaften zu vorſorglich zu ſein, hat er in der letzten Zeit durch mehre glückliche Anſtellungen zu beſeitigen verſucht. Von ſeinen Gehilfen hat am meiſten Ruhm davon getragen Lord Clarendon durch die feſte und zugleich gewandte Art, mit der er die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hat. Sir Georg Lewis hat ſich als Kanzler der Schatzkammer viel Zutrauen durch die feſte, klare und anſpruchsloſe Weiſe erlangt, womit er ſein umfangreiches Geſchäft erledigt hat, und ſelbſt Sir Charles Wood, der als Finanzminiſter der Whigs ſo viel von dem Unterhauſe zu leiden hatte, hat durch die Reorganiſation der Küſtenwache ſeinen Namen mit einer Maßregel verknüpft, welche ſchon in Friedenszeiten für eine tüchtige Reſerve der beſten Seeleute für die Kriegsmarine ſorgt.

Was die Oppoſition betrifft, ſo hat ſie ſich in Nebenfragen zwar nicht

wenig zahlreicher Siege über das Miniſterium zu rühmen gehabt, aber dem Beſitz der Macht iſt ſie dadurch nicht näher gekommen, denn die einzige compacte Partei darunter, die Tories, ſind, ſeitdem die Schutzzollpolitik auf ewig beſeitigt iſt, immer noch um ein Pogramm verlegen und dieſen Mangel erſetzt nicht einmal mehr die alte Disciplin, die früher oft den Mangel an geiſtigen Kräften und einheitlichen Grundſätzen verdecken mußte. Disraeli hat es erfahren müſſen, daß Eſprit und beißender Witz noch nicht zum Parteiführer, geſchweige denn zum Staatsmann qualificiren; nur dem Namen nach iſt er noch das Haupt ſeiner Partei im Unterhauſe und Mr. Walpole, Sir John Pakington und M. Henley ſtreben alle drei danach, ihn zu verdrängen, um ſich dann untereinander um die Führerſchaft zu ſtreiten.

Das Compromiß, zu welchem ſich die Oppoſition bei Gelegenheit der Frage über die Ernennung Lord Wensleydales zum Pair auf Lebenszeit verſtanden, hat ihr ſehr geſchadet. Das Oberhaus iſt bekanntlich der höchſte Appellhof ohne entſprechend mit Juriſten verſorgt zu ſein und muß ſich hinſichtlich der Rechtsgeſchäfte nur auf vier oder fünf alte Barone verlaſſen, die früher allmälig zu den Würden des Lord Kanzlers und Lord Oberrichters emporgeſtiegen ſind, jetzt aber ſelten mehr noch die geiſtige und körperliche Rüſtigkeit beſitzen, die zur ununterbrochenen Ausübung beſchwerlicher richterlicher Functionen gehören. Allerdings könnte die Regierung dieſem Mangel durch die Creirung von erblichen Pairien abhelfen, aber ſchon zu oft haben ausgezeichnete Juriſten aus Mangel an Vermögen es ausgeſchlagen, ihren Familien die ſchwerlaſtende Ehre aufzubürden. Die Regierung wünſchte dieſen Uebelſtand dadurch zu beſeitigen, daß ſie ſechs oder acht ausgezeichneten Rechtsgelehrten allmälig die lebenslängliche Pairie verlieh und wollte mit dem Oberrichter Parke den Anfang machen. Die Lords ſprachen aber dem von der Königin neucreirten Pair auf Lebenszeit das Recht ab, in ihrem Hauſe zu ſitzen und es führte dies zu einer Verhandlung, infolge welcher ſich Lord Derby bereit zeigte, eine beſchränkte Zahl von lebenslänglichen Pairs in das Oberhaus zuzulaſſen und Lord Grenville im Namen der Regierung ſich verpflichtete, über dieſe Zahl nicht hinauszugehen. So entſtand der Plan, im Oberhauſe ſelbſt einen neuen Gerichtshof zu errichten, der dafür bezahlt werden ſollte, die richterlichen Obliegenheiten der Pairs zu erfüllen, welche ſich der Pflicht entledigen wollten, ohne der Ehre, für die höchſten Richter des Landes zu gelten, verluſtig zu gehen. Das Oberhaus war auch damit einverſtanden, das Unterhaus verwarf aber den Antrag rundweg und die ſchwierige Frage ohne Beeinträchtigung der Privilegien der Lords eine arbeitsfähige oberſte Appellationsinſtanz zu errichten, ſo wie die conſtitutionelle Frage, ob die Königin immer noch das früher ohne Zweifel ausgeübte, obgleich lange ſchlummernde Recht beſitzt, Pairs auf Lebenszeit zu ernennen, iſt der nächſten Seſſion zur Löſung vorbehalten.

Correspondenzen.

Aus München. — Die Grenzboten haben in der letzten Zeit Urtheile über W. H. Riehls „Naturgeschichte des Volkes" abgegeben, denen ich, auch wenn Sie mirs erlaubten, nicht widersprechen will; doch gestatten Sie mir vielleicht, einige neue Bemerkungen hinzuzufügen. Nicht unrichtig scheint mir sogleich in jenen Urtheilen eine Aehnlichkeit zwischen Riehl und den Schriftstellern „der sogenannten jungdeutschen Schule unsrer Literatur" behauptet zu werden, nur möchte ich die Eigenschaft der letztern, an welchen er Theil hätte, und andere nicht sowol darin finden, daß sie „außerhalb der politischen Parteien" stehen, als in ihrem Mangel an Charakter überhaupt. Denn was anders ist leider heute das Auszeichnende unsrer Literatur oder das Vorherrschende in ihr, als das sogenannte „Literatenthum" d. h. als eine Schriftstellerwelt, deren Thätigkeit nach außen nicht auf dem auszubildenden menschlichen Charakter der Schreibenden, sondern entweder auf der Trennung von diesem beruht, oder auch auf seine Kosten geübt wird? Nun versteht es sich zwar, daß dieses Literatenthum, so wie es ein Erzeugniß der Zeit ist oder nicht blos den „Literaten" zur Last fällt, auch nicht über einen Kamm zu scheeren sei; es gibt Stufen desselben, und wenn das sogenannte junge Deutschland, unter welchem man sich nicht, wie die Polizei des Bundestages von 1835, vier bis fünf, sondern so viel hundert Schriftsteller zu denken hat, eine der untersten davon ausmacht, so nimmt Riehl jedenfalls eine höhere und vielleicht eine der höchsten ein. Aber daß wir ihn auch so dem Literatenthum beizählen müssen, kann allerdings für kein Lob gelten sollen.

Keiner Partei angehören oder, wie man zu sagen pflegt, über den Parteien stehen, kann nicht zu jeder Zeit Tadel verdienen, denn die Beschaffenheit und Berechtigung der Parteien einer Zeit werden sehr dabei in Anschlag zu bringen sein; unter der Parteilosigkeit der jungdeutschen Schule unsrer Literatur kann daher nur die Unfähigkeit derselben, sei es einer Partei wahrhaft anzugehören, sei es auch über den Parteien zu stehen verstanden werden, und hiervon der Grund eben nur in dem Mangel an Grundsätzen bei ihren einzelnen Gliedern liegen. Wir haben bereits angedeutet, wie viel oder vielmehr wie wenig dies Hrn. Riehl treffe, daß wir ihn aber gleichwol nur für einen, wenn auch noch so geschickten Literaten halten d. h. für einen Schriftsteller, aus dessen Schriften uns kein eigenthümlicher persönlicher Charakter, ohne welchen kein eigenthümlicher schriftstellerischer Charakter möglich sei, entgegentrete.

Es würde uns nicht in den Sinn gekommen sein, diese Ausstellungen zu machen, wäre den Schriften Riehls überall mit dem Maße und der Besonnenheit ihr Lob zu Theil geworden, wie in diesen Blättern, und legte er selbst ihnen nicht in den Vorreden eine Tragweite bei, die sie uns nicht zu haben scheinen. Wenn er aber sogar, z. B. in der Kreuzzeitung, mit Justus Möser verglichen, ja selbst über diesen gestellt ist, so möchte ich wissen, worauf sich ein solches nur gegen Herrn Riehl selbst ungerechtes Urtheil stützen lasse. Justus Mösers schriftstellerische Thätigkeit beruhte ganz auf seinem innern Charakter, er schrieb, was er lebte. Herrn Riehls ausschließliches Geschäft ist, woraus wir ihm durchaus keinen Vorwurf machen, was wir aber als Thatsache anführen müssen, von Jugend an Schreiber

für den Druck gewesen zu sein, und wenn er als geistreicher Mann auch recht gut erkennt, worauf der Schriftsteller aus Beruf, aus innerem Beruf beruhen solle, und deshalb auch seine Schriften als aus seinen persönlichen und besondern Erlebnissen hervorgegangen betrachtet wissen will, so scheint uns dies doch eine große Selbsttäuschung zu sein.

Sind wir, und wir glauben es zu sein, recht berichtet, so studirte Hr. Riehl auf einer der beiden hessischen Universitäten, schrieb schon als Student in frankfurter Blätter, ward gleich darauf beim frankfurter Conversationsblatt angestellt, kritisirte hier die Vorstellungen des frankfurter Stadttheaters ab, redigirte dann mit und neben Berly die frankfurter Oberpostamtszeitung, trat unmittelbar aus diesem Verhältniß in die Redaction der karlsruher Zeitung unter und neben Giehne ein, übernahm dann die Redaction einer nassauer Zeitung, in welcher er zur Verwunderung seiner karlsruher Bekannten und im Widerspruch mit seiner karlsruher Thätigkeit lebhaft für die preußische Union von 1849 Partei nahm. Hierauf soll er einige Zeit hauptsächlich für brockhaussche Institute gearbeitet haben, bis er bei der Allgemeinen Zeitung angestellt wurde, in die er schon länger geschrieben und worin er nun sofort die Ritter vom Geiste Band für Band lobend anzeigte.

Diese Angaben können zugleich zur Ergänzung und Berichtigung der schon anderweitig in öffentlichen Blättern über ihn erschienenen Lebensnachrichten dienen, wir theilten sie aus glaubhafter Quelle mit, um zu zeigen, daß Herr Riehl, wie löblich und anerkennenswerth sein Fleiß auch ist, seinem ganzen Lebenslaufe nach z. B. seine Schilderungen der verschiedenen Stände der Gesellschaft, so des Bauernstandes, nicht aus eignen Erlebnissen, Anschauungen und Erfahrungen, wenigstens des reiferen Alters, geschöpft haben könne, und wenn er das gleichwol sagt und geltend macht, so kennzeichnet auch dies den Literaten, der aus gelegentlichen kleinen Fußwanderungen die größten und weitgreifendsten Ergebnisse der Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gewonnen haben will; etwa wie andere auf einige Wochen nach Paris reisen, um alsbald über dieses und zugleich über ganz Frankreich wie Eingeweihte ihr öffentliches Urtheil abzugeben. Behaupten die Grenzboten, wie ich glaube, mit Recht, daß Riehl der Kreuzzeitungspartei nicht angehöre, womit sie so wenig ein Lob, als einen Tadel über ihn aussprechen, so ist es doch um so bedenklicher, daß er sich des unbedingten Beifalls der letztern, und ihrer klugen wie ihrer dummen Mitglieder erfreut. Ueberhaupt halten wir dafür, er habe in Augsburg, wo er seine „berühmten" Bücher schrieb, die Ergebnisse der allgemeinen Zeiterlebnisse der vorausgegangenen paar Jahre so und so glücklich zusammengefaßt, daß sie, auch ohne daß er von dieser Absicht ausgegangen wäre, der auf jene Jahre folgenden Reaction gefallen mußten. Diese Reaction war natürlich; um so weniger mache ich es ihm zum Vorwurf, daß er, und gewiß nur aus Ueberzeugung, seiner Zeit zur Seite blieb. Ich glaube deshalb aber auch, daß jene Bücher auch nur eine sehr vorübergehende Bedeutung und Wahrheit haben, und daß die letztere mehr auf einer scheinbaren, als tiefen und wirklichen Erfahrung beruhe. Die Grenzboten scheinen mir noch richtig gesagt zu haben, dieselben regten an; nur fragte sichs, wie lange? Mösers Schriften thun das noch heute. Gebe man einem literarisch wie durchs Leben gebildeten Manne die drei Bände des riehlschen Werkes zweimal nacheinander zu lesen, ich bin überzeugt, er hälts nicht aus, ja

Digitized by Google

ich möchte glauben, wer nur den Hauptband, „die bürgerliche Gesellschaft", ganz und mit Aufmerksamkeit gelesen, müsse schon ziemliche Sättigung an dieser Art von Darstellungen empfinden.

Reiseliteratur. Im Englischen ist erschienen: Der Wanderer in Arabien von George T. Lowth. Östliche Bilder, gesammelt auf einer Winterfahrt durch Aegypten und das heilige Land, von Adam Steinmetz Kennard. Reisen in Albanien und andern Provinzen der Türkei in den Jahren 1809 und 1810, von Lord Brougthon. Westliche Wanderungen, oder eine Vergnügungsreise durch Canada, von William Kingston. Eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, von Lieutenant Richard Burton. — A. Dumas, dessen Geschichte jetzt vorzugsweise in der Redaction fremder Arbeiten zu bestehen scheinen, hat ein neues Reisetagebuch herausgegeben: Ald-El-Hamid-Bey, Journal d'un voyage en Arabie, 2 tom. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. — In einem andern Reisebuch: Glace et Neige, épisodes de la vie du Nord, Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp., finden wir lebhafte und anziehende Schilderungen aus den russischen Ostseeprovinzen. — Aus dem Sommer, Reisebilder von Auguste Kurs. Berlin, Sacco. Die Reise geht über Nürnberg, Tirol, Mailand, Verona, Triest, Wien und Prag. Der Ton ist gemüthlich. —

Einen recht interessanten Beitrag zur Reiseliteratur bietet die in Leipzig bei Carl Lorck erscheinende Conversations- und Reisebibliothek. Wir führen hier die Beiträge an, indem wir uns vorbehalten, aus einzelnen derselben, die ein allgemeines Interesse beanspruchen, ausführliche Mittheilungen zu geben: Sicilianische Novellen und Skizzen. Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms. — Finnland und seine Bewohner. Eine historisch-geographische Skizze von Moritz von Lindeman. Mit einem Vorwort von Dr. K. Andrée. — Aus dem Seeleben. Von Basil Hall. A. d. Engl. von W. E. Drugulin. — Ein indischer Königshof. Von einem Mitgliede des Hofstaats zu Audh. (W. Knigthon.) A. d. Engl. von Ludwig Thiele. — Jules Gerard, der Löwenjäger. A. d. Franz. von Dr. A. Diezmann.

Die neueste Lieferung dieser Bibliothek enthält: Von Cöln bis Worms und Speyer. Rheinische Städte und Landschaften. Von F. Gustav Kühne.

Griebens illustrirte Schweiz, Oberitalien, Turin und Genua. Handbuch für Reisende. Nach eigner Anschauung und den besten Hilfsquellen. Mit 75 Illustrationen, einem Panorama vom Rigi, einer Reise- und Gebirgskarte der Schweiz, Specialkarten vom Rigi und vierwaldstädter See, berner Oberland und Chamouny, Plänen von Basel, Zürich, Bern, Genf, Venedig, Mailand und Turin. Berlin, Th. Grieben. — Das Buch ist mit seiner gedrängten und doch vollständigen Beschreibung für Reisende äußerst bequem eingerichtet. Die Illustrationen sind zum Theil dem weberschen Alpenführer entnommen. Die Correctheit und Eleganz der Ausstattung ist zu loben. —

Touristenführer durch die Schweiz. Von S. Walcher. Mit dem Panorama vom Rigi-Kuim u. s. w. Leipzig, J. J. Weber. — Ein zusammengedrängtes, bequemes und dabei elegant ausgestattetes Handbuch. —

Dresdner Gaieriebuch. Ein berathender Führer zur Auffindung und zum Verständniß der Meisterwerke in der königl. Gemäldegalerie zu Dresden.

Digitized by Google

Nach besten Hülfsquellen bearbeitet von einem Kunstfreunde. Dresden, Am Ende. — Das schönste Kleinod der deutschen Kunstanstalten, die dresdner Galerie, hat nun endlich eine Ausstattung gewonnen, die den edlen herrlichen Kern auch nach außen hin würdig repräsentirt. Dresden wird infolge dessen in noch weit höherem Grade als früher der Wallfahrtsort aller Kunstfreunde werden. Um nun den Unerfahrenen in diese Anstalt einzuweihen, reichen die gewöhnlichen Kataloge nicht aus. Der gegenwärtige Versuch ist grade wegen der bescheidenen Form, in der er auftritt, ein sehr dankenswerther. Er gibt sich nicht die Mühe, ein eindringlicheres Studium der Kunst zu ersetzen, aber er deutet wenigstens annäherungsweise das Verhältniß an, in welchem die zu Dresden aufgespeicherten Kunstschätze zu der Entwicklung der Kunst im Allgemeinen stehen, und das genügt für den vorgesteckten Zweck. —

Charaktergemälde aus dem Geschichts- und Kulturleben des deutschen Volkes. Von Friedrich Körner. Zweites Bändchen. Leipzig, Fr. Brandstetter. — Das zweite Bändchen dieses gut geschriebenen Handbuchs enthält die Geschichte des deutschen Kaiserthums unter den sächsischen und fränkischen Regenten, einfach, populär und mit einer anerkennungswerthen Gesinnung dargestellt. —

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde zur Belehrung und Unterhaltung für häusliche Kreise. Bearbeitet und herausgegeben von Louis Thomas. Leipzig, E. Fleischer. — Aehnliche Handbücher sind in der letzten Zeit ziemlich viel erschienen. Das gegenwärtige zeichnet sich sowol durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, als auch namentlich durch das anständige Maß aus, mit dem es die fremden Schriftsteller benutzt; ein Maß, das durchaus nothwendig ist, um ein an sich nützliches und werthvolles Lesebuch von dem Vorwurf des Nachdrucks freizusprechen. —

Brockhaus' Reisebibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. — Wir theilen eine Stelle des Programms mit: „Was wird jeden Reisenden zunächst interessiren? Doch wol das Land, das er eben durchreist. An eigentlichen Reisehandbüchern ist auch in Deutschland kein Mangel und diese werden daher zunächst wenigstens von dem Plan des Unternehmens ausgeschlossen sein. Allein der gebildete Reisende verlangt gewiß mehr, als derartige „Führer" ihm bieten können. Er möchte das Land, das er besucht, näher kennen lernen, über seine Geschichte, seinen Charakter etwas hören. Deshalb sollen in unsern Reisebüchern vor allem Schilderungen und Charakteristiken der von den verschiedenen Routen durchschnittenen oder berührten Gegenden und Ortschaften Deutschlands, ihrer Bevölkerungen, Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen gegeben werden. Solche topographisch-ethnographische Schilderungen können, ohne in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise in vielen Fällen gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten oder als Vorbereitung zu einer Reise benutzt werden; und auch nach derselben sollen sie als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte Werth behalten. Durch Karten und Pläne soll, wo es nöthig ist, der Inhalt dieser Reisebücher erläutert werden." — Von den neuesten Lieferungen liegen uns die Beschreibungen der thüringischen

Eisenbahn von Adolf Bock und der Plan von Leipzig vor, beides vortrefflich und zweckentsprechend ausgeführt. —

Webers illustrirte Reisebibliothek. Leipzig, J. J. Weber. — Von dieser Sammlung liegen uns die beiden Hefte vor: Von Hamburg nach Helgoland, Skizzenbuch von Karl Reinhardt, und: Ein Ausflug nach Rügen, von Gustav Rasch. Beide sind vortrefflich eingerichtet, und wir glauben nur eine Stimme des gesammten Publicums auszudrücken, wenn wir in Betracht des bestimmten Zwecks der flüchtigen Lectüre auf dem unruhigen Dampfwagen den illustrirten Handbüchern den Vorzug geben. —

Pesther Briefe über Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben. Von Demeter Dudumi. Pesth, K. Edelmann. — Leichte Plaudereien, die sich auf der Oberfläche halten, die aber wohl geeignet sind, namentlich den Fremden in den Tagesinteressen der ungarischen Hauptstadt zu orientiren.

Die Staaten von Centralamerika, insbesondere Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Von E. G. Squier, ehemaligem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten von Nordamerika bei den centralamerikanischen Staaten. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree. Leipzig, Lorck. — Ein vortreffliches, mit ebensoviel Gründlichkeit als Verständniß ausgearbeitetes Buch, welches uns über alle Verhältnisse dieses wichtigen Landes den willkommensten Aufschluß gibt. „Im Verlauf der letzten zehn Jahre", sagt der Herausgeber, haben bekanntlich die Verhältnisse des großen Verkehrs eine völlige Umwandlung erfahren, welche zu nicht geringem Theil durch die Goldentdeckungen in Californien und Australien bewirkt worden ist. Schiffahrt und Handel gewannen ganz ungemein an Ausdehnung, und insbesondere hat sich im stillen Ocean und den westamerikanischen Küstenländern ein reges Leben entwickelt. Für Europa und den atlantischen Osten der Vereinigten Staaten Nordamerikas erscheint es von höchstem Belang, mit den pacifischen Regionen eine rasche und sichere Verbindung zu unterhalten; eine solche kann aber nur vermittelst der Passage durch Centralamerika gewonnen werden. Auf dieser großen Landenge bieten sich verschiedene Punkte dar, welche mehr oder weniger zur Herstellung von nassen oder trocknen Straßen geeignet sind. Man hat den Isthmus von Tehuantepec im mexikanischen Gebiete für die Anlage einer Eisenbahn ins Auge gefaßt, aber die Hafenplätze Minatitlan am Coatzacoalcos und Ventosa am stillen Ocean sind unsicher und für den großen Verkehr ungenügend. Man hatte den Plan, einen Kanal durch Nicaragua zu führen und den San Juanfluß sammt dem großen See bei diesem Unternehmen zu benutzen; man ließ ihn jedoch fallen, weil der Kostenaufwand zu hoch erschien, und begnügte sich mit Herstellung einer Dampfschiffahrtslinie von San Juan del Sur nach San Francisco, und von Neuyork und Neuorleans nach San Juan del Norte; die Verbindung zwischen den beiden nicaraguanischen Seehäfen wird auf dem San Juanstrom und dem Nicaraguasee mit Dampfbooten unterhalten, doch so, daß die Strecke vom Seeufer nach San Juan del Sur von den Reisenden über Land zurückgelegt werden muß. Weiter südlich, im Gebiete der Republik Neugranada, verbindet die Panamabahn beide Meere. Die Straßen durch Nicaragua und über Panama vermitteln schon seit Jahren einen großen Theil des Verkehrs zwischen dem Osten

und dem Westen. Demnächst wird eine dritte große Fahrbahn hinzukommen, der Schienenweg durch Honduras, von Puerto-Caballos in schnurgerader Linie nach der Fonseesabai. Diese Route, auf welcher im April 1856 die Vorarbeiten begonnen haben, wird allem Anschein nach einst die beiden andern weit überflügeln und zu einer großen Bedeutung gelangen. . . Freilich müssen zuvor die staatlichen Verhältnisse eine durchgreifende Umgestaltung erfahren haben. Seit einem Menschenalter sind dieselben in einer so entsetzlichen Weise zerrüttet, daß man kaum absieht, wie aus dem Innern dieser Staaten heraus eine Rettung möglich sein könne. Der spanische Creole, insbesondere in Centralamerika, hat sich abgelebt. Er hielt sein Blut nicht rein, bekam von Europa aus keinen frischen Zufluß in erforderlicher Menge, und so entstand ein Mischlings- und Bastardgeschlecht, welches den ohnehin verhältnißmäßig nicht zahlreichen Weißen längst über den Kopf gewachsen ist. Zur Zeit der spanischen Colonialherrschaft lastete auf allen Classen und Farben der gemeinsame Druck des Mutterlandes, und die Kirche hat nichts gethan, was der Volksbildung hätte förderlich sein können. Nachdem die Ansiedelungen ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, wußten sie von ihrer Freiheit keinen verständigen Gebrauch zu machen, und die Bürgerkriege dauern bis auf den heutigen Tag, ohne daß ein Ende sich absehen läßt, wenn nicht die Nordamerikaner den Dingen in Mittelamerika eine andre Wendung und Gestalt geben." —

Literaturgeschichte. — Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt von Eduard Schmidt-Weißenfels. In zwei Bänden. Berlin, C. Heymann. — Der Verfasser stellt in einer ziemlichen Vollständigkeit dasjenige zusammen, was in Frankreich seit der Restauration im Felde des Romans, der Lyrik, des Dramas, der Philosophie, Geschichtschreibung und des Journalismus geleistet ist. Doch sind es zum Theil nur Berichte aus zweiter Hand, und es fehlt nicht an Spuren auffallender Unkenntniß. Was das Urtheil betrifft, so huldigt er mit Bewußtsein einer vollständigen Principlosigkeit, aber es fehlt ihm auch dazu das Recht, denn er besitzt nicht das Talent, durch seine Beobachtung, geschickte Gruppirungen und scharfes Hervorheben der charakteristischen Seiten das Urtheil zu ergänzen. Da es an Büchern nicht fehlt, die diesen Gegenstand behandeln, da namentlich das brockhaussche Conversationslexicon in Bezug auf literarische Notizen das Mögliche leistet, so kann das Buch keine wesentliche Stelle in der Literatur beanspruchen. Ein viel besserer Abriß der neuern französischen Literatur ist im 11. Bande der brockhausschen Gegenwart gegeben. Wir stimmen mit den Urtheilen nicht durchweg überein, aber der Verfasser ist ein Mann von Geist und Bildung. —

Ueber Corneille und Racine als Nachahmer der alten Tragödie, von Friedrich Strehlke. Danzig, Samter. — In der Einleitung zu diesem sehr fleißig geschriebenen Aufsatz sucht der Verfasser zuerst die Richtung zu analysiren, die auf dem französischen Theater vor dem ersten Auftreten Corneilles herrschend war, und geht dann die Hauptwerke der beiden Dichter durch, um zu untersuchen, ob und wie weit sie dem von ihnen theoretisch festgestellten Kunstprincip in der Praxis gefolgt sind. In den Hauptpunkten stimmen wir dem Verfasser bei; wenn er aber meint, daß die Franzosen in Bezug auf die äußere Kunstform die Griechen übertroffen haben, so möchten wir uns doch einige bescheidene Zweifel

erlauben, ſelbſt von dem formalen Standpunkt aus, den der Verfaſſer einnimmt. In formaler Beziehung möchten unter den griechiſchen Tragödien der König Oedipus, unter den franzöſiſchen die Athalie den erſten Rang einnehmen, eine Vergleichung der beiden würde aber wol auch in Bezug auf die Form keinen Zweifel über den Vorzug des griechiſchen Dramas übrig laſſen. —

Die maskirte Literatur der ältern und neuern Sprachen. Bearbeitet und herausgegeben von Emil Weller. Erſter Band. Index pseudonymorum. Wörterbuch der Pſeudonymen oder Verzeichniß aller Autoren, die ſich falſcher Namen bedienten. Leipzig, Falcke und Rößler. — Der Verfaſſer hat mit großem Fleiß die Arbeiten ſeiner Vorgänger benutzt, durch neue Studien erweitert, und ſo ein ſehr bequemes und zweckmäßiges Handbuch hergeſtellt, welches bei literariſchen Arbeiten von größerm Umfang unentbehrlich iſt. —

Friedrich Halm's (Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghauſen) Werke. Wien, Gerold. — Durch den außerordentlichen Erfolg des Fechters von Ravenna iſt der Name dieſes Dichters, der eine ſehr wichtige Stelle in der Geſchichte unſers Theaters einnimmt, dem Publicum wieder ins Gedächtniß gerufen, und es läßt ſich vorausſehen, daß grade in dieſem Augenblick die Sammlung ſeiner Werke einer ſehr empfänglichen Stimmung begegnen wird. Bis jetzt iſt der erſte und dritte Band erſchienen; die ganze Sammlung ſoll aus ſechs Bänden beſtehen und bis Ende October in den Händen der Abnehmer ſein. Der zweite Band wird enthalten: Griſeldis, der Adept, Camoëns; der vierte die Pflegetochter, König und Bauer, der Sohn der Wildniß; der fünfte Sampiero und Donna Maria de Molina; der ſechſte Verbot und Befehl, und der Fechter von Ravenna. Von den bereits erſchienenen Bänden enthält der erſte die Gedichte, der dritte ein Fragment nach Lope de Vega: König Wamba, und zwei Trauerſpiele: Imelda Lambertazzi, zum erſten Mal aufgeführt auf dem wiener Hofburgtheater am 6 Dec. 1838, und Ein mildes Urtheil, aufgeführt am 23. April 1840. Beide Stücke gehören zu den ſchwächern Werken Halms. Zwar iſt im erſten die Intrigue ſehr geſchickt erfunden und durchgeführt, aber man wird zu ſehr an Romeo und Julie erinnert, und dadurch zu einem Vergleich genöthigt, der dem jüngern Dichter nur nachtheilig ſein kann. Der wilde Inhalt wird in Romeo und Julie durch eine Naturgewalt der Leidenſchaft gerechtfertigt, wie wir ſie ſelbſt bei Shakeſpeare nicht häufig antreffen, während bei der ſchillerſchen Form, bei dem Reichthum an Sentenzen, den wir in der Imelda antreffen, der Inhalt nicht die richtige Farbe gewinnt. — Gänzlich verfehlt iſt das zweite Stück. Während ſich Halm ſonſt faſt immer des ſchillerſchen Jambus bedient, hat er dies Mal den halbgereimten vierfüßigen Trochäus, wie ihn Müllner in der Schuld und Grillparzer in der Ahnfrau Calderon nachgebildet haben; ein ſchwerfälliges, ſchleppendes Versmaß, das die dramatiſche Bewegung nicht fördert. Aber auch der Inhalt iſt nicht zu billigen. Zwar iſt das hiſtoriſche Coſtüm dem 11. Jahrhundert entnommen, die Namen und Decorationen ſind angelſächſiſch, aber eigentlich iſt es eine Wiederholung von Kotzebues Menſchenhaß und Reue. Eine Gattin bricht ihrem Gemahl die Treue; dieſer, anſtatt ſie zu tödten, was man bei dem calderonſchen Versmaß zu erwarten berechtigt wäre, begnügt ſich damit, ſie aus ſeiner Gegenwart zu verbannen, und ſie erweiſt ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie ihm in einer großen Gefahr

das Leben rettet. Zwar ist das Stück ein Trauerspiel und Edith kommt also bei dieser Gelegenheit um; aber das Herz ihres Gatten war bereits vollkommen erweicht, er nennt sie Engel, bittet sie gewissermaßen um Verzeihung, und sie wäre ohne jenen Umstand zu Gnaden wieder aufgenommen worden, wie Eulalia Meinau, der sie auch in der Motivirung ihres Vergehens gleichkommt. „Schmeichelkunst hat mich verblendet, nichtger Schwermuth müßger Hang, rascher Jugend Glut und Drang haben mir das Herz gewendet" u. s. w. Eulalia sagt einfacher: „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte." —

Theodor Parkers sämmtliche Werke. Deutsch von Dr. Johannes Ziethen. Zweiter Band. Reden und Predigten aus der Zeit für die Zeit. Leipzig, Voigt und Günther. — Auf die große Bedeutung dieses Schriftstellers für die religiöse Entwicklung Amerikas haben wir bereits bei Gelegenheit der frühern Bände hingewiesen. Der gegenwärtige Band wird auch den deutschen Leser um so mehr interessiren, da er sich nicht in dem gewöhnlichen Thema der Predigten bewegt, sondern bestimmte Culturverhälnisse mit scharfem Verstande und wahrhaft religiösem Gemüth ins Auge faßt. Die Gegenstände, die in denselben behandelt werden, sind nämlich folgende: Das Verhältniß Jesu zu seiner Zeit und zu allen Zeiten; das wahre Ideal einer christlichen Kirche; über den Krieg; über die gefährlichen Gesellschaftsclassen; über die Armuth; Gedanken über die christliche Sonntagsfeier; über die Unsterblichkeit; über die öffentliche Volkserziehung; über den Kaufmannsstand; die Stellung und Pflichten des amerikanischen Gelehrten; die politische Bestimmung Amerikas und die Zeichen der Zeit. —

Die allgemeine Geschichte für Schule und Haus. Von Dr. Karl Wilhelm Böttiger. Zwölfte verbesserte Auflage. Frankf. a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer. — Bei Gelegenheit der vorigen Ausgabe dieses mit Recht allgemein anerkannten Lehrbuchs machten wir die Bemerkung, daß die neueste Geschichte sich für ein Schulbuch nicht eigne, weil man auch beim besten Willen in der Darstellung die Parteifarbe nicht verleugnen kann. Bei der gegenwärtigen Ausgabe ist dieser Theil in der That nun beseitigt worden, und sie macht also einen vollkommen dem Zweck entsprechenden Eindruck. —

Dr. Ernst Chladni der Akustiker. Eine Biographie und geschichtliche Darstellung seiner Entdeckungen von Dr. W. Bernhardt. Wittenberg, F. Mohr. — Eine vortreffliche Monographie des berühmten Physikers, dem wir eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen verdanken. Chladni war 1756 in Wittenberg geboren; seine Entdeckung der Klangfiguren, die für die Gesetze der Akustik epochemachend war, fällt ins Jahr 1790. Er starb zu Breslau 1827. —

Die Chemie des Weines. Von G. J. Mulder. Aus dem Holländischen von Karl Arenz. Leipzig, J. J. Weber. — Das Buch ist nicht blos für den Chemiker von Profession eingerichtet, sondern für das gesammte genußliebende Publicum, dem der Gegenstand immer ein sehr angenehmes Studium bleiben wird. —

Etienne Poll, Enthüllungen aus Bad Homburg und Geheimnisse des dortigen Treibens. Nach dem Französ. bearbeitet von Ferd. Freih. von Biedenfeld. Weimar, Voigt. — Die Enthüllungen sind arg genug, aber sie hätten an ihrer Wirkung nichts verloren, wenn sie einen etwas weniger theatralischen Ton angeschlagen hätten. Wir haben den lebhaften und gewiß sehr gerechtfertigen

Wunſch, daß ſich endlich die öffentliche Meinung übereinſtimmend und rückſichtslos gegen die Privilegirung eines Inſtituts ausſprechen möchte, das nicht blos in ſeinen Folgen, ſondern an ſich ſelbſt unſittlich iſt.

Neue Romane. Chrisna par X. B. Saintine. 3. Bände. Bruxelles et Leipsic, Kiessling, Schnée et Comp. — Die Geſchichte ſpielt 1823, zur Zeit der ſlawiſchen Erhebung in den öſtreichiſch-türkiſchen Grenzlanden. Sie hat ein fremdartiges Anſehn, eine leidenſchaftlich wildbewegte Handlung, durchweg Figuren, die gegen unſre Sitten einen grellen Contraſt bilden, und Ausnahmezuſtände, die man nur durch den Faden der Geſchichte verſteht. Die Erzählung iſt ſehr geſchickt. —

Les frais de la guerre par A. de Bernard. 2. Bände. Bruxelles et Leipsic, Kiessling, Schnée et Comp. — Ein ſehr anziehendes und wohlthuendes Buch, das uns auch inſofern intereſſirt, als wir die Tendenzen unſrer eignen neueſten Literatur darin wiederfinden. Es ſtellt den Kampf zwiſchen dem Landbeſitz und der Induſtrie, zwiſchen dem ariſtokratiſchen Beharren und der bürgerlichen Beweglichkeit dar, mit einem feinen Verſtändniß der Gegenſätze und einem bei den Franzoſen ganz ungewöhnlichen Studium der wirklichen Zuſtände. Die ariſtokratiſche Familie iſt muſterhaft geſchildert, dagegen haben die bürgerlichen Elemente eine nicht ganz ebenbürtige Vertretung gefunden, obgleich der Wechſel der Gegenſätze — der Ariſtokrat, der nach der Induſtrie greift, um ſeinen Stammſitz zu erhalten, und der reich gewordene Induſtrielle, der ſeinem unerquicklichen Geſchäft zu entfliehen ſtrebt, — einen ſehr komiſchen Eindruck macht. Die Liebesepiſode iſt das Schwächſte an dem Buch. —

L'Othon d'or par Elie Berthet. Bruxelles, Schnée & Comp. — Eine höchſt intereſſante, mit einer ſaubern Detailarbeit ausgeführte pſychologiſche Studie, wie man ſie ſonſt nur bei Balzac gewöhnt iſt. Zwei Alterthümler in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt gerathen über eine Goldmünze aus der römiſchen Kaiſerzeit in Conflict, und aus dieſem Conflict gehen die abenteuerlichſten Verwicklungen hervor, die doch durchweg das Gepräge der Naturwahrheit haben. —

Les vrais Parisiens de la décadence par Marc Le-Prevost. 2 Vol. Bruxelles, Schnée & Comp. — Der Roman iſt eine Fortſetzung des bekannten Dramas: Les filles de marbre, welches in Paris ein ſo außerordentliches Aufſehn erregte. Er iſt recht geſchickt erzählt, und man kann überhaupt den franzöſiſchen Novelliſten nicht abſprechen, daß ſie die Liederlichkeit mit einer Virtuoſität ohne Gleichen darzuſtellen wiſſen. Aber es iſt im Ganzen doch ein ſehr unerquicklicher Gegenſtand, und die Geſchichten und Figuren kommen immer auf den nämlichen Typus heraus. Die neuern Romane dieſer Art haben alle einen moraliſchen Ausgang, und ſo kann die Lüſternheit mit gutem Gewiſſen ſich Genüge thun; aber es kommt nicht auf die angeklebte Moral an, ſondern auf den Inhalt des Werkes ſelbſt, und in dieſer Beziehung ſtehen dieſe neuen Erfindungen auf derſelben Stufe mit den liaisons dangereuses, von denen ſie an poetiſcher Kraft bedeutend übertroffen werden. —

Geſammelte Hiſtorien von H. C. Anderſen. Einzige vollſtändige vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe. Leipzig, L. Wiedemann. — Sein gemächlicher Inhalt und ſeine zarten Formen haben den däniſchen Dichter mit Recht zum Liebling

des Damenpublicums gemacht. Man gibt sich gern seinen Phantasiebildern hin, die angenehm die Seele berühren, ohne sie grade stärker zu ergreifen. So frisch und lebendig wie in den Märchen ist der Ton nicht mehr, und wir möchten dem vortrefflichen Dichter wünschen, daß er sich auch in einem andern Genre geltend machen könnte, weil er doch sonst die Manier schwer vermeiden wird. —

Leipziger Lesekabinet. Des Fischers Tochter. Geschichte aus den Dünen von Johann von Rotterdam. Gekrönte Preisnovelle der Gazette von Gent. Aus dem Flämischen von A. Kretschmar. Leipzig, Einhorn. — Die Anlage und Erfindung dieses Genrebildes, das sich gewissermaßen an unsere Dorfgeschichten anschließt, ist vortrefflich. Was dagegen den Ton betrifft, so ist es dem Verfasser nicht gelungen, jene Naturtreue herzustellen, die solchen Bildern doch ausschließlich die Berechtigung gibt. Wir sind zwar mit den Sitten solcher Fischerdörfer aus eigner Anschauung nicht vertraut, möchten aber doch a priori behaupten, daß ein Fischerjunge seiner Braut, die an harte Arbeit gewöhnt ist, nicht die Hand küssen wird. —

Leipziger Lesekabinet. Erlebnisse des Küsters in Danderyd von August Blanche. Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Einhorn. — Niedliche kleine Erzählungen, einem Küster in den Mund gelegt, und mit vieler Naturtreue ausgeführt. Der Verfasser hat das wirkliche Leben mit scharfem Auge angesehen und würde einen noch bessern Eindruck machen, wenn er es verstände, seine eignen Reflexionen mehr zurückzuhalten. —

Leipziger Lesekabinet. Hyperion. Eine abenteuerliche Geschichte von H. W. Longfellow. Deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Einhorn. — Wir haben diese wunderliche Mischung von Reiseerinnerungen und novellistischen Erfindungen schon früher besprochen. Interessant ist alles, was der berühmte amerikanische Dichter schreibt, denn man hat es mit einem sehr geistvollen und gebildeten Mann zu thun. Völlig befriedigt hat uns, mit Ausnahme der Evangelien, kein einziges von seinen größern Werken. Die Uebersetzung ist gelungen. —

Leipziger Lesekabinet. Daheim. Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben von Onkel Adam. (Dr. C. A. Wetterbergh). Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf. 2 Bde. Leipzig, Einhorn. — Eine Erzählung, über deren anspruchslosen und gemüthlichen Ton man gern vergißt, daß der Inhalt nicht eben sehr bedeutend ist. —

Leipziger Lesekabinet. Ernst Linword. Eine Erzählung von Caroline Lee Hentz. Deutsch von Friedrich Thalberg. 3 Bde. Leipzig, Einhorn. — Die Erzählung ist ungefähr in der Manier der Friederike Bremer, ein Porträt einfacher und wenig bewegter Zustände, das man mit noch größerem Behagen anschauen würde, wenn es nicht gar zu breit ausgeführt wäre. —

Leiningen in Dorfbildern geschildert für das Volk von O. Glaubrecht. Zweite Auflage. Frankf. a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer. — Ein böses Jahr. Erzählung für das Volk von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer. — Innerhalb der Literatur der Dorfgeschichten nehmen diese beiden Bücher einen ehrenvollen Rang ein; abgesehen von manchen positiven Verdiensten, kommt ihnen auch das negative zu, daß sie der Ori-

ginalitätſucht, die ſich bei dieſem Genre leicht einſtellt, nur einen ſehr beſchränkten Raum geben. —

Neues Leben. Novelle in drei Bänden. Von Theodor Mügge. Prag und Leipzig, Expedition des Albums. — In Aſraja und andern Romanen, bei denen die Schilderung fremdartiger Naturzuſtände zu Grunde liegt, hat Mügge neuerdings ein ſehr beachtenswerthes Talent entwickelt, und es wäre deshalb zu wünſchen, daß er auf dieſem Wege fortführe. Der neue Verſuch, das gewöhnliche Familienleben zu erklären, iſt ihm nicht gelungen. Man kann ihm keine Verſtöße gegen die Wirklichkeit nachweiſen, man kann auch das ſittliche Urtheil nicht anfechten, das ſich mittelbar darin ausſpricht, allein es fehlt jenes höhere Intereſſe, welches in einem bloßen Porträt des Gewöhnlichen überhaupt nie vorhanden ſein kann; denn wenn wir auch in dieſer Beziehung dem Roman größere Rechte zugeſtehen, als irgend einer andern Dichtungsart, ſo verlangt doch auch der Roman ſeine Idealität. —

Die ſchöne Aurora (Gräfin von Königsmark). Nach dem Franzöſiſchen der Gräfin Daſh von Konrad von Merane. 3 Bde., Leipzig, Einhorn. (Leipziger Leſecabinet.) — Das Material dieſes Buchs iſt wol ausſchließlich aus dem bekannten Werk von Palmblad genommen. Die Verfaſſerin hat es nicht ungeſchickt gruppirt, und da ohnehin die abenteuerliche Geſchichte der Familie Königsmark einen großen romantiſchen Reiz darbietet, ſo gewährt es eine ſehr intereſſante Lectüre. —

Engliſche Literatur. — Narrative of an Exploring Voyage up the Rivers Kwora and Binue in 1854 by W. Baikie. — Gleichzeitig mit der Beförderung der Richardſon-Barthſchen Expedition in das Innere von Afrika von der Nordküſte dieſes Welttheils aus hatte die engliſche Regierung trotz des traurigen Ausgangs der Nigerexpedition des Jahres 1841 auch den alten Plan wieder aufgenommen, von der weſtlichen Küſte Afrikas in das Innere vorzudringen, namentlich um über die vermuthete Identität des in ſeinem oberen Lauf von früheren Reiſenden entdeckten Binueſluſſes mit dem unter dem Namen Tſadda bekannten Arm des Quorra oder Niger ins Klare zu kommen, endlich auch, um womöglich ſich mit der obenerwähnten, von Norden vordringenden Expedition in Verbindung zu ſetzen. Die geographiſche Geſellſchaft organiſirte das Unternehmen und die Regierung rüſtete zu dem Zwecke den Schraubenſchooner Plejade aus. Beecroft aber, der engliſche Conſul auf Fernando-Po, der an die Spitze der Expedition treten ſollte, war geſtorben, als die Plejade dieſe Inſel erreichte, der für die Expedition beſtimmte Naturforſcher Dr. Bleek konnte krankheitshalber die Reiſe nicht fortſetzen und der Arzt, Dr. Baikie, übernahm nun die Führung. Er iſt der Herausgeber des vorliegenden Buches, das außer mancherlei wichtigen geographiſchen Entdeckungen über den Lauf des Binue oder Tſadda viel Intereſſantes und Neues über die verſchiedenen Negerſtämme jener Gegenden, über die Sprach- und über die Handelsverhältniſſe dieſes Theiles des innern Afrikas enthält. Die Beſchreibung der Reiſe durch die Sumpfniederungen des mittelafrikaniſchen Stroms, deſſen Landſchaft ſogar nur ſelten durch einige Höhenzüge Abwechſelung erhält, leidet etwas an Einförmigkeit. Der Dampfſchooner verfolgt langſam ſeinen Weg durch die lagunenartigen Stromſtrecken zwiſchen Ufern mit Dſchungeln, Palmen oder Bananenpflanzungen bewachſen. Das

kleine Boot hängt unter dem Bugſpriet und ein Matroſe ſteht darin, beſtändig mit Lootſen beſchäftigt, denn die Schiffahrt wird durch häufige Untiefen behindert. Dr. Baikie macht beſtändige Bootexcurſionen in Buchten oder Nebenarme des Fluſſes, entweder um Beobachtungen zu machen, oder in die am Ufer liegenden Dörfer; Kanots, mit Palmöl beladen, gleiten darüber. Am Ufer verlaſſen tättowirte Wilde, in geſtreifte Kalikos gekleidet, ihre Hütten und bringen Geflügel, eine Ziege, Yamwurzeln oder Cocosnüſſe, die ſie gern gegen Flaſchen, meſſingene Tabaksdoſen oder grellbunte Tücher vertauſchen. Im Ganzen verläuft die Reiſe ohne Abenteuer, wenn man nicht die Störung der mit der Aufnahme der Sonnenhöhe beſchäftigten Reiſenden durch eine Heerde Flußpferde oder das kleine Scharmützel mit einem Negerſtamme, der mehr Mißtrauen und Raubſucht als die übrigen zeigt, dazu rechnen will. Die Expedition explorirte in ihrer 16wöchentlichen Reiſe einen guten Theil des Benue und ſtellte ſeine Einmündung (als Tſadda) in den Niger oder Quorra feſt, mußte aber ſchließlich wegen wachſender Feindſeligkeit der Uferbewohner und wegen des Eintretens der Regenzeit, die den Fluß in einen uferloſen, gefährlich zu beſchiffenden Landſee verwandelt, umkehren. Der Reiſebericht iſt auf Anlaß der engliſchen Regierung herausgegeben.

Erklärung. Herr Profeſſor Biedermann polemiſirt in mehrern Zeitungen gegen eine frühere Aeußerung der Grenzboten, über die wir uns ſchon in Heft 30 ausführlich ausgeſprochen haben. Indem wir uns alles Eingehens auf Perſönlichkeiten enthalten, bemerken wir hier nur Folgendes. Die Streitfrage dreht ſich nicht, wie Herr Biedermann vorgibt, um Thatſachen, ſondern um Begriffsbeſtimmungen. Von einer Verfaſſung, welche einem aus zwei Häuſern zuſammengeſetzten Parlament, von denen das eine unmittelbar, das andere mittelbar aus dem Volk hervorgegangen iſt, nicht blos die organiſche Geſetzgebung in den Bundesangelegenheiten, ſondern auch die Ausübung der wichtigſten Souveränetätsrechte anvertraut, behaupten wir, ſie habe eine republikaniſche Spitze, Herr Biedermann meint, ſie habe eine monarchiſche Spitze. Wenn das gegenwärtige Stimmverhältniß der Bundesverſammlung, welches bei der jetzigen Verfaſſung, wo zu allen organiſchen Beſchlüſſen Stimmeneinhelligkeit erfordert wird, vollkommen gleichgiltig iſt, auf die neu projectirte Verfaſſung angewendet wird, wo in organiſchen Beſchlüſſen Stimmenmehrheit entſcheidet, ſo iſt Herr Biedermann der Anſicht, die Sache bleibe dieſelbe, wir meinen dagegen, ſie gehe in das Gegentheil über. Ueber dieſe und andere Begriffsbeſtimmungen uns mit Herrn Profeſſor Biedermann in Erörterungen einzulaſſen, iſt ein hoffnungsloſes Unternehmen; wir geben es daher auf.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das deutsche Theaterjahr 1855—56.

1.

Aus Frankfurt a. M.

Verfall der Darstellungskunst, Entwürdigung der Theaterkritik, Mangel an dramatischem Interesse im Publicum, innere Zersetzung des Schauspielerstandes u. s. w. — so lauten ungefähr die Schlagworte, mit denen man seit Jahren jede Besprechung des Theaterwesens von vornherein ablehnt. Wir Deutsche sind ja so geartet, daß wir zwar jeglichen Mißwachs ästhetischen Lebens bitter tadeln, auch stets die höchsten Anforderungen an die künstlerische Production stellen, aber für diese höchst förderliche Theilnahme als selbstverständlich erachten, daß die Kunst sich nur um ihrer selbst willen übe, eine ernsthafte und anerkennende Unterstützung vom Publicum gar nicht erwarte, dennoch in höchster Vollendung und vollster Rüstung aller Hilfsmittel dastehe, wenn es ja einmal jemandem einfällt, in unausgefüllten Freistunden sich beiläufig um sie zu kümmern; Fremdländisches dagegen schon bei geringerem Werthe freudig begrüßen, einen etwaigen selbstständigen Aufschwung einheimischer Kunst consequent bezweifeln, wenn er trotzdem unzweifelhaft, ihn als mögliche Abirrung vom rechten Wege mit verdächtigenden Warnungen bewillkommnen — das heißt man praktisches Interesse nehmen.

Auf diese Weise und mit dieser Art ists mit dem deutschen Theater dahin gekommen, wo wir stehen. Und nun vollends die letzte Theatersaison? Es ist ja bekannt, daß sie sich selbst in der Kümmerlichkeit der letzten Jahre durch ihre besondere Unfruchtbarkeit an Productionen oder sonstigen Ereignissen auszeichnete. Davon soll die Rede sein! Und noch dazu nicht einmal von Sternen, Perlen, Philomenen, Geniussen und derlei mythologischen Erscheinungen des bretternen Olympo! Nein, ganz einfach und schlicht bürgerlich vom deutschen Theater, wie es eben ist, von seinen häuslichen Zuständen, von seinem Alltagskleid und seinem Sonntagsputz, zuerst jedoch von den Künstlern und Nichtkünstlern, die dazu gehören.

Scheinbar ists eine große Zahl und scheinbar zieht man allzuweite Kreise, wenn man sagt, es handelt sich dabei um etwa 20—22,000 Personen. Denn im heinrichsschen Jahrbuch werden sich nur etwa 5800 „Künstler und Künstlerinnen"

vorfinden, und 8000 selbst dann nicht ganz erreicht werden, wenn man auch die Chöre, Statisten und Orchester hinzufügt. Wer aber das Theater und die Eigenthümlichkeiten seiner Bedürfnisse kennt, dem ist es ebensowenig unbekannt, daß auch die ganze große Schar der Bediensteten, Arbeiter, Handwerker bei den Bühnen mit zu den sogenannten „Theaterleuten" gerechnet werden muß. Denn die Art ihrer Beschäftigung und Arbeit weicht im Allgemeinen so außerordentlich vom gewöhnlichen bürgerlichen Betriebe gleichnamiger Geschäfte ab, daß sie, wenn einmal beim Theater beschäftigt, gewöhnlich mit ihrer ganzen materiellen Existenz daran gebunden sind. Der trefflichste Theaterschneider ist sehr häufig kein guter Kleidermacher für das bürgerliche Leben, der Theaterzimmermann paßt nicht für die gewöhnliche Arbeit seiner Handwerksgenossen u. s. w., wie denn wieder die geschicktesten unter diesen sich höchst selten in die Theaterbedürfnisse zu finden wissen. Es gehört auch dazu eine gewisse angeborene Anlage. Das erstreckt sich selbst auf den Theaterfriseur, die Garderobeleute, Ankleider u. s. w. Dazu kommt, daß der eigenthümlich fesselnde Reiz des Theatergetriebes auf derartige Leute meist noch magischer wirkt, als auf Menschen von höherer Bildung, während ihnen namentlich in kleinern Städten und wieder vorzugsweise am Nord- und Südrande Deutschlands in den bürgerlichen Kreisen auch noch recht häufig die unbezwungene Voreingenommenheit gegen alles entgegensteht, was „vom Theater" ist und mit den „Komödianten" zusammenhängt.

Je souveräner aber das Urtheil über das eigentliche Theaterpersonal abspricht, desto mehr sollte man doch daran denken, daß damit auch zugleich die Existenz vieler Tausende berührt wird, von denen nur sehr Einzelne, und diese recht oft mehr durch Laune, Glücksgunst, Naturgaben und außertheatralische Eigenschaften, als durch wirkliche Künstlerschaft auf die sonnige Höhe des Glücks gestellt sind. Diese Tausende sind in Deutschland — wie jüngsthin eine statistische Notiz öffentlicher Blätter besagte — an 167 Bühneninstituten vertheilt. In den dreißig und etlichen deutschen Vaterländern haben wir 19 Hoftheater, unter denen dennoch blos 3—4 als Bühnen größten Stiles zu rechnen sind, nicht allein in der Residenz maßgebend, sondern über diese hinauswirkend auf weitere Kreise. Unter den dreizehn Stadttheatern sogenannten ersten Ranges nimmt Breslau durch seine materiellen Mittel die begünstigtste Stellung ein. Nach welcher Norm man ferner 28 städtische Theater zweiten Ranges von 39 der dritten Rangordnung abscheiden will, vermögen wir nicht zu bestimmen. Denn solche Verhältnisse wechseln oft nach Jahrgängen und andern Zufälligkeiten. Ebenso dehnbar erscheint der Begriff „reisende Gesellschaften", deren 67, darunter 20 „gut situirt" genannt werden. Denn wozu gehören solche Unternehmen, deren Vorstellungen nach einem gewissen Turnus in einem bestimmten Städtekreis stattfinden? Wozu selbst solche

Bühnen, welche etwa mit ihrem Opern- und Schauspielperſonal abwechſelnd in mehren Städten gleichzeitige Vorſtellungen geben? Wozu rechnen wir ſogar die königsberger Bühne, welche bekanntlich ſommersüber monatweiſe in Memel und andern Städten ſpielt? Man muß ſich da ſchon mit den allerdings ebenfalls dehnbaren Begriffen der großen, mittleren und kleinen Bühnen helfen. Denn ob ein ſolches Unternehmen ſtändig iſt oder den Sommer über ruht, iſt gleichfalls eine ſchlaffe Unterſcheidung. Manche Theater, welche blos im Winter ſpielen, müſſen viel bedeutendere materielle und künſtleriſche Anſtrengungen machen, als einzelne ſtehende Theater, deren Sommerleben durch mäcenatiſche Neigungen forterhalten wird. —

Im gegenwärtigen Moment (Juli) wird von der Geſammtzahl der deutſchen Bühnen ſchwerlich die Hälfte in normalem Gange und voller Geſchäftsthätigkeit ſein. Die großen Theater halten Sommerferien, die mittlern kämpfen mit dem Urlaub ihrer „erſten Fächer" und zeigen meiſtens ein „Gaſtſpielrepertoir", die Saiſontheater endlich haben ihre Räume ſpäteſtens in der Mitte des Mai geſchloſſen und beginnen die neue Saiſon meiſtens mit einem ganz neuen Perſonal frühеſtens im September. So bleiben für den Augenblick von den kleinern Unternehmungen blos die Sommertheater.

Es thut weh, wenn man von dramatiſcher Kunſt ſpricht, auch von ihnen zu reden. Dennoch muß es ſein; denn ſie gehören einmal unter die traurigen Erſcheinungen des modernen Theaters und der Verwilderung des Theaterweſens. Sie ſind bekanntlich zuerſt in den Matroſenvierteln der Seeſtädte einheimiſch geweſen, alſo vollkommen aus dem Schmuze der Tabagie und ſelbſt verrufener Häuſer aufgewachſen. Sie haben jahrelang ihre Thespiskarren fortgeſchleppt, ohne daß eine Theaterzeitung von ihnen oder vollends ein Theateralmanach von ihrem Perſonal Notiz nahm. Nur entfernt ähnlich konnte man zu jener Zeit einzelne Vorſtadttheater großer Binnenſtädte oder die letzten Zuckungen geſchändeter Theaterkunſt in offnen Scheunen, betrieben durch zerlumpte Menſchen nennen. Da plötzlich entfaltete ſich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Tivolimanie üppig und erſchreckend. Bald exiſtirte kaum ein Landſtädtchen, in welchem nicht neben der Hauptbrauerei ein Theaterbuch aufgeſchlagen war. — Diejenige Publiciſtik, welche in der Blütezeit der rettenden Thaten alle und jede Aeußerung des Volkslebens ebenſo wahllos verdammte, als ſie kurz vorher jeder Volkstreue geſchmeichelt hatte, jammerte nun allerdings mit ſehr ſchönen Worten über dieſes neue Syſtem „roher Volksneigungen." Und ſie war äußerſt geſchäftig, darin ein Ueberbleibſel des „Jahres der Tollheit" nachweiſen zu wollen. Ein Ueberbleibſel wars allerdings, aber nur ganz anders herausgebildet, als ſie es meinten. Die Revolutionsjahre hatten eine lange Reihe kleinerer Theaterunternehmungen verkommen laſſen, ſelbſt viele mittlere Theater zu den äußerſten Einſchränkungen

genöthigt; eine Menge von Directoren und noch eine viel größere Menge von Bühnenmitgliedern, keineswegs ausschließlich von geringster Befähigung, waren ohne Subsistenzmittel aus dem magern Winter in den dürren Sommer übergegangen. Als nun in dieser Zeit der Noth einzelne speculative Köpfe den Gedanken ausführten, die Sommer- und Tagestheater der Matrosenviertel in das Binnenland zu verpflanzen, fanden sie natürlich sofort ein großes Heer von Nachahmern; „Mimen" liefen ihnen zu aus allen Ecken und Enden, für entsetzlich geringe Gagen, auf die erniedrigendsten Engagementsbedingungen hin. Auch das Publicum fehlte nicht. Die Neuheit der Erscheinung lockte viele, manchem war es ein besonderer Reiz, diesen verzweiflungsvollen Kampf der Täuschungen der Kunst mit Sonnenstrahlen, Winden, Krüge- und Tellergeklapper so recht con amore zu betrachten; andere interessirte es zu halbem Mitleiden, — hier und da einem wirklichen Talent unter derartigen Verhältnissen zu begegnen; noch andere speculirten wol auch auf die Leichtigkeit einer Bekanntschaftsanknüpfung mit den „Künstlerinnen". Der großen Masse aber gefiel das ganze ungenirte Wesen, das Treiben auf dem Grenzgebiete zwischen Sommerwirthschaft und Zigeunerlager. Grade diejenigen Unternehmungen, bei denen Kunst und Anstand am wenigsten gewahrt wurden, hatten den meisten Zulauf.

Und wie ward dies alles möglich? Man muß es eingestehen, nicht blos der Zufall thats, sondern es kam dieser neuen Herabwürdigung der dramatischen Kunst ein Geschmack, ja bis zu einem gewissen Punkte ein Bedürfniß entgegen. Die Revolutionsjahre hatten in den höhern und mittlern Schichten die häusliche Geselligkeit vermindert, das Uebermaß der Reaction, welches die Blütezeit der rettenden Thaten in allen Aeußerungen der Verwaltung bezeichnete, hatte nicht dazu beitragen können, die geselligen Spaltungen aus der soeben vorübergegangenen Epoche zu verwischen. Ein fast krankhaftes Denunciations- und Convertirungstreiben machte überdies jeden geistigen Interessenaustausch fast unmöglich. So wurden diejenigen Bevölkerungsschichten, welche sonst Vertreter und Vermittler höherer Bildung und ästhetischer Anregung auch im öffentlichen Leben, zurückgedrängt auf engbeschränkte Kreise. Indem sie Theater, Concerte ꝛc. unbesucht ließen, überließen sie derartige Bestrebungen gewissermaßen blos der großen Masse. Die vielen derselben, welche aus der Hand in den Mund leben, stiegen also rasch um ihrer Existenz willen jene Stufe abwärts, die sie in der Zeit der Volksbewegungen wol schon manchmal aus bloßer Connivenz für das „souveräne Volk" betreten hatten.

Dieselben Gründe, welche die mittlern und höhern Schichten des Publicums zerklüftet erhielten, wirkten noch unmittelbarer auf die niedern Schichten, deren Geselligkeit ja vorwiegend eine öffentliche ist. Auch hier gab es fort und fort sehr entschiedene Parteispaltungen oder doch Parteierinnerungen, alle

aufs ſtrengſte überwacht von der neu erſtarkten Polizei, ebenfalls von geheimer Auſpaſſerei und Angeberei durchſchlichen. Unter ſolchen Umſtänden mußte für ſie ein gemeinſchaftliches und unverwehrtes Intereſſe am Feierabend und im Gaſthaus, wie es das Tivolitheater bot, doppelt willkommen ſein, da überdies Tanz und andere Beluſtigungen bekanntlich damals ſehr eingeſchränkt wurden und man in der Arena den gewohnten Trunk nebſt der gewohnten Pfeife ebenfalls nicht zu miſſen hatte. Zugleich kitzelte es wol manchen, hier noch eine direct und vorzugsweiſe auf „das Volk" berechnete Anſtalt zu ſehen. Man konnte es ja dem armen „Volke" auch wahrlich nicht verdenken, wenn es hier wenigſtens ſeine Stimme und ſeinen Willen geltend machen wollte, da ihm ſonſt allerwärts das Apage ſeiner Unmündigkeit und ein grollendes Quos ego für faſt vergeſſene Ueberhebungen und recht gründlich enttäuſchte Einbildungen entgegentrat.

Man fragt vielleicht, warum wir mit dieſen Bemerkungen ſo weit und namentlich auf die Sommertheater zurückgreifen, da von der Saiſon 1855—56 die Rede ſein ſoll? Nicht direct zu äſthetiſchen Zwecken, ſondern deshalb, weil die Sommertheater ſociale Veränderungen in den Kreiſen der Bühnenwelt bedingt haben, welche auf deren neueſte Geſtaltungen vom tiefſten Einfluſſe geweſen ſind und ihre Wirkungen vorausſichtlich auch noch weiter hinaus erſtrecken.

Als die Sommertheater vor vier und fünf Jahren ihre üppigſte Blütezeit hatten und die demokratiſchen Parteien das gänzliche Fiasko ihres ſocialpolitiſchen Princips hinter allerlei hochtrabenden Phraſen verſteckten, da machten ſie auch die Tivolis zu imaginären Vorzeichen der „großen Zukunft" ihrer Ideen. Sie demonſtrirten klärlich, daß in den Biergärten mit Sommerbühnen des Volkes Bildung gepflegt, daß die dramatiſche Kunſt im Arme des Volkes ſich verjüngen, aus ſtinkendem Tabaksnebel und ſauerem Bierdunſte ſich die wahre, weil „volksthümliche" Kunſt emporſchwingen werde. Die vornehme Kunſt der ſteinernen Theater werde ſich dagegen immer mehr in Künſtelei und Virtuoſitäten Einzelner auflöſen, zu nichts gut, als die entnervten Sinne der „Reichen und Vornehmen" zu kitzeln. Die momentanen Erſcheinungen geben ihnen zu dieſem Urtheil allerdings ein gewiſſes Recht. Von verſtändigem Repertoir, ſorgſamer Inſpicirung, geſchloſſenem Enſembleſpiel, vom Bewußtſein eines akademiſchen Kunſtprincips war kaum irgendwo die Rede. In der Virtuoſität einzelner Darſteller, in Decorationswirkungen, in Gaſtſpielcaravanen ging faſt aller Organismus der Bühnenleitung und aller Geſchmack des Publicums unter. Die allgemeine Erſchlaffung zittert innerlich noch von den Aufregungen der vorausgegangenen Jahre und hatte ſelbſt nicht die Ruhe für wirkliches Kunſtintereſſe; ſie wollte nur Zerſtreuung, nicht Anregung und Erhebung.

Man hätte nun glauben ſollen, die Partei der Zukunft werde ihre dramatiſchen Productionskräfte jetzt dem Volkstheater in überſtrömender Fülle zuwenden. Allein davon war nichts zu verſpüren. Vielmehr wurde daſſelbe immer mehr der Zufluchtsort abgebrauchter Stücke und ſolcher Herſtellungskräfte, welche anderwärts kein Unterkommen fanden. Wer irgend noch Kraft zu Beſſerem in ſich fühlte und ſeine Kunſt nicht ganz als gemeine Handthierung oder Aushängeſchild unreiner Abſichten betrachtete, der darbte, wenn ihm der Zutritt zu einer ſtehenden Bühne nicht gelang, lieber den Sommer hindurch, als daß er ein Engagement bei einem Tagestheater annahm.

Freilich hatten nun einzelne Unternehmer auch ſchon verſucht, dem Tivolitheater einen feineren Anſtrich zu geben. Aber damit gaben ſie natürlich zugleich die vorzugsweiſe Berechnung des Repertoirs auf den niedern Geſchmack auf, wenn ſchon das leichte Genre vorherrſchend und für die Darſteller die Nothwendigkeit blieb, den Mangel der Illuſionen eines Abendtheaters durch Anwendung ſtärkerer Mittel, dem Geräuſch der Wirthſchaft durch überlautes Sprechen u. ſ. w. entgegenzutreten. Die Darſteller und das Urtheil wurden alſo fort und fort gründlich verdorben, ohne daß das Amüſement des „Volks“ gewann; was aber ein Publicum der Mittelbildung ſommersüber im tabaksnebeligen Sonnenſchein hatte paſſiren laſſen, war dennoch im Wintertheater ſelbſt ihm kaum zum Ertragen. So bildete ſich ſogar bei vielen kleineren Theaterunternehmern allmählig die von der Nothwendigkeit gebotene Gewohnheit heraus, kein Mitglied für die Winterſaiſon zu engagiren, welches auf einer Sommerbühne geſpielt hatte. Dies war für viele Darſteller freilich ein ſehr harter Schlag, wenn auch auf der andern Seite wenigſtens ein kleiner Aufenthalt gegen den alleräußerſten Verfall der Darſtellungskunſt und die alleräußerſte Verwilderung des Geſchmacks im Publicum. Waren es bisher mehr Einzelne geweſen, welche ſich mit Opfern ferngehalten hatten vom Engagement auf einer Sommerbühne, ſo ward nunmehr faſt jeder dazu genöthigt, welcher auf ein Engagement bei einem halbwegs „ſoliden Winterverhältniß“ ſpeculiren wollte. Anfangs traten freilich Gaſtſpiele ſelbſt renommirter Künſtler zeitweiſe in die Lücken ein, welche ſich bei den Sommertheatern nachgrade in den „erſten Fächern“ fühlbar machten. Allein bald hinderten die dagegen gerichteten Verbote der größeren Directionen und auch eine gewiſſe Scheu der beſſern Kräfte vor einem ſolchen Ruhmesfelde dieſe Unterſtützung der Sommerbühnen. Den beſſer ſtudirten Theatern und Schauſpielern machte ſich aber gleichzeitig die Vermehrung des Theaterproletariats nicht blos im Sommer mit Collecten und dgl. fühlbarer als ſonſt, ſondern faſt noch zahlreicher und elender im Winter. Denn einzelne Verſuche, auch den Winter über und im geſchloſſenen Raume die Sommertheaterverhältniſſe fortzuführen, ſcheiterten an der Unmöglichkeit.

Wäre das Gesetz der Gewohnheit nicht selbst in der Speculation gar so mächtig, so würden heute wahrscheinlich blos noch äußerst wenige Sommertheater existiren. Es bestehen aber noch viele, wenn auch die Zeit vorüber ist, in welcher sie „glänzende Geschäfte" machten. — Also ist trotz der berührten Erfahrung auch keine Hoffnung vorhanden, daß diese Parasiten des Theaterwesens allmälig verschwinden? — Die Frage ist weder direct zu bejahen, noch zu verneinen. In ihrer üppigsten Blütezeit suchten sie vorzugsweise solche Städte auf, welche entweder gar keine Bühne oder doch keine regelmäßige Wintersaison haben. Diese waren jedoch bis dahin mehr oder minder gewohnt gewesen, ihren dramatischen Geschmack in den Theatern benachbarter größerer Orte zu befriedigen, hatten zu solchen Ausflügen besonders auch den Sommer benutzt, und somit in der schlechten Theatersaison immerhin einiges dazu beigetragen, daß die Nachbarbühne sich auf ihrer Höhe erhalten konnte. Während nun die Sommertheater ringsum grassirten, empfand eine solche den Ausfall in ihrem gewohnten Einnahmeetat sehr wohl; überdies verlieren die Theaterbesitzer aus den kleineren Nachbarorten allen Sinn für den eigentlich dramatischen Werth einer Vorstellung. Nur wenn sie mit Decorationsaufwand ihren Sommertheatern unerreichbar blieb, hatten sie eine Anerkennung dafür. Grade ein Publicum also, dessen Geschmack noch am bildsamsten und dessen Empfänglichkeit für theatralische Eindrücke noch am unbefangensten, ging dem unmittelbaren Interesse an der Kunstleistung verloren. Zugleich gewöhnten sich solche kleine Ortschaften durch die Sommertheater an einen Luxus bei ihren Sommervergnügungen, welcher ihnen bisher fremd geblieben war, während trotzdem die Theatergesellschaft gegen den Herbst hin fast überall in einem Elend auseinanderging, welches fast niemals ohne bedeutende Verluste auch für eine Menge Handwerker und Bürger ablief.

Heute siedeln sich die Tivolitheater meistens in oder an solchen Städten an, welche ständige Theater besitzen. Dies sind natürlich stets volkreichere, also solche, in deren sich für das Sommertheater ein bestimmtes Publicum abscheidet, welches nicht das des steinernen Theaters ist. Ob auch vielleicht sehr roh in seinen Geschmacksbedürfnissen, stellt es doch höhere Anforderungen an den äußern Comfort. Das Tagestheater kann nicht sowol auf Sonnenschein und milden Himmel, sondern muß fast mehr auf zweifelhaftes Wetter speculiren. Es deckt deshalb seine Räume, muß hier und da Lichter, endlich wol volle Beleuchtung anbringen, wird durch die Geschlossenheit der Räume genöthigt, der Ungenirtheit seines Publicums nach und nach die eine oder andere Anstandsregel überzuhängen und sieht sich, wenn es sich nur einige Jahre hält, schon durch diese bloßen Aeußerlichkeiten endlich in das verwandelt, was wir unter einem „Vorstadttheater" verstehen. Daß aber Vorstadt- oder kleine Theater in volkreichen Städten ihre vollkommene Berechtigung haben, ist noch

niemals in Abrede gestellt worden. Man kann sehr daran zweifeln, daß von ihnen eine Erfrischung und Förderung der dramatischen Kunst ausgeht, aber der Anregung dramatischen Sinnes in Bevölkerungsschichten, welche sonst wol allem Theater fern blieben, dienen sie gewiß. Und ist ihr leichtes Genre auch wirklich blos mit Rücksicht auf augenblickliches Amüsement auf das Repertoir gestellt, so hält es doch viele von niedrigeren Zerstreuungen ab, hat an sich auch durchaus nicht nothwendig, in jene Gemeinheit des Sujets und der Darstellung zu verfallen, welche den Sommertheatern von vornherein durch ihre besondern Umstände nahezu unausweichlich ist.

Dies ist ein wesentlicher Vorschritt. Daß er aus ästhetischer Raison von den Unternehmern gethan worden sei, darf freilich am allerwenigsten vorausgesetzt werden. Vielmehr war für die allmälige Verminderung der Sommertheater in den kleinen Orten die Theurungsnoth der letzten Jahre eine Hauptursache, wozu vielfach auch die Concessionsverweigerung trat. Genug, das Resultat darf wenigstens einigermaßen günstig genannt werden, wenn es auch noch Jahre bedürfen wird, um sich definitiv festzustellen.

Wie bei allen Uebergangsprocessen in irgend einer Lebenssphäre, haben sehr viel Einzelne darunter zu leiden. Wie und auf welche Weise das schon an sich sehr große Theaterproletariat durch die Sommerbühnen noch gesteigert worden war, ist bereits angedeutet. Daß dasselbe mit dem Eingehen vieler noch höher anwuchs, ist selbst verständlich. Zugleich wurden durch die Reorganisation vieler größerer Theater, welche in die letzten Jahre fällt, theils viele Mitglieder der Bühnenwelt aus ihren gewohnten Stellungen entfernt, theils selbst jene Verhältnisse sehr beschränkt, welche auch mittelmäßigen Kräften unter gewissen Umständen ein „lebenslängliches Engagement" sicherten. Die an sich schwankende und wechselvolle Lebensstellung in der Theaterwelt wurde somit im Ganzen und Großen noch schwankender und wechselvoller. Hatte früher der sogenannte „Cartellverein" sich gebildet, um denjenigen Theatermitgliedern, welche ihren contractlichen und sonstigen Verpflichtungen ehrlich nachkommen, wenigstens einige Vortheile vor denen zu gewähren, welche sich daran nicht binden, so mußte jetzt andererseits das Bedürfniß doppelt fühlbar werden, daß dem soliden Schauspieler ein Mittel gegeben sei, sein hilfloses Alter wenigstens einigermaßen sicher zu stellen, und zugleich seine dafür bestimmten Ersparnisse in Augenblicken vorübergehender Noth zu leichter Disposition zu haben, ohne sie bis dahin todt liegen lassen zu müssen. Dies bezweckt die vom Hofrath L. Schneider zu Berlin ausgearbeitete Idee einer „Alterversorgungsanstalt für Theatermitglieder" (Perseverantia), deren Stiftungsrath den Plan weiter entwickelte, deren Protectorat der kunstsinnige und humane Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha übernahm (welcher die Idee zuerst angeregt hatte — Protok. 1. des Stiftungsrathes) und deren Statuten soeben

in die Oeffentlichkeit getreten ſind. Das Unternehmen beginnt ſeine Wirkſamkeit, ſelbſt ehe noch irgendeine Einzahlung von Seiten derer erfolgte, die ihre Erſparniſſe dort anlegen wollen, mit einem Capital von etwa 40,000 Thlr.

Wir müſſen den Plan dieſes großartigen Inſtituts, welches durch Aſſociation die materiellen Grundlagen des Schauſpielerſtandes zu ſichern ſtrebt, im Allgemeinen als bekannt vorausſetzen. Seine weitere Erörterung liegt außer unſerem Zwecke. Aber als wichtigſtes Ereigniß der ſoeben abgelaufenen Theaterſaiſon ſtellen wir es allem Anderen voran. „Der Grundſtein iſt gelegt zu dem gewaltigen Bau, der die Theaterwelt dereinſt ſchützend überwölben ſoll, indem er dem Künſtler für ſein Alter, für etwaige Hilfloſigkeit das ſchirmende Dach als Aſyl gewähren und ihn aus der Reihe des Proletariats mit dem geſicherten Beſitz in ein ſorgenfreies Alter überführen wird.“ — Mit dieſer Möglichkeit einer Sicherung desjenigen Lebensalters, welchem die Kunſtübung unmöglich wird, verbindet ſich das Bewußtſein der Berufsgenoſſen, durch gemeinſame Anſtrengung ihren Stand conſtituirt, gleichſam als ſolchen geſchaffen zu haben. Denn je mehr ſich die Zahl derjenigen Theatermitglieder erweitert, welche ſich an der ſchneiderſchen Anſtalt betheiligen, deſto ſicherer fügt ſich zu dem lockern Bande der allgemeinen Collegialität noch das feſtere der gegenſeitigen materiellen Solidarität. Nennen wirs recht proſaiſch: ein künſtleriſches Bürgerthum reift ſeiner Entwicklung entgegen. Grade dieſe materielle Conſolidation wird aber vorausſichtlich, wenn auch ſehr allmälig der Verwilderung in der Kunſtübung ihre Schranke ziehen. Gelingt es vollends, was beinahe eine nothwendige Conſequenz der Idee der Altersverſorgungsanſtalt iſt, daß dieſelbe für ihre Mitglieder die ſo verderblichen Winkelagenturen und deren Organe entbehrlich macht, ſo iſt damit zugleich ein zweiter unberechenbarer Vorſchritt zu Verbeſſerung des geſammten Theaterweſens geſchehen. Das Inſtitut wird eine Macht, ein Concentrationspunkt, wie ihn in gleicher Weiſe kein Stand freier Künſtler weiter beſitzt.*)

*) Unſeres Dafürhaltens iſt mit dem humanen Geiſte, welcher dieſes Inſtitut ins Leben rief, jene ſtatutariſche Beſtimmung im ſchreiendſten Widerſpruche, wonach blos diejenigen Theatermitglieder ſich an der „Perſeverantia“ betheiligen dürfen, deren Directoren Mitglieder des Vereins ſind. Es ſollte uns freuen, wenn dieſe Auslegung des Artikels 8 eine irrige wäre. Denn warum ſollten alle jene Theatermitglieder ausgeſchloſſen ſein, welche nicht ſo glücklich waren, ihr Engagement bei einem Unternehmer zu finden, welcher Gemeinſinn und Standesehre genug beſitzt, um dem Vereine beizutreten? Ein vernünftiger Grund läßt ſich dafür nicht erdenken. Was hindert ſie denn, von ihren perſönlichen Einnahmen die feſtgeſetzten Procente an den Verein zu zahlen? Wie ſoll es mit ſolchen gehalten werden, die unter einem Vereinsdirector Mitglieder der Perſeverantia wurden, aber nachher in ein Engagement bei einem andern Theaterunternehmer eintreten? Warum ſollten ſolche Theatermitglieder, welche in der erſten Geſchäftszeit des Vereins — während welcher gewiß noch ſehr viele Directionen ihm fern bleiben — ihre Erſparniſſe dort anlegen wollen, von den Vortheilen zurückgeſtoßen ſein, welche für ſpätere Zeiten der frühe Eintritt bietet? — Wie geſagt, wir hoffen, daß jener Artikel etwas Anderes meint, als er ausſpricht. Aber jedenfalls iſt die Vorſtandſchaft der Perſe-

Freilich bleibt auch noch dafür sehr viel zu thun übrig, daß der Schauspieler sich als bürgerlich vollberechtigt fühlen könne, und damit zugleich ein festeres Bewußtsein seiner geschäftlichen Verpflichtungen bekomme. Vieles davon wird jedoch ebenfalls durch die Association im Stande selbst zu erreichen sein, wenn dieselbe sich immer wieder an den Alterversorgungsverein anschließt. Ist es z. B. nicht ein entsetzliches, ganz allgemeines und häufig nahezu sklavenhaftes Verhältniß, daß bei den meisten Engagementsabschlüssen der Schauspieler sich nicht nur den bestehenden Gesetzen seines zukünftigen Directors, die er fast niemals kennt, sondern selbst den „noch zu entwerfenden" contractlich unterwerfen muß? Hier und da besteht nun zwar die Norm, daß bei etwaigen Klagen nur solche Theatergesetze gerichtlich anerkannt werden, welche von der zuständigen Behörde contrasignirt sind. Allein wenn ihr Titel in „Vorschriften, Dienstregeln u. s. w. verändert ist, so kommt nicht diese Anerkennung, sondern blos die contractliche Verpflichtung des Schauspielers in Frage. Da nun jedermann weiß, wie entsetzlich ein Theatermitglied gequält und gemartert werden kann, ohne daß eine gesetzliche Hilfe dagegen nur irgend möglich ist, falls kein „gutes Verhältniß" mit der Bühnenleitung besteht, so ist es wol auch erklärlich, daß grade solche Zustände sehr häufig zu Contractbrüchen, fingirten Krankheiten und all den bekannten Störungen Veranlassung werden, welche nicht nur momentan das Repertoir und die Kunstübung aufs tiefste beeinträchtigen, sondern auch auf die bürgerliche Existenz des Schauspielers für Jahre verderblich einwirken, ja ihn von einer Kunststufe, die er soeben zu erklimmen begann, zurückschleudern können in das furchtbare Misere des theatralischen Proletariats.

In gewisser Art und nach einzelnen Richtungen ist nun der schon erwähnte „Cartellverein" mit seinem Schiedsrichterinstitut helfend und ausgleichend eingetreten. Allein der Alterversorgungsverein würde noch in weit ausgedehnterem Maße dahin wirken können, wenn er für seine Mitglieder eine Centralagentur begründen würde. Bekanntlich verpflichten sich Directoren wie ausübende Künstler durch den Beitritt zum Alterversorgungsverein zu gewissen Procentabgaben von bestimmten Productionen. Diese materielle Verpflichtung, welche die Anwartschaft auf alle vom Verein gebotenen Vortheile gibt, könnte auch die auf die Fürsorge der Centralagentur gewähren. Sie kann, je zahlreicher sich der Verein gestaltet und über je größere Fonds er disponirt, den Mitgliedern natürlich so günstige Bedingungen für ihre Mühwaltung bieten, daß keine Privatagentur damit zu concurriren vermag. Eine solche Centralagentur könnte und müßte jedoch den Vereinsgenossen zugleich bestimmte moralische Verpflichtungen auferlegen. Diese würden sich in einem allgemeinen

verantia der Theaterwelt eine beruhigende Aufklärung über Sinn und Absicht jenes Artikels schuldig.

Theatergesetzbuch für alle Bühnen aussprechen, welche dem Verein angehören, womit deshalb auch für alle ausübende Mitglieder des Vereins verbindlich würden. Einzelne Modificationen — doch jedenfalls nur geringe — werden allerdings nach den localen Besonderheiten der Bühnen nothwendig bleiben. Diese hätte jeder Director der Agentur im voraus anzuzeigen, wenn er durch ihre Vermittlung sein Personal zusammenstellen oder ergänzen will.

Auf den ersten Anblick mag der Plan eines solchen allgemeinen Gesetzbuchs utopisch erscheinen. Vor wenigen Jahren hat man aber auch die Idee eines Vereins, wie der schneidersche, weit weg geworfen; und er ist doch geworden. Für ein solches Theatergesetzbuch haben wir aber nicht nur den Verein selbst als Grundlage, sondern außerdem neuestens eine vorbereitende legislatorische Arbeit. Es sind dies die von E. Devrient festgestellten „Dienstregeln für das großherzogliche Hoftheater zu Karlsruhe". Indem sie gewisse brutale Voraussetzungen fallen lassen, welche fast in allen sonstigen Theatergesetzen eine Hauptrolle spielen, geben sie dem Stande und dem Einzelnen eine Anerkennung seiner moralischen Qualitäten, deren Bezweiflung auf dem schlüpfrigen Theaterwege nur zu oft der erste Anlaß zum Ausgleiten wird. Wer sich in seinem speciellen Gesetzbuche von Strafandrohungen für Vergehen begrüßt sieht, die wie eine gewöhnliche Charaktereigenschaft präsumirt werden, während er vielleicht noch niemals deren Möglichkeit gedacht hat, der muß schon ein sehr starker Charakter sein, wenn er sich unter solchen Eindrücken nicht desto leichter verwerfen soll. Ist er aber schon verworfen, so bessern ihn die erniedrigenden Voraussetzungen wahrlich nicht, sondern machen ihn mit ihren Strafandrohungen blos schlau. Jedenfalls will jeder Stand zuerst und zunächst seine Pflichten kennen. Diese stellt das devrientsche Gesetzbuch bestimmt und organisch zusammen, verbindet nicht jede Dienstregel mit dem Preiscourant des Vergehens dagegen, sondern scheidet die Strafen in einem besondern Theile ab. Was ferner den meisten theatralischen Gesetzsammlungen fehlt, die Ordnung der künstlerischen Praxis, finden wir hier sorgfältig durchgeführt. Ein klarer und verständiger Geist wirklicher Organisation gegenüber dem gemeinen Schlendrian sogenannter Theaterpraxis durchweht überhaupt das Ganze. Ja, man darf behaupten, daß dieses unscheinbare Büchlein den bedeutenden Verdiensten Devrients um die Bühne als Kunstanstalt auch nach der organisatorischen Seite der Kunstinstitute hin die Krone aufsetzt. So viel uns bekannt, sind diese „Dienstregeln" an alle größere Directionen zur Kenntnißnahme vertheilt worden. Wäre es nicht möglich, daß z. B. die dem Cartellverein angehörenden großen Bühnen bis zu dem Zeitpunkte, welcher die schneidersche Versorgungsanstalt maßgebend macht, diese Gesetze zur Basis von Vereinbarungen über gleiche Grundsätze nähmen? Dies würde zunächst für die kleinern, demselben Verein angehörigen Directionen eine moralische Rö-

thigung zu, wenn auch nicht gleichen, doch ähnlichen Grundsätzen werden. Damit wäre für die gesetzlichen Verhältnisse aller um die Altersversorgungsanstalt zu gruppirenden Theater ein Uebergang zu allgemein verbindlichen Feststellungen gegeben. Es würde blos gelten, das praktisch Bewährte in allgemeinen Normen zusammenzufassen.

Ehrenberg über den Materialismus.

Schon wieder haben wir Zeitungsnachrichten zufolge zu beklagen, daß einer unserer bedeutendsten Naturforscher sich in einer unwissenschaftlichen Weise gegen den Materialismus ausgesprochen hat: Ehrenberg in seiner kürzlich vor der berliner Akademie gehaltenen Rede hat ihn für eine Volkskrankheit erklärt. Wenn man derartiges in einem politischen Parteiblatte findet, so ist es nicht auffallend, man weiß, daß der Haß, die Absicht, den Gegner zu ärgern, es eingegeben hat; wenn vor Jahren ein Student die Thesis vertheidigen wollte, daß die Demokratie ein epidemischer Wahnsinn sei, so lachte man darüber und nahm an, daß er sich dadurch den Machthabern angenehm machen wollte. Bei einem Manne, wie Ehrenberg, kann selbstverständlich von solchen Triebfedern nicht die Rede sein, und wir müssen, so unglaublich es klingt, annehmen, daß jene Ansicht wirklich seine Ueberzeugung ist. Man sieht daraus, daß das Gebiet der Naturwissenschaften zu groß geworden ist, um von einem Manne umfaßt zu werden; man kann ein ausgezeichneter Chemiker sein, wie Liebig, und doch verkennen, daß es der sogenannten Lebenskraft an allen Kennzeichen einer Kraft, an aller Gesetzmäßigkeit fehlt, ein großer Kenner des Kleinsten auf der Erde, wie Ehrenberg, und doch über die historische Berechtigung des Materialismus und über die sogenannten Volkskrankheiten keine klaren Vorstellungen besitzen.

Wir unsererseits haben bekanntlich keine Parteilichkeit für den Materialismus, sondern haben unsre Meinung, daß er falsch und der wissenschaftlichen Grundlagen baar sei, wiederholt ausgesprochen und eine entgegengesetzte Ansicht zu begründen versucht. Aber wie man verkennen kann, daß der Materialismus ein historisch berechtigter Irrthum, eine nothwendige Durchgangsstufe der Physiologie sei, ist kaum zu begreifen; wir wollen es uns nicht verdrießen lassen, dies nochmals kurz auseinanderzusetzen.

Die Ansicht, daß Geist und Materie, Kraft und Stoff zwei heterogene Dinge seien, war früher ziemlich allgemein angenommen, wie sie auch noch populär ist. Dadurch und mit Hilfe der atomistischen Theorie war der Materie eine Selbstständigkeit zugeschrieben, die sie nicht besitzt; man dachte sich nicht,

daß die Kräfte die Materie ſelbſt ſeien oder umgekehrt, ſondern daß ſie an materiellen Subſtraten thätig waren oder daß dieſe Subſtrate, die eigentliche Materie an ſich, dieſe Kräfte *beſäßen*. Sobald es ſich daher herausgeſtellt hatte, daß der Geiſt von den Veränderungen der Materie abhängig ſei, war die nächſtliegende Folgerung, daß er ein Product derſelben ſein müſſe, und vom hergebrachten Standpunkte aus war Vogts Vergleich deſſelben mit dem Secrete der Nieren nicht unbegründet. Die Phyſiologie war im Grunde ſchon ganz materialiſtiſch, ſeitdem Sömmering das Gehirn für das Organ der Seele erklärt hatte; man merkte es nur nicht, weil die klare Einſicht durch einen Wuſt naturphiloſophiſcher Redensarten verdunkelt war. Früher oder ſpäter mußte man aber doch zu dieſer Einſicht gelangen und die Materialiſten unſrer Tage haben das große Verdienſt, die Conſequenzen aus dem, was ſie mit Recht den verkappten Materialismus der früheren Zeit nennen, bis zu einem Extrem verfolgt zu haben, wo die Abſurditäten nicht mehr zu verkennen ſind.

Indeſſen iſt es gar nicht zu leugnen, daß in der Phyſiologie bis auf den heutigen Tag dieſe rein materialiſtiſche Richtung alles erklärt hat, was überhaupt erklärt worden iſt, und wir haben ſchon in einem früheren Hefte auseinandergeſetzt, wie nothwendig es für die Naturforſchung war, ſich von der Naturphiloſophie loszumachen, ſich zunächſt ausſchließlich an das Sinnenfällige zu halten und die Kunſt des Beobachtens und Experimentirens wiederherzuſtellen und weiter zu bilden. Die Philoſophie mochte daher gegen die alte Atomenlehre, welche dem heutigen Materialismus zu Grunde liegt, proteſtiren ſo viel ſie wollte, man hörte nicht darauf, theils aus Mißtrauen gegen alle Philoſophie, theils in der Siegestrunkenheit überraſchender Erfolge. Wenn wir nun endlich an einem Punkte angelangt ſind, wo die bisherige materialiſtiſche Theorie nicht mehr ausreicht und wo die Abſurditäten ihrer äußerſten Conſequenzen ſich zum erſten Mal deutlich ausprägen, muß denn da gleich ſtatt wiſſenſchaftlicher Widerlegung ein Zetergeſchrei über die Männer angeſtimmt werden, welche jene Conſequenzen zuerſt gezogen haben? Sollten wir ihnen nicht vielmehr dankbar ſein? Und iſt es nicht natürlich, ja nothwendig, daß manche ausgezeichnete Naturforſcher, noch außer Vogt und Moleſchott, keine Neigung haben, die Fahne zu verlaſſen, unter der ſie und ihre Wiſſenſchaft ihre beſten Erfolge errungen haben?

Ueberdies iſt es ſehr ſchwer und eine Aufgabe, welche nicht die Theologie oder Philoſophie, ſondern nur die Naturwiſſenſchaft ſelbſt löſen kann, an die Stelle der bisherigen Theorie eine ſolche zu ſetzen, welche nicht allein dieſelben Thatſachen erklärt, wie jene, ſondern auch das, was jene unerklärt läßt. Dieſe Schwierigkeit iſt erkennbar nicht allein in den Differenzen, welche jetzt in der Phyſik über Dogmatik und Atomiſtik obwalten, ſondern auch in dem Ent-

wicklungsgange, welchen die Phyſiologie im Allgemeinen und in den einzelnen Perſonen nimmt. Einige unſerer naturforſchenden Freunde haben uns offen bekannt, daß erſt Büchners bekannte Schrift, welche des Abſurden ſo viel enthält, ſie darüber aufgeklärt habe, daß in den bisherigen allgemeinen phyſiologiſchen Lehrſätzen irgendwo eine falſche Prämiſſe enthalten ſein müſſe, welche ſie aber aufzufinden außer Stande ſeien; andere Naturforſcher, und wol die Mehrzahl, weichen vor den äußerſten Conſequenzen, die ihnen ebenfalls widerſtreben, ſcheu zurück mit der Entſchuldigung, daß ihnen die Verfolgung derſelben verfrüht erſcheine; kein Phyſiolog aber, ſelbſt nicht, wenn wir ihn recht verſtanden haben, Rud. Wagner weiß den orthodoxen Kirchenglauben, der ja weſentlich auf der Annahme des Dualismus von Leib und Seele beruht, mit ſeiner Wiſſenſchaft zu vereinbaren, und der Glaube an jenen Dualismus ſelbſt wird nur bei Wenigen mehr angetroffen. Was kann es daher nützen, die Berührung der Frage nach dem Verhältniß von Körper und Geiſt zu vermeiden, da der alte Glaube einmal ſo ſehr erſchüttert und die Herſtellung wiſſenſchaftlich begründeter Anſichten darüber ein dringendes Bedürfniß geworden iſt? Wir dürfen nicht vor den Schwierigkeiten zurückweichen, wir können nicht, wie uns die Pietiſten rathen, umkehren und die Methoden, welche zu den glänzendſten Entdeckungen geführt haben, als trügeriſch verwerfen, ſondern wir müſſen durch den heutigen Materialismus hindurch vorwärts, und, wie immer, mit den eigenſten Mitteln der Naturwiſſenſchaft die Schwierigkeiten zu überwinden ſuchen. Auf welche Weiſe dies möglich iſt, haben wir ſchon früher entwickelt.

Was ſich aber eigentlich Ehrenberg dabei gedacht hat, als er den Materialismus eine Volkskrankheit nannte, iſt weder aus den Zeitungsnachrichten erſichtlich, noch ſonſt zu errathen. Indeſſen dürfen wir hierüber nicht eher beſtimmt urtheilen, ehe wir eine authentiſche Nachricht über den ganzen Inhalt ſeiner Rede beſitzen, welche am beſten durch den Ausdruck derſelben gegeben würde. Vorläufig halten wir es für unſre Pflicht, unſern entſchiedenen Tadel über ihren Inhalt, ſo weit ihn die Zeitungen mittheilten, auszuſprechen; wir können hinzufügen, daß derſelbe in dem uns bekannten Kreiſe der Naturforſcher allgemein getheilt wird und daß man von Ehrenberg die Führung anderer Waffen erwartet hätte.

Japan und seine Bewohner.

Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. 2 Bd. — Mit 5 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. — Leipzig, Costenoble.*)

Bei der Betrachtung des weiten Wasserbeckens des stillen Oceans ist der große Unterschied zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte in die Augen springend. Während hier zwei große Continente, deren einer in einer dünnen Spitze endet, während der andere sich in mehre Inseln zertheilt, und die beide Continente trennende See mit Inseln gleichwie mit Perlen übersäet ist, dasselbe begrenzen, bildet der nördliche Theil eine ungeheure, beinahe ununterbrochene Wasserfläche, östlich von Californien und Oregon, westlich vom chinesischen Reiche begrenzt. Diese beiden Continente bilden einen ebenso schlagenden Contrast in Bezug auf ihre Bevölkerung, als auf die Vertheilung von Wasser und Land in den beiden Hälften des Oceans. Während auf der östlichen Seite eine noch dünne Bevölkerung das erst in jüngster Neuzeit zur Bedeutung gelangte Land bewohnt, ist die Küste von Asien bedeckt mit zahllosen Städten, deren Geschichte sich im Dunkel der Vorzeit verliert. Die Verbindung beider Festländer wird hier durch eine fortlaufende Kette von Inseln hergestellt, deren größte und bedeutendste, Niphon, in geographischer Lage sowol, als ihrem Flächeninhalte nach, auf der östlichen Halbkugel eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die britischen Inseln auf der östlichen. Von einer regsamen, intelligenten Bevölkerung bewohnt, würde diese Insel unfehlbar eine ebenso dominirende Stellung im stillen Ocean einnehmen, als Britannien in der Atlantis, wäre sie nicht durch ein consequent durchgeführtes Absperrungssystem beinahe außer alle Berührung mit dem Rest der Welt gekommen. Schon während der Kindheit geographischer Wissenschaft zog dieses ferne Eiland die Aufmerksamkeit großer Geister auf sich. Wir finden die ersten, obschon mangelhaften Andeutungen des Kaiserreiches Cipango in Marco Polos Reiseberichten, die leider nur fragmentarisch bis auf unsere Zeiten gelangt sind, und Columbus, den westlichen Seeweg nach Indien suchend, glaubte es erreicht zu haben, als er berichtete, daß in einer Entfernung von 750 Leguas, westlich von den canarischen Inseln, das erste Land Cipango sei, von den Eingeborenen Colbu (Cuba)

*) Ueber den ersten Band dieses höchst interessanten Werks haben wir schon berichtet. Indem wir uns über den soeben erschienenen zweiten Theil einen weiteren Bericht vorbehalten, theilen wir heute aus demselben einen Auszug aus dem historisch-geographischen Bericht über dies merkwürdige Reich mit.

Digitized by Google

genannt, und beim Anblick jener ewig grünenden Inseln von Westindien glaubte er sich in jenen auf Karten der Welt im fernen Osten angedeuteten Inselgruppen zu befinden. Die Aufklärung dieses Irrthums und die eigentliche Entdeckung Japans durch eine seefahrende Nation, verdanken wir jedoch den Portugiesen, und durch sie, wie wir später sehen werden, kam dieses entlegene Land zuerst in Berührung mit der civilisirten Welt. Das Kaiserreich Japan erstreckt sich vom 24° 46′ bis beinahe 50° nördl. Breite und vom 123° 45′ bis beinahe 150° östlich von Greenwich. Es wird begrenzt nordwestlich von der See von Ochotzk, nordöstlich von der japanischen See, im Osten, Süden und Südosten von dem stillen Ocean. Japan im engeren Sinne des Wortes wird von drei großen Inseln gebildet: Niphon, Sikok und Kiusiu, an die sich zahllose kleinere schließen, von denen die bedeutendsten im Norden Yezzo und im Süden die Lew-chew- oder Liu-Kiu-Gruppe sind. Die bedeutendsten Wasserstraßen zwischen den Inseln sind: Zwischen Niphon und Kiusiu die Straße van der Capellen; zwischen Niphon und Yezzo die Straßen von Sangar oder Matsmaye; zwischen Yezzo und der Halbinsel Sagalien die Straße von la Perouse, und nach den kurilischen Inseln die Larmansstraße; zwischen Niphon und der Halbinsel Corea die Straße von Corea, und zwischen Kiusiu und den südlichen Gruppen die Vandiemensstraße. Den Flächeninhalt gibt von Siebold nach den sorgfältigsten Forschungen auf 7520 Quadratmeilen an, von denen auf Niphon 4081, oder mit seinen Nebeninseln 5306, auf Yezzo 1286, mit den Nebeninseln 1295, auf die großen Kurilen 88, auf Krafto 699, auf die Bonin'schen Inseln 3, Lew-chew 125 kommen. Die Zahl der Einwohner wird abweichend auf 50—200 Millionen angegeben; letztere Zahl scheint jedoch übertrieben, erstere hingegen zu niedrig. Japan hat auf den Namen eines Gebirgslandes den gerechtesten Anspruch. Niphon, die Hauptinsel, wird in seiner ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, welche großentheils vulkanischen Ursprungs ist, viele zum Theil noch jetzt thätige Vulkane enthält und ihre Gewässer südlich in den Pacific, nördlich in die japanische See entsendet. Der bedeutendste dieser Vulkane ist der Fusi-Yama, oder auch Fusino-Yama, in der Provinz Sourouga gelegen. Den Nachrichten der Japaner zufolge entstand er in einer Nacht, 285 v. Chr., und in derselben Nacht versank eine gewaltige Landstrecke in der Nähe von Miako, den See Mitsoo (das große Wasser) bildend. Dieser Vulkan ist eine ungeheure Pyramide von vielleicht 12,000 Fuß Höhe, und ist einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Ein Ausbruch im Jahre 799 n. Chr. dauerte 34 Tage. Die ausgeworfene Asche bedeckte eine weite Landstrecke, und das Wasser ward davon röthlich gefärbt. 800 und 863 n. Chr. berichtet man gleichfalls von heftigen Ausbrüchen. Der heftigste aber fand 864 statt, wo der Berg wie von einem Flammenkreis umgeben war. Der letzte Ausbruch fand 1707 statt, seit

welcher Zeit ein Stillſtand eingetreten iſt. Ein anderer bedeutender Vulkan iſt der Wuzendaken auf der Inſel Sinabara, der ſeit dem heftigen Ausbruche im Jahre 1792 der Schrecken der Einwohner geworden iſt. In dieſem Jahre ſtürzte plötzlich der Gipfel des Berges ein, ein großer Theil der Seite ward in die Luft geſchleudert, und fiel theilweiſe ins Meer, während aus dem neugebildeten Krater ein Strom heißen Waſſers ſtürzte und die Ebene überflutend Häuſer, Bäume und Felſen mit ſich fortriß. Das zu gleicher Zeit ſtattfindende Erdbeben ward bis China und Kamtſchatka gefühlt. (Neuerdings fand in Simoda das bekannte Erdbeben ſtatt, und zuletzt in Jeddo.) Wie natürlich finden ſich in dieſen Gebirgen häufige Mineralquellen, von denen die zwei bedeutendſten am Wuzendaken, Aho tſigocka Ko-trigok, die große und kleine Hölle genannt werden, und Klaproth theilt uns mit, daß von den Japanern ſechs Vulkane und vier Berge, auf denen ſich heiße Quellen befinden, die zehn Höllen genannt werden. — Naphtaquellen und Ausſtrömungen von Schwefelwaſſerſtoffgaſen ſind gleichfalls häufig. In der geologiſchen Formation ſind Baſalt und trachitiſche Gebilde vorherrſchend. Die Berge erheben ſich manchmal vereinzelt, manchmal in Gruppen, und die Thäler münden gemeiniglich in breite, wohlcultivirte Ebenen. In den ſteinigen Gebirgsſtrichen trotzt die Natur noch oft dem Fleiße des Feldbauers, und oft erheben ſich gewaltige, ſonderbar geformte Felſen zwiſchen Feldern, die dem rauhen Boden mühſam abgewonnen ſind. Die vielen Flüſſe, die vorhanden ſind, haben der Natur des Terrains zufolge einen kurzen reißenden Lauf. Das Klima Japans iſt ein regelmäßiges und geſundes zu nennen. Wegen der nördlichen und nordweſtlichen Winde, die von dem eisbedeckten aſiatiſchen Feſtlande kalt herwehen, iſt das Klima der Nordweſtküſte durchſchnittlich kälter, als die entſprechenden Breitengrade im mittleren Europa. Schon im 32° nördl. Breite oder auf ziemlich gleichem Breitengrade wie Gibraltar kommt Eis vor; der See von Suwa und andere im 36° nördl. Breite, ungefähr der Lage von Marſeille entſprechend, ſind oft mit Eis bedeckt, das im 38° und 40° ſchon ſtark genug iſt, um die Flüſſe darauf paſſiren zu können. Auf der Inſel Tſouſima, 34° 12′ nördl. Breite, kommt der Reis nicht mehr fort; nahe bei Matsmaiye auf Yezzo gedeiht Weizen nur noch ſpärlich, und im Norden von Yezzo, 45° nördl. Breite, ſuchten die wilden Ainos im Winter in Höhlen Zuflucht gegen die Kälte. Die durch die Bergkette, welche ganz Niphon durchſchneidet, beſſer geſchützte ſüdöſtliche Küſte erfreut ſich eines milderen Klimas, und infolge deſſen einer ungemeinen Fruchtbarkeit; beſonders während der kälteſten Monate, d. i. Januar und Februar, iſt dieſer Temperaturunterſchied am deutlichſten wahrnehmbar; während in Dezima (Nagaſaki), 32° 45′ nördl. Breite, der Thermometer auf 45° F. ſteht, ſteigt er in derſelben Zeit in Jeddo, 35° 34′, bis auf 51° F. Die Ebenen nordöſtlich von Jeddo bis in den 38. Breitengrad ſind ſo frucht-

bar, daß ſie die Kornkammer Jeddos benannt werden, und auf beinahe der ganzen Südoſtküſte von Niphon, Sikok und Kiuſiu trägt der Reis zwei Ernten. Die große Anzahl von Leuten, die ein hohes und rüſtiges Alter erreicht hatten, ſcheint für das Klima günſtig zu ſprechen, und in der amerikaniſchen Flotte trat eine merkliche Beſſerung des Geſundheitszuſtandes unter der vom ungeſunden Klima Chinas mitgenommenen Mannſchaft ein. Die vielen das Land durchſchneidenden Gebirge würden den ſteinigen Boden an vielen Stellen ſteril und unfruchtbar machen, wenn dieſe nicht mit außerordentlicher Sorgfalt cultivirt würden; das herrliche Klima und der Fleiß ſeiner Bewohner allein haben Japan zu einem der fruchtbarſten Länder der Welt gemacht. Die ſteilſten Bergabhänge, in Terraſſen abgetheilt und ſorgfältig bewäſſert, geben noch eine reiche Ernte, und wo kaum Platz zum Fußfaſſen vorhanden iſt, ſtößt das Auge auf kleine Feld- und Gartenſtücke. Das Bewäſſern der Felder wird von beſonders dazu beſtimmten Perſonen ſorgfältig überwacht, die einem jeden nach Verhältniß der zu beſtellenden Felder eine entſprechende Quantität Waſſer aus den Kanälen ablaſſen; nichtsdeſtoweniger würde der Boden den Anforderungen der großen Bevölkerung kaum genügen können, wenn nicht die frugale Lebensweiſe der Japaner unglaubliche Quellen in den ſcheinbar unfruchtbarſten Gegenden fände. Die Seen, Sümpfe, Wälder und öden Gegenden bieten ihnen nicht nur Mittel, ihren Hunger zu ſtillen, ſondern ſelbſt Delicateſſen werden aus ihren Producten bereitet. Fiſche, Krebſe, Schalthiere, ſo wie viele Arten von Seetang oder Seegras, bilden Hauptbeſtandtheile eines japaniſchen Mahles, und beſonders gibt letzteres, gehörig zubereitet, manche ſehr ſchmackhafte Suppen, Salate, Gemüſe und Confecte. Selbſt giftige Fiſche und Reptilien werden gegeſſen, und es ſind beſonders eine gewiſſe Art von Schlangen ein beliebtes Gericht. Siebold, der gründlichſte Botaniker Japans, gibt uns ein lachendes Bild der Pflanzenwelt des Landes. Während der Monate Februar, März und April bedecken ſchon Blumen den Boden, und ſelbſt gewiſſe Früchte kommen im Süden vor. Zu dieſer Zeit ſtanden in der Bai von Jeddo herrliche 25—30. Fuß hohe Büſche der Camelia japonica in vollſter Blüte, und bildeten im Verein mit den üppig grünen Weizen- und Reisfeldern einen lieblichen Contraſt zu den mit Schnee bedeckten Gebirgen. Im Mai wetteifert die Thätigkeit der Menſchen mit der ſchaffenden Urkraft der Natur, und ein lachendes Grün erfriſcht und entzückt das Auge, das im Juni, tiefer und voller ſich färbend, den Sommer verkündet. Das Bambusrohr, die Palme und der Bananenbaum breiten ihre zierlichen Zweige aus, und die Orangen und tauſend andere ſüßduftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juli wird die erſte Ernte heimgebracht, und die gleich darauf eintretende Regenzeit bereitet den Boden für die zweite Saat. Im September und October bilden ſchon Herbſtblumen ein zweites Frühjahr, und der ſpäter eintretende

Winter gestattet der Natur eine kurze Ruhe, aus der sie im nächsten Frühjahr zu neuer Thätigkeit erwacht. Manche Früchte erreichen eine fabelhafte Größe, wie ich z. B. weiße Rüben von 3 Fuß Länge vielfach gesehen habe, und manche südliche Pflanzen und Früchte sind durch die sorgfältige Gartenkunst der Japaner einheimisch gemacht, so daß dies seltene Land durch den Fleiß seiner Bewohner zu dem schönen Garten gemacht ward, der es jetzt ist. Die große Liebe der Japaner für eine schöne Natur läßt diese sich nicht mit den herrlichen Gehölzen von Kastanien, Eichen und der wundervollen japanischen Kiefer, zwischen denen bunte Blumen blühen, begnügen, sondern selbst in den bevölkerten Städten müssen sie etwas Vegetation haben, und sogar das kleinste Haus hat ein Gärtchen, sei es auch nur einige Fuß groß, mit Zwergpflanzen. Die Gewässer Japans sind fischreich, und auch das Reich der Vögel und Säugethiere ist zahlreich bevölkert. Büffel, Ochsen und Kühe sind vorhanden, werden aber nur zu Lastthieren verwendet, da religiöse Scrupel dem Japaner verbieten, ihr Fleisch zu genießen. Die zahlreichen Pferde sind meist kleiner und kräftiger Race; Esel, Maulthiere, Elephanten, Kameele ꝛc. sind unbekannt. Schweine sind in geringer Zahl vorhanden; der Hunde und Katzen aber sind Legionen, letztere oft unbeschwänzt geboren. Unter ersteren zeichnet sich eine von den Japanern sehr hochgeschätzte Race durch sehr kurze Nase, hervorragende Stirn und große, hervortretende Augen aus. Hirsche sind in den Gebirgen und besonders in Yezzo häufig, gleicherweise Bären, die nach den von ihnen gesehenen Spuren von bedeutender Größe sein müssen. Hyänen und Panther sollen zu Zeiten vorkommen, Hasen gleichfalls, und Füchse in ganz unglaublich großer Zahl. Eber halten sich in den Dickichten der Gebirge auf, und Ratten und Mäuse sind eine große Landplage. Wasservögel sind in zahlreichen Gattungen vorhanden. Die Reiherbeize bildet eine der beliebtesten Unterhaltungen der Japaner, und der Fasan, welchen ich in den Bergen der Provinz Idzu vorfand, ist bei weitem der schönste jagdbare Vogel, den ich je gesehen. Reptilien sind nicht sehr zahlreich, doch sind die Insekten außerordentlich mannigfaltig.

Der Ursprung der Japaner ist ungemein schwer zu bestimmen; sie selbst betrachten sich als Autochtonen und weisen jede Andeutung eines gemeinschaftlichen Ursprungs mit den Chinesen mit Abscheu zurück. Kämpfer, Golowin, Klaproth, Meylau, Titsing und Siebold stimmen ihnen darin bei. Der letztere vermuthet, daß sie von den tartarischen Horden abstammen, die das nordöstliche Asien bewohnen. Kämpfer, Klaproth und Golowin stimmen ihm indeß in diesem Punkte nicht bei. Kämpfer läßt sie, vielleicht nicht unrichtig, von den ersten Bewohnern Babylons abstammen, die durch Asien auf einem von ihm bezeichneten Wege nach Corea ausgewandert, und von dort nach Niphon übergesetzt sind. Er gibt zu, daß später Chinesen und Tartaren sich

unter ihnen niedergelaſſen; jedenfalls aber unterſcheiden ſie ſich zu weſentlich von den beiden Racen, um auf eine zu nahe Verwandtſchaft mit ihnen ſchließen zu laſſen. Ihre körperliche Bildung, Religion, Sitten und Gebräuche, ſo wie ihre natürlichen und intellectuellen Anlagen ſind ſehr verſchiedener Art von der der Chineſen, und Siebold ſowol als Klaproth ſprechen ſich entſchieden gegen gemeinſchaftliche Abſtammung aus. Die Küſten der Inſeln ſind von Fiſchern und Seeleuten bewohnt, ein kleiner, kräftiger Schlag, deſſen Hautfarbe infolge deſſen, daß ſie oft unbekleidet arbeiten, bräunlicher als die der übrigen Japaner iſt. Dieſe Leute ſind meiſt thätig, gutmüthig, intelligent, und gewähren mit ihren nicht unſchönen Geſtalten, lebhaften Augen, dunklen, am häufigſten ganz ſchwarzen Haaren und leicht gebogenen Naſen eine angenehme Erſcheinung. Im Innern von Kiuſiu iſt die Claſſe der Ackerbauer, von etwas größerer Geſtalt, mit vorſtehenden Backenknochen, flacher Naſe, und etwas nach unten gezogenen Augenwinkeln, die vorherrſchende. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Ueberreſte vom Blute der Tartaren, die auf ihren Kriegszügen häufig Kiuſiu und den Süden von Niphon überfluteten, in dieſer Race herrſchen. Die Fiſcher und Ackerbauer in der Umgebung der Städte haben in ihrer Kreuzung die ſogenannten Kleinbürger erzeugt, die von beiden Racen einige Züge haben. Die Bewohner der großen Städte und der Ebenen des Landes haben im ganzen Reich ähnliches Aeußere und ähnliche Bildung. Es ſind meiſt wohlgebildete Leute, oft über Mittelgröße und faſt durchgängig von angenehmem Aeußern, weißerer Hautfarbe und guten Sitten. Die meiſten, die auf höhere Bildung und Stellung Anſpruch machen, ſind entweder in Jeddo erzogen worden, oder haben wenigſtens einige Zeit in dieſem Paradieſe der Japaner zugebracht. Im Norden der Inſel Jezzo endlich tritt die Race der Ainos auf, ein kleiner Schlag Menſchen, einen Mittelſchlag zwiſchen den Kanakus der Südſeeinſeln und den Eskimos des Nordens bildend.

Die Geſchichte Japans verliert ſich im dunklen Mythus der Vorzeit. Aus dem Chaos erhob ſich ein höchſtes Weſen, die ganze Natur umfaſſend, und nach ihm entſtanden zwei ſchaffende Gottheiten, welche das Univerſum aus dem Chaos bildeten, das mehre Miriaden von Jahren von ſieben Göttern in Reihenfolge regiert ward, deren letztere ſich verheiratheten. Eines Tages ſtieß der Gott ſeine Lanze auf den Boden der Gewäſſer, und der von dem emporgehobenen Schaft tröpfelnde Schlamm bildete die Inſel Onok-oro-ſima, das Kiuſiu des heutigen Tages; ſodann rief der Gott 8000 andere Gottheiten ins Leben, ſchuf „zehntauſend Sachen" (gorodzso no mono), und vertraute die Obhut des Ganzen ſeiner Lieblingstochter, der Sonnengöttin, an. Dieſe herrſchte nun über 250 Jahre, und nach ihr vier Götter oder Halbgötter, welche die Welt während zwei Millionen neunundneunzigtauſend und zweiundvierzig Jahren regierten. Der letzte von dieſen vermählte ſich mit einem

ſterblichen Weibe, und hinterließ einen Sohn, Namens Ziu-moo-ten-woo, den Ahnherrn der Mikados. Noch für eine lange Periode iſt kein genauer geſchichtlicher Nachweis vorhanden, und die japaniſchen Chroniken melden nur einzelne große Ereigniſſe, wie Ausbrüche von Vulkanen, Erſcheinungen von Drachen, Krieg ꝛc., ohne bindende Reihenfolge. Die Zeit der Regierung des Ziu-moo-ten-woo (göttlichen Kriegers) währte 69 Jahre. Er baute der Sonnengöttin einen Tempel und gründete das Kaiſerreich der Mikados. Es wird dieſer Zeitpunkt ungefähr 660 v. Chr. angenommen. Während mehren Jahrhunderten regierten die Mikados als Alleinherrſcher und übten die unbeſchränkteſte Gewalt. Die erſte Urſache zu der ſpätern Auflöſung dieſer Macht bildete wahrſcheinlich die Gewohnheit der Herrſcher, in noch frühem Alter die Regierung auf einen minderjährigen Sohn überzutragen, während deſſen Minderjährigkeit einzelne mächtige Vaſallen die Gewalt des Herrſchers theilweiſe an ſich zu bringen ſuchten. Einer der Mikados, der die Tochter eines mächtigen Prinzen geheirathet, dankte zu Gunſten ſeines minderjährigen Sohnes ab, und der ehrgeizige Großvater bemächtigte ſich der Regentſchaft, ſeinen Eidam ins Gefängniß werfend. Ein langwieriger Bürgerkrieg entſtand, und in dieſem tritt Yoritomo auf, eine der bedeutendſten und berühmteſten Perſönlichkeiten Japans. Dieſer ſtammte ſelbſt vom Blute der Mikados, warf ſich zum Kämpfer und Beſchützer des eingekerkerten Herrſchers auf, und befehdete den Uſurpator. Nach mehrjährigem Krieg befreite er den Mikado und ſetzte ihn wieder in ſeine alte Würde ein; dieſer machte jedoch nur nominellen Gebrauch davon, und ließ die wirkliche Autorität in den Händen Yoritomos, den er zum Zio-i-dai-ziogoun (Oberbefehlshaber gegen die Barbaren) ernannte. Nach dem Tode des Mikados blieb die Macht in den Händen des Yoritomo, und um ſich gegen mehre noch mächtige Mitbewerber ſicher zu ſtellen, verwickelte dieſer das Land in neuen Krieg mit Corea, wohin die mächtigſten Fürſten zogen und dort theils umkamen, theils ihren Einfluß verloren. Yoritomo regierte in Wirklichkeit 20 Jahre, und nach ſeinem Tode, 1199 oder 1200, folgte ihm ſein Sohn in ſeiner Würde und Macht. Dies klärt das häufig ſtattfindende Mißverſtändniß über das Verhältniß zwiſchen Mikado oder Dairey und Siogoun, oder geiſtlichem und weltlichem Herrſcher auf. Des Mikados Gewalt iſt durchaus nicht päpſtlicher Natur, ſondern es herrſcht zwiſchen beiden nur das Verhältniß, das eben zwiſchen einem minderjährigen Monarchen und einem Regenten ſtattfinden würde.

Da beim Tode Yoritomos ſein Sohn minderjährig war, ſo trat ſeine Mutter aus einem Kloſter, in das ſie ſich zurückgezogen hatte, an die Spitze der Regierung, und bildete zugleich das einzige Beiſpiel eines weiblichen Regenten, oder einer Kaiſerin von Japan. Sie wird in der Geſchichte Amo Siogoun, oder die Nonne Siogoun genannt. Obſchon nun ein großer Theil

der wirklichen Macht in der Hand des Siogoun ruht, so iſt doch alle anſcheinende in der des Mikado, und ſelbſt ein Theil der wirklichen, wie z. B. die Beſtätigung des Siogoun. In dieſem Zuſtande blieb Japan bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, in welche Zeit das erſte Auftreten der Portugieſen fällt. Japaniſche Geſchichtſchreiber berichten über das Ereigniß, daß unter dem Mikado Konaro und dem Siogoun Yozi Harou im 12. Jahre nengo tenbou, den 22. des 8. Monats (October 1543) ein fremdes Fahrzeug in Tanego-ſciuce in der Provinz Nicimonoo angekommen, deſſen Mannſchaft, aus mehr als 200 Perſonen beſtehend, ein ſeltſames, fremdartiges Ausſehen hatte. Ein an Bord befindlicher Chineſe, Namens Gahor, theilte ihnen ſchriftlich mit (beider Völker Schriftſprache ähnelt ſich), es ſeien dies Nau-bau (Barbaren des Südens). Die beiden Befehlshaber des Schiffes werden von den Japanern Monna-Syonkia und Kriſto Monto benannt, und ſind wahrſcheinlich die Seefahrer Antonio Moto und Franceſko Zeimoto geweſen. Zu jener Zeit war Japan offen; ein reger Handel ward mit den Nachbarländern getrieben, und die Fremden, welche fremdartige und ſeltene Handelsartikel brachten, wurden freudig bewillkommt, traten bald in nähere Berührung mit den Japanern, unter denen ſie ſich niederließen und mit deren Töchtern ſie ſich verheiratheten. Wenige Zeit ſpäter ſehen wir die Holländer in ähnlicher Weiſe auftreten, und ſelbſt ein engliſches Schiff, unter Befehl eines gewiſſen Adams, erſchien in Japan. Bald auch erſchienen Jeſuiten als Miſſionäre in dem neuentdeckten Lande, und predigten die Lehre des Gekreuzigten unter dieſem jeder neuen Idee ſo zugänglichen Volke. Die ſchnellen und unerwarteten Erfolge der frommen Patres ſetzten die chriſtliche Welt in Erſtaunen. Titſing berichtet, daß ſich die Zahl der Bekehrten auf mehr als vier Millionen belief und die neuen Lehren ihre Bekenner ſelbſt am Hofe des Mikado und Siogoun hatten. Eine vielverſprechende Zukunft, die hier ſichtlich erblühte, ward theils durch den blinden Bekehrungseifer und Prieſterſtolz der Miſſionäre, theils durch die Sucht derſelben, ſich in politiſche Händel zu miſchen und ſich einen weltlichen Einfluß zu ſichern, im Keime vernichtet, und ein ausbrechender Bürgerkrieg zerſtörte jahrelang das beſtehende, erfreuliche Verhältniß. Zwei Brüder aus dem Geſchlechte Yoritomos machten ſich die Würde des Siogoun ſtreitig. Die Großen des Reichs nahmen entweder für einen derſelben Partei, oder ſuchten in der herrſchenden Verwirrung ſich ſelbſt unabhängig zu machen. Während des entſtehenden Krieges kamen beide Widerſacher ums Leben, und mächtige Vaſallen ſtritten ſich um den ledigen Thron. Nach langen Fehden bemächtigte ſich endlich Nobounga, Prinz von Awari, der Regierung, hauptſächlich durch Hilfe eines Mannes von niederer Herkunft, Namens Hidi Yori, der dafür zu hohen Würden gelangte. Und als Nobounga durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, beſtieg Hidi Yori ſelbſt den Thron unter dem

Digitized by Google

Namen Taiko-Sama. Unter diesem bedeutenden Mann ward die Macht des Mikado immer mehr gekürzt, und es blieb zuletzt nur noch ein Schatten davon übrig. Er unterwarf sich Corea, und war eben im Begriff, dasselbe mit China zu thun, als ihn der Tod in seinem 63. Lebensjahre abrief. Dies Ereigniß war das Signal zu neuen Unruhen. Hidi-Yori, der einzige Sohn Taiko-Samas, war ein Kind von sechs Jahren, das sein Vater noch vor seinem Tode dadurch auf dem Throne zu befestigen suchte, daß er ihn mit der Enkelin des Izeyas, Prinzen von Mikawa, verheirathete, und diesen während der Minderjährigkeit zum Regenten ernannte, der jedoch von seiner Würde Gebrauch machte, seinen Einfluß zu stärken und zuletzt seinem Schützling den Krieg offen zu erklären. Der minderjährige Kaiser ward besonders von den Christen, die offen für ihn Partei nahmen, wozu sie von den Jesuiten ermuntert wurden, unterstützt. Man hegte Hoffnungen, den jungen Fürsten, der die neue Religion sehr begünstigte, später selbst zum Anhänger derselben zu bekehren, und im Fall seine Partei siegte, sie zum herrschenden Cultus zu machen. Allein dieser Krieg nahm einen unglücklichen Ausgang. Im Jahr 1615 belagerte Izeyas den Gatten seiner Enkeltochter im Schlosse von Ohosacko, seinem letzten Zufluchtsorte, und nahm dasselbe. Ueber das Schicksal des Hidi-Yori ist man in Ungewißheit. Nach einigen soll er in den Flammen seines Palastes umgekommen sein, nach andern fand er in der Provinz Satzuma seine Zuflucht, und diese Voraussetzung wird nicht wenig bestärkt durch die beinahe unabhängige Stellung, welche die Prinzen von Satzuma noch heute einnehmen, aus deren Familien die Siogouns sich vorzugsweise gern Gemahlinnen wählen. Heftige Christenverfolgungen dauerten während dreier Generationen, und Teitokuri, der Enkel des Izeyas, gab dem Christenthum endlich den Todesstoß, und rottete mit unerbittlicher Strenge die letzten Christen aus. 36,000 Christen hatten sich in das Schloß Sinabora geworfen, und vertheidigten sich mit seltnem Muthe und großer Ausdauer. Nach dreimonatlicher Belagerung ward das Schloß am 12. April 1638 eingenommen. In dieser letzten Scene des Trauerspiels gewannen die Holländer durch die Hilfe, die ihre Artillerie und ihre Schiffe bei der Belagerung leisteten, eine traurige Berühmtheit. Im Jahre 1640 fand die Verfolgung wegen Mangel an Opfern ein Ende. — Seit jener Zeit war Japan hermetisch verschlossen. Die Anstrengungen der Portugiesen, die von Macao aus eine glänzende Gesandtschaft nach Japan schickten, waren vergebens. Der geheiligte Charakter einer Gesandtschaft konnte sie nicht gegen die Strenge des neuerlassenen Gesetzes schützen, das jeden Fremden, der Japan betritt, dem Tode weiht. Der Gesandte und sein Gefolge (sechzig Personen) wurden enthauptet, und nur wenige aufgespart, um die Botschaft nach Macao zu bringen. Ueber den Leichen der Hingerichteten ward eine Warnung aufgestellt: daß, so lange die

Sonne ſcheine, kein Fremder Japan betreten ſolle, ſelbſt nicht als Geſandter und Xuca, den Fürſten der japaniſchen Götter oder den Chriſtengott, ſelbſt nicht ausgenommen, die ſonſt ebenſo grauſam oder noch viel grauſamer behandelt werden ſollten. — Die Holländer, die einzigen Fremden, welche ſich noch in Japan hielten, wurden zuerſt nach der Inſel Firando gewieſen, wo ſie eine Factorei errichteten; ſpäter aber ward im Hafen von Nangaſaki die Inſel Dezima künſtlich erbaut, auf der die holländiſche Compagnie, auf die Zahl von ſieben Perſonen beſchränkt, bis heute ein Leben halber Gefangenſchaft führt. Daß für Japan ſelbſt dieſe gänzliche Abſperrung von der Welt von großem Vortheil war, läßt ſich nicht leugnen. Der Siogoun befeſtigte ſich, Parteizwiſtigkeiten hörten auf, die Sitten wurden durch das Abſchneiden alles fremden Einfluſſes vereinfacht und, den Geſetzen mehr Nachdruck zu geben, ward das ganze Land mit einem ſo vollkommenen Spionirſyſtem umringt, daß ein fernerer Bürgerkrieg beinahe unmöglich ward.

Die Parteien und die Präſidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Der gegenwärtige, in ſeinem letzten Amtsjahre ſtehende Präſident der Vereinigten Staaten, Mr. Pierce, hat während ſeiner Präſidentſchaft nur das eine Ziel im Auge gehabt, ſeine Wiederwahl zu ſichern, und alle ſeine politiſchen Handlungen mußten ſich dieſer Rückſicht unterordnen. Als Staatsmann ein im höchſten Grade unbedeutender Mann und ohne alle politiſchen Principien, ſuchte er nacheinander mit jeder Partei zu liebäugeln, die für den Augenblick die Oberhand zu gewinnen ſchien, und begünſtigte geſtern die Demokraten, heute die Knownothings und die Whigs und dann wieder die Demokraten, und wählte noch dazu mit der angebornen Scheu der Mittelmäßigkeit vor bedeutendern Charakteren nur die untergeordneten und zum Theil anrüchigen Werkzeuge zu ſeinen Stützen und Günſtlingen. Zuletzt fiel er ganz in die Gewalt der Sklavenhalter und Flibuſtier, erweiterte durch ſein parteiiſches Benehmen in der Kanſasfrage den ſchon beſtehenden Riß zwiſchen dem Süden und Norden, zeigte durch den Leichtſinn, mit welchem er die Differenzen mit England faſt bis zum Bruche trieb, wie wenig er auf die großen Intereſſen des Landes Rückſicht nahm, wenn es ſeine perſönlichen Zwecke zu fördern galt und verſchlimmerte durch ſeine nach allen Seiten hin gezeigte Schwäche die Kriſis, in der ſich gegenwärtig die Union befindet.

In der That treten vor der drohenden Geſtalt, welche durch den Conflict in Kanſas die Sklavenfrage angenommen hat, alle andern Fragen in den

Hintergrund. Schon seit der Beendigung des letzten Kriegs mit England ringt der sklavenbesitzende Süden mit dem der freien Arbeit zugethanen Norden um das Uebergewicht, und Schritt für Schritt ist ersterer seinem Ziele näher gekommen, denn er weiß zwei mächtige Hebel für sich in Bewegung zu setzen. Die durch Sklavenwirthschaft bedingte Baumwollenproduction liefert den Hauptausfuhrartikel der Union und das Baumwolleninteresse führt die großen Handelsstädte des Nordens in die Reihen der Sklavenhalterpartei. Der andere Hebel ist ideellerer Natur, indem der Süden, wenn er sich in seinen materiellen Interessen bedroht sieht, stets auf die Auflösung der Union provocirt und damit die Patrioten bedenklich macht oder gar für sich gewinnt. Auch hat er eine geschlossenere Organisation und ein einfacheres Programm für sich und das Bestreben, durch Annexation der angrenzenden Creolenstaaten das Areal der sklavenbesitzenden Gebiete zu erweitern, führt ihm nicht blos die unruhigen und abenteuerungssüchtigen Geister, sondern auch alle die Ehrgeizigen zu, welche der Plan erfüllt, die Vereinigten Staaten zum beherrschenden Staat des ganzen amerikanischen Continents zu machen. Daher hat sich der Norden seit langen Jahren auf die Abwehr beschränken müssen. Nur die Macht der Verhältnisse hat er für sich, indem die Einwanderung fast ausschließlich in die freien Staaten strömt, während sie den sklavenhaltenden Staaten so gut wie ganz fremd bleibt. Erstere besaßen seit der Aufnahme von Californien in die Union die Majorität im Senat und hatten auch noch Aussicht, sie durch die täglich an Bevölkerung zunehmenden Gebiete Minesota und Oregon verstärkt zu sehen. Der Süden hatte dagegen kein andres Erweiterungsfeld, als Texas, und das Vorrücken der Sklaverei gegen Norden war durch das Missouricompromiß gehemmt, welches die Sklaverei auf die Gebiete südlich vom 36½ Breitengrade beschränkte. Dies Gesetz war den Bemühungen des patriotischen Staatsmanns Clay zu verdanken, welcher, als zum letzten Male die Sklavenfrage die Eintracht der Union zu stören drohte, dadurch ein Ausgleichungsmittel zwischen den streitenden Interessen gefunden zu haben glaubte. Er hoffte damit Frieden zwischen den Sklavenhaltern und den Freibodenmännern zu schließen, aber erlangte blos einen Waffenstillstand. Die Sklavenhalter ruhten nicht in ihrer Agitation und setzten zuerst das die Gewissen der Abolitionisten verletzende Gesetz durch, welches den Haftbefehlen der Behörden der südlichen Staaten gegen flüchtige Sklaven auch in den nördlichen Kraft verlieh und die Behörden der letztern zwang, sie auszuführen. Dann gelang es ihnen 1854 auch, das Missouricompromiß insofern zu beseitigen, als es in den neugegründeten Gebieten Kansas und Nebraska nördlich vom 36½ Breitengrad den Bewohnern derselben freigestellt wurde, ob sie trotz des ursprünglichen Verbots die Sklaverei einführen wollten. Im Anfang schien das neue Gesetz gegen die Sklavenhalter auszuschlagen, denn der Norden hatte mehr Einwan-

derer zu seiner Verfügung, und die Zahl der Freibodenmänner in dem offenen Gebiet wuchs von Tag zu Tage. So leicht ließ sich jedoch der Süden den Sieg nicht aus den Händen winden. Als am 30. März vorigen Jahres die erste Territoriallegislatur im Kansas gewählt werden sollte, drangen ganze Haufen Bewaffneter aus dem angrenzenden Sklavenstaat Missouri in das Gebiet, besetzten die Wahlbühnen, hinderten mit Gewalt die stimmberechtigten Bewohner am Abstimmen, maßten sich selbst das Wahlrecht an und wählten lauter der Sklavensache günstige Abgeordnete. Seit dieser Zeit übte die Partei der Sklavenhalter in dem Kansasgebiete einen vollständigen Terrorismus aus, erließ ein Gesetz über die Einführung der Sklaverei und ein anderes, welches die Todesstrafe auf Aufreizung der Sklaven zur Flucht setzte. Dies gewaltthätige Verfahren billigte die Majorität des Congresses vollständig und Präsident Pierce verweigerte den in ihren republikanischen Rechten gekränkten Bewohnern von Kansas jeden gesetzlichen Schutz. Die Freibodenpartei ließ sich noch nicht entmuthigen. Sie wählte einen Abgeordneten für den Congreß, dem die Eindringlinge aus Missouri einen andern entgegenstellten, die nun beide auf ihren Sitz Anspruch machten. Die Frage, welcher von beiden zugelassen werden sollte, wurde erst vor ganz kurzem nach langen Verhandlungen und nachdem es lange geschienen hatte, als ob sich der Sieg auf die Seite der Sklavenhalterpartei wenden würde, durch ein Compromiß entschieden, indem man eine neue Wahl anordnete. Der Präsident aber trat sehr entschieden für den Süden auf. Bereits gegen Ablauf des vorigen Jahres unternahmen die Missourier, wohl tausend Mann stark, einen förmlichen Kriegszug gegen die Hauptstadt der Freibodenpartei Lawrence, mußten aber unverrichteter Sache wieder umkehren, da die Angegriffnen sich auf jeden Widerstand vorbereitet zeigten. Seitdem aber sind ihre Aussichten besser geworden, denn die vom Präsidenten ernannten Vollziehungs- und Verwaltungsbeamten des Territoriums schreiten gegen die Freibodenmänner, die eigentlichen Bewohner von Kansas, als Widerspenstige gegen das Gesetz ein, obgleich sie allen Bundesgesetzen und Bundesbehörden sich willig unterwarfen und nur die Verordnungen nicht anerkennen wollten, welche die gar nicht in das Gebiet gehörenden Missourier eigenmächtig erlassen haben und mit Waffengewalt durchzusetzen bereit sind. Der Präsident aber hat diese Verordnungen für vollkommen legal erklärt und einige Schwadronen Dragoner zu den aus zusammengelaufenem Gesindel aus den südlichen Staaten bestehenden Milizen der Sklavenhalterpartei stoßen lassen, um die Widerspenstigen, die nur ihre bürgerlichen Rechte gegen rohe Gewalt vertheidigen, zum Gehorsam zu bringen. In der That erschien am 21. April eine Compagnie Berittener vor Lawrence, die alsbald auf 400 Mann verstärkt wurden, und unter dem Befehl des Vereinigten Staatenmarschalls (Chef der Executivpolizei) Donaldson stand. So wenig

waren die Bürger geneigt Widerstand zu leisten, daß sie sofort den Marschall schriftlich in allem ihre Unterwerfung anboten, wenn er sie nur in Leben und Eigenthum schütze. Ohne darauf zu antworten, schickte der Marschall einen seiner Unterbeamten mit 10 Mann in die Stadt, welcher zwei der Antisklavereipartei angehörige Bürger verhaftete, ohne dabei gestört zu werden, und in aller Ruhe wieder die Stadt verließ. Bald darauf erschien der Sheriff Jones in der Stadt, ebenfalls mit einem bewaffneten Gefolge von 18 Mann, und verlangte die Auslieferung der Waffen. So wehrlos wollten jedoch die Bürger nicht bleiben: sie behielten ihre Privatwaffen und lieferten nur eine Kanone aus. Mit dieser Beute entfernte sich der Sheriff und kehrte ohngefähr nach einer Stunde mit Verstärkung von zwei Geschützen zurück, worauf er das Freistaathotel und die Druckerei der Antisklavereizeitung des Herald of Freedom zu beschießen anfing. Es gelang ihm auch, beide Häuser und die Druckerei vollständig zu zerstören. Die Einwohner aber verließen die Stadt und seitdem sind ihnen nun ebenfalls bewaffnete Scharen aus den benachbarten freien Staaten zu Hilfe gekommen, und der Bürgerkrieg steht in schönster Blüte. Jeden Tag erfährt man von Plänkeleien und Gefechten, wobei bald 8, bald 12, bald 3 Todte geblieben sind, und die einzelnen Ueberfälle und Meuchelmorde sind gar nicht aufzuzählen. Linienmilitär und Freicorps aus den südlichen Staaten werden vom Präsidenten Pierce dazu verwendet, um die Bewohner des Territoriums zur Annahme der Sklaverei zu zwingen, und diese wehren sich, so gut es gehen will, ihrer Haut.

Dieses gewaltthätige, den Grundprincipien der Republik, wie sie unter Washington und seinen großen Nachfolgern war, aber leider nicht mehr ist, hohnsprechende Verfahren und die Scham über den Abfall von diesen großen Principien, welche die Republik ins Dasein gerufen und mächtig gemacht haben, haben zur Bildung einer neuen Partei geführt, welche sich die der Republikaner nennt, und die als geschlossene Partei den in der letzten Zeit allmächtigen Demokraten gegenübersteht. Daß der Congreß in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung durchaus ungeeignet ist, die Kansasfrage auf eine die Gefühle des Nordens versöhnende Weise zu lösen, führt diesen Republikanern auch aus den Reihen der Demokraten manche von den Verständigern, welche fühlen, daß das bisherige nur auf die Sklaveninteressen des Südens Rücksicht nehmende Verfahren der demokratischen Partei die Union über kurz oder lang sprengen muß, als Anhänger zu. Selbst die herrschende Partei ist schüchterner geworden. Sie hatte durch den Senator Douglas im Senat eine Bill eingebracht, welche die Einführung der Sklaverei in Kansas sicherte. Der Senat nahm diese Bill auch an, aber das Repräsentantenhaus entschied sich für eine andere Kansasbill, welche dem Gebiet eine Freistaatenverfassung gab. Dieses Gesetz wurde im Senat durch Substituirung der Bill von Douglas

amendirt und in dieſer Geſtalt wieder an das Repräſentantenhaus zurückgeſchickt. Wahrſcheinlich aber wird man zu gar keinem Beſchluß kommen, denn die demokratiſche Partei wagt weder ſich offen für die im Senat eingebrachte Bill auszuſprechen, weil ſie dadurch im Norden, wo die Vorfälle in Kanſas die größte Aufregung hervorgebracht haben, um einen großen Theil ihres Einfluſſes zu kommen fürchtet, noch auf der andern Seite für die Freiſtaatenbill zu ſtimmen, weil dann der Süden von ihr abfallen würde.

Dieſe beiden Parteien, die für die Sklaverei und die erobernden Tendenzen des Südens auftretenden Demokraten und die neugebildete Partei der Republikaner ſind es, welche bei der Präſidentenwahl eigentlich um den Sieg miteinander kämpfen, und die andern können nur zur Geltung kommen, wenn ſie ſich einem dieſer großen Heerlager anſchließen. Der demokratiſche Nationalconvent hat am 6. Juni in Cincinnati ſeinen Candidaten für die Präſidentſchaft erwählt und zwar in der Perſon des Herrn James Buchanan, bis vor kurzem noch Geſandter der Vereinigten Staaten in London. Pierce iſt ganz bei Seite geſetzt und ſieht ſich ſo um die Frucht ſeiner Mühen betrogen, mit denen er im Innern die Verwirrung gemehrt und nach außen das Anſehen der Union vermindert hat. Aber auch den angeſehenſten Führer der Partei des Südens, den zugleich heftigſten und fähigſten Vertheidiger der Intereſſen der Sklavenhalter, den Senator Douglas, hat man übergangen, um die demokratiſche Partei im Norden nicht noch unpopulärer zu machen, als ſie bereits iſt. Grade der Umſtand, daß Buchanan keinen directen Antheil an dem Erlaß des den Miſſouricompromiß beſeitigenden Nebraskageſetzes gehabt hatte, indem er ſich damals in England befand, hat für ihn entſchieden. Der Süden ſtimmte anfangs für Douglas oder Pierce, weil es in dem erſtern einen leidenſchaftlichen Partiſan, in dem andern ein willenloſes Werkzeug gefunden. Aber da der Süden ſeinen Candidaten nur mit der Unterſtützung wenigſtens eines der größern nördlichen Staaten durchſetzen kann, ſo mußte man ſich zuletzt für Buchanan entſcheiden, der Ausſicht hat, die 34 Wahlſtimmen von Penſylvanien auf ſeiner Seite zu haben. Aber wenn man auch in der Perſonenfrage einige Rückſichten auf die Antipathien des Nordens genommen hat, ſo iſt doch das Programm nicht weniger entſchieden für die Principien des Südens ausgefallen. Es beſeitigt das Miſſouricompromiß, das bei Erlaß des Nebraskageſetzes nur für den einen Fall bei Seite geſetzt war, ein für alle Mal, indem es auf das nachdrücklichſte den Grundſatz ausſpricht, daß fortan in keinem dem Bunde als ſolchem gehörenden Territorium die Sklaverei von bundeswegen verboten werden darf und eröffnet dadurch den Beſtrebungen des Südens, das Areal der Sklavenſtaaten nach Norden zu erweitern, ein weites Feld. Selbſt das Verfahren des Präſidenten Pierce in Kanſas wird, wenn auch nur verdeckt, gebilligt. Was die Fragen der auswärtigen Politik betrifft, ſo

genügte es faſt, daran zu erinnern, daß Buchanan vor zwei Jahren die amerikaniſchen Geſandten in Madrid, Paris und dem Haag auf der berühmten Conferenz in Oſtende zu dem Beſchluſſe bewog, daß es nächſter und nothwendigſter Zweck der amerikaniſchen Politik und heiligſter Beruf der amerikaniſchen Staatsmänner ſei, Spanien mit Güte oder Gewalt zum Abtreten von Cuba zu nöthigen. Er war es auch, der die verſöhnlichen Anerbietungen Lord Clarendons wegen der centralamerikaniſchen Differenzen von der Hand wies und den Streit am liebſten zu einer gewaltſamen Löſung gedrängt hätte. Denſelben Geiſt athmet das Programm, auf das er ſich verpflichtet hat. Ziemlich großſprecheriſch heißt es in demſelben: 1) Die Zeit iſt gekommen, wo das Volk der Vereinigten Staaten ſich für die Freiheit der Meere und den Fortſchritt des freien Handels in der ganzen Welt erklären muß. 2) Unſre geographiſchen, politiſchen und Handelsintereſſen, ſo wie unſre zunehmende Machtentwicklung erheiſchen, daß wir unverbrüchlich an der Monroedoctrin (Nichtzulaſſung der Einmiſchung irgend einer europäiſchen Macht in die Angelegenheiten Nord- und Südamerikas) feſthalten und ſie mit unbeugſamer Strenge zur Anwendung bringen. 3) Daß die von der Natur vorgezeichnete Verbindungsſtraße zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Meere ungefährdet werde, dazu bedarf es rechtzeitiger kräftiger Bemühungen und einer Controle über die Regierungen der Staaten, innerhalb deren ſie liegt. Wir können unter keinen Umſtänden unſer Uebergewicht in der Beilegung aller ſich daraus ergebenden Fragen aufgeben. 4) Angeſichts dieſer großen Intereſſen kann das Volk der Vereinigten Staaten dem von Centralamerika für deſſen Bemühungen, den Theil des Landes zu regeneriren, durch welchen die interoceaniſche Verbindungsſtraße läuft, nur ſeine herzlichſte Theilnahme ausdrücken. 5) Die demokratiſche Partei erwartet von der nächſten Adminiſtration, daß ſie alles aufbieten wird, um den Vereinigten Staaten ein maßgebendes Uebergewicht im merikaniſchen Meerbuſen zu ſichern und den großen Waſſerſtraßen, auf welchen unſre Producte in jenes große Meeresbecken geführt werden, einen dauernden Schutz zu verſchaffen. Kürzer gefaßt heißt dies, daß die demokratiſche Partei Mittelamerika und Cuba für die Vereinigten Staaten erobern will. Zugleich ſtellt dies Programm auch die Ziele der jetzigen, ebenfalls unter dem ausſchließlichen Einfluß der demokratiſchen Partei ſtehenden Regierung in den Verhandlungen mit England wegen der centralamerikaniſchen Differenz ins hellſte Licht und beweiſt, was ſchon früher in dieſem Blatt behauptet worden iſt, daß nicht England der angreifende Theil war, ſondern daß die Klagen Amerikas über die Verletzung des clayton-bulwerſchen Vertrags von Seiten Englands nur eine Heuchelei der amerikaniſchen Staatsmänner waren, um ſelbſt einen Vorwand zu haben, den Vertrag zum eignen Nutzen zu verletzen. Es mag im Intereſſe der Vereinigten Staaten liegen, im aus-

ſchließlichen Beſitz der wichtigen Verkehrsſtraße zwiſchen dem mexikaniſchen Golf und dem ſtillen Ocean zu ſein, aber im Intereſſe des europäiſchen Handels liegt es gewiß nicht, und es iſt eine Albernheit europäiſcher Publiciſten, ſich darüber mit der „manifest destiny“ (der offenbaren Beſtimmung) des amerikaniſchen Volks, ganz Amerika zu beherrſchen, zu tröſten, wie es nicht weniger albern wäre, die Abwehr ruſſiſcher Uebergriffe wegen des angeblichen ausſchließlichen Berufs der Slawen zur Weltherrſchaft zu unterlaſſen.

Daß die von der demokratiſchen Partei angeſtrebte Eroberungspolitik die Entwicklung der Union in ganz neue, den republikaniſchen Inſtitutionen keineswegs vortheilhafte Bahnen lenken muß, daß die Einverleibung neuer Creolenſtaaten ſie zwar größer, aber keineswegs mächtiger zu machen verſpricht und daß alsdann das Uebergewicht des Südens erdrückend auf die freien Inſtitutionen des Nordens wirken würde, das ſieht die republikaniſche Partei vollkommen ein und ihr Programm erklärt ſich ſehr entſchieden gegen die oben erwähnten Grundſätze der Demokraten. Es ſtellt folgende Sätze auf: 1) Rückkehr zu den Grundſätzen der Stifter des Staatenbundes; Wahrung der Standesſtaatsrechte, aber nicht auf Koſten des republikaniſchen Charakters der Staatengeſammtheit. 2) Auf keinem Gebiet, über welches der Bund als ſolcher die Oberhoheit hat (Territorien), darf jemals die Sklaverei eingeführt werden. Der Congreß hat das Recht und die Pflicht auf Bundesgebiet die Sklaverei und die Vielweiberei zu verbieten. 3) Für die an dem Volk von Kanſas verübten Verbrechen iſt der Präſident Pierce, ſeine Rathgeber und Helfershelfer verantwortlich und es iſt unſer feſter Entſchluß, ſie dafür zu züchtigen. 4) Sofortige Aufnahme von Kanſas als nicht ſklavenhaltender Staat in den Bund. 5) Der von der oſtender Conferenz (Buchanan u. a., Geſandter der Vereinigten Staaten) aufgeſtellte Banditengrundſatz, daß Gewalt Recht iſt, war der amerikaniſchen Diplomatie unwürdig und würde jede Regierung und jedes Volk, die ihn anerkennten, mit Schande überhäufen (alſo gegen die Eroberung von Cuba, Mexiko oder Centralamerika). 6) Sofortige Anlage einer Eiſenbahn nach dem ſtillen Meere aus Bundesmitteln. 7) Der Congreß hat die Befugniß, Correctionen von Flüſſen und Häfen und ſonſtige innere Meliorationen zur Erleichterung und Sicherung des Verkehrs aus Bundesmitteln zu veranſtalten. 8) Wir erklären uns mit Entſchiedenheit gegen jede Art von Geſetzgebung, welche die allen Bürgern gewährleiſtete Rechtsgleichheit und Gewiſſensfreiheit nur im entfernteſten beeinträchtigen. Zu ihrem Candidaten hat dieſe Partei den Oberſten Fremont, den kühnen Durchforſcher des Felſengebirges erwählt, der den großen Vortheil für ſich hat, daß er, dem alltäglichen politiſchen Treiben fernſtehend, ſich freier von läſtigen Verpflichtungen fühlt, als andre Candidaten und deſſen Candidatur ſehr raſch an Popularität gewonnen hat. Gegenwärtig ſcheint ihm die Majorität ſchon geſichert zu ſein und Buchanan

würde nur über ihn ſiegen, wenn zwei große nördliche Staaten für ihn ſtimmten. Was die Knownothings betrifft, ſo hat ihre Macht ebenſo raſch abgenommen, wie ſie im vorigen Jahr emporgeſtiegen war und ſie ſelbſt haben ſich, je nachdem ſie für oder gegen die Sklaverei ſind, in zwei Fractionen geſpalten, von denen die erſtere Mr. Fillmore, die andre Nathaniel Banks als Candidaten aufgeſtellt. Da ſich aber ſowol das Programm der republikaniſchen Partei in ſeinen letzten Paragraphen, wie das der Demokraten gegen ſie ausgeſprochen hat, ſo iſt für ſie keine Ausſicht vorhanden, bei der Wahl obzuſiegen. Die alten Whigs ſind ganz zerfallen und haben ſich theils den Knownothings, theils den Republikanern angeſchloſſen. So ſchwebt die Entſcheidung zwiſchen Buchanan und Fremont, doch hat die demokratiſche Partei noch die Chance einer unentſchiedenen Wahl für ſich.

Literatur.

La paix de Paris est-elle une paix solide? Par un ancien diplomate. Bruxelles, Vanbuggenhoudt. — Der Verfaſſer geht vom ruſſiſchen Standpunkt aus, obgleich einige ſeiner Anſichten mit dem herrſchenden ruſſiſchen Syſtem wol ſchwerlich übereinſtimmen. So ſpricht er ſich einmal mit großer Vorliebe für den Proteſtantismus aus und tadelt den Kaiſer Nikolaus ſehr lebhaft, daß er über dem einſeitigen Streben nach einer abſolutiſtiſchen Centraliſation verſäumt habe, die wirkſamen Hebel der ruſſiſchen Staatskraft in Bewegung zu ſetzen. Das Gefühl von dem großen Irrthum ſeines Lebens habe dem Kaiſer den Tod gebracht. — Wenn ſehr viele von den hier ausgeſprochenen Anſichten theils unhaltbar, theils augenſcheinlich in tendenziöſer Abſicht erfunden ſind, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß manche richtige Bemerkungen ſich darin vorfinden. Von dem gegenwärtigen Frieden haben nach der Anſicht des Verfaſſers nur Frankreich und Oeſtreich realen Gewinn gezogen. Dem Kaiſer der Franzoſen kam es ausſchließlich darauf an, einmal ſein ruhmbedürftiges Volk für Waterloo zu entſchädigen, ſodann ſich ſelbſt als mächtigen Monarchen in die Reihe der legitimen Fürſten einzuführen. Beide Abſichten ſind aufs glänzendſte erreicht worden, und es iſt jetzt nicht mehr daran zu denken, daß der Kaiſer noch einmal ſich auf ein Unternehmen mit einem blos idealen Zweck ohne materiellen Gewinn einlaſſen werde; mit andern Worten, das Bündniß zwiſchen England und Frankreich iſt fortan eine Unmöglichkeit. — Oeſtreich hatte den doppelten Zweck, in den Donauprovinzen gegen Rußland freie Hand zu gewinnen, und durch das Bündniß mit den Weſtmächten ſich den Beſitz Italiens zu ſichern. Beides iſt wiederum erreicht, freilich mit nicht unbedeutenden Opfern, denn Oeſtreich hat ſich Deutſchland entfremdet und Rußland zum Feinde gemacht, und zwar in einer Weiſe, daß über kurz oder lang der Bruch nicht zu vermeiden ſein wird. — Sardinien hat keinen andern Gewinn gehabt, als daß der Graf Cavour ſich unter die Diplomaten der Großmächte ſetzen durfte, und daß

der König Victor Emanuel in London und Paris ehrenvoll empfangen wurde. Die Hoffnung, an den Westmächten eine Stütze gegen Oestreich zu finden, ist gescheitert, ja auf die Verbesserung der italienischen Zustände habe die Theilnahme Sardiniens nur schädlich eingewirkt, denn Oestreich, das sich sonst in manchen untergeordneten Beziehungen würde willig haben finden lassen, muß jetzt vermöge der natürlichen Rivalität jedem derartigen Versuch den Widerstand der Uebermacht entgegensetzen. — Preußen sei durch sein weises Verhalten an die Spitze Deutschlands getreten und habe nur darin einen kleinen Mißgriff begangen, daß es an den Friedenseonferenzen theilnahm, da es sich dadurch die Hände gebunden hat, später mit Rußland, wenn es gegen dieselben auftritt, gemeinschaftliche Sache zu machen. — England sei tief gedemüthigt aus dem Kampf hervorgegangen. Seine Absicht sei gewesen, der Machtentwicklung Rußlands einen starken Stoß zu geben, um dadurch den bevorstehenden Conflict auf der indischen Grenze abzuwehren. Dieser Zweck sei nicht erreicht, vielmehr werde Rußland, dem für den Augenblick die Erweiterung in Europa abgeschnitten sei, zu einer vergrößerten Machtentwicklung in Asien getrieben, und hier werde der entscheidende Kampf zwischen den beiden Weltreichen stattfinden, wo an eine Theilnahme der übrigen europäischen Mächte, die nach dieser Seite hin kein Interesse zu vertreten hätten, nicht zu denken sei. — Was Rußland betrifft, so ist seine Ehre aufs schwerste gekränkt, dagegen seine Macht nicht verringert worden. Es muß sich vorläufig damit begnügen, in der Türkei die dritte Rolle zu spielen, aber es darf hier nur ruhig abwarten, um Türken und Griechen gleichmäßig sich entgegenkommen zu sehen, da die ersteren sich den Westmächten gegenüber zu unmöglichen Dingen verpflichtet haben, und Rußland als ihren natürlichen Schutz gegen die Ansprüche derselben betrachten werden, während die Griechen von den Westmächten aufs schwerste gekränkt in der alten politisch-religiösen Abhängigkeit von Rußland bleiben. Rußland wird zunächst seine innern Kräfte durch Eisenbahnen u. s. w. zu befestigen suchen, um dann in einem Augenblick, wo keine Coalition zu befürchten steht, sich an seinen Feinden zu rächen. — In dieser Rechnung fällt nur eins auf. Die Erfolglosigkeit des Krieges gegen Rußland war dadurch entschieden, daß Deutschland sich von demselben ausschloß. Nur wenn Deutschland mit seiner ganzen Kraft eintritt, kann Rußland einen ernsthaften Machtverlust erleiden. Es ist nicht mehr an der Zeit, die Gründe zu untersuchen, warum Deutschland sich der Allianz entzog. Zum Theil haben die Engländer Schuld daran. Denn wenn sie wirklich einen entscheidenden Krieg wollten, so mußten sie Preußen einen bestimmten realen Gewinn in Aussicht stellen. Vielleicht sind sie aber jetzt durch Schaden klug geworden, und das würde vorkommenden Falls bei der Rechnung ein ganz anderes Facit geben. Es ist nicht unwichtig, sich im gegenwärtigen Augenblick über die Verwicklung der Verhältnisse zu orientiren; denn wenn wir auch auf die Notizen von der östreichischen Mobilisirung, die den Lauf durch alle Zeitungen machen, kein sonderliches Gewicht legen, und wenn wir auch fest davon überzeugt sind, daß jede Macht sich hüten wird, das bedenkliche Spiel zu beginnen, so sind die Conflicte doch zu ernster Art, als daß nicht jeden Augenblick die Möglichkeit eines Zusammenstoßes gegeben wäre. Die neapolitanische Regierung ist gegen die großbritanische mit einer Rücksichtslosigkeit zu Werke gegangen, die man fast herausfor-

dernd nennen kann, und die piemonteſiſche iſt mit der öſterreichiſchen bereits im Zuſtand eines diplomatiſchen Krieges. Was die erſtere betrifft, ſo wird man im Allgemeinen dem Souverän eines Staats, möge er noch ſo klein ſein, das Recht zugeſtehen, alle Vorſtellungen einer fremden Macht in Bezug auf die innere Politik zurückzuweiſen; aber Neapel, wie auch die andern italieniſchen Staaten, ſind in der eigenthümlichen Lage, ihre Exiſtenz wenigſtens zum Theil, wenn nicht der directen Intervention, doch wenigſtens dem mittelbaren Druck der fremden Mächte zu verdanken. Wenn z. B. in Neapel die Unzufriedenheit des einheimiſchen Militärs ſich ſteigern ſollte, ſo würden die Schweizer zuletzt doch nicht ausreichen, die gegenwärtigen Zuſtände zu halten. Ein Staatsoberhaupt, das ſich auf eigne Kraft ſtützt, darf die Einmiſchung des Auslandes zurückweiſen, und der gewöhnliche Vorwand einer Intervention, der Kampf der Civiliſation gegen die Barbarei, iſt nicht ſtichhaltig, da es an wohlklingenden Vorwänden niemals fehlen wird. Aber wenn man zum Schutz des Throns fremde Hilfe in Anſpruch nimmt, muß man ſich auch Bedingungen gefallen laſſen. Die Zeit der zwanziger Jahre, wo das Princip der Legitimität, mit Ausſchluß aller weitern Rückſichten auf das Völkerwohl, das allein maßgebende war, iſt vorüber, denn einmal iſt der Begriff der Legitimität ſelbſt in den romaniſchen Staaten durch beſtändigen Wechſel erſchüttert, und dann iſt unter den Schützern der Legitimität eine zu große Concurrenz. Eine einſeitige Intervention Oeſtreichs über den Rayon ſeiner Secundogenitur hinaus würde einen allgemeinen Krieg zur Folge haben, und es wäre zu ſpaßhaft, aber gar nicht undenkbar, wenn ſich Rußland einmal zum Hort der Freiheit berufen fühlte. — Ebenſo ernſt wie in Italien droht die Verwicklung in Dänemark zu werden. Die deutſche Geduld iſt etwas Schönes und Dauerhaftes; aber dies Mal ſcheint ſie doch in der That erſchöpft zu ſein, und es gibt wol keine deutſche Regierung mehr, die in der Politik von 1851 und 1852 das höchſte Reſultat der Staatsweisheit ſuchte. — Der Verfaſſer der oben beſprochenen Schrift nimmt es für ausgemacht an, daß zwiſchen England und Preußen ein wüthender Haß beſtehe, und wenn der Punch das officielle Organ des Cabinets von St. James wäre, ſo ließe ſich dafür auch manches anführen; indeſſen Witzblätter ändern bald ihre Geſinnung, wie ſich das jetzt in der höflichen Behandlung der Ruſſen zeigt; und wenn auch nicht das freudige Ereigniß einer nähern Allianz zwiſchen den beiden regierenden Häuſern mittlerweile eingetreten wäre, das wir als ſegensreich für beide Völker begrüßen, ſo würde doch der natürliche Lauf der Dinge dieſe beiden Staaten, die Hauptvertreter des deutſch-proteſtantiſchen Geiſtes, einander näher gebracht haben. —

Aus Steins Leben von G. H. Pertz. Erſte Hälfte. 1757—1814. Berlin, G. Reimer. — Wenn wir recht berichtet ſind, ſo ſtehen in kürzeſter Friſt zwei neue höchſt wichtige Werke über die große Zeit in Ausſicht, in welcher der Ruhm Deutſchlands ſeinen Gipfel findet: die Memoiren Gneiſenaus, herausgegeben von Pertz, und die Memoiren Schöns, herausgegeben von Droyſen. Die Aufgabe des letztern wird dadurch erleichtert, daß, wie wir hören, der berühmte Staatsmann wenigſtens einen Theil bereits ſelbſt ausgearbeitet hat, worin freilich der Uebelſtand liegt, daß ſich eine ſtark ſubjective Färbung kaum wird vermeiden laſſen. Das glänzende Talent, welches Droyſen bei ſeiner Biographie Yorks bewieſen hat, läßt uns hoffen, daß auch bei dieſem verwandten Gegenſtand die

Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein werden. — Bei dem ersten Unternehmen wird die Hauptsache wol wieder in der kritischen Sammlung des Materials liegen, und hier hätten wir dem Herausgeber wie dem Verleger gegenüber im Interesse des Publicums einen Wunsch auszusprechen. Die Vollständigkeit des Materials ist natürlich so wichtig, daß diese Aufgabe keiner andern Rücksicht nachgesetzt werden kann; allein wir glauben doch, daß sich das Ganze für das Publicum bequemer einrichten läßt, als im Leben Steins geschehen ist. Der einfachste Weg scheint uns, daß die Actenstücke in der Art, wie es gewöhnlich mit Actenstücken geschieht, zusammengestellt werden, und daß der Herausgeber zur Orientirung einen kurzen historischen Leitfaden vorausschickt. Soll das aber nicht geschehen, so muß wenigstens durch scharfe Pointirung der Abschnitte, durch Verschiedenheit des Drucks, durch Seitenüberschriften und Hilfsmittel ähnlicher Art die Uebersicht erleichtert werden; denn so unschätzbar das Material ist, welches uns in jenen dicken sieben Bänden geboten wird, es ist doch sehr schwer, sich darin zu orientiren. Für den Gelehrten ist das freilich gleichgiltig, denn der ist an schlimmere Arbeit gewöhnt; aber so ein Buch soll doch nicht für den Gelehrten sein, sondern für die ganze gebildete Classe des Volks. — Schon der splendide Druck schadet dem guten Eindruck, denn mit einer Sammlung von Actenstücken ists nicht wie mit einem Roman, bei dem man es nicht gern hat, wenn auf den Seiten gar zu viel steht; es muß vielmehr die Möglichkeit geboten sein, mit den Augen den Inhalt schnell zu überfliegen. — Wie wichtig dieser Unterschied ist, zeigt schon die gegenwärtige neue Ausgabe vom Leben Steins, die wir hier anzuzeigen haben. An der Methode seines Werks hat der Herausgeber nichts geändert, er läßt nur die Belegstücke aus, die bei einem Volksbuch überflüssig waren, und kürzt einiges Unwesentliche ab. Der Hauptunterschied ist, daß in der neuen Ausgabe auf jeder Seite etwa das Doppelte von dem steht, was wir in der ersten finden. Es hätte noch manches abgekürzt werden können, indeß wir wollen nicht mäkeln, da das Werk, so wie es uns jetzt vorliegt, bereits den allgemeinen Dank der Nation verdient. — Wir haben nun von der edelsten Zeit unserer deutschen Geschichte ein aus den Briefen und Erinnerungen unsres größten Staatsmannes geschöpftes unvergängliches Zeugniß, an welchem wir unsre politische Einsicht mehren und reinigen, unser vaterländisches Gefühl stärken und erheben können. Es kann leicht kommen, daß wir noch einmal eine schwere Zeit der Prüfung erleben; und es ist von der größten Wichtigkeit, daß diese ein vorbereitetes und geprüftes Nationalgefühl vorfindet. Allgemeine abstracte Ideale helfen wenig; das concrete Bild eines großen Mannes, der es mit dem Vaterlande treu und redlich meinte, ist in dieser Beziehung viel förderlicher. Namentlich ist zu wünschen, daß die heranwachsende Generation, der künftige Träger unsres Nationalbewußtseins, sich die Züge dieses erhabenen Gemäldes ins Herz grabe. Leider geschieht jetzt auf Schulen und Universitäten nur zu viel, sie an eine einseitige Auffassung der Politik zu gewöhnen; man predigt ihr fast ausschließlich die Politik der Furcht, und alles, was nach Muth und Begeisterung aussieht, steht im Verdacht der Demagogie. Politische Systeme kann man auf diese Weise wol aus dem Gesichtskreis verbannen, aber das Zeugniß der Geschichte muß man stehen lassen. —

Das Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Welcker. Erstes Heft. Leipzig, Brockhaus. — Wenn wir auch nicht in allen Punkten mit den politischen Anschauungen des Staatslexikons übereinstimmen, so müssen wir doch im Allgemeinen zugestehen, daß es auf die politische Bildung des Volks einen günstigen Einfluß ausgeübt hat. Die Herausgeber halten noch jetzt an ihrem politischen Princip fest: eine friedliche, möglichst allgemeine patriotische Einigung für staatsbürgerliche Repräsentativverfassung des Gesammtvaterlandes und seiner Theile. — „Es ist" sagt Welcker in der Vorrede, „fürs erste unser Panier und das Bestreben, von den bestehenden Verhältnissen aus und mit allen in ihnen möglichen Mitteln für wesentliche Reformen die öffentliche Meinung der Nation zu vereinigen, auch jetzt noch die Grundbedingung des größtmöglichen patriotischen Zusammenwirkens aller Wohlgesinnten aus verschiedenen Parteien, also die Bedingung für Kraft und dauernden Erfolg — denn diese ruhen nur in der möglichst großen Vereinigung der wohlgesinnten Bürger. Auch diejenigen, welche jetzt weitergehen in ihren politischen Idealen, welche alle constitutionell-monarchische Verfassung aufgaben, oder welche, gänzlich an den Persönlichkeiten verzweifelnd, deshalb auf friedlichem Wege das Endziel für unmöglich halten, dürften immer übersehen, daß, wie auch die letzten französischen und deutschen Geschichten beweisen, von extremen Parteien ausgehende Revolutionen für Verfassungsideale, an welchen der Kern und die Macht der Nationen, ihr Mittelstand oder die Besitzenden, nicht theilnehmen, entweder gar nicht gelingen, oder nach zufälligem Siege, wie in Frankreich, nicht dauern. Sie müssen vollends erwägen, daß zumal im deutschen Volke in keinem andern Fall eine für die Freiheit siegreiche Revolution denkbar wäre, als wenn nach bewirkter Einigung und Bestrebung des Volks für gesetzliche Freiheit, die Regierungen durch rechtswidrige Unterdrückungen die Revolution selbst begännen, oder wenn dieselbe ohne vorherige Plane, unwillkürlich aus einem Acte der Verzweiflung oder der gerechtesten Empörung des Volks hervorginge und dann auch schnell das ganze Volk für sich gewänne. Revolutionen von oben oder von unten sind selbst da, wo sie als unvermeidliche rettende Fiberkrisen eines tödtlich erkrankten Staatslebens erscheinen können, stets mit den vielfachsten und größten sittlichen politischen und ökonomischen Gefahren und Uebeln verknüpft. Kein Bürger hat Vollmacht, sie herbeizuführen und seinerseits den gemeinsamen rechtlichen Weg zu verlassen. Die eigenwillig und rechtswidrig unternommenen, die nicht allgemein als absolut unentbehrlich und gerechtfertigt anerkannten, die gemachten Revolutionen haben auch nie rettenden Erfolg. Jene neuesten leichtfertigen jakobinischen Revolutionsdictate vollends, welche das Volk aus sittlicher Mißbilligung derselben oder aus Furcht vor den angedrohten Greueln, statt zur Revolution, vielmehr zum Anschluß an den Schutz seiner Regierung bestimmen, gehen sogar in das Tragikomische über. Auch jener Pessimismus, welcher wähnt, man müsse, um das Volk zur Revolution zu erheben, ihm vorangehen im Politischstillsitzen und so, während der Absolutismus sich befestigt und das Volk an sich gewöhnt, ruhig zuwarten, bis dann diese von den Freiheitsfeinden und dem Volk selbst verschuldete despotische Regie-

rungsmacht daſſelbe urplötzlich zur Revolution vereinige, auch dieſer gehört zu offenbar in das Bereich der politiſchen Kindheit, um ernſtlich beſprochen zu werden. Und kaum weniger ſchwach erſcheint die Meinung, man dürfe für eine politiſche Einigung den jetzigen Hauptweg politiſcher Wirkſamkeit, den landſtändiſchen, vernachläſſigen, oder man müſſe denſelben als particulariſtiſch wirkend verdammen. Iſt doch die ganze politiſche Beſtrebung und Bildung in Deutſchland und auch der ſoeben wieder aus allen deutſchen Ständekammern erneuerte Ruf nach deutſcher Nationalrepräſentation weſentlich das Werk deutſcher landſtändiſcher Thätigkeit. Dieſe erzeugt bei uns am erſten praktiſche politiſche und vaterländiſche Bildung und Geſinnung und die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit deutſcher politiſcher Einigung. — Es befinden ſich heute alle deutſchen Freiheitsfreunde in ähnlicher Lage wie vor der Rettung des Vaterlandes von der allgewaltigen napoleoniſchen und Rheinbundsunterdrückung. So wie damals alle verſchiedenen patriotiſchen Parteien ſich unter ſich und ſogar mit den Ruſſen vereinten, nicht um ſich mit dieſen oder untereinander zuvörderſt über beſtimmte Verfaſſungsplane beſprechen *und ſicher dann leichter vereinigen als vereinigen* zu wollen, ſondern um mit allen möglichen gegebenen Mitteln die Unterdrückung des Vaterlandes zu bekämpfen und die Nation und ihre Stimme frei zu machen, damit ſie ſich ihre Verfaſſung erwerben könne: ähnlich müſſen auch jetzt alle wirklich patriotiſchen Parteien im vereinten Kampfe alle und jede geiſtige, materielle und politiſche Volksunterdrückung bekämpfen und dafür wirken, daß die ganze Nation für ihre Ehre und ihr Recht ſich einige, ſtärke und erhebe, die nöthige politiſche Bildung und freie Sprache erwerbe. Die Nation ſelbſt, ſobald ſie kräftig und geeinigt iſt, und dann in ihr die überwiegende Mehrheit, im Verein etwa mit rettenden Fürſten oder Führern, oder eine göttliche Fügung müſſen alsdann den Ausſchlag geben für die beſtimmte Form. Wie die Armee im Kriege nur durch *Diſciplin*, alſo durch Verzicht auf eigenmächtige Kriegsplane jedes Einzelnen zuſammengehalten und zum Sieg geführt werden kann, grade ſo können im bürgerlichen Reformkampfe die Bürger nur durch den rechtlichen Weg auf der beſtehenden Grundlage zuſammengehalten und zu jenem Hauptſiege der Kräftigung, Einigung und Befreiung des Nationalwillens geführt werden. Sollten nun auf dieſem friedlichen conſtitutionellen Wege die Weiterſtrebenden mit uns Conſtitutionellen ſich bleibend einigen, oder auch eine friedliche Befeſtigung der Nationaleinheit und Nationalfreiheit ſich als ſicher erreichbar darſtellen, nun dann müßten ja auch jene früher zu Revolution und Republik Hinneigenden bei den durch unſere Zerſplitterung verzehnfachten Gefahren, Uebeln und Schwierigkeiten revolutionärer und republikaniſcher Unternehmungen dieſes für ein Glück anſehen. Würde aber der ſo geeinigten, politiſch gebildeten Nation ſtatt ihres Rechts und ihrer Ehre hartnäckig Unterdrückung derſelben geboten, alsdann wäre ja für dieſe Partei auf dieſem Wege die einzige Möglichkeit des Erfolgs gekommen, während ſie, ohne dieſes abzuwarten, ſo wie 1848 und 1849, nur ihr Vaterland in Entzweiung und Unglück ſtürzen, die ſtarke öffentliche Nationalmeinung für die Freiheit zum Vortheil der Feinde vernichten und das Vaterland der Reaction, dem Zwieſpalt, vielleicht den Fremden preisgeben würde. — Der *zweite* Hauptgrund für unſer Feſthalten an der repräſentativen Monarchie beſteht darin, daß auch in Beziehung auf dieſes Syſtem unſere frühere Anſicht über Sachen und

Perſonen nicht aufgehoben wurde. Es konnten natürlich weder die despotiſchen noch die revolutionären Mißbräuche des Repräſentativſyſtems unſern Glauben an ſeine Güte ſchwächen. Selbſt die Franzoſen unter Ludwig Philipp bei ihrer Wahl- und Gemeindeordnung und nach dem völligen Sieg des ſchändlichen Corruptionsſyſtems hatten gar kein wahres Repräſentativſyſtem. Wir Deutſchen vollends, bei dem Mangel an faſt allen Lebenselementen dieſes Syſtems, an der wirklichen Preß- und Wahlfreiheit und der Miniſterverantwortlichkeit, bei der Abhängigkeit der einzelnen Staaten, ihrer Fürſten und Miniſter von den freiheitfeindlichen Gewalten der heiligen Allianz und des Bundes, welcher zum Schutz der Volksrechte ungeeignet organiſirt iſt, bisher auch nur den Gegnern des Repräſentativſyſtems Hilfe lieh und nach der merkwürdigen Erfindung und Benutzung des „monarchiſchen Princips“ ſie auch geſetzgeberiſch lähmte — wir beſaßen nur Fragmente und Keime dieſes Syſtems. Wir müſſen es auch jetzt mit Verwunderung ſehen, wie ſelbſt in einem deutſchen Großſtaate eine höchſt bedenkliche Politik mit der beſchworenen Repräſentativverfaſſung faſt dieſelben traurigen, Moral und Rechtlichkeit untergrabenden Experimente macht, die für den Thron Ludwig Philipps und das franzöſiſche Volk ſo unheilvolle Folgen hatten. Nach ſolchen Erfahrungen aber dürfen wir dieſes Syſtem nicht beurtheilen. Wir ſchätzen es nach dem, was es ſeiner wahren Natur nach iſt, und nach dem, was es wirkt, wo man es nicht corrumpirte, wie in Belgien, Norwegen, Sardinien, wo es die glücklichſten Früchte trug, und bei den Briten, die es zu der größten, mächtigſten und reichſten Nation der Welt machte. Wir beurtheilen und ſchätzen es ſelbſt nach ſo vielem Guten, welches es ſogar noch in ſeiner Verſtümmlung in deutſchen Staaten wirken, und vorzüglich nach dem vielen Böſen, welches es verhindern konnte. Wir ſehen es vollends nach ſeiner wahren Natur als das auf unſerer heutigen Culturſtufe hiſtoriſch gegebene, völlig unvermeidliche an. Noch weniger als an dem Syſteme ſelbſt konnten wir irre werden an unſerm Volke und ſeiner Fähigkeit für daſſelbe. Trotz jener angedeuteten unſeligen Verſtümmlungen des Syſtems, trotz aller Bedrängniſſe der deutſchen Volksſtämme und Bürger, die es ehrlich und ſeiner Natur gemäß anwenden und durchführen wollten, und trotz unſerer geringen politiſchen Uebung hatte es jene wohlthätigen Wirkungen. Seine Nachtheile und Gefahren fielen nur der rechtswidrigen Verſtümmlung zur Laſt. Kein andres Volk der Erde hatte dabei ſolche Proben zu beſtehen, als die armen Deutſchen. Sie hatten bei ihren Verfaſſungskämpfen meiſt zu fürchten, daß, wenn ſie auch dieſelben gegen alle denkbaren Schwierigkeiten im unmittelbaren Vaterlande und in der würdigſten, maßvollſten Weiſe ſiegreich durchgeführt hätten, ſie dennoch, wie neulich die Kurheſſen, durch auswärtige Militärmacht niedergeworfen würden. — Hierbei ſchienen dann freilich wiederholt auf ſehr bedenkliche Weiſe die bewundernswertheſte Loyalität und Mäßigung in Durchführung eines nur geſetzlichen Widerſtandes zum Triumph der Revolutionären durch jene traurigen einſeitigen Gewaltmittel faſt unwirkſam gemacht zu werden. Dennoch aber muß dieſe ſtille, unerſchütterliche, unbeſtechliche Beharrlichkeit und Opferbereitwilligkeit der Kurheſſen, der Schleswig-Holſteiner und jetzt auch der Hannoveraner, welche gegen alle Mittel und alle Liſten äußerer und innerer Gewalt, gegen alle Volksverführung und Einſchüchterung ihr gutes Recht vor Gott und der öffentlichen Meinung feſtzuhalten wiſſen, allen würdigen Staatsmännern und Patrioten Bewunderung und Hoch-

achtung und das Vertrauen auf die Tüchtigkeit des deutſchen Volkes einflößen. Mit der gleichen politiſchen Tugend würden jene jetzt vereinzelten Volksſtämme, wenn ſie nur einigermaßen die Größe ſelbſtſtändiger Staaten hätten, ihre Freiheit gegen eine halbe Welt ſiegreich vertheidigt haben. Gewiß, unſere Nation hat wegen ihres Mangels an Einheit eine viel ſchwierigere Arbeit für ihre höchſte politiſche Aufgabe als andere Völker. Aber wer ſie für dieſelbe unfähig halten wollte, müßte ſie für ſittlich verkommen, gegen ihre eigne Ehre und Exiſtenz unwürdig gleichgiltig und mit ihrem Wohlſtande und ihrer Cultur ihrem Untergang verfallen erklären. Denn dieſes war und iſt ſtets das unvermeidliche Schickſal der Völker, welche, innerlich krank und faul und ehrloſer Selbſtſucht und Genußſucht Preis gegeben, ſich untüchtig und abgeneigt zeigen für ihre im allgemeinen Culturgange beſtimmte naturgemäße höchſte Aufgabe. Innerlich faul aber erſcheint die deutſche Nation nicht! Auch die übrigen deutſchen Volksſtämme ſind von keinem unedlern Stoffe als die Kurheſſen, Schleswig-Holſteiner und Hannoveraner und würden bei gleicher Veranlaſſung und Berufung an ihre patriotiſche Tugend dieſelbe in gleicher Weiſe bewähren, ebenſo wie alle Deutſchen im vereinten Kampfe gegen die napoleoniſche Unterdrückung 1813, 1814 und 1815 ſie bewährten. Die Veranlaſſung für die Erhebung aber, wenn die politiſche Bildung und das allgemeine Bedürfniß der zeitgemäßen politiſchen Entwicklung hinlänglich gereift ſind, wird in dem lebenskräftigen Volke und mitten in dem bewegten Europa ebenſowenig fehlen als der Anſtoß, welcher die gereifte Frucht vom Stamme ablöſt. Iſt erſt die praktiſche Aufforderung zur That gegeben, dann wird auch mit einem Male jene ſcheinbare politiſche Gleichgiltigkeit verſchwinden, welche den Bürger in ſeinem täglichen Geſchäft ſo lange von der Politik abwendig macht, als er in ihr nichts wirken kann, und nicht minder auch jene ſo wohl ausgebeutete, aber ſchon geſunkene Furcht vor radicalen Greueln. — Auch die Regierungen werden in ſolcher Kriſe dem allgemeinen Lebensbedürfniß der Nation ſich anſchließen. Wohl kennen wir die Klagen und Zweifel, hergenommen vorzüglich von der Vereitlung des Reformverſuchs von 1848 und von der nachfolgenden Reaction. Aber das Staatslexikon, welches nicht blos in ſeinen wiſſenſchaftlichen Entwicklungen, ſondern auch in patriotiſchen Kämpfen für den Sieg des Rechts in dringenden Zeitfragen ſtets die gerechte Würdigung entgegenſtehender Gründe und Parteien, freilich ohne die bekannten ſcheinheiligen Phraſen der Sophiſten, zu bewähren ſuchte, wird es auch hier nicht überſehen und verſchweigen, daß auch in der neuſten Reaction dem Regierungsunrechte zugleich Unrecht des Volks theilweiſe entſchuldigend vorausging oder zur Seite ſtand. Zwar jeder Unbefangene wird anerkennen, daß die deutſche Nationalverſammlung, in der aufgeregteſten Zeit, nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählt und mit augenblicklicher politiſcher Alleinmacht beſchließend, in ihrer weitaus größten Majorität eine Verſammlung ſolcher fleckenloſer Ehrenmänner bildete, wie jede Nation ſtolz ſein dürfte, ſie aufweiſen zu können, und daß dieſelbe auch mit ihrer patriotiſchen Begeiſterung ſolche Mäßigung verband, daß bekanntlich ſelbſt die Fürſten offen ihr die Rettung ihrer Throne verdankten. Dennoch zeigten ſich in ihr wie im deutſchen Volke ſehr erklärlich die Mängel unſerer noch allzugeringen politiſchen Uebung und Bildung, welche ſchon jetzt durch unſere Erlebniſſe zum Theil überwunden ſind. Keiner dieſer Mängel aber war ſchickſalsvoller als der, daß, als un-

vermeidlich nach dem verderblichen Beispiele von Frankreich auch in Deutschland einzelne Maßlosigkeiten zu Tage traten, die ihnen fremden großen Majoritäten im Volk diese excentrischen Störer, diese Gegner ungleich mehr der Freiheit als der Ordnung nicht kräftig in ihrem verderblichen Beginnen hinderten. Es war dieses dieselbe sträfliche und verderbliche Passivität in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, durch welche die deutschen Bürger vor und nach 1848 so vieles Regierungsunrecht mit verschuldeten, von welchem sie die Regierungen durch loyale Gegenbemühungen hätten zurückhalten können. Diese unpolitische Ruhe verschuldet also Despotismus wie Revolution. Wo aber Unrecht auf beiden Seiten sich zeigt, da ist billige Milde am Platz. — Bei allen diesen Gründen für unser zuversichtliches Vertrauen auf den endlichen Sieg unserer nationalen Entwicklung müssen wir doch offen gestehen, daß wir jetzt weniger als früher die letzten Mittel und Wege und die Formen unsers nationalen Aufbaus zum voraus bezeichnen könnten. Der Verfasser dieser Zeilen, welcher es stets seiner Natur widersprechend fand, seine letzten Absichten zu verschleiern und diplomatisch die Worte zur Verhüllung seiner Gedanken zu gebrauchen, muß auch jetzt ohne jeden Hintergedanken sich aussprechen. In Beziehung auf nationale oder Volkspolitik, welche sich an die öffentliche Meinung der Nation wendet und nur durch diese Kraft hat, ist dieses auch sicher die allein praktische Politik. Denn diese öffentliche Meinung kommt mit ihren zehntausend Augen und Ohren doch stets hinter jene verschleierten Hintergedanken und verliert dann alles nöthige Vertrauen. — Ich also weiß in Beziehung auf das Endziel nur das Eine: die Ehre und Existenz der Nation und für dieselben die staatsbürgerliche nationale Einheit und Freiheit müssen und werden gerettet und behauptet werden, und kein Fürst und kein Bürger darf sich und seinen Vortheil heiliger halten als das Vaterland und seine Ehre! Aber ich weiß nicht, ob die deutschen Regierungen jene oben angedeuteten Kränkungen der Nationalehre in solcher Weise tilgen wollen und werden, wie es mir für ein friedliches, vertrauensvolles Zusammenwirken der Nation und der Fürsten in der nächsten unvermeidlichen politischen Krise unentbehrlich scheint. Für mich also ruht es in Gottes Hand, ob jene Lebensbedingungen unserer Nation so, wie ich erstrebe, friedlich oder durch Revolution errungen werden, ob nach meinem Staatsideal monarchisch, oder ob republikanisch, ob in nationaler Bundes- oder in Einheitsverfassung, ob unter Oestreich oder Preußen, oder unter ihrer 1848 von mir vorgeschlagenen Wechselregierung." — Wir finden diese Schlußfolgerung bei Welcker, der zwar den bekannten Antrag für das preußische Kaiserthum stellte, aber nur, weil diejenigen Combinationen, die ihm mehr am Herzen lagen, gescheitert waren, ganz natürlich; aber wir können uns ihr nicht anschließen. So großen Werth wir auf die Repräsentativverfassung legen, sie scheint uns nicht die Hauptsache unter den geistigen Errungenschaften des Jahres 1848. Zwar ist der gegenwärtige Augenblick in keiner Weise geeignet, für die Durchführung unserer Ansichten mittelbar oder unmittelbar etwas zu thun; desto wichtiger ist es, das letzte Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren. Dies letzte Ziel finden wir nicht in der Form, wol aber im Gedanken der Union ausgedrückt, und es heißt für uns: Losreißung derjenigen Theile unsers Vaterlandes, die im Stande sind, ein gemeinsames Leben zu führen, von dem unnatürlichen Bande, das bisher ihre Bewegung paralysirt hat, und Vereinigung derselben unter

der Führerſchaft desjenigen Staates, in welchem das ideale Ziel, dem wir nachſtreben, bereits geſchichtliches Lebensprincip geworden iſt.

Literatur. Die Recenſentenhölle oder oberflächliche Kritik und Heineſche Tiefe. Einige Worte in Briefform an die deutſche Nation von K. H. Z. Rendsburg, Commiſſion von Matthieſſens Buchhandlung. — Eine Vertheidigung des Meißnerſchen Buchs gegen einen böswilligen Recenſenten. —

Moderne Walpurgisnacht. Dramatiſches Charivari. Zweite Auflage. Berlin, L. Hirſch. — Eine zum Theil recht treffende Satire gegen politiſche und künſtleriſche Verirrungen der Gegenwart. —

Der Famulus des Sternſehers. Luſtſpiel in drei Acten von J. L. Chronik. Baſel und Zürich, Schabelitzſche Buchhandlung. — Das Buch enthält einige vortrefflich ausgeführte komiſche Scenen, die aber durch die Breite und Weitſchweifigkeit, mit der auch das Unbedeutende behandelt iſt, verkümmert werden. Die dramatiſche Compoſition iſt noch im embryoniſchen Zuſtand. —

Biographiſche Miniaturbilder. Zur bildenden Lectüre für Jung und Alt verfaßt von A. W. Grube. Erſter Band, erſte Abtheilung. Leipzig, Brandſtetter. — Der Band enthält folgende Biographien: Keppler, Kant, Heyne, Spener, Lavater, Mengs, Angelika Kaufmann, Beethoven, Mendelsſohn-Bartholdy, Nicolaus Lenau, Seydelmann, Rauch, Heym, Werner, Fraunhofer, Steffens. — Das Buch iſt für das größere, mit der Literatur noch wenig vertraute Publicum ſehr zweckmäßig eingerichtet. —

Die Züricher Mondnacht. Eine Volksgeſchichte aus dem deutſchen Städteleben in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Adolf Weiſſer (Verfaſſer der Romane: Schuberts Wanderjahre u. ſ. w.) Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. — Eine weitere, novelliſtiſche Ausführung des Themas, welches der Verfaſſer in ſeinen „Volksgeſchichten“ hiſtoriſch ſkizzirt hat; im Ganzen wohlgelungen. —

In der Stille. Von Karl Sudhoff. Zweite verbeſſerte Auflage. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. — Eine Gedichtſammlung religiöſen Inhalts, mit kurzen biographiſchen Notizen über den Verfaſſer. —

Die vier Jahreszeiten. Von E. A. Roßmäßler. Volksausgabe. Erſtes Heft. Gotha, Scheube. — Ein ſchön geſchriebenes und höchſt inſtructives Werk, dem wir die weiteſte Verbreitung wünſchen. Wir können uns den Nachweis, daß alle organiſche Exiſtenz aus Zellen hervorgeht, um ſo eher gefallen laſſen, da der Verfaſſer wenigſtens in dieſem Buche keinen Anſpruch darauf macht, auch das geiſtige Triebwerk auf die Zelle zurückzuführen. —

Holländiſche Kinderlieder. Von Hieronymus von Alphen. Ueberſetzt von Dr. Carl Abel. Berlin, F. Heinicke. — Das Original iſt in den Niederlanden ſehr beliebt und die Ueberſetzung ſehr geſchickt. —

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Casino
MAINZ

Die ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft und der Miniſter für Holſtein von Scheele.

Der 31. December vorigen Jahres war einer der bedeutungsvollſten Tage in der Verſammlung der Stände Holſteins, die ihrerſeits wiederum ſeit Jahren die bedeutungsvollſte nicht blos für das Herzogthum, ſondern für ganz Deutſchland war. Baron Blome-Heiligenſtetten, Prälat des adeligen Kloſters Itzehoe, früher däniſcher Geſandter in London, ein Mann von ruhigem Sinne, ferner als irgend jemand von hohlen Phraſen und leerer Neuerungsſucht, erhob ſich, um „mit ernſter Beſorgniß in die Zukunft blickend, aber voll Vertrauen zum Landesherrn" eine Beſchwerde wider den Miniſter von Scheele beim König zu beantragen, in welcher derſelbe wegen ungerechtfertigter Abſetzung mehrer Beamten und wegen Veränderung der Gerichtsverfaſſung des Landes ohne die verfaſſungsmäßige Zuſtimmung der Stände angeklagt werden ſollte.

Der Antrag ging an einen Ausſchuß, und derſelbe ſchlug der Verſammlung vor zu beſchließen:

1) Daß in Bezug auf den Miniſter wegen des ganzen von ihm befolgten Verfahrens, wodurch er die unverkennbare Abſicht bewieſen, den Rechtsſtaat in einen Polizeiſtaat zu verwandeln, und dies durch die That ſchon an den Tag gelegt, insbeſondre aber, weil er dem König den Rath ertheilt, die höchſten Juſtizbeamten ohne Urtheil und Recht abzuſetzen, und weil er zur Einführung der Reichsmünze die unerlaubteſten Willkürmaßregeln nicht geſcheut, ſein Syſtem auch das Land mit einer Demoraliſation des Beamtenſtandes bedrohe, eine Adreſſe an den König gerichtet werden möge, welche erkläre, der Miniſter von Scheele genieße das Vertrauen des Landes nicht.

2) Daß derſelbe, weil er die Verfaſſung verletzt und verſchiedene organiſche Geſetze und andere Verfügungen ohne die Genehmigung der Stände und ohne dringende Noth erlaſſen und die dadurch getroffenen Einrichtungen ſofort erlaſſen, in Anklageſtand verſetzt, der Präſident von Scheel-Pleſſen aber mit Ausführung dieſes Beſchluſſes beauftragt werde.

Bei Beginn der Verhandlung hatte der Vorſitzende die Verſammlung bei vollbeſetzter Zuhörertribüne aufgefordert, ohne Menſchenfurcht nur nach ihrem

Gewiſſen an ihr ernſtes Tagewerk zu ſchreiten. Nachdem niemand mehr das Wort verlangt, wurden die Tribünen geräumt, der königliche Comiſſar und die ihm beigeordneten Beamten verließen den Saal, die Verſammlung erhob ſich und von 47 Abgeordneten billigten 40 die beantragte Adreſſe ſowol als den Vorſchlag zur Anklage des Miniſters.

Der einzige Redner, welcher als Sachwalter von Scheeles auftrat, war Herr Bargun, Advocat aus Kiel, unſern Leſern als ehemaliger Präſident der ſchleswig-holſteiniſchen Landesverſammlung wohlbekannt, jetzt zu den Vertheidigern des Dänenthums übergegangen, Geſammtſtaatspatriot vom reinſten Waſſer und, wie alle Proſelyten und Renegaten, erbitterter Feind alles deſſen, was er einſt hoch hielt. Er bezeichnete das Comitégutachten als Schmähſchrift, wofür er vom Präſidenten zur Ordnung gerufen wurde, und hielt eine Lobrede auf die Maßregeln des Herrn von Scheele, den er als vom Adel verfolgten edeln Volksfreund darſtellte. Es wurde ihm geantwortet: Er habe glänzend geſprochen, aber eins vergeſſen, dieſes nämlich, daß in der Bruſt jedes Menſchen ein Gefühl für Recht und Unrecht, für Ehre und Schmach wohne, daß ſich nicht wegdisputiren laſſe. Man möge ins Land gehen, Reich und Arm, Hoch und Niedrig fragen, das Gefühl des Unmuths über die jetzigen Zuſtände ſei in jeder Miene zu leſen. „Nur Herr Bargun," fuhr der Redner von Blome fort, „fühlt den Druck nicht, und doch habe ich zu einer andern Zeit (während der Erhebung) von ihm begeiſterte Worte für Recht und Freiheit vernommen, die einen ſo kühnen Flug hatten, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Seitdem ich meine Propoſition geſtellt, ſind alle Abgeordneten in ihrer Heimath geweſen und haben ſich dort von der Stimmung ihrer Mitbürger überzeugen können. Haben ſie gefunden, daß Glück und Zufriedenheit unter ihnen herrſcht, nun wol, ſo mögen ſie gegen mich ſtimmen; doch ſahen ſie, daß Mißmuth und Unzufriedenheit ſich aller Gemüther bemächtigt hatten, dann werden ſie für mich ſtimmen. Meine Herren, das Land erwartet, daß jeder ſeine Pflicht thue!" —

Daß eine an Einſtimmigkeit grenzende Majorität ihrer Pflicht dadurch genügte, daß ſie Adreſſe und Anklage gut hieß, iſt bereits geſagt. Erſtere wurde entworfen und abgeſandt. Sie klagte über Beeinträchtigung der Unabhängigkeit der Gerichte durch Abſetzung von drei Mitgliedern des Oberappellationsgerichts und Dienſtentlaſſung des Amtmanns der Aemter Kiel, Cronshagen und Bordesholm ohne Urtheil und Recht, ja ohne Angabe eines Grundes, ferner über die Einführung der däniſchen Reichsmünze gegen den Rath der Stände und auf Grund aller gar nicht hierher bezüglichen und zum Ueberfluß längſt aufgehobenen Verordnungen, endlich darüber, daß der Landesuniverſität ein Militär als Curator vorgeſetzt worden ſei. „Wohin ein Beharren in der bisher von dem Miniſter für Holſtein eingeſchlagenen Richtung führt,

ist nur zu klar," hieß es zum Schlusse in der Adresse. „Gänzliches Verschwinden der Rechtssicherheit, unablässige polizeiliche Vexationen, völlige Demoralisation des unter permanenter Drohung der Amtsentsetzung lebenden Beamtenstandes, Verfall der Wissenschaft und jeder edlern Geistesblüte, das sind die unausbleiblichen Folgen dieses Systems, denen sich der materielle Ruin des blühenden Landes bald anschließen wird."

Die Adresse ging am 6. Februar nach Kopenhagen ab. Zehn Tage nachher kam die Antwort. Dieselbe erklärte die Beschwerde über die Entsetzung der erwähnten richterlichen Beamten kurzweg für unberechtigt, ebenso die über Einführung der Reichsmünze und die sie erzwingenden Maßregeln. Sie nannte ferner die Klage über die Wahl eines Offiziers zum Universitätscurator „ebenso ungereimt als ungebührlich", sagte, wenn man darin, daß Beamte zur Erfüllung ihrer Pflicht angehalten würden, eine Demoralisation des Beamtenstandes zu sehen meine, so setze das „eine beklagenswerthe Unklarheit der Begriffe voraus", und schloß mit den Worten: „So wie mehrfach in den diesjährigen Verhandlungen der holsteinischen Provinzialstände, so auch in der Uns übersandten Eingabe vom 6. d. M. haben Wir mehr die Resultate einer durch Sonderinteressen hervorgerufenen leidenschaftlichen Aufregung als eines wahren Interesses für die Angelegenheiten unsres Herzogthums Holstein erkennen müssen. Mit Rücksicht hierauf können Wir dem Antrag der Versammlung, welcher Unser Vertrauen zu dem Minister für Holstein und Lauenburg zu schwächen nicht vermocht hat, keinen Einfluß auf Unsre Entschließungen einräumen."

Unterzeichnet war diese Antwort: „Frederik R." und — v. Scheele. Wie unangenehm es letzterem gewesen, mit eigner Hand bestätigen zu müssen, er besitze nach wie vor das Vertrauen des Königs, begreift sich.

Seitdem wird in Kopenhagen kein Mittel gescheut, die holsteinischen Stände zu verdächtigen, sie als eine reactionäre Clique darzustellen, die jedem Fortschritt widerstrebe, lediglich um die Standesvorrechte der Ritterschaft zu retten. Herr von Scheele läßt im Lande eine Broschüre verbreiten: „Die holsteinische Ständeversamlung gegen den Minister! der Minister aber für das Volk! Eine Stimme aus dem Volke zum Volke!" welche die Stände auf das tiefste herabsetzt, den Minister aber als den freisinnigsten, gerechtesten und kräftigsten Wohlthäter des Volks in die Wolken erhebt.

In ähnlichem Tone erweisen sich die kopenhagener Blätter gegen das Gericht, von dem die Anklage gegen von Scheele in diesen Tagen zur Entscheidung zu bringen sein wird. Dagbladet sagt über diese Behörde, das kieler Appellationsgericht: „Wir kennen die bedeutenden Mißbräuche, welche früher bei den Examen bei verschlossenen Thüren in Kiel stattfanden, wo Bestechung, Nepotismus und Protection eine Hauptrolle, selbst bei Handlungen der Gerechtigkeit auf dem höchsten Gerichtsstuhle spielten, zu dessen Preis und Ehre

man in der letzten holsteinischen Ständeversammlung so viel Weihrauch verbrannt hat. Es ist nicht zu verwundern, daß der ganze ritterschaftliche Schwarm sich so lebhaft dieses Gerichts annahm, bei welchem sie allezeit sicher waren, Parteilichkeit d. h. Beistimmung zu finden und dem sie gewißlich es zumeist mehr oder weniger zu danken hatten, daß ein Bruder, Vetter oder anderer Verwandter leicht durch das Examen kam. Dieses Gericht hat außerdem das Verdienst, in den Jahren der Agitation und des Aufruhrs den Schleswig-Holsteinismus mit seinem ganzen Ansehen unterstützt zu haben, welches einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der Zuverlässigkeit und politischen Bedeutung der Richterstühle insgemein abgibt. Sein letztes Verdienst, nämlich Untauglichkeitserklärung des loyalen Francke zum Eintritt in das Gericht*) ist gewiß ein Meisterstück lumpiger Kleinlichkeit und politischer Verstocktheit, und so faßte die Regierung es auch auf."

Die Stände lassen sich durch solche Frechheiten dänischer Preßzügellosigkeit natürlich nicht abschrecken. Das Land steht hinter ihnen, und alle Parteien in Deutschland rufen ihnen Beifall zu. Selbst die Kreuzzeitung thut dies und spendet Lob in Fülle. Sie, die nach der Schlacht bei Fridericia in die Hände klatschte und von der Unverschämtheit und Großprahlerei der Schleswig-Holsteiner sprach, wogegen ihnen die Dänen ein probates Antidotum vor den Kopf gegeben hätten, sie, die von denselben nie anders als von Rebellen und Insurgenten redete, sagt jetzt von den holsteinischen Ständen, sie haben das Große vollbracht, das Land aus einem traurigen Zustande der Apathie zu reißen, das Verfahren des Ministeriums Scheele sei ein Kampf gegen alles, was sich in ruhigern Jahrhunderten entwickelt habe, Holstein sei das königlichste Land der ganzen Monarchie, nicht die Dänen haben das conservative Princip vertreten, sondern sie seien es gewesen, die 1848 die vollste Revolution angerichtet, und die Wiederherstellung des von ihnen gestürzten Königthums müsse von den Herzogthümern ausgehen.

Wir freuen uns, daß diese Partei endlich zur Erkenntniß gekommen zu sein scheint, und daß wir mit ihr einmal fast vollständig einverstanden sein können — einverstanden sein können vor allem in Betreff des Adels, der sich hier an die Spitze der Vertheidiger des Rechts gestellt und allen seinen Standesgenossen ein Beispiel gegeben hat unbeugsamer Vaterlandsliebe und tapfermüthiger Ausdauer in verzweifelter Lage. Nicht Sonderinteressen sind es, welche die Ritterschaft zu ihrem Widerstande gegen die sogenannten Reformen des Herrn von Scheele anspornten. Sie sind es schon deshalb nicht, weil Bürger und Bauern sich diesem Widerstande allenthalben anschlossen.

*) Derselbe wurde nicht weil er im dänischen Sinne loyal, sondern weil er unwissend war, zurückgewiesen.

Man will keine Danaergeſchenke, man will ſeine deutſchen Rechte nicht gegen das Linſengericht däniſcher Freiſtaaten verkaufen, man weiß, daß die Freiheit, die Fremde bringen, der Knechtſchaft gleich iſt. Ganz Holſtein iſt darüber einig, der Adel ging nur voran.

„In Dänemark iſt" — heißt es in der leſenswerthen Broſchüre „„Die Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg in dem däniſchen Geſammtſtaat, Juli 1856"" — „ſeit der Revolution von 1660 der Adel als Stand mit Ausnahme weniger Familien, als Corporation aber völlig verſchwunden. Aus der Niederlage im Kriege, den Zeiten ſchwerer Noth, der Reichsbank und der Bankerotte hat der große Grundbeſitz ſich langſam emporgearbeitet, verblieb jedoch in der politiſchen Entnervung; das gegenwärtige vereinſamte Hoflager machte auch den Hofadel entbehrlich. In den Herzogthümern hingegen beſteht ſeit einer Reihe von Jahrhunderten das angeſehene, wohlangeſeſſene Corps von Prälaten und Ritterſchaft, deſſen Name in alle Wechſelfälle und Geſchicke des Landes, kriegeriſche und friedliche, verwoben ſind, mit reich dotirten Stiftungen für die Töchter, mit ausgedehnten arrondirten, geſchloſſenen Gutscompleren für die Söhne. Die Art, wie der Adel insgemein ſeine Söhne auf den beſten deutſchen Schulen und Univerſitäten erziehen läßt, während ihm die militäriſche Laufbahn durch die blos däniſche Ausbildung der Offiziere verſchloſſen iſt, gibt dieſen jungen Leuten unter ſorgfältiger Pflege meiſt eine gute Vorſchule des Lebens, in welcher eine tüchtige und brave Geſinnung entwickelt und bewahrt wird. Der Umſtand, daß ſie der Reſidenz und ihrem entſittlichenden Treiben ferne und fremd bleiben, bewahrt ihnen Kraft, Muth und Selbſtbewußtſein; treten ſie nachher in Aemter oder übernehmen ſie die Leitung ihrer Güter, ſo geſchieht dies mit dem Bewußtſein, ihrem Stande durchaus Ehre machen zu wollen. Seit 1712 iſt der ſchleswig-holſteiniſche Adel, der einzige Träger urkundlicher Landesrechte, zu allen Zeiten gerüſtet und thatkräftig aus der ländlichen Ruhe hervorgetreten, wenn dem Rechte des Landes Gefahr drohte; er vertheidigte nicht Standesrechte, ſondern Landesrechte durch Wort und That, unterſtützt von den übrigen Ständen des Landes; mit einer ſeltenen Selbſtverleugnung aller unterſcheidenden Intereſſen findet ein Vertrauen ſtatt von Mann zu Mann, welches keine Beſchleichung zuläßt. Der Graf, der Bauer und der Bürger verſtehen einander, vertrauen einander. Kein künſtlicher Anſchein, kein däniſcher Fanatismus, keine Lüge des Ehrgeizes und des Wahns wird das Gemüth des Volks bewältigen.

Im Laufe dieſes Jahrhunderts haben Prälaten und Ritterſchaft wiederholt an die Rechte des Landes erinnert, ſolche vertheidigt, deren allgemeine Ausdehnung beantragt, in Frankfurt 1823 für ſolche geſtritten, 1830 Proteſt eingelegt gegen deren Nichtbeachtung, 1848 Sonderrechte der neuen conſtitutionellen Form willig zum Opfer gebracht und mit derſelben Freudigkeit wie

der Bürger und der Bauer ihre Söhne in den Kampf gegen die Dänen geschickt. Manch ritterlicher Sproß besiegelte mit seinem Blut die Verbindung und die Selbstständigkeit der Herzogthümer. Denselben edlen Sinn zeigte auch die letzte holsteinische Ständeversammlung. Es begreift sich, wie dem Adel und in gleichem Grade der unverdorbenen sittlichen Haltung der bürgerlichen und bäuerlichen Abgeordneten dieses dänische Gesammtstaatsjoch in seiner Rathlosigkeit empörend, in seinem Aufdringen dänischer Wohlthaten widerwärtig sein muß, wie weit sie von sich wegstoßen diese eifersüchtige, wüthende dänische Demokratie, die Tochter des Neides und der Angst, die schwarze wurmstichige Frucht eines ohnmächtigen Hochmuths, wie geringschätzig sie herabsehen auf den Köder, den von Scheele in der Gestalt langgewünschter Reformen fürs ganze Volk auswarf, obendrein in roher, unausgearbeiteter, unbedachter Formulirung. Der Ekel vermehrt sich, wenn Herr von Scheele diese Gaben bringt. Mit achselzuckendem Mitleid, mit lauter Heiterkeiten erblickten Adel und Bürger die künstliche Umwandlung in von Scheele; weil aus Hannover sein Großvater als Geworbener eingewandert und Wallinspector in Glückstadt, sein Vater Offizier und Zollverwalter war, drängt der „contemplative Verehrer der pinneberger Bauern" (als solchen bezeichnete der Minister sich in einer demüthigen Rede vor dem dänischen Reichstage, in welcher er sich wegen seiner Annahme des Ministerpostens entschuldigte, sich selbst) sich hinein in die alte adelige hannoversche Familie gleichen Namens." —

Mit einem Worte, der Kampf der holsteinischen Stände gegen den Minister kann nicht einmal denen als ein unberechtigter erscheinen, welche das liberale Princip über das nationale stellen, eine Gattung von Politikern, die, wenn wir uns nicht täuschen, zum Frommen unserer Zukunft, in den letzten Jahren beträchtlich abgenommen hat. Nur die Dänen sind es, die ihn begreiflicherweise beunruhigend, ungerecht und ungebührlich nennen.

Die Beschwerde an den König wurde von diesem und von Scheele zurückgewiesen. Das Land urtheilte anders, und alle Stimmen in Deutschland schlossen sich ihm an. Es handelt sich jetzt zunächst darum, was das Appellationsgericht in Kiel sagen wird zu der Anklage gegen den Minister, welche am 1. August von dem Präsidenten der Ständeversammlung Kammerherrn Baron von Scheel-Plessen als beauftragtem Ankläger eingereicht worden ist.

Ein Auszug aus der Anklageschrift wird hinreichen, dem Leser sich ein Urtheil bilden zu lassen, welcher Spruch mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden mag.

Der Minister ist „wegen Verletzung der Verordnung vom 11. Juni 1854 betreffend die Verfassung des Herzogthums Holstein" verklagt. Diese Verordnung enthält in Betreff der ständischen Mitwirkung bei Erlassung gesetzlicher Verfügungen folgende Bestimmungen:

„In Betreff derjenigen holsteinischen Angelegenheiten, welche zu dem amtlichen Wirkungskreise unsers Ministeriums für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg gehören, sollen Veränderungen in der Gesetzgebung nicht anders als nach vorgängiger Zustimmung der Versammlung der Provinzialstände vorgenommen werden, und ist in den betreffenden Verfügungen auf die ertheilte ständische Zustimmung ausdrücklich Bezug zu nehmen. — Wir behalten es uns vor, ausnahmsweise in dringenden Fällen, wenn die Provinzialstände nicht versammelt sind, und ihre Einberufung nicht so schnell stattfinden könnte, wie die Umstände es erheischen würden, auch ohne ihre vorgängige Zustimmung die erforderlichen Verfügungen mit Ausnahme von organischen Gesetzen, provisorisch zu erlassen, welche jedenfalls so lange Gesetzeskraft behalten, bis rücksichtlich ihrer ein verfassungsmäßiger Beschluß gefaßt worden ist. Die Gesetzeskraft dieser provisorischen Verfügungen hört aber auf, insoweit nicht rücksichtlich ihrer ein zustimmender ständischer Beschluß hinzutritt. Wenn nach dem Erachten der Versammlung der Provinzialstände zur Erlassung einer solchen provisorischen Verfügung ein dringender Grund nicht vorhanden gewesen ist, so soll die Versammlung befugt sein, diese Frage durch ihren Präsidenten vermittelst einer wider unsern Minister für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg anzustellenden Klage unserm Oberappellationsgericht für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg zur Entscheidung vortragen zu lassen. Das Oberappellationsgericht hat diese Klage nach vorgängiger mündlicher und öffentlicher Verhandlung der Sache abzugeben. Fällt die Entscheidung zum Nachtheil des Ministers aus, so soll dieser sein Amt verbrochen haben."

Die gesetzlichen Verfügungen, welche nach dem Beschluß der Ständeversammlung den Gegenstand der Anklage bilden, sind folgende: 1. die Resolution vom 9. Mai v. J. betreffend die Trennung der Justiz von der Administration in den Aemtern Kiel, Cronshagen und Bordesholm; 2. die Instruction für den Curator der Universität Kiel wie auch Oberdirector der gedachten Stadt und Commissar für den benachbarten Güterdistrict vom 9. Mai v. J.; 3. die Verfügung vom 19. Mai v. J. betreffend die Organisation der Verwaltung und Rechtspflege in der Herrschaft Pinneberg; 4. die Bekanntmachung für das Herzogthum Holstein vom 29. August v. J. betreffend die fremde Courantscheidemünze; 5. die Resolutionen vom 13. und 25. September v. J., betreffend die Trennung der Justiz von der Verwaltung in den Aemtern Steinbeck, Trittau und Tremsbüttel; 6. die Instruction für den Commissar für die adeligen Güter Ahrensburg, Blumendorf, Borstel, Höltenklinken, Hohenholz, Hoisbüttel, Jersbeck mit Steyen, Krumbeck, Schulenburg, Wulksfelde, den gräflich schimmelmannschen Antheil des Gutes Wandsbeck, die Kanzleigüter Silck und Tangstedt und den nicht landesherrlichen Theil von Wellingsbüttel vom 27. September v. J.; 7. das Ministerialschreiben vom 29. September

v. J., betreffend die dem Amthause für die Aemter Kiel, Cronshagen und Bordesholm zustehende Polizeistrafgewalt; 8. die Bekanntmachung für das Herzogthum Holstein vom 22. December v. J., betreffend die Ausdehnung des gegen den Gebrauch der fremden Courantscheidemünze erlassenen Verbots auf den Grenzzolldistricten.

Die Anklage stützt sich diesen Thatsachen gegenüber auf folgende Sätze:

Die den Gegenstand der Anklage bildenden Verfügungen betreffen Angelegenheiten, welche zum amtlichen Wirkungskreise des Ministeriums für Holstein gehören, und dieselben sind von dem Angeklagten theils unterzeichnet, theils contrasignirt, alle sind auf seine Vorstellung vom König beschlossen worden. Dieselben sind ferner ihrer Beschaffenheit nach gesetzliche Verfügungen d. h. sie enthalten Veränderungen in der Gesetzgebung, welche verfassungsmäßig in der Regel nicht anders, als nach vorgängiger Zustimmung der Provinzialstände vorgenommen werden sollen. Ja dieselben sind sogar mit Ausnahme der unter Nummer 4 und 8 aufgeführten, organische Gesetze, welche verfassungsmäßig ohne vorherige Genehmigung der Stände, also provisorisch, gar nicht erlassen werden dürfen. Die fraglichen Verfügungen sind aber ohne vorgängige Genehmigung der Ständeversammlung erlassen worden, und zur Erlassung derselben ohne vorher erlangte Zustimmung der Stände ist ein dringender Grund nicht vorhanden gewesen; sie durften also, selbst abgesehen davon, daß dieselben zum Theil organische Gesetze sind, auch provisorisch nicht erlassen werden.

Der Angeklagte hat daher durch seine Mitwirkung bei Erlassung derselben sein Amt verbrochen, und letzteres würde selbst dann der Fall sein, wenn auch nur in Ansehung einer der erwähnten acht Verfügungen, ja selbst nur hinsichtlich einer einzigen Bestimmung derselben die Klage für begründet zu erachten wäre.

Wir können die sehr ins Einzelne führende Rechtfertigung dieser Behauptungen nicht in allen Punkten mittheilen und begnügen uns daher mit der Begründung des auf den vierten Punkt gerichteten Theils der Anklage.

Die Bekanntmachung für das Herzogthum Holstein vom 29. August 1855, betreffend die fremde Courantscheidemünze (fremd nennt sie nur das vom Minister vertretene Dänenthum, das Volk nennt sie einheimisch, und zwar mit Recht) verbietet den Unterthanen vom nächstkommenden 1. October an, sich dieser Münze (nicht blos der mecklenburgischen, sondern auch der hamburger und lübecker Schillinge) in Handel und Wandel zu bedienen, und zwar bei Strafe der Confiscation des ausgegebenen oder empfangenen Betrages, dessen halber Werth dem Angeber zufallen soll, und gestattet nur, daß vorläufig und bis zur näheren Verfügung des Ministeriums die hamburger und lübecker Schillinge im Grenzzolldistricte und dem außerhalb der Zollgrenze liegenden

Bezirken (Altona und die südlichen Enclaven) von dem Verbote ausgenommen werden.

Diese Verfügung beruft sich allerdings auf drei ältere Verordnungen, eine vom 29. Mai 1775, eine vom 10. März 1777 und eine vom 5. Januar 1778 und gibt sich für eine bloße Einschärfung dieser Verordnungen aus. Hätte es hiermit seine Richtigkeit, enthielten die angezogenen älteren Verordnungen, welche übrigens weder in die chronologische noch in die systematische Sammlung aufgenommen sind, wirklich das erwähnte Verbot unter Androhung der Confiscationsstrafe, und ständen dieselben in fortdauernder rechtlicher Geltung, so würde es zur Erlassung einer dieselben nur einschärfenden Verfügung der Zustimmung der Stände natürlich nicht bedurft haben, eben weil eine bloße Einschärfung bestehender Gesetze nicht als eine Veränderung in der Gesetzgebung im Sinne des §. 11 des holsteinischen Verfassungsgesetzes vom 11. Juni 1854 angesehen werden kann. In der That verhält sich die Sache aber ganz anders:

Erstens nämlich verbietet die Verordnung von 1775 nur die „unterm herzoglich mecklenburgischen Stempel ausgeprägten Münzsorten." Die Verordnung vom Jahr 1777 dehnt das Verbot von 1775 dahin aus, daß künftig keine fremden Münzsorten bei Strafe der Confiscation im Lande angenommen und ausgegeben werden dürfen, sie nimmt aber von diesem Verbote „das hamburgische und lübeckische vollhaltige Courantgeld" ausdrücklich aus. Aehnlich verhält es sich mit der Verordnung vom 5. Januar 1778, welche insbesondere gegen den Umlauf der „geringhaltigen fremden Schillinge," d. h. der mecklenburgischen, gerichtet ist, dabei aber wiederum das hamburger und lübecker Courantgeld ausnimmt. Daß unter dem Ausdrucke „hamburger und lübecker Courant auch die hamburger und lübecker Scheidemünze zu verstehen ist, geht schon daraus hervor, daß jene Verordnung ausdrücklich von „Schillingen und Scheidemünze" spricht, grade hiervon aber das hamburger und lübecker Courant ausnimmt. Unwiderleglich bestätigt aber wird dies durch die zehn Jahre später erlassene Verordnung vom 29. Februar 1788 wegen Einführung einer neuen Speciesmünze, in welcher die hamburger und lübecker Courantschillinge ausdrücklich als bis dahin gangbare Münze bezeichnet werden. Es heißt nämlich daselbst im §. 4:

„Wenn Zahlungen nach Verschreibungen, Contracten und Vereinbarungen zu leisten sind, die vor der Erlassung dieser Bekanntmachung ausgestellt oder eingezogen worden und auf die mit Unserm Stempel geprägten bishero gangbaren Species, Kronen, grob oder klein Courant, wie auch hamburgisches und lübeckisches Courant und Lübsch-Schillingstücke lauten, soll derjenige, der eine Zahlung zu heben hat, nicht befugt sein, diese anders als in eben gedachten bisher gangbaren Münzen zu verlangen." Sodann aber:

„Wenn die neue Speciesmünze in Stelle der bisher gangbaren Münzen tritt, sollen statt Unsrer auf zwei Schilling dänisch ausgemünzten Stücke oder der diesen am Werth gleichen hamburgischen und lübeckischen Lübsch-Schillingstücken 100 Thlr. Species gegen 132⅓ Rthlr. dieser Münze bezahlt werden."

Zweitens waren die angeblich eingeschärften Verordnungen obendrein ausdrücklich wieder aufgehoben worden. In der citirten Verordnung von 1788 heißt es in dem vorletzten Passus des §. 4: „Uebrigens sollen alle bisher ergangenen und noch subsistirenden, das Geld- und Münzwesen in Unsern Herzogthümern betreffenden Verordnungen und Verfügungen vom letzten September 1788 an aufgehoben sein."

Endlich aber ist es unzweifelhaft, daß factisch bis zum October 1855 die hamburger und lübecker Schillingstücke courante Scheidemünze waren, und es ist dies sogar — und zwar nach Einführung der Reichsbankmünze — durch verschiedene Verfügungen der höchsten Behörden anerkannt worden. So heißt es z. B. in dem Circular der Oberpostdirection vom 22. October 1814: „das königliche Postcomptoir hat nur folgende silberne Münzen anzunehmen — — — mecklenburger, lübecker und hamburger Schillinge für drei Reichsbankschillinge — — —." Und so gestattet ferner das Circular der Generalzollkammer vom 15. October 1814 das Annehmen von fremden Schillingen in den Zollkassen bis zum Betrage von zwei Reichsbankthalern. Ein Verbot dieser Schillinge (die bis jetzt neben den preußischen Thalern die alleinige, aber doch hauptsächlichste Münze im Verkehr der Herzogthümer bildeten) im Privatverkehr ist in keiner spätern Verordnung enthalten.

Die Verordnung vom 26. Juni 1844, betreffend die Münzsorten, in welchen die verschiedenen Zahlungen in die königlichen Kassen und im Privatverkehr zu leisten sind, gestattet im §. 4 ausdrücklich die freieste Willkür bei Beredung von Münzsorten bei Zahlungen. Das Patent vom 10. Februar 1854 betreffend eine veränderte Benennung des bestehenden Münzfußes, so wie die Münzsorten, in welchen die Zahlungen in den königlichen Kassen und im Privatverkehr zu leisten sind, enthält zwar nicht die ausdrückliche Reservation des Rechts, durch Uebereinkunft im Privatverkehr die Zahlungen in andern als den gesetzlich gangbaren Münzsorten zu stipuliren, dasselbe spricht vielmehr überall nur von den gesetzlichen, nicht von conventionell gangbaren Zahlungsmitteln. Dieses Stillschweigen ist denn auch ganz irrelevant, da es eines ausdrücklichen Gesetzes bedürfen würde, um das selbstverständliche und neuerdings durch jenen §. 4. der Verordnung vom 26. Juni 1844 bestätigte Recht zu beschränken, durch Privatberedung im einzelnen Falle jede beliebige Münzsorte zum Zahlungsmittel zu machen. Eine Interpretation, welche aus der Bezeichnung einer Münzsorte als der gesetzlich allein gangbaren herausliest,

daß die Privatberedung von Zahlungen in andern Münzsorten verboten sei, ist bisher gewiß in der juristischen Praxis unerhört, und hier würde nicht nur das Verbot, sondern auch noch die mit keiner Silbe angedeutete Confiscation herausinterpretirt werden müssen. Uebrigens hat auch der Minister selbst in der Bekanntmachung vom 29. August 1855 sich gar nicht auf das Patent vom 10. Februar 1854, sondern auf die Entdeckung berufen, daß in jenen drei Verordnungen aus dem 18. Jahrhundert ein Verbot der fraglichen Münzen liege.

Das in der Bekanntmachung vom 29. August 1855 enthaltene Verbot nebst Strafandrohung enthält somit ganz unbestreitbar eine Veränderung in der bestehenden Gesetzgebung. Die unrichtige Motivirung durch die Berufung auf frühere Gesetze, die das, was darin gesagt sein soll, gar nicht besagen und überdies längst gesetzlich wieder aufgehoben sind, kann darin nichts ändern. Und so war zur Erlassung jener Bekanntmachung die Mitwirkung der Stände nöthig, von denen freilich mit Bestimmtheit vorauszusetzen war, daß sie die Sache widerrathen würden. Ganz ebenso aber verhält es sich mit den übrigen sieben Punkten der Anklage.

Zur Erlassung der fraglichen gesetzlichen Verfügungen ohne vorgängige Zustimmung der Stände des Herzogthums ist ein dringender Grund nicht vorhanden gewesen, sie durften folglich auch provisorisch nicht erlassen werden.

Die Dringlichkeit, wäre sie vorhanden gewesen, müßte sich aus den Umständen ergeben. Solche Umstände liegen aber durchaus nicht vor. Die Ankläger befinden sich in der Lage, erwarten zu müssen, was in diesem Punkte von dem Angeklagten etwa vorgebracht werden wird, da es natürlich diesem obliegen muß, sein Verfahren zu rechtfertigen. Wie sollte es aber möglich sein, davon zu überzeugen, daß es mit jenen Verfügungen, die theils eine partielle Einführung der später den Ständen im Ganzen vorgelegten und von diesen verworfenen Gerichtsverfassung unter Umstoßung althergebrachter Einrichtungen, theils das Verbot von Münzen in Verkehr zwischen Mann und Mann betreffen, von Münzen, die seit Jahrhunderten zufolge früheren grundgesetzlichen Bestimmungen und der Natur der Verhältnisse allgemein im Lande als Zahlungsmittel gebraucht und noch kurz vorher selbst in den königlichen Kassen angenommen worden waren — wie sollte es möglich sein, daß es mit jenen Verfügungen so gewaltige Eile gehabt habe, daß ein Verschieben derselben um einige Monate oder Wochen, ja, was eine der Verfügungen betrifft, um einige Tage — bis zu der im December 1855 einberufenen Ständeversammlung mit Gefahr für die Wohlfahrt des Staats verbunden gewesen wäre, wenn es nicht thunlich erschien, die Stände um so viel früher zusammenkommen zu lassen! Sollte denn letzteres wirklich nicht möglich gewesen sein? Und doch gestattet die Verfassung für Holstein in §. 13 die provisorische Erlassung gesetzlicher Verfügungen ausdrücklich nur in dem Fall: „wenn die Provinzialstände nicht ver-

sammelt sind und ihre Einberufung nicht so schnell stattfinden könnte, wie die Umstände es erheischen würden."

Warum sollten denn grade in denjenigen einzelnen Aemtern, für welche jene Gesetze wegen Trennung der Justiz von der Administration u. s. w. gegeben wurden, die neuen Einrichtungen so dringende Eile gefordert haben, daß sie nicht einmal um einige Wochen, in welcher Zeit die Stände ja füglich hätten zusammenberufen werden können, auszusetzen waren, während doch in allen übrigen Districten des Landes, wo im Wesentlichen durchaus dieselben Verhältnisse herrschten, einstweilen und bis auf diese Stunde alles beim Alten blieb? Verlohnte es sich etwa nicht der Mühe und der Kosten, eine außerordentliche Ständeversammlung zu berufen, so konnte die Sache auch nicht von der Bedeutung sein, um eine so exorbitante Ausnahmsmaßregel wie die Erlassung provisorischer Gesetze zu rechtfertigen. Und daß die beiden Verfügungen in Betreff der Courantscheidemünze das Staatswohl nicht in Gefahr gebracht hätten, wenn man mit ihnen gewartet hätte, ergibt sich zum Ueberfluß schon daraus, daß die Verfügung vom 29. August selbst das Inkrafttreten ihres Inhalts bis zum 1. October hinausschiebt.

Die Verfügung vom 22. September aber ist gar erst fünf Tage vor dem Zusammentritt der Stände (der am 27. stattfand) erlassen worden. In Bezug auf dieselbe muß noch besonders hervorgehoben werden, daß das durch Erlaß derselben beobachtete verfassungswidrige Verfahren um so rücksichtsloser und strafwürdiger erscheint, als nicht leicht eine Maßregel getroffen werden konnte, welche in ihrer Ausführung einen tieferen und mehr verletzenden Eingriff in die Eigenthumsrechte und Verkehrsverhältnisse der betreffenden Landesangehörigen enthielte. Durch dieselben wurden die an der Grenze des Landes wohnenden holsteinischen Staatsangehörigen der Gefahr ausgesetzt, den Erlös ihrer in die Nachbarschaft zum Verkauf gebrachten Producte oder den sauer verdienten Tagelohn sich, sobald sie die Grenze überschritten, confisciren lassen zu müssen, einer Gefahr, welcher ohne Uebertretung der Verfügung zu entgehen ihnen gar kein Mittel zu Gebote stand; denn Reichsscheidemünze war wenigstens zu der Zeit, als jene Verfügung erlassen wurde, überhaupt nicht in genügender Menge vorhanden und ist es auch jetzt kaum; zur Einwechslung derselben war und ist bis heute keine hinreichende Veranstaltung getroffen, und selbst wenn die Münze vorhanden wäre und Geldwechsler sie in Vorrath hätten, so würde die Wechselbank doch nicht zu jeder Zeit offenstehen und zugänglich sein.

Dem kleinen Manne, der keine Baarschaft sich ersammeln kann, bleibt, wenn er nach vollbrachtem Tagewerke auf hamburger Gebiet sich Erquickung und Stärkung auf holsteinischem Grund und Boden verschaffen will, nichts übrig, als Gefahr zu laufen, daß ihm der Verdienst des Tages confiscirt werde. Will er sich dieser Gefahr nicht aussetzen, so mag er hungern und dursten,

das Nothwendigste für sich und seine Familie am Abend des Tages, den er in angestrengter Arbeit verbracht, entbehren. Das alles findet der Minister, der die gedachte verstand- und rücksichtslose Verfügung erließ, ganz in der Ordnung, und wenn man nun nicht davon hört, daß große Summen confiscirt worden sind, so hat das nicht in der Milde des Gesetzes seinen Grund, sondern darin, daß die auf ungesetzliche Weise erlassene Verfügung an und für sich so unzweckmäßig und im Verhältniß zu dem zu ihrer Durchführung zu Gebote stehenden Mitteln so unausführbar ist, daß trotz der unerhörten Strafandrohungen die betreffenden Beamten sich höchstens im Stande sehen, sie zum Scheine zu überwachen und die verpönten Schillinge fortwährend noch circuliren.

Die in Frage stehenden Verfügungen kündigen sich selbst als blos provisorische d. h. als solche, bei welchem die nachträgliche Genehmigung der Ständeversammlung vorbehalten ist, nicht ausdrücklich an. Dies kann ihnen indeß nicht zum Vorwurf gereichen, da in dem Verfassungsgesetze vom 11. Juni 1854 darüber nichts vorgeschrieben ist. Dasselbe gebietet nur im Paragraph 11, daß in den mit vorgängiger Zustimmung der Ständeversammlung erlassenen Verfügungen auf die ertheilte ständische Zustimmung ausdrücklich Bezug genommen werde, und so mag eine Anordnung, daß auch die sogenannten provisorisch erlassenen Gesetze sich ausdrücklich als solche zu bezeichnen haben, für überflüssig gehalten worden sein, indem man wahrscheinlich davon ausging, daß gesetzliche Verfügungen, in denen die vorgeschriebene Beziehung auf die ertheilte ständische Zustimmung nicht enthalten sei, schon durch diese Weglassung deutlich genug als provisorisch erlassene erkennbar seien.

Von den fraglichen Gesetzen sind einige, namentlich die auf die Trennung der Justiz von der Verwaltung sich beziehenden der Ständeversammlung zwar nicht in der Form, in der sie erlassen worden, aber als integrirende Theile des Entwurfs eines Gesetzes betreffend die Gerichtsverfassung des Herzogthums Holstein nachträglich vorgelegt worden. Mit andern — namentlich den Verfügungen, welche die hamburger und lübecker Schillinge aus Handel und Wandel verbannen — ist dies nicht der Fall gewesen, und es hat den Anschein, als sei es überhaupt nicht die Absicht des Ministeriums, diese nachträglich den Ständen zur Genehmigung vorlegen zu lassen. Es wird kaum der Erwähnung bedürfen, daß die Lage des Angeklagten, dem es nach dem Obigen zur Last fällt, als Minister dabei mitgewirkt zu haben, daß gewisse unter allen Umständen an die ständische Zustimmung gebundene gesetzliche Verfügungen, ohne diese Zustimmung vorher erlangt zu haben, erlassen worden sind, ungeachtet zu diesem Verfahren ein dringender Grund nicht vorhanden war, doch unmöglich dadurch sich günstiger gestalten kann, daß er es auch später unterlassen hat, jene

Verfügungen nachträglich den Ständen zur Berathung und Genehmigung unterzubreiten. Denn die hier in Frage ſtehende Verfaſſungsverletzung iſt vollendet, ſobald ohne dringende Veranlaſſung eine geſetzliche Verfügung ohne die erforderliche vorgängige Zuſtimmung der Stände erlaſſen iſt, und in der Unterlaſſung einer nachträglichen Vorlage der betreffenden Verfügungen an die Stände liegt ja nur eine neue Verletzung der Verfaſſung, die in dem Falle, um den es ſich hier handelt, nur deshalb nicht ebenfalls zum Gegenſtande der Anklage gemacht werden kann, weil das in Holſtein geltende Verfaſſungsgeſetz hierfür keine beſondere Strafbeſtimmung ausſpricht. Es liegt dies ſehr auf der Hand und wird hier nur erwähnt, um auf die Sophismen aufmerkſam zu machen, hinter die ſich Herr von Scheele möglicherweiſe flüchten kann.

Wollte man aber behaupten, nach dem vorliegenden Verfaſſungsgeſetze ſei zwar, wenn die Regierung ohne dringenden Grund ein die Zuſtimmung der Stände erforderndes Geſetz ohne die Zuſtimmung vorher einzuholen, alſo proviſoriſch d. h. unter Vorbehalt demnächſtiger Zuſtimmung der Ständeverſammlung, erlaſſe, gegen den Miniſter die gerichtliche Klage auf Amtsentſetzung rechtlich begründet, wenn aber die Regierung daſſelbe Geſetz nicht proviſoriſch, ſondern definitiv erlaſſe, alſo das ſtändiſche Recht zur Mitwirkung bei der Geſetzgebung ganz und gar außer Acht laſſe, dann ſei der Miniſter von jeder gerichtlichen Anklage frei — ſo hieße das mit dem Geſetze und dem geſunden Menſchenverſtande Spott treiben. Der Paragraph 14 der Verordnung vom 11. Juni 1854, welcher ganz unbeſtritten doch eben den Zweck hat, den Ständen und dem durch ſie vertretenen Lande gegen etwaige Verletzungen der Verfaſſung durch den Miniſter Schutz zu gewähren, würde dann — wie manches andere in den Danaergeſchenken des Dänenthums — eine bloße Illuſion, eine reine Abgeſchmacktheit ſein.

Endlich bedarf es keiner weitern Ausführung, daß es gradezu widerſinnig wäre und daher unmöglich in der Abſicht des Geſetzgebers hat liegen können, den Fall, wo ohne vorgängige Zuſtimmung der Stände und ohne dringenden Grund organiſche Geſetze erlaſſen worden ſind, von der Beſtimmung des §. 14 ganz auszunehmen und alſo für den Fall, wo zu den vorhandenen ſonſtigen Erforderniſſen der gerichtlichen Anklage noch ein den Miniſter ſehr gravirendes Moment hinzutritt, die gerichtliche Klage für unzuläſſig zu erklären. Es darf das um ſo weniger angenommen werden, als die etwas ungenaue Faſſung des §. 14, der, was die ſprachliche Präciſion betrifft, überhaupt viel zu wünſchen übrig läßt, in dem fraglichen Punkte leicht aus dem Umſtande zu erklären iſt, daß die Ausnahme in Anſehung der organiſchen Geſetze in dem §. 13 erſt durch ein Amendement der Ständeverſammlung hineingekommen iſt und man hinterher auf die Redaction von §. 14 nicht die nöthige Sorgfalt verwendet hat.

Im günstigsten Falle würde also der Angeklagte, auch in Hinsicht auf die organischen Gesetze, nur dann freizusprechen sein, wenn er — was ja völlig undenkbar ist, weil das Gegentheil klar vorliegt — das Gericht zu überzeugen vermöchte, daß zur Erlassung der erwähnten organischen wie der andern Gesetze ohne vorgängige Zustimmung der Stände eine dringende Veranlassung gewesen, daß ein Fall der dringendsten Nothwendigkeit vorgelegen, daß die provisorische Erlassung derselben durch außerordentliche Umstände oder Ereignisse geboten worden, und das Gleiche müßte natürlich in Ansehung dieser Gesetze für den Fall gelten, daß nach dem Erachten des Gerichtshofes dieselben nicht als organische Gesetze anzusehen sein sollten.

An die unerhörten Gewaltmaßregeln zur Durchführung insbesondere der die hamburger und lübecker Schillinge betreffenden Verfügungen — z. B. Bücher- und Kassendurchsuchungen bei Privaten, Androhung der Entfernung vom Amte gegen Beamte, in deren Districten der Erfolg dieser Verfügungen den Erwartungen des Ministeriums nicht entsprechen würde — kann hier nur beiläufig erinnert werden. Es bedarf keiner weitern Darlegung, wie sehr das ganze Herzogthum Holstein wünschen muß, daß der amtlichen Wirksamkeit des angeklagten Ministers sobald wie irgend möglich ein Ziel gesetzt werde und wie sehr das Land daher bei dem Ausfall des gegenwärtigen Processes betheiligt ist.

Das deutsche Theaterjahr 1855—56.

2.

Bisher wurden vorzugsweise jene Bestrebungen der letzten Saison ins Auge gefaßt, welche auf eine materielle Festigung des Schauspielerstandes hinzielen. Nach dieser Richtung hin kann dieselbe in der That epochemachend werden. Denn jene Zeiten sind wahrlich vorüber, in denen man sich einbilden konnte, die möglichste Loslösung des einzelnen Künstlers von allen Sicherheiten und Garantien der künstlerischen Gesammtheit sei einer bessern Entwicklung der Kunst besonders günstig. Man strebt in allen freien Ständen nach möglichster Sicherstellung des materiellen Lebens ihrer Mitglieder — sollen für den Schauspielerstand andere Gesetze gelten? Einzelne geniale Kräfte können allerdings möglicherweise in mehr bürgerlichen Gestaltungen ihres Lebens eine Art von Fessel freiester künstlerischer Entwicklung fühlen. Aber auch nur vielleicht, nur einzelne. Wie viele Genies gibts denn auf der Welt überhaupt? Wie äußerst wenige sind es anerkanntermaßen in der Bühnenwelt? Theaterzeitungen und vergoldete Referentenfedern theilen freilich den Genietitel mit

großer Freigebigkeit aus. Ob aber seit Ludwig Devrient irgend ein Künstler oder eine Künstlerin ihn mit wahrem Rechte in Anspruch nehmen konnte?.. Und wenn auch — für die Ausnahme gilt keine Regel. Diese ist dagegen, daß wirs oft mit talentvollen, noch öfter, daß wirs mit Menschen zu thun haben, welche der dramatischen Kunst angehören, weil eben Neigung und Lebensverhältnisse sie in diese Bahn geführt haben — von jener großen Masse ganz zu schweigen, welche sie aus Zufall wie jeden andern Lebensberuf mit mehr oder minderem Glück beschreitet.

Bei der Frage nach der Berechtigung solcher als Kunstgenossen werden sich Aesthetik und Praxis freilich ewig widersprechen. Die Praxis fordert jedoch eine große Menge „verwendbare" Menschen für die Bühnen, und grade diese sind keineswegs häufig unter den ausgesprochenen Talenten; denn diese sind fast immer nur durch ihre Einseitigkeit wahrhaft stark. Jene „verständigen" Darsteller und „sorgsamen" Darstellerinnen bilden dagegen die große Mehrzahl, welche mit früher Theatergewohnheit, Fleiß und einigen Naturgaben die Gesammtdarstellungen möglich machen, ihnen den allgemeinen Typus verleihen; gewissermaßen die zweiten Instrumente des Orchesters, dessen Concert dennoch unmöglich bleibt, wenn auch jedes erste Instrument von einem Virtuosen gespielt wird. Sie kommen also bei Betrachtung der Bühnenwelt als bürgerlicher Organismus in erste Reihe und haben in derselben als künstlerischer Organismus das vollendetste Existenzrecht. Ist nun durch Sicherung der materiellen Grundlagen des Theaterlebens zu einer ruhigern und stetigern Entwicklung solcher Kräfte zweiten, dritten und vierten Ranges die Möglichkeit gegeben, so wird und muß dies auf die gesammte Darstellungskunst einen fördernden und veredelnden Einfluß üben.

Dies um so mehr, je mehr allmälig die einzelnen Institute davon zurückkommen, ihr Repertoir auf die Leistungen einzelner Virtuosen zu bauen. Und auch nach dieser Richtung hat die letzte Theatersaison namentlich an der Mittelbühne erfreuliche Fortschritte gezeigt. Freilich ists heut Mode, das Theater als nationales Bildungsinstitut weit weg zu werfen. Aber wenn wir diese unbewiesene Verwerfung selbst anerkennen möchten — was wir nicht thun — ein ästhetisches Anregungsmittel ist es gewiß; daran zweifelt auch niemand. Warum verwirft man aber mehr aus Nachrederei, als mit Gründen die nationale Bildungskraft des heutigen Theaters? Vielleicht eben darum, weil die Verwilderung der Theaterpraxis seit Jahren das Publicum und seinen Geschmack auf Irrwege geleitet hatte. Weil auf glänzende Opern, Ballet, Decorations- und Maschinenspiel, weil im recitirenden Drama auf gewisse Virtuositäten Einzelner fast überall das Hauptgewicht gelegt worden war. Dadurch hatte sich das Publicum so ganz allgemein daran gewöhnt, diese Aeußerlichkeiten, den Sinnenkitzel, die momentane Erregung für sein Ur-

theil bedingend werden zu laſſen und dem dramatiſchen oder dramatiſch-muſikaliſchen Werthe des Ganzen am allerwenigſten nachzufragen. Weil das Theater meiſtens nicht entfernt an die Bildung und edlern Neigungen ſeiner Beſucher appellirte, darum war es auch ſo weit davon entfernt, ein Bildungsmittel, ein Vermittler der geiſtigen Strömungen und Thätigkeiten vom Norden zum Süden, vom Weſten zum Oſten des deutſchen Vaterlandes zu ſein. Dadurch vor allem erhielt ſich jener Zwieſpalt des Geſchmacks zwiſchen Norden und Süden, wenn er auch vielleicht in einzelnen Fällen von den politiſchen und confeſſionellen Spaltungen mitbedingt oder doch unterſtützt wird.

Wird? Ja wohl. Denn grade darin haben die letzten Jahre das Allerwenigſte geändert. Noch heute kann man faſt mit Beſtimmtheit darauf rechnen, daß kein deutſches Originalwerk, welches im Süden mit großem Beifall aufgenommen iſt, vom Norden in übereinſtimmender Weiſe begrüßt wird, und umgekehrt. Allerdings fehlt es an Schöpfungen erſten Ranges, wie die der ſogenannten claſſiſchen Periode waren, welche alles Volk und alle Bildungsſchichten mit ſich fortriſſen. Aber ſelbſt für Productionen leichteren Stiles, welche keine nachhaltigen Anſprüche erheben, iſt jene goldene Zeit vorüber, wo ſie während einer Saiſon hier wie dort gefeiert, belacht, applaudirt und überall gleich gern geſehen wurden. Es iſt leicht geſagt: Wir machen größere Anſprüche, haben die Unbefangenheit unſerer Voreltern verloren. Das mag ſehr wahr ſein, iſt aber blos niederſchlagend. Denn in allen denkbaren Verhältniſſen des Lebens, in allen Wiſſenſchaften und Künſten iſt eine fortlaufende Reihe von „Ereigniſſen" unmöglich; und den Geſchmack von einer nervöſen Ueberſpannung auf natürlichere Genügſamkeit zurückzuleiten, wird eine äſthetiſche Hungerkur wol allein vermögen.

Die Saiſon 1855—56 hat zu einer ſolchen im leichteren Genre einen recht energiſchen Anlauf genommen. Es iſt kein einziges Luſtſpiel von irgend nachhaltiger Kraft erſchienen. Der deutlichſte Beweis dafür iſt, daß, ſo weit ſich derartiges überhaupt annähernd beſtimmen läßt, Görners „Eine kleine Erzählung ohne Namen", trotz ihrer durchaus widerlichen Grundidee die einzige Bluette blieb, welche ungefähr gleiches Glück im Norden wie im Süden, auf größern und kleinern Bühnen machte. Grade die renommirteſten Luſtſpieldichter haben dagegen kein einziges „Kaſſenſtück" gebracht. Bauernfelds „Welt und Theater, Fata Morgana, Zugvögel, Virtuoſen", Benedix „Auf dem Lande", Gottſchalls „Diplomaten" u. ſ. w. haben kaum die gewöhnliche Theaterrunde gemacht; Hackländer, Puttlitz, Mauthner, Schleich ꝛc. kamen mit ihren Saiſongaben kaum über einige Bühnen hinaus. Jordans „Liebesleugner", ein intereſſanter Verſuch, das altſpaniſche Luſtſpiel in deutſche Gewänder zu kleiden, iſt zu berechnet auf Wortſpiel und Redeſpitzen, Dialektik und Versklang, um überhaupt ein großes Publicum mit rauſchendem Beifall

für sich zu gewinnen, und ein neuer Versuch derselben Manier „Tauschen täuscht“ ist blos auf ein paar Theatern zur Erscheinung gekommen. Selbst von Uebersetzungen aus dem Französischen erregten des jüngern Dumas „Pariser Sitten“ (Demi-monde) blos in Berlin einen Oppositionsapplaus, während in Wien „Ein Freiwilliger“ lebhaft anzusprechen schien.

Fast noch ärmlicher war die Saison im Schau- und Trauerspiel bestellt. Wir zählen in flüchtiger Uebersicht etwa zwanzig aufgeführte Novitäten; doch unter ihnen mindestens funfzehn, welche nicht über zwei und drei Bühnen, auf diesen nicht über ebenso viele Vorstellungen hinauskamen. Diejenigen, welche die meiste Verbreitung fanden, waren Laubes „Esser“ und Gutzkows „Ella Rose“, letzteres an den verschiedenen Bühnen mit verschiedenen Einrichtungen, Actschlüssen ꝛc., welche, vom Dichter selbst ausgegangen, jedenfalls nicht für eine feste und strenge Gliederung des dramatischen Baues sprechen. Tempeltys „Klytämnestra“ trat erst am Schlusse der Saison mit einem Erfolge auf, wie ihn seit Jahren kein Stück errungen hatte. Wir müssen von der folgenden Saison erwarten, ob seine Siegeskraft sich überall in gleicher Stärke bewährt. Schon arbeitet aber die Kritik dieser Wahrscheinlichkeit mit harten Bemäkelungen der Idee, wie des dramatischen Baues, entgegen; und fast noch zweifelhafter scheint es, daß Brachvogels „Narziß“, welcher in Berlin ähnliche Triumphe feierte, über Norddeutschland und die kurze Zeit eines Theaterjahres hinaus in Herrschaft bleiben werde.

Eine Oper, welche man als Herrscherin der Saison bezeichnen könnte, gab es vollends nicht. Selbst Meyerbeers „Nordstern“ ward keineswegs allen größern Bühnen zur unabweislichen Nothwendigkeit und auch denen, wo er einheimisch, durchaus kein Kassenstück, wie ihrer Zeit andere meyerbeersche, aubersche, halevysche und andere Arbeiten. Von neuen Opern deutscher Componisten scheinen fast einzig Conrads „Weiber von Weinsberg“ namentlich auf den Mitteltheatern eine weitere Verbreitung gefunden zu haben.

Wie natürlich werden so kümmerliche Resultate dort den Poeten und Musikern, hier den Darstellern zur Last gelegt, namentlich auch dem Mangel an einem ausgebildeten Stile in der Production und Reproduction. Diese letzte Frage ist eine zu rein ästhetische, erfordert zu ihrer Erörterung zu viele Voraussetzungen, um sie hier anders als vorübergehend zu berühren. Wir haben nur die thatsächlichen Erscheinungen zu constatiren. Die Kümmerlichkeit der Production nach Quantität und Qualität in allen dramatischen Fächern ist also nicht wegzuleugnen. Dagegen widersprechen die thatsächlichen Erscheinungen der Saison bis zu einem gewissen Punkte zwei Behauptungen, welchen man fast überall wie unumstößlichen Wahrheiten begegnet. Die eine derselben lautet, das Publicum wolle nur Opern, kein Drama, höchstens einmal ein Lustspiel zur Zwergfellerschütterung; die andere besagt, die Directionen vernach-

läſſigten das recitirende Drama abſolut zu Gunſten der Oper. Dieſe Behauptungen waren vollkommen richtig bis vor etwa zwei Jahren; aber nach dieſer Richtung hin hat grade die letzte Saiſon erfreuliche Aenderungen gebracht. Denn wer die Repertoire der Theater (nicht etwa blos der großen, mit den auserleſenſten Kräften wirkenden) verfolgt und mit frühern Jahren vergleicht, wird ſtatiſtiſch nachweiſen können, daß ſeit langer Zeit das Schauſpiel, das ernſte Genre, ja das claſſiſche Drama keinen ſo breiten Raum einnahm, wie dies Mal. Selbſt aus Gegenden, welche ſonſt wegen ihrer Neigungen für das Oberflächlichſte verſchrien waren, wie z. B. am Rhein, wurde es mit Ueberraſchung gemeldet, daß das Publicum ſich dem claſſiſchen Drama mit beſonderer Vorliebe zuneige. Wenn wir aber gleichzeitig aus Köln, Düſſeldorf, Frankfurt und Karlsruhe die Beiſpiele dafür herzahlen können, ſo iſt bei ſo verſchiedenen künſtleriſchen Verhältniſſen und Möglichkeiten der Grund ſchwerlich ausſchließlich in localen Zufälligkeiten zu ſuchen.

Freilich darf man auch nicht ſo ſanguiniſch ſein, dieſe Veränderung des Geſchmacks etwa ebenſo ausſchließlich einer plötzlich erwachten höhern äſthetiſchen Anſchauung des Publicums zuzuſchreiben. Vielmehr wirkte hierbei das Zuſammentreffen ſehr verſchiedenartiger Momente, welche keineswegs alle auf eine innerliche Hebung des Theaterweſens hindeuten. Die Modeopern der letzten Jahre hatten die Anſprüche an die Kraft der Sänger, ſo wie an die ſceniſche Ausſtattung ſo unendlich geſteigert, daß in der That faſt nur die größten und reichſten Bühnen noch im Stande waren, ſie zu voller Ausführung zu bringen. Dabei war ihr muſikaliſcher Gehalt ſo zweifelhaft, namentlich aber ihr dramatiſcher Bau durchſchnittlich ſo ſchwach, daß, wo nicht muſikaliſche Virtuoſitäten und blendendſte Decorationspracht die innerliche Kraftloſigkeit verhüllte, keine eigentlichen „Zugſtücke" daraus wurden. Wenn alſo auch Theater mittleren Ranges ſolche Opern mit pecuniären Anſtrengungen, welche ihre normalen Kräfte weit überſtiegen, ihrem Publicum vorführten, ſo konnte doch deſſen Beſuch auf die Länge keine Ausgleichung für eine derartige Verſchwendung bieten. Ein Verzeichniß der Theater, welche vom Propheten, Tannhäuſer ꝛc. pecuniär zurückgebracht, der Sänger und Sängerinnen, deren Stimmen davon ruinirt wurden, wäre ſicherlich ſehr lehrreich, wenn auch ebenſo traurig. Nebenbei vernachläſſigte aber das Publicum, verwöhnt von ſolchen Aufführungen und dennoch blos oberflächlich befriedigt, alle andere Vorſtellungen. Je mehr nun die Directionen ſolche Opern „abhetzten", deſto eher waren auch die Sänger hingerichtet, das Publicum ſelbſt dagegen blaſirt. Daß grade in der verfloſſenen Saiſon und namentlich für die Mitteltheater irgend brauchbare Heldentenore nicht zu erſchwingen waren, weiß jeder; ebenſo mit welchen Mittelmäßigkeiten ſelbſt große Bühnen ſich

behelfen mußten. Die von jenen Opern angerichteten Verwüſtungen in den Hauptſtimmen werden noch Jahre hinaus fühlbar bleiben.

Konnte man nun dem Publicum einfachere Opern bieten? Man hat es vielfach mit Wiederbelebung älterer theils leichten, theils ernſten Stiles verſucht, und gewiß nicht ohne Rückſicht auf den Vergleich mit der Ausſtattung jener Modeſachen, vorzüglich ſolche auf das Repertoir zurückgeführt, bei denen der Hauptaccent auf die Muſik gelegt werden konnte. Gluck, Bach, Boieldieu, Mehul ꝛc. wurden hier und da mit großem Glück und unter lebhafter Theilnahme des Publicums wieder hervorgeſucht. Ja, wer dem Gange der Opernſaiſon an einzelnen mit anerkanntem Takte geleiteten Bühnen folgte, konnte gewahren, wie mit derartigen Gegenſätzen zu den modernſten Componiſten ſelbſt der Uebergang zur häufigeren Wiederaufnahme der eigentlichen Claſſiker Beethoven, Mozart, Weber, Cherubini u. ſ. w. gemacht ward. Zwiſchen ihnen wurde natürlich auch das leichte Genre Aubers, Adams, Herolds, Flotows ꝛc. in ſeinen anſpruchloſeren Gaben gern hingenommen. Indeſſen blieben doch die Anſprüche des Publicums meiſtentheils ſo hoch geſpannt, daß beinahe blos Bühnen mit ſehr hervorragenden muſikaliſchen Kräften eine derartige Zurückführung des Geſchmacks auf das Einfachere auch mit pecuniärem Erfolge bewerkſtelligen konnten.

Diejenigen, welche für die tadelloſe Durchführung ſolcher Opern, bei denen Maſſenpomp und Sinnenblendung die Detailfehler nicht überdecken, eine ſichere Garantie nicht bieten konnten, ſahen ſich genöthigt, gradezu durch Gegenſätze des dramatiſchen Genres ein Repertoir herzuſtellen, bei dem ſie zu beſtehen, mit dem ſie dem Publicum zu genügen vermochten. Wir ſahen, wie manche recht gut renommirte Unternehmungen die Oper ſogar vollkommen fallen ließen, all ihre Kräfte auf das recitirende Drama concentrirten und höchſtens für das Sonntagspublicum dem Vaudeville und Melodram einige Aufmerkſamkeit zuwendeten. Der pecuniär günſtige Erfolg, den dieſe Umkehr grade auf kleineren Bühnen hatte, contraſtirte mitunter auffallend gegen die Klagen aus ſolchen Städten, wo die Directionen, obgleich ohne volle Kraft zur gleichzeitigen Bewältigung muſikaliſcher und dramatiſcher Aufgaben, nicht zu dem Entſchluß gekommen waren, mit einem muthigen Schritte aus dem hergebrachten Schlendrian zu treten.

Schwerlich wäre eine derartige Umkehr namentlich für die mittlern Theater möglich geworden, wenn nicht von Seiten der großen Bühnen bereits ſeit einigen Jahren die lebhafteſte Anregung dafür gegeben geweſen wäre. Dies datirt im Weſentlichen ſeit der Zeit, da an den bedeutendſten und einflußreichſten die factiſche Oberleitung nicht mehr ein beiläufiges Hofamt bildet, ſondern artiſtiſchen Directoren anvertraut iſt, welche mit äſthetiſcher Durchbildung zugleich techniſche Kenntniſſe vom Theater und ſelbſt eine intimere Bekanntſchaft mit der Theaterwelt verbinden, als ſie einem ranglich hochgeſtellten, auch von per-

ſönlichen Bezügen und Rückſichten zur Hofwelt bewegten Intendanten möglich iſt. Man hat in erſter Zeit die Beſtrebungen dieſer Praktiker zur Hebung des recitirenden Dramas ſehr ſtark angezweifelt; man hat nachher ihre Erfolge höchſtens für die von ihnen geleiteten Inſtitute anerkennen wollen. Allerdings ſtehen ſie auch durch deren meiſtens reiche Mittel dem Publicum und andern Theaterunternehmungen gegenüber gewöhnlich in einem Ausnahmeverhältniß. Sie verfügen über die beſten darſtellenden Kräfte, vermögen claſſiſchen Arbeiten lange Vorbereitungen zu widmen, ſo ihrer Darſtellung eine hohe Vollendung auch in den Nebenpartien zu geben, und bis zu einem gewiſſen Punkte ihrem Publicum das Repertoir zu octroyiren. Allein namentlich der letzte dieſer Vortheile reicht nur bis zu einer ſehr beſtimmten Grenze. Denn gegen nichts iſt der paſſive Widerſtand des Publicums, wenn eine active Oppoſition wirklich unmöglich, von gleicher Zähigkeit, wie gegen einen octroyirten Theatergeſchmack; auch das reichſte Inſtitut bleibt jedoch auf ſeine Einnahmen vom Publicum angewieſen. Wären nun die klingenden Reſultate der Jahresabrechnungen bei jenen großen Bühnen, die jetzt von ſpecifiſchen Fachleuten geleitet werden, irgend ſchlechter als die früheren der Intendanzen, ſo könnte man verſichert ſein, daß kein einziger der neuen „bürgerlichen" Directoren mehr an ſeinem Platze ſtände. Ueberall hat ſich dagegen (vielleicht ein einziges Hoftheater ausgenommen, an welchem indeſſen, trotz aller Zeitungsfanfaren, ein beſtimmter dramaturgiſcher Stil am meiſten vermißt wird) das Gegentheil gezeigt; die Einnahmen ſind bedeutend geſtiegen, ja meiſtens ſelbſt über die Summen ſogenannter Glanzperioden früherer Zeit hinaus. Ein deutlicher Beweis, daß das Publicum dem ſtrengern Stile gern folgte und einem würdigen Erſatz für die leichte Waare früherer Jahre wohl zugänglich war. Wir nennen beiſpielsweiſe das wiener Burgtheater, Karlsruhe und theilweiſe ſelbſt München, alſo grade die ſüddeutſchen Hauptbühnen.

Schon dieſe ſehr nüchterne Erfahrung mußte die Leiter mittlerer Bühnen darauf hinlenken, es gleichfalls mit einem umfaſſenderen Schauſpielrepertoir zu verſuchen. Allerdings ſtand ihnen das Vorurtheil entgegen, daß claſſiſche Dramen blos mit den ausgezeichnetſten Kräften anzuſehen ſeien, nachdem die zerrüttende Gaſtſpielmanier verfloſſener Jahre das Publicum faſt gewaltſam zu ſolchem Glauben hingedrängt hätte. Allein dafür hatten ſie von vornherein vor den meiſten Hoftheatern den Vortheil voraus, bei der Wahl der vorzuführenden Schauſpiele nicht von den Rückſichten auf dynaſtiſche Verwandtſchaften, Anti- und Sympathien des Hofes u. ſ. w. beengt zu ſein. Zugleich bewieſen mehre Leiter ſolcher Theater, obgleich nicht reich genug, um nur mit ausgezeichnetſten Kräften zu operiren, durch ihre That die Wahrheit des Grundſatzes, daß grade in einer ſtrengen Geſchloſſenheit des Rahmens, in einem eracten und gut geübten Enſemble, von welchem ſich die etwaige Virtuo-

ſität gar nicht als einzelnſtehende Geſtalt abheben darf, der mächtigſte Reiz und die unmittelbarſte Wirkung jeder gehaltvollen dramatiſchen Schöpfung liegt. Es wurde die ſeit Jahren leider vernachläſſigte Pflege eines harmoniſchen Enſembles, eines exacten Zuſammenſpiels, einer äußerſt ſorgfältigen Inſcenirung und Regieführung bei den beſſern Mittelbühnen allmälig wieder zur Hauptſache. Hatten bisher blos einige größte Hoftheater die artiſtiſche Leitung in die Hände von Männern gelegt, welche außer der eigentlichen Directionspraxis auch wahrhafte äſthetiſche Bildung beſaßen, ſo wurde jetzt das Streben nach Gewinnung ähnlicher Kräfte auch bei minder großen Hofbühnen und ſelbſt bei einzelnen ſtädtiſchen Inſtituten ſichtbar. Man überzeugte ſich ferner hier und da, daß das Theater, wenn die Stadt es blos als rentirende Anſtalt benutzen und nicht als eine zu unterſtützende Ehrenſache betrachten wolle, niemals die Aufgabe erfüllen könne, welche die Stadt als Culturpunkt zu löſen hat. Während Frankfurt ſein Theater reſtaurirte und für deſſen Decorationsbedürfniſſe einen ſehr anſtändigen Zuſchuß in ſein jährliches Budget aufnahm, kaufte Bremen das Theatergebäude und ſetzte wenigſtens einen kleinen Budgetpoſten zu deſſen Unterſtützung an. Am braunſchweiger Hoftheater trat eine vollkommene Reorganiſation unter Ernennung eines Generaldirectors ein; in Wiesbaden bewilligte der Herzog aus ſeiner Civilliſte einen jährlichen Beitrag zu den Koſten des theils von der Stadt, theils von Actionären, theils vom Spielpächter unterhaltenen Theaters; ſelbſt in Zürich verſtand ſich die Regierung zu einem jährlichen Beitrag an das Actientheater, andere Städte bauen mindeſtens anſtändige Häuſer für die temporären Beſtrebungen der Schauſpielkunſt in ihren Mauern. Daß dagegen Hamburg ſich durch den Abweis jeglicher Unterſtützung ſeines ſogenannten Stadttheaters auszeichnete, ſo daß ſelbſt das Theatergebäude unter den Hammer kam und blos durch Zufall ſeiner Beſtimmung erhalten wurde, daß ferner das oldenburger Hoftheater zu exiſtiren aufhörte, ſind freilich ebenfalls Erſcheinungen, welche die letzte Saiſon bietet.

Wir überſchätzen keineswegs jene Symptome einer innerlichen und äußerlichen Hebung des Theaterweſens, wir wiſſen ſehr gut, daß dies blos einzelne Lichtblicke in einem großen Miſere, erſte Anfänge beſſerer Organiſationen, erſte Anläufe höherer Beſtrebungen ſind. Allein immerhin bleiben ſie aufs freudigſte unter Verhältniſſen zu begrüßen, welche ſeit Jahren gar nichts geboten hatten, als tiefſten Verfall und äußerſte Verwilderung. Drang und Bedürfniß nach einer Verbeſſerung, Eifer und Anſtrengung zu ihrer Anbahnung müſſen wahrlich ſchon recht ſtark ſein, wenn ſie ſelbſt nur ſolche Erſcheinungen wie die angedeuteten in einer Periode hervortrieben, deren äußerliche Umſtände jeder Pflege und Entwicklung der Kunſt ſo ungünſtig als möglich ſind. Oder gibt es wol größere Feinde des Theaters als Theurung, ein drohender europäiſcher Krieg und nachher ein höchſt mißtrauiſch aufgenommener Friedens-

ſchluß? Gibt es für eine Theaterſaiſon einen größeren Mangel, als den an bedeutenderen „Novitäten" in beinahe jedem Genre? Kann es übler kommen, als daß die einzigen Aufſehen erregenden Stücke grade erſt gegen Ende der Saiſon hervortreten, daß mehre Mitteltheater von Ruf ſich in anormalen Verhältniſſen befinden, andere die erſte Zeit ihrer Reorganiſation durchleben, alſo noch nicht auf ein Stammrepertoir und ein feſt organiſirtes Perſonal geſtützt ſind, noch andere ſich auflöſen oder eben erſt zur Neugeſtaltung gelangen? Und trotz alledem ſehen wir ſelbſt außer den wirklich durchgeführten oder angebahnten Verbeſſerungen nach verſchiedenen Richtungen des Theaterweſens auch ein ſonſtiges lebhaftes Intereſſe — ſo oder ſo geſtaltet, immerhin ein Theaterintereſſe — an allen die Bühne als Kunſtinſtitut näher oder ferner berührenden Dingen. Wir erinnern in allerdings ſehr bunter Miſchung an den Streit über die Entziehung der Freiplätze für Kritiker in Wien, an den ſchorn-bacherſchen Plagiatskrawall, an den Kampf gegen die Winkelagenturen (welcher in Preußen endlich zu geſetzlichen Normen über das Agenturweſen führen zu ſollen ſcheint), an die Discuſſionen über die Zwiſchenactsmuſiken u. ſ. w. u. ſ. w.

Noch bleibt übrig, wenn auch nur mit zwei Worten, die Theaterſaiſon 1855/56 einiger der größten Bühnen zu charakteriſiren, indem wir natürlich das oben Bemerkte als bekannt vorausſetzen, alſo auch, daß trotz lebhafter Beſtrebungen für Originalſtücke, der Lohn dafür im verfloſſenen Theaterjahre äußerſt gering war. Am wiener Burgtheater hat zwiſchen den zwei großen Treffern (Halms Fechter von Ravenna, Herbſt 1854, und Laubes Graf Eſſex, Februar 1856) kein neues Stück einen dauernden Erfolg gehabt. Dagegen wurden hier neue Einſtudirungen von größerer Wichtigkeit. So Shakeſpeares Othello (neu beſetzt und ſcenirt) und Richard III., Scribes Feſſeln und Gönnerſchaften (la cameraderie), Kleiſts Familie Schroffenſtein (der letzte Act von Laube neu bearbeitet), Halms Griſeldis. Außerdem zeigte ſich das Repertoir als das ausgedehnteſte Deutſchlands für alte claſſiſchen und haltbaren Stücke. — In München herrſchte mit den Novitäten namentlich des dortigen Dichterkreiſes das entſchiedenſte Unglück. Faſt keine einzige kam über die Bretter des dortigen Hoftheaters hinaus. Außerdem war aber die Pflege ſhakeſpeareſcher Dramen rühmlichſt anzuerkennen; namentlich errang der von Dingelſtedt ſceniſch arrangirte Sturm (Muſik von Taubert) unerwartete Feſtigkeit auf dem Repertoir. Gleichfalls eifrige Shakeſpearepflege und dabei vorzugsweiſe auf die Luſtſpiele gerichtet, bezeichnete das königliche Schauſpiel in Berlin. Indeſſen war der Anklang dafür im Publicum gering — vielleicht auch deshalb, weil zwiſchen ihnen und der Wahl für das moderne Repertoir ſo gar keine organiſche Vermittlung ſich erkennen ließ. In Darmſtadt wie in Stuttgart pravalirte die Oper. Beiden Bühnen ſcheint es für den Augenblick im Schauſpiel an anregungsfähigen Kräften zu fehlen; denn mit einigen Celebritäten

ohne organiſch gegliederten Zuſammenhang mit den übrigen Darſtellungskräften iſt es bei Theatern ſolchen Ranges heut nicht gethan. Aehnliche Verhältniſſe, doch mit weniger gefeſteten Grundlagen, machten ſich auch in Mannheim und Wiesbaden fühlbar. Die karlsruher Bühne ſchloß mit dem Mai das erſte Triennium ihres Beſtehens unter E. Devrient; ſie reiht ſich entſchieden denjenigen Inſtituten an, welche durch ſchöne Traditionen und tüchtige Geſchmacksbildung des Publicums auf die Höhe wahrhaft künſtleriſcher Unternehmungen gehoben worden ſind. Ein entſchiedener Schuleinfluß, beſtimmter Stil iſt in der Darſtellung nicht zu verkennen; die ſhakeſpeareſchen Stücke erſcheinen in ſeltener Integrität, Coriolan und Cäſar treten zu den bereits auf dem Repertoir befindlichen; von deutſchen Meiſterwerken bemerken wir Don Carlos, Clavigo, Nathan. In der Oper ragten Jeſſonda, Figaros Hochzeit, Glucks Iphigenia hervor. Frankfurt, ſeit November v. J. unter Benedix Oberleitung geſtellt, verbrachte natürlich die Saiſon mit der Feſtſtellung eines Sommerrepertoirs und der Zuſammenordnung ſeiner darſtellenden Kräfte. Auch hier iſt tüchtigſtes Streben und regſter Fleiß mit Glück wirkſam. Der Charakter des Repertoirs unterſchied ſich zu ſeinem großen Vortheil durch würdige Grundlagen von früheren Theaterepochen, auf das Zuſammenſpiel wurde eine wohlthuend bemerkliche Regieſorgfalt verwendet. Während die Oper noch bis zum Ende der Winterſaiſon mit der Unzulänglichkeit einzelner Kräfte zu kämpfen hatte, war ſchon ein Schauſpielenſemble hergeſtellt, wie es ſeit Jahren nicht zu ermöglichen geweſen war. Zugleich ward das entſetzliche, allen ſtändigen Organismus zerrüttende Gaſtſpielunweſen bis in den Sommer hinein faſt ganz ferngehalten*).

Ewig wahr bleibt allerdings Goethes Wort: „Das Theater iſt eines der Geſchäfte, die am wenigſten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenoſſen in jedem Augenblicke ab.“ Aber kein Satz des Altmeiſters iſt auch ſo mißbraucht worden zur Beſchönigung tiefſter Kunſtentwürdigung als dieſer. Denn Zeit und Zeitgenoſſen fordern niemals das Gemeine zum Kenner der Kunſt; wie willig ſie dagegen höhern Beſtrebungen ſelbſt bei äußerlich mißlichen Verhältniſſen ihre Huldigung bringen — davon, meinen wir, hat die letzte Theaterſaiſon recht deutlich Zeugniß abgelegt.

*) Das „Gaſtſpielunweſen“, neulich in dieſen Blättern von anderer Seite beſprochen, graſſirt freilich noch arg genug. Indeſſen wurde in jenem Artikel auch auf ein kunſtförderndes Gaſtſpiel, nämlich durch das Zuſammenwirken der bedeutenderen Kräfte einer anerkannt guten Bühne hingewieſen. Ein vortrefflicher Anfang zu ſolchen Geſammtgaſtſpielen wurde in den letzten Wochen auf der breslauer Bühne von ſieben Mitgliedern des wiener Hofburgtheaters gemacht. Möchten ſich doch ſolche Verſuche öfters wiederholen und die Oberleiter der Bühnen erſten Ranges dazu willig die Hand bieten! Denn daß mit der theoretiſch anmuthenden Idee der ſogenannten „Muſtervorſtellungen“ praktiſch nichts Erkleckliches zu leiſten iſt, hat München zur Genüge gezeigt.

Naturgeſchichte und Naturphiloſophie.

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu dieſem Werke für gebildete Laien. Erſter Theil. Bearbeitet von Bernhard Cotta, Profeſſor. Dritte vermehrte Ausgabe. — Zweiter Theil. Bearbeitet von Julius Schaller, Profeſſor. Zweite Ausgabe. — Dritter Theil. Bearbeitet von Bernhard Cotta, Profeſſor. Zweite Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. —

Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Band 1—8. Leipzig, A. Abel, 1852—56. —

Als man zu Ende des vorigen Jahrhunderts bemüht war, das geſammte Gebiet des menſchlichen Wiſſens mit dem Licht der Idee zu durchdringen, konnte es nicht fehlen, daß man auch auf die Natur ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Ueberhaupt iſt die Natur der urſprüngliche Gegenſtand aller Speculation, denn der natürliche Weg führt zuerſt dahin, die Objecte der menſchlichen Erkenntniß zu unterſuchen, ehe man das Erkenntnißvermögen ſelbſt analyſirt. Es war Kant, der auch auf dieſem Gebiete die Scheidelinie feſtſtellte, die der Idealismus nicht überſchreiten dürfe, wenn er ſich nicht ins Transſcendente verlieren ſollte. Das kleine Werk, welches dieſen Gegenſtand behandelt, die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft, hat verhältnißmäßig viel weniger Eindruck gemacht, als es verdiente, denn es dauerte nicht lange Zeit, bis die von ihrem eignen Idealismus trunkene Philoſophie ſich blindlings ihrem Ahnungsvermögen überließ und jene Grenzlinie als eine ängſtliche Pedanterie beſeitigte. Es folgt dann eine höchſt umfaſſende Literatur, welche nicht blos die Philoſophen, ſondern auch die Dichter und das Publicum im Allgemeinen elektriſirte, und welche die Hoffnung erregte, daß man, wie Fauſt, den Makrokosmos ohne Analyſe erforſchen könne. Dieſe ganze Literatur gilt heute, und zwar mit vollem Recht, als Maculatur. Die geiſtreichſten Menſchen haben ſich vergebens abgequält, einen andern Weg zur Erkenntniß aufzufinden, als den der Wiſſenſchaft, und ihre myſtiſchen Grübeleien ſind als leere, nüchterne Scholaſtik allgemein anerkannt und verurtheilt. Während der Zeit iſt die Naturwiſſenſchaft auf dem einzigen Wege, der zum Ziele führt, auf dem Wege der methodiſchen Beobachtung, rüſtig weiter gegangen und hat durch eine Reihe der wunderbarſten Entdeckungen nicht blos der bisherigen Weltanſchauung eine ganz veränderte Phyſiognomie gegeben, ſondern ſie hat auch einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben ausgeübt und den Menſchen mehr und mehr befähigt, die Natur nach vernünftigen Zwecken zu leiten, ſie der Cultur dienſtbar zu machen.

Das weſentliche Mittel der methodiſchen Beobachtung iſt die Analyſe,

und analytiſch iſt die ganze moderne Naturwiſſenſchaft. So ſegensreich ſie daher für die materiellen Culturzwecke iſt, ſo verliert ſie doch darüber mehr und mehr die Kraft, einen unmittelbaren Einfluß auf das menſchliche Gemüth auszuüben, denn wie wunderbare Dinge uns auch das Mikroſkop und das Secirmeſſer zeigen mögen, etwas Ganzes zeigen ſie uns nicht. Sie halten die Phantaſie in der Mitte zwiſchen der Unendlichkeit des Großen und der Unendlichkeit des Kleinen gefangen, ſie löſen alle Geſtalten in Beziehungen auf und zeigen uns, wie ſehr ſie es auch durch ſchöne Worte zu verſtecken ſuchen, die Natur in der Art, wie ſie Werther ſah, als ein ewig gebärendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Wenn alſo die Naturforſchung das nicht leiſten konnte, was die Naturphiloſophie, wenn auch auf einem eignen Wege erſtrebt hatte, ſo fand ſich eine mittlere Region zwiſchen beiden, und es war dem größten Naturkenner, der zugleich eine tiefe philoſophiſche und poetiſche Bildung beſaß, vorbehalten, dieſe geheimnißvolle Region zu eröffnen. Alexander von Humboldts Kosmos leiſtet das wirklich, was die Naturphiloſophie nicht leiſten konnte, weil ſie den einzig richtigen Weg der Erkenntniß verſchmähte. Er gibt uns ein Bild von dem Naturlauf, in welchem der beſtändige Wechſel der Verwandlungen, die uns betäuben, durch eine Meiſterhand fixirt und wie in einem Gemälde in individueller Geſtaltung vor unſern ſtaunenden Augen ausgebreitet iſt.

Freilich hat auf dem Gebiet des Unendlichen die Darſtellung eine gewiſſe Grenze. Nur dem wirklichen Kenner der Natur wird dieſes Gemälde nach allen Dimenſionen vollkommen klar und durchſichtig. Der Laie freut ſich wol daran, wenn ihm auch nur Winke gegeben werden, im Ganzen iſts ihm aber doch ein Buch mit ſieben Siegeln, das ihn ſpannt und anregt, aber kein beſtimmtes Wiſſen in ihm zurückläßt. Es lag daher nahe, daß jüngere Forſcher, die ganz von dem Geiſt des Meiſters erfüllt waren, den Verſuch machten, dem Verſtändniß nachzuhelfen, und indem ſie den Leitfaden des Buchs ſtreng feſthielten, durch weitläufigere Auseinanderſetzung des minder Bekannten, zum Theil auch wol durch ſelbſtſtändige Ergänzungen dem Gemälde eine faßlichere Phyſiognomie zu geben.

Unter dieſen Verſuchen hat der Commentar des Profeſſor Cotta mit Recht den allgemeinſten Anklang gefunden, und eine Verbreitung, die faſt ſo weit geht, als das Werk, auf das er ſich bezieht. Es iſt ſehr Schade, daß er die Briefform gewählt hat, die eigentlich doch nur eine Spielerei iſt und zu unnöthiger Weitläufigkeit verführt. Aber wenn wir von dieſer Ausſtellung abſehn, ſo können wir an dem Ganzen in Beziehung auf die Form wie auf den Inhalt eine unbefangene Freude haben. Die wiſſenſchaftliche Forſchung iſt ſo weit populariſirt, als es bei dieſem ſchwierigen Gegenſtand überhaupt möglich iſt. Die Anordnung und Gruppirung iſt leicht zu überſehen, und die

Sprache gewinnt da, wo der Gegenstand es irgend erlaubt, eine schöne Wärme. Ein gleiches Lob verdient der zweite, vom Professor Schaller bearbeitete Band, der, wenn auch an Humboldt anknüpfend, doch mit der Selbstständigkeit eines tüchtigen Forschers das Verhalten des Menschen zur Natur beobachtet, in religiöser, ästhetischer, philosophischer und wissenschaftlicher Beziehung. Die Geschichte der dichterischen Naturbetrachtung bei den verschiedenen Völkern ist eine höchst werthvolle Monographie, die nach beiden Seiten hin, sowol für den Aesthetiker wie für den Naturforscher, die interessantesten Aufschlüsse gibt. Monographische Untersuchungen dieser Art werden noch mehrseitig angestellt werden müssen, wenn man das Ziel wirklich erreichen will, das die übereilte Theorie bisher fast immer verfehlt hat, das in der Natur der Sache liegende Verhältniß der Kunst zur Natur festzustellen; denn so frei sich der dichterische und künstlerische Geist über die gemeine Empirie erhebt, die Gesetze, nach denen es ihm gelingt, das menschliche Gemüth zu erregen und zu fesseln, müssen doch in dem Naturgesetz ihre letzte Begründung finden.

Wenn wir an dieses höchst wichtige Werk das zweite, welches unter viel bescheidenern Formen auftritt, unmittelbar anknüpfen, so geschieht das mit dem bestimmten Bewußtsein, ihm damit einen hohen Werth beizulegen. Das Buch geht nicht im entferntesten auf ein System aus, es stellt die Gegenstände in einer zufälligen Reihenfolge zusammen, aber die Art und Weise, wie das Einzelne erörtert und ausgemalt wird, entspricht vollkommen dem Zweck, den wir in der Einleitung angedeutet haben. Mehr als das erste Buch nimmt es auf die praktischen Bedürfnisse Rücksicht und ist wenigstens theilweise auf die unmittelbare Anwendung berechnet; aber die Hauptsache bleibt doch auch hier, das Reich der Natur in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit zu einem Gemälde zu vereinigen.

Solche Darstellungen sind ungleich fruchtbarer, als die Versuche der modernen Materialisten, den Laien, noch ehe er sich die nothwendige Grundlage des Wissens erworben hat, zu einer selbstständigen, dreisten und bedenklichen Analyse zu verlocken. Der Materialismus krankt im Grunde an derselben Voraussetzung, wie der Supranaturalismus. Sein Streben geht dahin, das Wirkliche zu überfliegen, wenn auch der eine sich in den Geist, der andere in die Materie vertieft. Goethe hat ganz richtig auseinandergesetzt, daß man das Unendliche erreicht, wenn man ins Endliche nach allen Seiten schreitet. Ein ruhiges hingebendes Studium der Erscheinungen ist segensreicher für den Verstand und das Gemüth, als die Schnellfertigkeit in der Gesetzgebung, die allgemeine Regeln aufstellen will, ohne auch nur den kleinsten Theil des Materials beisammen zu haben, das zur Begründung des Urtheils nothwendig ist.

Die Zollvereinsconferenz.

Seit Mitte Juni tagt in Eisenach die Versammlung der Bevollmächtigten der Zollvereinsregierungen, welcher außer den laufenden Geschäften mehre Beschlüsse von großer Wichtigkeit für den Handel und die Industrie der Zollvereinsstaaten zur Erledigung vorliegen. Preußen wiederholt seine früheren Anträge auf Herabsetzung der Eisenzölle und erfüllt gleichzeitig das auf der vorigen Conferenz mehren süddeutschen Staaten gegebene Versprechen, indem es eine Erhöhung der Eingangsabgaben für ausländischen Tabak und die Einführung einer Steuer auf den im Inland erzeugten vorschlägt.

Den Antrag auf Herabsetzung der Eisenzölle stellte Preußen schon 1854. Die frühern Zölle waren am 1. September 1844 wegen drückender Concurrenz des englischen Eisens provisorisch sehr bedeutend, Roheisen, z. B. von 5 auf 10 Sgr., erhöht worden und es wurde damals vorbehalten, nach dem Wiedereintreten der normalen Zustände auf die alten Sätze zurückzugehen. Aber dieselbe Erscheinung, welche überall nach der Einführung von Schutzzöllen eingetreten ist, hat sich auch hier wiederholt. Die Industrie, welche die Schutzzölle angeblich verlangt, um in ihrer Entwicklung nicht durch die Concurrenz des Auslandes gestört zu werden, und dieses Mittel zu bedürfen behauptet, um später nach ihrer Kräftigung der ausländischen Concurrenz die Spitze bieten zu können, will dieses Ziel nie erreicht haben und verlangt, bald bequem geworden, die beständige Fortdauer oder gar Erhöhung des Schutzes, der nur vorübergehendes Bedürfniß sein sollte. Schon 1854 machte Preußen darauf aufmerksam, daß die Hohofenproduction in der Periode von 1850 bis 52 um ein Drittel größer sei, als 1841 bis 1843; daß damals die Production des Roheisens nur die Hälfte des Gesammtbedarfs von $6^1/_3$ Millionen Centnern, zur Zeit des Antrags dagegen $^2/_3$ des Gesammtbedarfs von 7 Millionen Centnern decke; daß der zu seiner Zeit für die Erhöhung des Zolls angeführte Grund, die Nothwendigkeit, den Werken den Uebergang vom Holzkohlen- zum Steinkohlenbetrieb zu erleichtern, jetzt, nachdem die inländischen Hütten diesen Vortheil zehn Jahre lang genossen, billigerweise nicht mehr angeführt werden könne, wenn man der Trägheit der Fabrikanten nicht eine Prämie geben wolle; daß der Bedarf an Eisen für alle Fächer der Industrie so gestiegen sei, daß die einheimische Production trotz der ungewöhnlich raschen Entwicklung derselben ihm durchaus nicht mehr genüge und daß andere wichtige Industriezweige, namentlich die Landwirthschaft und der Maschinen- und Schiffsbau, die des billigen Eisens dringend bedürften, nicht dem einen Zweige zu Gefallen ungebührlich zurückgesetzt werden dürften. Deshalb beantragte Preußen den Roheisenzoll von 10 Sgr. wieder auf den frühern Satz von 5 Sgr. pro Centner, für Locomotiv- und Dampfkessel von 6 Sgr. auf 3 Sgr., für geschmiedetes

und gewalztes Eisen auf 1 Thlr., für Stabeisen und Stahl auf 1½ Thlr., für façonnirtes Eisen und Stäbe auf 2½ Thlr. herabzusetzen. Dieser Antrag fand jedoch mehrseitigen Widerspruch. Baiern gab zu, daß sich seine Eisenindustrie zwar entwickele, daß diese Entwicklung aber noch nicht so weit gediehen sei, um den Schutz entbehren zu können. Auch sei es rathsam, erst die Wirkung der neuen Verträge, die einerseits mit Oestreich, andererseits mit dem Steuervereine abgeschlossen worden, abzuwarten. Sachsen stützte seinen Widerspruch auf die Befürchtung, daß der gegenwärtige günstige Stand der Eisenindustrie nur eine Folge vorübergehender Conjuncturen sei und führte an, daß auf Grund der bisherigen hohen Zölle viele Eisenwerke mit Aufwendung bedeutender Capitalien theils erweitert, theils gegründet worden seien, die bei Erniedrigung des Zolles schwere Verluste erleiden würden. Baden und Nassau führten im Allgemeinen den gedrückten Zustand der Eisenindustrie in Süddeutschland an und die beiden Hessen beklagten sich über das theure Brennmaterial. Würtemberg war sogar eher zu einer Erhöhung des Zolls geneigt, indem es zwar die fortschreitende Entwicklung der deutschen Eisenindustrie nicht leugnen konnte, aber die Meinung aufstellte, daß ein größrer Schutz die Entwicklung wahrscheinlich noch mehr gefördert haben würde. Zeigte es sich auf dieser Seite, daß die einmal in Schutzzöllen großgezogene Industrie diese Krücke der Trägheit nicht mehr entbehren will, sondern immer noch Verstärkung derselben verlangt, so konnten Braunschweig und Hannover auf ihre entgegengesetzte Erfahrung hinweisen. Dort, wo während des Bestehens des Steuervereins das Roheisen ganz frei, Stabeisen gegen einen Zoll von 4 Sgr. für den Centner eingegangen war, hatte sich trotz der Abwesenheit jeden Schutzes, da dieser niedrige Zoll nur als Finanzzoll zu betrachten ist, und trotz der ausländischen Concurrenz eine Eisenindustrie entwickelt, die der süddeutschen durch Schutzzölle großgezogenen weit voraus war. Diese beiden Staaten stimmten daher auch für die preußischen Anträge um so eher, da der gegenwärtige Zoll schon die äußerste Grenze eines Schutzzolls, 50—80% vom Werthe der Waare, erreichte. Doch fand diese Anschauung bei den übrigen Staaten keinen Anklang und die Sache blieb beim Alten.

Jetzt wiederholt Preußen seine Anträge, jedoch in etwas anderer Form, indem es die verschiedenen Sätze von 10 Sgr. auf 7½, von 1½ Thlr. auf 1¼, von 2½ Thlr. auf 2, von 3 Thlr. auf 2½ Thlr. herabzusetzen vorschlägt. Die Gründe, die früher Preußen für seinen Antrag auf Herabsetzung der Eisenzölle anführte, bestehen nicht nur fort, sondern haben an Gewicht noch zugenommen. Die deutsche Eisenindustrie ist, wo sie unter den natürlichen Bedingungen und mit dem gehörigen Fleiß und Eifer betrieben wird, wie in den Rheinlanden und in Schlesien, in fortwährendem raschen Steigen. Fast täglich entstehen die großartigsten Anlagen, welche recht wohl

wiſſen, daß die Bedingung ihres Gedeihens nicht der Schutzzoll iſt, ſondern das Aufgeben des bequemen Hindämmerns, welches der Schutzzoll zum großen Schaden der Induſtrie unter allen Umſtänden erzeugt, das raſtloſe Schritthalten mit der Entwicklung, welche die Induſtrie im Auslande nimmt, die unermüdliche und keinen Capitalaufwand ſcheuende Benutzung jeder Erfindung in dem betreffenden Fache. Während dieſe in raſcher Folge entſtehenden und ſich ausdehnenden Anſtalten beweiſen, daß die deutſche Eiſeninduſtrie recht gut der Schutzzölle entrathen kann, zeigt ein Blick auf die Einfuhrliſten des Zollvereins, wie ſehr trotz dieſer ſehr geſteigerten Entwicklung die Einfuhr von ausländiſchem Eiſen zugenommen hat, und wie nothwendig es iſt, daß andere nicht minder wichtige Induſtriezweige, die zu ihrem Gedeihen billiges Eiſen bedürfen, nicht zu Gefallen einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Fabrikationsweiſe durch hohe Zölle ungebührlich belaſtet und in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Im Jahr 1854 wurden 2,643,530 gegen 1,053,037 Centner Roheiſen 1853, geſchmiedetes und gewalztes Eiſen 211,093 gegen 163,683 Centner 1853, rohe Gußwaaren 92,959 gegen 78,606 Centner im gleichen Jahre eingeführt, und die übrigen Eiſenwaaren zeigen ein ähnliches Verhältniß. Man muß aber zu dem durch hohe Zölle vertheuerten ausländiſchen Eiſen ſeine Zuflucht nehmen, nicht weil das Inland zu theuer, ſondern weil es noch zu wenig producirt. Denn der Verbrauch an Eiſen ſowol zu Eiſenbahnen als wie induſtriellen Zwecken iſt koloſſal, das Bedürfniß noch bei weitem größer. Die Landwirthſchaft möchte gern mehr Eiſen, die Handwerker gern Hilfsmaſchinen anwenden, wenn das Eiſen nicht zu theuer wäre. Der Handel klagt über langſame Lieferung von Seiten der deutſchen Producenten. Die Beſtellungen müſſen monatelang vorher gemacht werden oder einen gewiſſen Umfang haben, wenn man ſchneller bedient ſein will. Dennoch werden die preußiſchen Anträge ſchwerlich durchdringen, obgleich ſie von einem Staate ausgehen, der bei weitem das meiſte Eiſen, wenn wir wir nicht irren, über 60% — die genaue Zahl iſt uns nicht bei der Hand — in Deutſchland producirt, und der, wenn man die ihm beiſtimmenden Staaten Hannover und Braunſchweig mitrechnet, als der Vertreter der deutſchen Eiſeninduſtrie betrachtet werden muß, während außer Sachſen die übrigen Zollvereinsſtaaten einen kaum nennenswerthen Antheil daran haben. Aber in den ſüddeutſchen Ländern iſt der Staat bei der Eiſeninduſtrie mehr betheiligt, indem ſie als ein Mittel zur Verwerthung der Waldungen betrachtet wird. Deshalb bedarf ſie zugleich des Schutzzolls, indem Holzkohleneiſen mit Steinkohleneiſen nicht concurriren kann, und infolge dieſer verkehrten nationalökonomiſchen Praxis wird der Conſument mit doppelter Ruthe geſtraft, indem er das Eiſen theurer als nöthig bezahlen muß, damit das Holz der Staatswaldungen Abſatz finde, und auch für das Holz höhere Preiſe gibt, weil es zur Friſtung einer un-

natürlichen Industrie dient. Auch ist die Industrie selbst, von jeder allzunahen Concurrenz befreit, noch weit zurück. Bei vielen Eisenwerken genügen Arbeits- und Maschinenkräfte bei weitem nicht, um die Nachfrage zu befriedigen. Sie finden es bequem, sich mit den vorhandenen Wasserkräften zu begnügen, weisen Aufträge, die sie zur Ausdehnung ihrer Betriebskräfte nöthigen würden, zurück, und stecken das Geld lieber in die Tasche als in Maschinen. Sie ruhen auf dem bequemen Kissen des Schutzzolls aus und schreien nach höhern Zöllen, wenn fremde Concurrenz sie in ihrem Halbschlummer zu stören droht.

Ganz im Sinne der süddeutschen Staaten und durch sie allein veranlaßt ist der Antrag auf Erhöhung des Tabakzolls. Zwei Wünsche begegnen sich, um seine Annahme zu fördern, ein politischer und ein finanzieller. Der politische ist, durch Einführung eines höhern Tabakszolls die Einführung des Tabakmonopols vorzubereiten, um dadurch eine Zolleinigung mit Oestreich zu ermöglichen, das die süddeutschen Staaten nicht als handelspolitisches, sondern als politisches Gegengewicht gegen Preußen zu benutzen wünschen. Der finanzielle, den durch die verkehrte Begünstigung der Runkelrübenzuckerfabrikation entstandenen Ausfall in den Zollvereinseinnahmen zu ersetzen. Daß der erste Wunsch erfüllt wird, bezweifeln wir sehr, da zwischen hoher Tabaksbesteuerung und Tabaksmonopol ein qualitativer und nicht ein quantitativer Unterschied besteht, und die norddeutschen Staaten gewiß nicht die selbstmörderische Thorheit begehen werden, eine viele Menschen direct und indirect nährende Industrie einer Einrichtung zu opfern, die, so vortheilhaft sie auch für die Staatsfinanzen ist, doch für die Volkswirthschaft und die Moralität gleich nachtheilige Folgen hat. Vor der Hand hat sich Preußen mit mehr als schonender Rücksicht auf die süddeutschen Staaten entschlossen, eine Erhöhung des Eingangszolls auf ausländischen Rohtabak um 50%, und eine entsprechende Besteuerung des im Inland erbauten Tabaks vorzuschlagen. Auch in dieser Gestalt sind noch sehr erhebliche Bedenken gegen diesen Antrag vorgebracht. Die Denkschrift der hannoverschen Tabaksfabrikantenconferenz, bei welcher die Tabaksindustrie Nord- und Süddeutschlands vertreten war, hat alle Uebelstände einer Erhöhung des Zolls ausführlich beleuchtet, und recapitulirt ihre Bedenken in folgenden Sätzen: „Wenn wir nachgewiesen haben, daß durch die Verhandlungen über Erhöhung der Tabakssteuer Verluste an Capital, Arbeit und damit an den Zöllen eintreten müssen, daß diese Verluste sich sehr bald in der Störung des transatlantischen Verkehrs und der diesseitigen allgemeinen Production geltend machen werden, daß von der Erhöhung des Zolles keine Mehreinnahme zu erwarten ist, daß vielmehr der Tabak einer verhältnißmäßig hohen Steuer unterliegt, daß ferner mit dem Versuch einer Erhöhung der letzteren der Landbau leiden, die Immoralität durch den Schmuggel wachsen,

auch ein dauernder Nachtheil durch Rückgriffe auf Surrogate herbeigeführt werden dürfte; wenn, wie wir hoffen, kein Zweifel darüber obwalten kann, daß durch Störung unserer Verkehrsverhältnisse zu Amerika die ganze Grundlage der Zollvereinshandelspolitik und damit die deutsche Gewerbthätigkeit und Production in Frage gestellt und von ungeheuern Verlusten bedroht werden würden, ja wenn endlich zur Evidenz bewiesen worden ist, daß die Erfahrung über den jetzigen Steuersatz sich bisher weder der Zeit noch den vorwaltenden Umständen nach hat geltend machen können, so glauben wir mit Vertrauen bei den hohen Regierungen des Zollvereins den Antrag unterthänigst stellen zu dürfen: „an den jetzigen Steuer- und Zollsätzen keine Aenderung eintreten zu lassen." Nicht minder schwer wiegen die handelspolitischen Bedenken, welche die Denkschrift mit folgenden Worten zusammenfaßt. „In dieser Beziehung können wir nun mit Sicherheit behaupten, daß durch Erhöhung des Tabakszolls unsere handelspolitische Lage wesentlich erschüttert, und damit unser Export auf allen Gebieten der gewerblichen Thätigkeit so in Frage gestellt würde, daß daraus für unsere Tuch-, Seiden-, Strumpf- und Druckwaarenfabrikanten und viele andere die unglücklichsten Folgen entstehen müßten. Denn ein fortdauernder Export ist nun einmal ohne Import nicht möglich, weil es in der Natur der Sache liegt, daß man nur da kauft, wo man verkaufen kann, um so die Ausgleichung durch Reporte herbeizuführen. Da nun der Tabak unter den Handelsartikeln mit den transatlantischen Ländern eine sehr wesentliche Stelle einnimmt, so ist selbstverständlich, daß er eine der wichtigsten Grundlagen des überseeischen Handels und damit der Production und der Arbeit geworden ist.

Die hohen Regierungen mögen sich überzeugt halten, daß in dieser Beziehung unsere Befürchtungen eine sehr bestimmte Grundlage haben; wir stehen mit Amerika in fortgesetzter Wechselbeziehung und wir können versichern, daß der gute Wille für den Zollverein, der sich dort geltend macht und bereits Anträge auf Herabsetzung der Zölle und auf Subventionen der Dampfschifffahrtsgesellschaften hervorgerufen hat, seine hauptsächlichste Quelle in den mäßigen Zöllen findet, welche der Zollverein den amerikanischen Producten auferlegte. Die diesseits erfolgte Herabsetzung auf Reis und Tabak hat dort die günstigste Stimmung hervorgerufen, besonders in den südlichen und westlichen Staaten, deren Stimme im Congreß so bedeutendes Gewicht hat. Wie deutsche Arbeit in Amerika Anerkennung findet, das beweist unwidersprechlich, daß wir sogar für $^3/_4$ bis 1 Million Thaler Cigarren dorthin ausführen, woraus zu entnehmen ist, was der deutsche Zollverein bei der Aufrechthaltung seines handelspolitischen Verhältnisses auf Gebieten gewinnen muß, auf denen Nordamerika nicht durch Naturanlage für die Concurrenz begünstigt ist, und was umgekehrt die vorgedachten anderweiten Gewerbe und Fabriken diesseits verlieren müßten,

wenn man die jetzigen Grundsätze ändert, zumal ein großer Theil dieser Industriellen mit seinem Absatz ganz auf Amerika angewiesen ist."

Da Preußen auf eine Steigerung seiner Einnahmen von directen Steuern bedacht sein muß, so ist es leicht möglich, daß es dieser Erhöhung des Eingangszolls auf Tabak und der Tabaksteuer seine Zustimmung gibt; doch wäre es viel rathsamer, wenn es den frühern Versuch wiederholt hätte, hinsichtlich des Zuckerzolles wieder auf einen richtigern Weg einzulenken und der unverhältnißmäßigen und in jeder Hinsicht höchst nachtheiligen Begünstigung der Rübenzuckerindustrie ein Ende zu machen. Bekanntlich scheiterte sein früherer Versuch in dieser Richtung ebenfalls an dem Widerspruche der süddeutschen Staaten, obgleich diese außer ihrer allgemeinen Vorliebe für Schutzzölle keinen Grund dafür gehabt haben können, da Preußen fast der einzige Rübenzucker producirende Staat genannt werden kann, denn von den 24 Millionen Centner Zuckerrüben, die im Zollverein verarbeitet werden, verbraucht Preußen allein 18½ Millionen Centner, also 88%, während auf die andern Staaten kaum nennenswerthe Quantitäten kommen, nämlich auf Baiern in runder Summe 1¼%, auf Sachsen ½, auf Würtemberg 3, auf Baden 4, auf Thüringen ¾, auf Braunschweig etwas über 2%. Der Vorwurf, dem Interesse anderer Staaten zu Gefallen Freihandelsgrundsätze zu vertheidigen, fällt hier also selbstverständlich weg, und Preußen könnte mit Entschiedenheit auf einer Aenderung von Zollsätzen bestehen, deren Nachtheile, wenn sie welche zur Folge hätte, es fast ganz allein treffen würden. Wenn man bedenkt, welcher ungeheure Flächenraum des allerbesten Bodens durch die Rübencultur dem Körner- und Futterbau entzogen wird, so kann man sich nicht wundern, daß die Brot- und Fleischpreise in einem fortwährenden Steigen begriffen sind. Stände die Rübenzuckerindustrie noch auf natürlichen Füßen, so ließe sich nichts dagegen sagen, daß der Landwirth sein Capital lieber zur Zucker- als zur Korn- und Fleischproduction verwendet. Aber er könnte gar keinen Rübenzucker produciren, wenn nicht der Rohrzucker durch übermäßigen Schutzzoll vom Markte ferngehalten würde, und das deutsche Volk zahlt für jedes Pfund Zucker 7 Pfennige mehr oder 4 Millionen Thaler jährlich aus seiner Tasche, um den deutschen Landwirth in den Stand zu setzen, mit dem westindischen zu concurriren, und die näherliegende Erzeugung von Korn und Fleisch mit der fernliegenden des Zuckers zu vertauschen.

Da keine Aussicht vorhanden ist, daß die von Preußen beantragte Herabsetzung der Eisenzölle Annahme findet, und die Erhöhung des Tabakszolls nur schädlich wirken kann, so wäre es fast als ein Glück zu betrachten, wenn die heurige Zollconferenz ebenso resultatlos auseinanderginge, wie es seit einigen Jahren Regel geworden ist. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß in der Entwicklung des Zollvereins ein Stillstand, wenn nicht gar ein Rückschritt eingetreten ist, seitdem die Abstimmungen der Regierungen vielmehr durch

politiſche als durch nationalökonomiſche Beweggründe beſtimmt werden. Es geſchieht dies, ſeitdem Oeſtreich, bemüht auch in handelspolitiſcher Hinſicht mit Preußen zu rivaliſiren, den Plan einer öſtreichiſch-deutſchen Zolleinigung zur Sprache gebracht hat. Seit dieſer Zeit ſcheitert jeder Antrag Preußens, welcher zum Zweck hat, die drückenden Feſſeln des Schutzzollſyſtems zu lockern und den Zollvereinstarif wieder auf die mäßigen Sätze zurückzuführen, welche bei ſeiner erſten Einrichtung als die normalen angenommen wurden. Daß dem ſo iſt, trägt jedoch Preußen ſelbſt die Schuld, weil es bis jetzt ſich immer abgeneigt gezeigt hat, von den Vortheilen ſeiner Stellung ſeinen handelspolitiſchen Gegnern gegenüber Gebrauch zu machen. Als vor einigen Jahren Oeſtreich zuerſt mit ſeinen Zolleinigungsplänen hervortrat, und die bregenzer Verbündeten für ſich gewonnen hatte, war Preußen ganz auf dem richtigen Wege, als es unter der Hand den Vertrag mit dem Steuerverein abſchloß und den übrigen Zollvereinsſtaaten kündigte. Der Schrecken und der Grimm im feindlichen Lager waren groß, als ſich die mittel- und ſüddeutſchen Staaten eine Zeitlang wirklich auf die Zolleinigung mit Oeſtreich als einziges Rettungsmittel vor der handelspolitiſchen Vereinſamung hingewieſen ſahen. Aber es blieb bei dem Schreck, indem Preußen auf halbem Wege ſtehen blieb, und obgleich es thatſächlich ſeinen Willen durchſetzte, doch das rein formelle Zugeſtändniß machte, daß es in den Vertrag mit Oeſtreich die Aufnahme der Zuſage geſtattete, nach Ablauf des Vertrags auf weitere Verhandlungen über einen nähern Anſchluß Oeſtreichs eingehen zu wollen. Der Termin naht jetzt und mit ihm die Kriſis. Oeſtreich beanſprucht, nach den Auslaſſungen der ihm ergebenen Federn zu urtheilen, die volle Zolleinigung und natürlich die Führerſchaft in dem erweiterten Bunde. Oeſtreichiſche und ſüddeutſche Stimmen erklären den gegenwärtigen Zollverein für nicht mehr an der Zeit und den Anſchluß Oeſtreichs nicht blos für möglich, ſondern für unvermeidlich. Die Möglichkeit bei Seite gelaſſen erſcheint er uns nicht wünſchenswerth und ſehr leicht zu vermeiden: für nicht wünſchenswerth, weil es nicht heilſam ſein kann, einen Zollverein in handelspolitiſcher Hinſicht zu dem zu machen, was der Bundestag in politiſcher Hinſicht iſt und ihn durch das Gleichgewichtsſpiel zwiſchen zwei Großmachten, welche die Feſtſtellung jeder Tarifpoſition und den Abſchluß jedes Handelsvertrags zu einer politiſchen Machtfrage machen müſſen, zum ewigen Stillſtand zu verdammen; für leicht zu vermeiden, weil es ganz von Preußen abhängt, jede Vereinigung zurückzuweiſen. Seine Gegner erklären den Zollverein für veraltet. In ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung legt er wenigſtens Preußen mehr Feſſeln an, als er ihm Nutzen bringt und wie die Sachen einmal liegen, iſt es faſt noch ſchlimmer, als ob Oeſtreich bereits Mitglied wäre, denn es findet unter ſeinen Mitgliedern immer Anhänger, welche ſeine Wünſche durchzuſetzen bereit ſind, während es ſelbſt keine Ver-

pflichtungen zu übernehmen braucht. Dieſes Verhältniß kann nicht länger fortdauern und es liegt ganz in der Hand der preußiſchen Regierung, ihm ein Ende zu machen. Da die ſüddeutſchen Staaten ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, welche handelspolitiſche Wichtigkeit Preußen und Norddeutſchland überhaupt für ſie hat, ſo wird es hohe Zeit, es ihnen fühlbar ins Gedächtniß zurückzurufen. Preußen kündige den Vertrag und ziehe ſich nöthigenfalls auf die Stellung zurück, die es 1828 oder 1831 nach dem Anſchluß von Kurheſſen einnahm. Es weiſe nicht nur jede fernere Conceſſion gegen Oeſtreich, ſondern auch jede Ausſicht auf eine ſolche zurück und warte ruhig die weitere Entwicklung ab. Der Handel Sachſens und ſein ganzer Wohlſtand iſt ſo gebieteriſch auf das Zuſammenhalten mit dem Norden hingewieſen, daß es dem neuconſtituirten Verein nicht lange fern bleiben kann und Baiern und Würtemberg, die Führer der Oppoſition der ſüddeutſchen Staaten, mögen ſich dann unbehindert vom norddeutſchen Handelsneid der Ausbeutung der unermeßlichen Hilfsquellen des Donau- und orientaliſchen Handels widmen, welchen die Befürworter der deutſch-öſtreichiſchen Zolleinigung mit ſo glänzenden Farben zu ſchildern wiſſen. Die materiellen Opfer, die Preußen in den erſten Jahren allerdings würde bringen müſſen, würden reichlich aufgewogen durch die freiere Bewegung, die ihm in handelspolitiſcher Hinſicht geſtattet wäre und durch ſeine Erlöſung von den Schutzzollfeſſeln, die ihm von Süddeutſchland allmälig aufgedrungen worden ſind. Auch wird es dann viel leichter ſein, das norddeutſche Handelsgebiet durch den Wiederbeitritt des Steuervereins und den Anſchluß Mecklenburgs abzurunden. Alsdann beſinnen ſich auch vielleicht die ſüddeutſchen Staaten wieder und kommen zu der Einſicht, daß man wol mit Oeſtreich *oder* mit Preußen, aber nicht mit Oeſtreich und Preußen zugleich gehen kann.

Literatur.

Aus Frankfurt a. M. Die Meißnerſche Schrift über Heinrich Heine wird von vielen Seiten auf eine Weiſe ausgedeutet, welche die höchſte Mißbilligung verdiente. Wir finden es gemein, wenn man ſogar Heines Krankheit benutzt, um dieſe als eine Strafe von Gott, als einen Beweis ſittlicher Verweſung darzuſtellen. Die das thun, ſollten Gott danken, wenn ſie ſelbſt nicht auf ähnliche Weiſe heimgeſucht werden, und es dürfte ſich fragen, ob ſie dann ihre Krankheit mit derſelben Seelenſtärke zu ertragen, ob ſie wie Heine bis zum letzten Augenblick geiſtig fortzuwirken vermöchten. Dieſe Folgerung aus Heines Krankheitsgeſchichte zu ziehen ſcheint mir wenigſtens menſchlicher und chriſtlicher als ſich ihm gegenüber phariſäiſch in die Bruſt zu werfen. Phariſäiſch war Heine wenigſtens nicht, Heuchelei fällt

ihm nicht zur Laſt, und das ihm dies in einer Zeit, die den Verſuch macht, auf dem Wege der Heuchelei zur Sittlichkeit zurückzukehren, nicht als Unſittlichkeit anzurechnen ſei, bin ich dreiſt genug zu behaupten. Zur Heuchelei der Zeit gehört es auch, daß man Heine jetzt beurtheilt, als wäre er nicht ihr Kind geweſen, als hätten ſeine Unarten nur ihm, nicht auch ihr angehört. Dieſe Unarten, als welche ſie ſie betrachtete, nahm ſie ſehr lange wohlgefällig an ihm auf, beklatſchte dieſelben und beſtärkte ihn darin. Der Geſchmack an dieſen Unarten, wie ſie denn oft auch nicht einmal geiſtreich waren, hat nun aufgehört, und diejenigen, welche früher Behagen an ihnen fanden, ſie auch wol, ſo weit ihr Witz es zuließ, nachahmten, ſind zum Theil die Gegner Heines geworden, weil ſie etwas wieder gut zu machen, aber keinen Sinn und kein Verſtändniß für dasjenige gehabt haben, wodurch Heine über ſie ſelbſt hervorragte und was er ſeinem Genie und den ernſteren Seiten ſeines Charakters, die jenen ganz fehlen, verdankte. Solchen Gegnern, die jetzt die Sittlichen ſpielen, damals gefallen zu haben, dafür hat Heine mit Recht ſchon in der letzten Zeit ſeines Lebens gebüßt und büßt jetzt dafür im Tode; allerdings ſind wir aber der Anſicht, daß ihm eben um ſeines, nicht blos Dritte, ſondern auch ihn ſelbſt verlockenden Talentes willen mehr als jenen zu Gute zu halten ſei; was jene jetzt leugnen. Andere ſind Gegner Heines aus Rachſucht, unter ihnen hat neuerdings Hr. Venedey auf eine Weiſe Rache genommen, daß uns der Vortheil nicht auf ſeiner Seite zu ſein ſcheint. Auf diejenigen, welche Börne an Heine gerächt, eigentlich nur ein Buch unter dieſem Vorwande gemacht haben, legen wir gar kein Gewicht, auch iſt jener in unſern Augen nie ein ſittlicherer und beſſerer Mann geweſen als dieſer, und Heines Buch über Börne haben wir immer ſowol für ein geiſtvolles als für ein muthiges Werk gehalten; es würde für untadelhaft gelten können, hätte Heine nicht einige Seiten unwürdiger Perſönlichkeiten eingemiſcht, was er ſpäter auch ſelbſt erkannt und noch auf ſeinem Krankenbette mit den witzigen Worten bekannt haben ſoll: Wer ein Buch ſchreibe, ſei immer in Gefahr, Dummheiten zu begehen.

Die Autorſchaft des Fechters von Ravenna. Von Otto von Schorn. Düſſeldorf, W. Kaulen. — Herr von Schorn, gegenwärtig Redacteur des düſſeldorfer Journals, hat in dieſer Broſchüre die Actenſtücke geſammelt, an denen die literariſche Welt monatelang einen ſo kindiſchen Antheil nahm. Wir ſind durch dieſelben in unſerer urſprünglichen Anſicht nur noch mehr befeſtigt worden. Erſtens iſt es für den Werth des Fechters von Ravenna vollkommen gleichgiltig, ob Fr. Halm die ſogenannte Tragödie des Bacherl geleſen hat oder nicht; zweitens iſt, wenn wir auf ſein Wort irgend etwas geben, mit Gewißheit anzunehmen, daß er ſie nicht geleſen hat. Die Aehnlichkeiten zwiſchen den beiden Stücken, von denen Herr v. Schorn ein ſo großes Weſen macht, ſind ganz gleichgiltiger, untergeordneter Art, und was den einzigen auffallenden Punkt betrifft, daß nämlich in beiden Stücken Thusnelde ihren Sohn umbringt, ſo hat Halm ganz mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß für jeden, der überhaupt dramatiſches Gefühl hat, dieſer Schluß ſich mit innerer Nothwendigkeit von ſelbſt ergeben mußte. Herrn von Schorn iſt ein doppelter Vorwurf zu machen: einmal hat er das Publicum in die Irre geführt, indem er die Sache ſo darſtellte, als ſei in dem bacherlſchen Stück ein wirklicher dramatiſcher Inhalt, wenn auch noch in roher Form, als handle es

ſich darin um Charakteriſtik, Situationen, Probleme und conſequent entwickelte Leidenſchaften. Das ſogenannte Stück iſt aber ein Gewebe des abgeſchmackteſten Unſinns. Ferner ſtellt er die Glaubwürdigkeit des Herrn Bacherl in einem falſchen Lichte dar. Zur Glaubwürdigkeit in literariſchen Dingen gehört nicht blos, daß man in bürgerlichen Verhältniſſen intact iſt, man muß auch über ſich ſelbſt und über die Natur der Production eine Vorſtellung haben. Dieſe hat Herr Bacherl nicht. Wie es ſich nach den vorliegenden Documenten herausſtellt, iſt er nicht blos ein ungebildeter, ſondern ein eitler, verſchrobener Menſch, abſolut unfähig, darüber zu urtheilen, ob er etwas ſelbſt erfunden hat oder nicht. — Wir wünſchen lebhaft, daß mit dieſem Actenſtück die einfältige Sache ihr Ende habe. —

Lehrbuch der Geographie von Dantel Völter, Prof. am Königlichen Schullehrerſeminar zu Eßlingen. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Eßlingen. Weychardt. — Das Lehrbuch zerfällt in einen allgemeinen und einen beſondern Theil. Der allgemeine Theil behandelt die mathematiſche und phyſikaliſche Geographie, die Eintheilung der Himmelskugel und der Erdkugel, das ſichtbare Weltall, das Sonnenſyſtem, die kosmiſchen Verhältniſſe der Erde und des Mondes und die Zeitrechnung; ſodann die Beſchreibung des Weltmeers, die wagerechte und ſenkrechte Gliederung des feſten Landes, die innere Beſchaffenheit der Erdrinde, die Erſcheinungen des Luftkreiſes und die geographiſchen Verhältniſſe des Mineralien-, Pflanzen- und Thierreichs. Hinzugefügt iſt eine Claſſification der Menſchen nach dem Maßſtab der Sprachverwandtſchaft, der Lebensweiſe, der Religion und der Verfaſſungen. Man ſieht, es iſt hier alles zuſammen, was für den Lehrer wie für den Schüler erforderlich iſt, in einer gedrängten, leicht verſtändlichen und auf pädagogiſche Rückſichten berechneten Ueberſicht. — Der beſondere Theil, der vorzugsweiſe zum Nachſchlagen beſtimmt iſt, nimmt nach den Geſichtspunkten, an welche uns die Wiſſenſchaft der Statiſtik überhaupt gewöhnt hat (Grundmacht, Cultur, Verfaſſung und Verwaltung, Topographie), die ſämmtlichen Staaten der fünf Welttheile durch und zeichnet ſich ebenſo durch Vollſtändigkeit wie durch Correctheit aus. Das Buch verdient ſowol für das Selbſtſtudium wie für den Unterricht alle Empfehlung. —

Japaniſche Sitten*). Ceremonien ſind ſo zu ſagen die halbe Exiſtenz der Japaner. Für jede Gelegenheit ſind beſtimmte Ceremonien vorgeſchrieben, und die geringfügigſte Handlung wird nach gewiſſen Vorſchriften verrichtet. Die Stellung der Frauen, obſchon ſie den Männern untergeordnet ſind, iſt erträglicher als in irgend einem andern Theile Aſiens; ſie nehmen in der Geſellſchaft eine Stellung ein, und theilen die Vergnügungen ihrer Gatten und Väter. Sie genießen viele Freiheit, allein es ſcheint, daß ſie dieſelbe nicht häufig mißbrauchen. Man ſagt, daß die Frauen der mittlern und höhern Claſſen einen hohen Grad von Moralität beſitzen, und ſo weit ich Gelegenheit hatte, mit ihnen in Berührung zu

*) Wir theilen noch ein Fragment aus dem vortrefflichen Werk: „Reiſe um die Erde nach Japan 1853—55. Von W. Heine (Leipzig, Coſtenoble)“ mit, indem wir die Beſprechung des Ganzen für das nächſte Heft vorbehalten.

kommen, zeigten sie sich zwar heiter und zwanglos im Umgang, wußten aber mit großer Geschicklichkeit sich immer in den gebührenden Grenzen des Anstandes zu halten. Eine gewisse Eleganz und selbst Koketterie spricht sich sogar bei der einfachsten unter ihnen aus, und frühere Schriftsteller, welche in Jeddo viel in Berührung mit Frauen hoben Standes kamen, rühmen den feinen Takt, mit dem dieselben die Frau vom Hause repräsentirten. Im innersten häuslichen Leben trägt die Existenz japanischer Frauen mehr den Stempel asiatischen Lebens; sie stehen unter einer gewissen Vormundschaft und sind gänzlich von ihren Gatten abhängig. Neben der rechtmäßigen Gattin hat der Hausherr das Recht, sich so viele Concubinen zuzulegen, als er für gut findet; auch hat er das Recht, seine Gattin nach Belieben zu verstoßen, ist aber verpflichtet, dieselbe standesgemäß zu ernähren, wenn nicht eine gesetzliche Scheidung erfolgt, wie z. B. wegen Ehebruchs, Unfruchtbarkeit u. s. w. Obschon die Frau den Haushalt leitet und ihm vorsteht, so nimmt sie doch nicht an den meisten Sorgen des Mannes Theil. Sie wird mehr wie ein kostbares Spielzeug betrachtet, als wie die Gefährtin des Mannes und die Theilhaberin seiner Freuden und Sorgen. „Wenn ein Mann das Gemach seiner Frau besucht," sagen die Japaner, „so wünscht er die Sorgen hinter sich zu lassen und sich allein dem Vergnügen zu widmen." Sobald eine Frau bemerkt, daß sie Mutter werden soll, so wird ihr unter Beobachtung vieler Ceremonien eine Binde von rothem Krepp um die Hüften gewunden, in der abergläubischen Voraussetzung: „daß, wenn sie nicht so eingewickelt wäre, das Kind der Mutter alle Nahrung entziehen würde und diese dann Hungers sterben müßte." Der Gebrauch soll sich von der Wittwe eines Mikado herschreiben, welche, in sehr weit vorgerückter Schwangerschaft, die Geburt des Kindes durch Umbinden einer solchen Schärpe verzögerte, sich an die Spitze der Armee stellte und Corea eroberte. Nach erfolgter Geburt wird diese Schärpe wieder abgelegt. Neun Tage nach der Geburt bringt die Mutter auf dem Bette sitzend zu, gestützt von drei Reissäcken, einen unter jedem Arme und einen hinter sich, und hundert Tage lang wird sie noch als krank behandelt, nach Ablauf welcher Zeit sie im Tempel ihre Danksagung abstattet, und Gelübde, welche sie vielleicht gethan, erfüllt. — Das neugeborene Kind wird sogleich gebadet und dann gänzlich unbekleidet gelassen bis zu dem Tage, wo es seinen Namen empfängt, was bei den Knaben am 31. Tage, bei den Mädchen am 30. Tage nach der Geburt erfolgt. In feierlichem Aufzuge wird das Kind in den Tempel getragen. Ein Diener reicht in einer Hand dem Priester ein Geschenk, und mit der andern drei Streifen Papier, verschiedene Namen enthaltend, und nachdem der Priester verkündet, welcher derselben von der Gottheit angenommen sei, legt er diesen dem Kinde bei, es zugleich mit Wasser besprengend, wozu Becken und musikalische Instrumente ertönen. An demselben Tage wird der Täufling noch in mehre andre Tempel dargebracht, und ehe man nach Hause geht, wird er noch den nächsten Verwandten des Vaters vorgestellt, die ihm ein Geschenk von Hanf (Symbol langen Lebens), Talismans, Reliquien u. s. w. machen, und ist es ein Knabe, zwei Fächer, Schwerter, als Symbole des Muthes, oder, wenn es ein Mädchen ist, farbige Muscheln oder Schildkrötenschalen, als Symbol der Schönheit und Anmuth. Im zweiten Jahre wird das Kind mit dem Ceremonienkleide angethan und erhält einen neuen Namen, mit einem neuen Besuche des Tempels verbunden. Die Kinder werden in einer strengen Disciplin erzogen

und die Elementarſchulen werden von beiden Geſchlechtern gemeinſchaftlich beſucht. Hier wird ihnen Schreiben und Leſen und die Grundzüge der Geſchichte ihres Vaterlandes gelehrt, und damit hat die Erziehung der ärmeren Claſſen ein Ende. Die Kinder der Reichen und Vornehmen beſuchen noch eine Art von Hochſchule, wo ihnen hauptſächlich die unzähligen Regeln der Ceremonien, die den geringſten Act im Leben des Japaners begleiten, beigebracht werden. — Eine genaue Kenntniß des Kalenders, mit genauer Kunde über die für den Beginn eines Unternehmens glücklichen oder unglücklichen Tage, gehört gleichfalls zu einer vollendeten Erziehung, ſo wie einige Kenntniß der Mathematik und körperliche Gewandtheit, ja ſelbſt über die Hara-kiri wird ein junger Japaner unterrichtet, ſowol über die Art, wie dieſe heroiſche Operation mit gehörigem Decorum vollzogen wird, als auch über die verſchiedenen Gelegenheiten, welche es unumgänglich nöthig machen, ſich den Tod zu geben. — Die Mädchen werden in den weiblichen Arbeiten und dem Vorſtehen des Haushaltes unterrichtet, auch bildet oft japaniſche Literatur ihr Studium, und die japaniſche Geſchichte liefert Beiſpiele, daß Frauen hohen Rang in der, allerdings einfachen, Literatur des Landes erlangt haben. Mit 15 Jahren betrachtet man die Erziehung als vollendet; der junge Mann nimmt ſeine Stellung in der Geſellſchaft ein, raſirt ſeinen Kopf nach japaniſcher Mode, die darin beſteht, daß der obere Theil des Kopfes von der Stirn nach hinten raſirt, das noch vorhandene Haar auf dem Wirbel in ein Zöpfchen zuſammengebunden und deſſen 3—4 Zoll langes Ende auf nacktem Scheitel nach vorn gelegt wird; bei dieſer Gelegenheit wird der Name noch einmal gewechſelt, doch lange noch nicht zum letzten Male; jede neue Rangerhebung führt einen neuen Namenswechſel mit ſich, und da es als unehrerbietig betrachtet wird, wenn ein Untergebener denſelben Namen mit ſeinem Vorgeſetzten trägt, ſo iſt jener genöthigt, im Fall es dieſem gefällt, ſich denſelben beizulegen, ſich einen neuen zu ſuchen, was einen Namenswechſel durch alle Zweige ſeiner Adminiſtration zur Folge haben kann. — Man verheirathet ſich jung und hat großen Abſcheu vor Mißheirathen; es kommt vor, daß junge Leute von den Eltern verheirathet werden, ohne ſich je geſehen zu haben. Wirbt ein junger Mann ſelbſt, ſo ſucht er dem Gegenſtand ſeiner Wahl ſeine Gefühle dadurch zu erkennen zu geben, daß er einen Zweig des celastrus alatus an das Haus der Eltern ſteckt; wird dies Zeichen unbemerkt gelaſſen, ſo iſt der Antrag verworfen, im Gegentheil aber wird derſelbe angenommen. Wünſcht die junge Dame ihre Gegenneigung zu erkennen zu geben, ſo färbt ſie ihre Zähne ſchwarz. Der Freier ſendet ſeinem Vermögen entſprechende Geſchenke an die Braut, und dieſe gibt dieſelben ihren Eltern, als Zeichen von Dankbarkeit für elterliche Liebe und genoſſene Erziehung. Die Braut wird nun dem Gatten mit der Mitgift übergeben, die gewöhnlich in Küchengeſchirr, Hausrath und Mobilien beſteht, welche allerdings in einem Lande, wo man Tiſche, Stühle und Betten nicht kennt, meiſt nur ſeine Matten ſind, den Boden damit zu bedecken. Fiſſing behauptet zwar, daß die Verheirathung von keiner religiöſen Ceremonie begleitet ſei; Meylau, Tinter und Ehrenberg jedoch behaupten das Gegentheil, und letzterer beſchreibt ſogar die Ceremonie ausführlich. Wenn die Braut aus dem Hauſe des Vaters in das des Gatten geführt wird, ſo iſt ſie mit einem weißen Tuche bedeckt, andeutend, daß ſie für ihre Familie todt ſei, nur noch für ihren Gatten leben ſolle und die Spielzeuge ihrer Kinderzeit ver-

bannt habe. Im Hauſe angelangt, ſetzen ſich alle in der mit emblematiſchen Verzierungen geſchmückten Halle nieder, Braut und Bräutigam am oberen Ende, umgeben von Brautführern und Brautjungfern, von den Japanern „Schmetterlinge“ genannt, und unter vielem Ceremoniell trinkt man ſich gegenſeitige Geſundheit zu und ſchließt den Tag mit Schmauſen und Trinken. Drei Tage nach der Hochzeit ſtatten die jungen Gatten den Eltern der Braut ihren Beſuch ab. Die Japaner ſind geſellig, lieben Gaſtmähler, allerdings ſehr frugaler Natur, zu veranſtalten und kleine Pickenick-Partien nach ſchönen Punkten, wo ſie im Schatten ſitzen und ſchmauſen; Theetrinken und Rauchen ſind eine beliebte Unterhaltung und Erholung. Als Stimulus dient ihnen Sacki, ein aus Reis bereitetes berauſchendes Getränk, das nach Maßgabe hinzugefügter Ingredienzen verſchiedenen Geſchmack annimmt, vom arakähnlichen bis zu dem eines leichten Muskatellerweines. Man trinkt ſich gegenſeitig Geſundheiten zu und ißt, gleich wie in China, mit Chop-ſteks oder kleinen Stäbchen, zwiſchen Daumen und Zeigfinger gehalten. Die Gerichte werden in kleine Stückchen geſchnitten, auf kleinen lackirten oder porzellanenen Schalen auf einem lackirten Präſentirteller vor jeden Gaſt geſtellt, und dabei befindet ſich eine Schale mit Reis und ein Gefäß mit Sacki. Auch Thee wird während der Mahlzeit getrunken, Waſſer jedoch ſelten oder nie. Bei großen Feſten ſucht der Wirth beſonders ſeinen Reichthum in Porzellan und lackirten Geſchirren zu entfalten; eben ſo iſt die Decoration des Saales eine Hauptſache, das Mahl ſelbſt mehr Nebenſache. Die Japaner ſind große Liebhaber der Muſik. Die Gegenwart der Banda des Flaggſchiffs zog jedesmal eine große Volksmenge herbei. Sie beſitzen ſelbſt verſchiedene Arten von Inſtrumenten, von denen ich jedoch nur Lauten, Zithern, Flöten ſehr einfacher Art und Pauken geſehen habe. Die Laute wird mittelſt einer Art von Spatel aus Horn geſpielt, um einen rhapſodiſchen oder melancholiſchen Geſang zu begleiten. Der Tanz wird ausſchließlich von Frauen ausgeführt, wobei die Männer die Zuſchauer bilden, und derſelbe iſt mehr pantomimiſcher Art. Karten und Würfel ſind verboten; Schach iſt jedoch ſehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter dieſem Namen bekannten Spiele weſentlich ab. Ballſpiel, Fliegen von Drachen, Bogenſchießen nach dem Ziele und Pfäuderſpiele ſind ſehr in Gunſt; Gondelfahrten auf den Seen und Flüſſen, oft beim Scheine bunter Laternen, gleichfalls; es ſollen ſich jedoch alle Unterhaltungen durch die Beobachtung eines großen äußern Anſtandes auszeichnen. Fühlen die Gäſte die Wirkung des Sacki, ſo ſuchen ſie ſich durch einige Taſſen Thee wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und iſt dies nicht möglich, ſo begibt man ſich ſtillſchweigend bei Seite, den Rauſch auszuſchlafen. Trunkene auf der Straße habe ich nie geſehen.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

ZULIA
OVIEDO

Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung.

Von Wilhelm Roſcher. Zweite ſtark verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1856. C. F. Winterſche Verlagshandlung. —

Die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe, welche ſich für alle Wiſſenſchaften, deren Zweck in letzter Inſtanz menſchliche Verhältniſſe ſind, ſo ergiebig und fördernd gezeigt hat, iſt vielleicht am frühſten in der jungen Wiſſenſchaft der Nationalökonomie angewandt worden. Beſtändig für die Bedürfniſſe des wirthſchaftlichen Volkslebens arbeitend, waren die Nationalökonomen genöthigt, auf dieſelben zu achten, und den Widerſpruch, welchen ihre neuen Theorien gegen die frühere Praxis bildeten, als eine natürliche Folge veränderter Vorausſetzungen, einer aufblühenden einheimiſchen Induſtrie und eines entwickelten auswärtigen Handels darzuſtellen. Solche vergleichende Rückblicke begegnen uns bei Adam Smith oft in den großartigſten Perſpectiven. Aber auch Männer, welche, wie Juſtus Möſer und Adam Müller, das Beſtehende vor dem ſcharfen Strom der neuen Zeit zu ſchützen und zu rechtfertigen unternahmen, bedienten ſich mit Erfolg der hiſtoriſch-kritiſchen Methode. Der letztere freilich nur, um die einſt ſehr triftigen Gründe alter Inſtitutionen zu zeigen, aber ohne den guten Willen, die mittlerweile vollzogene Entwicklung anzuerkennen.

Es iſt wiederum das Verdienſt eines deutſchen Gelehrten das, was uns früher nur hier und da wie zufällig begegnete, zu einem Ganzen ausgebildet und den vereinzelten genialen Lichtblicken jener und andrer Männer die Abrundung einer ſtrengen wiſſenſchaftlichen Methode gegeben zu haben. Der glückliche Gang ſeiner Studien, welcher Roſcher durch das claſſiſche Alterthum hindurch zu den Staatswiſſenſchaften führte, eine Beleſenheit und Gelehrſamkeit, wie man ſie eben in Deutſchland findet, verbunden mit bedeutenden Reiſen und einem ſcharfen Auge für die Wirklichkeit, ſtellt ihm wie kaum einem zweiten ein Material zur Verfügung, das ſchon bei allen ſeinen frühern Schriften, namentlich dem erſten Theile des Syſtems, unſere Bewunderung erregte. Er hat nur hineinzugreifen in die Fülle von Thatſachen und Anſchauungen. Sie ſtrömen ihm unaufhaltſam zu, die eine immer ſchlagender als die andre; die Erſcheinungen des Verkehrs, die Fluctuationen und Kriſen

des Handels entziehen ſich der willkürlichen Einwirkung menſchlicher Leidenſchaft, unter die ſie gebannt ſcheinen, und gewinnen Schluß- und Folgerichtigkeit, und aus der Flucht der Erſcheinungen entſpringen deutlich und einfach die Principien des wirthſchaftlichen Volkslebens. Es iſt hier wie überall. Die Geſetze, unter deren Herrſchaft ein Organismus ſich entwickelt, ſind zwar früher da, als dieſer ſelbſt, aber erſt durch langjährige und genaue Bekanntſchaft mit ihm werden wir uns jener Geſetze bewußt, ſo daß in dieſem Sinne allerdings die richtige Theorie erſt aus der Praxis hervorgehen kann. Um ſo erfreulicher iſt es, daß grade Roſcher ſich der Behandlung eines Themas unterzog, deſſen Wichtigkeit immer mehr die Augen der verſchiedenſten Politiker auf ſich lenkte und das, auf gleiche Weiſe der Geſchichte wie der Nationalökonomie angehörend, für ihn ein beſonderes Intereſſe haben mußte. Die „Colonien" liegen uns, um zahlreiche Beobachtungen, ſtatiſtiſche Daten und zwei ganz neue Capitel vermehrt, bereits in zweiter Auflage vor, was bei einem gelehrten und ſtreng wiſſenſchaftlichen Werke mindeſtens von ſeiner Verſtändlichkeit und Genießbarkeit für Viele zeugt. Daß wir es aber mit einem ſolchen zu thun haben, lehrt außer dem Namen des Verfaſſers ſchon ein oberflächlicher Blick in die beigefügten Anmerkungen. Die Schriftſteller aller Zeiten und aller Völker, die überhaupt das Weſen oder den Begriff der Colonien kannten, haben hier ihr Contingent ſtellen müſſen, und ſelbſt ſehr fern liegende Wiſſenſchaften ſind herangezogen, wenn auch nur, um den ſeinen, nebenbeifallenden Vergleichen des Verfaſſers zum Beleg zu dienen.

In dem erſten Theil, („Grundzüge einer Naturlehre der Colonien") wird die Theorie der Colonien entwickelt, ihre Arten, Veranlaſſungen und das Verhältniß zur Regierung, ihr materielles Wachsthum, geiſtiger und wirthſchaftlicher Charakter, ihre Tendenz zur Selbſtſtändigkeit. In dem zweiten Theil werden die Grundſätze und die Geſchichte der beiden Syſteme gegeben, welche ſeit dem 16. Jahrhundert der Hauptſache nach die Vorbilder jeder Colonialpolitik geweſen ſind: des engliſchen und ſpaniſchen. Ihnen gegenüber wird das freie Colonialſyſtem hingeſtellt, das zuerſt von der Union auf ihre freien Territorien angewandt worden iſt und nothgedrungen von allen Staaten wird nachgeahmt werden müſſen, welche nicht den endlichen gewaltſamen Abfall ihrer Colonien erleben wollen. Den Schluß endlich bilden zwei Capitel, die in der erſten Auflage noch nicht enthalten waren: die deutſche Auswanderung und Betrachtungen über politiſche Handelsgeſellſchaften.

Das Charakteriſtiſche, allen Colonien Gemeinſame läßt ſich kurz in zwei Sätzen ausdrücken: Ein mehr oder weniger cultivirtes Volk nimmt ein mehr oder minder junges oder alterndes Land in Beſitz; ein Theil des Volkes zweigt ſich vom ganzen ab, bisweilen nur örtlich, oft mit der Zeit auch politiſch. Um darauf aufmerkſam zu machen, wie verſchieden die Phyſiognomie

einzelner Colonien trotz dieser gleichen Grundbedingungen sein kann, wird schon eine kurze Rückerinnerung genügen. Die Städtegründungen Alexanders des Großen im Orient, die Militärcolonien der Römer, die Niederlassungen der Griechen und der Normänner in Sicilien und Unteritalien, das englische Ostindien, die Keime der heutigen Union und die Zuckerplantagen Westindiens müssen durchweg als Colonien bezeichnet werden und bilden doch einen so großen Gegensatz gegeneinander, wie nur irgend welche heterogene Dinge. Daß hierauf die Verschiedenheit der Zeiten, in denen, der Völker, von denen sie gegründet wurden, einflußreich gewesen ist, soll nicht geleugnet werden. Denn es ist kein Grund vorhanden, weshalb dieselbe Volksnatur und Bildung sich durch die bloße Ortsveränderung bedeutend verwandeln sollte. Im Gegentheil haben die Colonien, welche erst den Eingebornen und der fremden Natur ihre Existenz abgerungen hatten, alle Entwicklungsphasen des Mutterlandes früher und reiner durchgemacht als dieses selbst, wofür die sicilianischen Griechen, die Normänner in Island und das spanische Südamerika ein Beleg sein mögen. Aber diese Gründe reichen noch nicht aus, um alle Verschiedenheiten der Colonien zu erklären. Eine Haupturſache derselben liegt in dem Zweck, dem sie von Hause aus oder erst nach mannigfachen Veränderungen gedient haben und danach unterscheidet Roscher: Eroberungscolonien, Handelscolonien, Ackerbaucolonien, Pflanzungscolonien. Von einer frühern Eintheilung der Colonien durch Heeren weicht diese nur in einem Punkte ab: sie setzt an die Stelle der Bergbaucolonien die Eroberungscolonien. Und das wol mit Recht. Denn der Bergbau ist kein so selbstgenügsames Gewerbe, daß er auf lange Zeit einziger Colonisationszweck für ein ganzes Land sein könnte. Selbst für die Spanier in Südamerika, welche vorzugsweise der Gewinnung edlen Metalls nachjagten, war dieses nur eins von den Mitteln, durch die sie den Reichthum ihrer neuen Besitzungen ausbeuteten; freilich bei dem leichten Transport und der Kostbarkeit edler Metalle ein sehr verführerisches. Ueberdies hat die heerensche Eintheilung noch den Uebelstand, daß einige Colonien (z. B. die altrömischen, die Colonien der Kreuzfahrer) nicht unter ihre Gesichtspunkte subsumirt werden können. — Auffallend mag es für den ersten Blick scheinen, daß Ackerbau- und Pflanzungscolonien nicht unter eine Kategorie gebracht sind. Der Ackerbau in Pflanzungen hat aber in der That so bedeutende Eigenthümlichkeiten, daß er fast den polaren Gegensatz zum Kornbau bildet. Hier gedeihen freie Arbeiter mit kleinem Capital. Er ist die Grundlage eines wohlhabenden Mittelstandes mit stark demokratischer Färbung, der bald mit dem Boden verwächst. Dort fordert das tropische Klima Neger und Maschinenarbeit, mithin einen kleinen, aristokratischen Capitalistenstand, der sich in der Colonie nicht heimisch fühlt und, wenn er seine Taschen gefüllt hat, am liebsten nach dem Mutterlande zurückkehrt. In den Vereinigten

Staaten, wo das Letztgesagte natürlich fortfällt, zeigt sich dieser Gegensatz am deutlichsten, und spaltet die ganze Union in zwei feindliche Lager. Daß unter diesen Verhältnissen keine Pflanzungscolonie zu einem selbstständigen Staat heranwachsen kann, daß sie das Mutterland beständig zum Schutz gegen die Uebermacht der Sklaven bedarf, leuchtet ein.

Auch aus Handelscolonien wird, ähnlicher Verhältnisse wegen, selten eine Nation, ein Ableger des Mutterlandes, wenn nicht die Handelscolonie in eine ackerbauende übergeht — und das geschieht häufiger, als man denken sollte, — oder als erobernde Macht auftritt, wie die englisch-ostindische Compagnie es gethan hat. In capitalreichen Zeiten, die namentlich den wohlhabenden Mittelstand drücken, sieht sich die Speculation nach neuen Anlageplätzen um, und findet sie in der Regel am vortheilhaftesten bei fernen, an Capital ärmeren Völkern, zu deren kaufmännischen Vermittlern sich eine handelskundige, an Transportmitteln reiche Nation eignet. Die energischere Betreibung des Handels macht es dem Handelsherrn bald zur Nothwendigkeit, außer seinen Capitalien auch seine Person hinüberzusiedeln, wenigstens auf einige Zeit. Die feindliche Stellung zu den Eingebornen zwingt dann wol zur Anlegung befestigter Factoreien, zur Organisirung eines Heers und zu diplomatischer Vertretung am Hof des einheimischen Fürsten. Alles dieses macht den an sich nicht sehr selbstständigen Handel des heimathlichen Schutzes doppelt bedürftig und hält die Handelscolonie in steter Abhängigkeit.

Bei der Eröffnung eines gänzlich unbekannten Handelsgebiets, der langen Capitalauslage und Gefahr der ersten Unternehmungen, (die ersten Schiffe, welche direct nach Ostindien gingen, kamen gar nicht, die folgenden erst nach $2^1/_2$ Jahren wieder), bei der Nothwendigkeit der oben erwähnten militärischen Maßregeln, wird sich ein einzelner Kaufmann selten dazu verstehen können, den ersten Versuch zur Gründung solcher Colonien zu machen. Daher ist das 17te und 18te Jahrhundert, wo der Handel ebenso weite Fernen wie heute mit viel geringeren Hilfsmitteln und Kenntnissen zu überwinden begann, die Zeit der großen politischen Handelsgesellschaften gewesen. (Die englisch-ostindische Compagnie ist 1600, die holländisch-ostindische 1602 gegründet.) Sie waren zu ihrer Zeit großartige Institute, die das Monopol der spanisch-portugiesischen Seeherrschaft wie die Gefahren unbekannter Meere überwanden und an manchen Artikeln wol 1000 bis 2000 Procent Gewinn machten. Zwar wurde ihr Monopol eine Schranke des Verkehrs zwischen Mutterland und Colonien, und Käufer wie Verkäufer mußten den Compagnien eine unverhältnißmäßig hohe Provision zahlen. Als z. B. das Monopol des indischen Handels in England aufgehoben wurde, sank der Preis der Muskatnüsse von 12 Schilling auf 3 Schilling herab; die Theeeinfuhre, welche 1833 nur $29^1/_2$ Mill. Pfund betrug, ist 1854 auf $85^3/_4$ Mill. gestiegen; in den letzten

Jahren des Theemonopols bezahlten die Engländer ihren Thee mit 1½ Mill. Pf. St. mehr, als sie ohne das Monopol gegeben haben würden, und doch gewannen die Kaufleute der Compagnie nur durchschnittlich 850,000 Pf. St. davon, so daß das Volksvermögen dadurch die ungeheure Einbuße von jährlich 65,000 Pf. St. erlitt. Dennoch sind die Handelscompagnien auch heute noch keine absolut verwerflichen Einrichtungen, wo die Concurrenz vieler kleiner Händler, für deren Realität nur geringe Garantien bestehen, und die ganze Art des Handels ohne sie den Verkehr überhaupt unmöglich machen würde, was z. B. von dem Pelzhandel der Hudsonsbaicompagnie gilt. Wo diese Bedingnngen fehlen, sind politische Handelsgesellschaften nur nachtheilig. Abgesehen davon, daß sie sich gar nicht zu wirklicher Colonisation eignen, daß die Unterthanen militärischer Kaufleute mit unbeschränkter Macht sich immer in der beklagenswerthesten Lage befinden werden, müssen sie im Ganzen auch als verfehlte kaufmännische Speculationen bezeichnet werden. So hinterließ die holländisch-ostindische Compagnie 1794 nur 15¼ Mill. Activa, dagegen 127½ Mill. Passiva und die englisch-ostindische Compagnie, deren politische Erfolge nur zu leicht blenden, sah nach Clives berühmter Verwaltung (1773) ihr Actiencapital um 1,269,000 Pf. St. vermindert und durch Hastings ihre Schulden um 12½ Mill. Pf. St. vermehrt, deren Zinsen die Vortheile seiner Siege nicht decken konnten. So belief sich denn das Vermögen der Compagnie 1834 auf 19½ Mill. Pf. St. Activa und 34½ Mill. Pf. St. Passiva; die seit 1793 gezahlte Dividende von 10½ Procent ist also rein illusorisch und wird schließlich von den Gläubigern der Compagnie getragen werden müssen. Dieses Resultat wird durch die Kostspieligkeit des militärischen Apparats, die Lässigkeit, Veruntreuungen und Privatspeculationen kaum controlirbarer Beamten einigermaßen erklärt; aber es zeigt auch, wie wenig Vortheile der englische Fiscus von diesen viel beneideten Besitzungen haben kann, die selbst im Frieden eine Armee von 30,000 Mann als Besatzung fordern und im Kriege die am meisten exponirten Theile des britischen Reichs sind. Zugegeben, daß Ostindien die Schule einiger großen englischen Staatsmänner und Feldherrn war, wird es doch in gewöhnlichen Naturen eher Weichlichkeit und Uebermuth erzeugen, und aus allen diesen Thatsachen folgert Roscher, daß der Verlust Ostindiens, das mit seinem Handel immer auf England gewiesen sein wird, für das britische Reich vielleicht ein Gewinn, in keinem Fall ein Symptom des Untergangs wäre.

Was in Handelscolonien auf dem friedlichen Wege des Tausches erreicht wird, die Ausbeutung des colonisirten Landes, erzwingt in Eroberungscolonien die Macht des Stärkeren. Nachdem die Eroberer durch eine einmalige Anstrengung den Beweis ihrer zweifellosen Ueberlegenheit geführt haben, treten sie durchaus als Herren auf, die mühelos die Früchte fremder Thätigkeit

genießen wollen. Deshalb ſtützt dieſe Art von Colonien ſich auf die Baſis einer militäriſchen Invaſion und eignet ſich nur da, wo eine relativ dichte und cultivirte Bevölkerung ſich des Ausſaugens lohnt. — Das bedeutendſte Beiſpiel einer Eroberungscolonie liefert das ſpaniſche Süd- und Mittelamerika, aus deſſen Schätzen Spanien ſeine Weltmacht erbaute, während Deutſchland nach Läuterung und Freiheit des Glaubens rang. Ganz ohne religiöſe und immaterielle Motive waren aber auch jene golddurſtigen Conquiſtadores nicht; wie überhaupt welthiſtoriſche Bewegungen faſt immer aus einer Vereinigung materieller und geiſtiger Bedürftigkeit hervorgegangen ſind. — Wo die Eroberer in ihrer Beutegier unmenſchlich und unvernünftig gegen die Eingebornen verfuhren, legte ſich ſogleich die ſpaniſche Regierung ins Mittel. Sie war nach dem damaligen Staatsrecht und durch eine ausdrückliche Schenkung des Papſtes, Eigenthümerin aller jener unermeßlichen Länder. Davon verlieh ſie bedeutende Strecken (Encomienden) an verdiente Offiziere und Soldaten unter der Bedingung, die darauf lebenden Indianer zu civiliſiren und zu bekehren. Die Indianer wurden mit einer ſo außerordentlichen Milde behandelt, wie Unmündige, die noch erzogen werden ſollen und galten auch juriſtiſch als ſolche. Aehnliche Rückſichten wurden ihnen von der Kirche zu Theil, die nur ausnahmsweiſe Grauſamkeit und Gewalt bei der Bekehrung anwandte. In der Regel lebte der Miſſionär mit ſeiner Heerde, ſo abgeſchloſſen wie möglich von jeder Berührung mit andern Spaniern, in Niederlaſſungen, die in ſehr vieler Hinſicht an die Einrichtungen fourierſcher Phalanſterien erinnern, und man muß geſtehen, daß ihre Erziehungsmet ode angemeſſen war, während die Indianer unter der heutigen republikaniſchen Herrſchaft wieder mehr und mehr verwildert ſind. Die Leitung der Colonialangelegenheiten ſtand unter dem, faſt mit ſouveränen Befugniſſen bekleideten Rath von Indien (eingeſetzt 1511, neu organiſirt 1542), deſſen Mitglieder verdienſtvolle ehemalige Colonialbeamte ſein mußten. In der Colonie war der Vicekönig die oberſte Behörde, ſeine Macht jedoch durch einen Staatsrath (Audienzia), öftere Viſitas und eine Rechenſchaftsablegung nach ſiebenjähriger Amtsdauer weſentlich beſchränkt. Das rang- und ämterſüchtige Weſen der Spanier entwickelte ſich hier zu ſeiner vollen Blüte um ſo mehr, als ſchon die verſchiedenen Schattirungen der Farbe einen Standesunterſchied begründeten. Die Einwanderung andrer Europäer war ſo gut wie unmöglich gemacht, die Einwanderung und Auswanderung geborner Spanier war mindeſtens ſehr erſchwert. So konnte noch Humboldt in Peru nur 12 Procent, in Neuſpanien 16 Procent Weiße finden, deren es in der Union 83 Procent gab. Die Ungunſt der Natur, welcher die Spanier noch auf jede Weiſe nachhalfen, trägt allerdings einen Theil der Schuld hiervon.

Der Handel mit der Colonie war auf gewiſſe Häfen, wenige große Häuſer und zwei Flotten beſchränkt, von denen die eine alljährlich nach Süd-

amerika, die andre nur alle 3 Jahre nach Mittelamerika ſegelte. So kam es, daß die Colonien ihre Bedürfniſſe zum größten Theil von engliſchen und holländiſchen Schmugglern bezogen, für ihren eignen Ueberfluß aber keinen Abzugskanal finden konnten. Daraus iſt die große Steigerung der Ausfuhr zu erklären, als der Verkehr ſpäter freier wurde. Aus Veracruz z. B. wurde vor 1778 jährlich im Durchſchnitt für 647,000 Piaſter Silber ausgeführt, nach 1787 durchſchnittlich 2,840,000 Piaſter; vor 1778 betrug die Geſammtausfuhr 148½ Mill. mit 6½ Mill. Zollertrag, nach 1787 war ſie 1404½ Mill. mit 55 Mill. Zollertrag; vor 1728 war einmal in 16 Jahren ein einziges Schiff von Carracas nach Spanien gegangen, von dort nach Carracas in 20 Jahren nicht mehr als 5 Schiffe; das war der Verkehr zwiſchen dem Hauptproducenten und dem Hauptconſumenten von Kakao! Die Befreiung der ſpaniſchen Colonien hat, obgleich die politiſchen Zuſtände dadurch ſehr verſchlechtert wurden, den deutlichen Beweis geführt, daß die wirthſchaftliche Verbindung beider Länder nur in Bezug auf das ſpaniſche Queckſilber eine natürliche war, deſſen die Metallgruben in Amerika nicht entbehren können. An andern Waaren dagegen führte jetzt z. B. Peru von England 454,000 Tonnen, von Spanien nur 3200 Tonnen ein. Etwas Aehnliches zeigte ſich ſchon früher, als ſpaniſche Fabrikanten, die das Privilegium des Handels mit den Colonien hatten, ihre Etabliſſements nur zum Schein in Betrieb hatten, während ſie eigentlich engliſche Waaren als die ihrigen nach den Colonien ſchickten. Es iſt dieſes ein Zeichen derſelben Scheu vor gewerblicher Thätigkeit, die einen Grundzug der ſpaniſchen Volksnatur zu bilden ſcheint und von Ranke ſo vorzüglich geſchildert worden iſt. Die Spanier lieben es, ſich als die edelmänniſche Nation unter den Völkern anzuſehen. So haben ſie den reichhaltigen Nutzen ihrer Colonien verſcherzt und mit den Schätzen beider Indien nichts erkauft, als eine glänzende, aber ſchnell entſchwundene Blütenzeit.

Einen ſehr verſchiedenen, ich möchte ſagen den entgegengeſetzten Anblick gewähren die engliſchen Colonien und die engliſche Colonialpolitik. Es eignet ſich vielleicht kein Volk ſo ſehr zur Coloniſation, wie das engliſche, in dem der Gegenſatz romaniſcher und germaniſcher Natur ſeinen ſtärkſten Ausdruck findet. Wo der an kirchliche und ſtaatliche Bevormundung gewöhnte Spanier von ſeinem ſprichwörtlichen Stolz und Muth im Stich gelaſſen wird, weiß der engliſche Backwoodman mit Art und Büchſe noch immer Rath zu ſchaffen, wo der geſellige Franzoſe in der Einſamkeit des Urwalds verzweifelt, hat er an ſich ſelbſt und an ſeiner Familie genug.

Die Natur des Landes, das mit einem gemäßigten Klima gute Häfen und große Stromgebiete, Reichthum an Steinkohlen, Schiffsbauholz, Eiſen und Getreide verbindet, iſt nicht geſchaffen, raſchen, müheloſen Gewinn, wol

aber ſolche Güter zu gewähren, die durch Arbeit zum Genuß führen und deren allmäliges Wachsthum ein immer neuer Sporn zu Thätigkeit und Sparſamkeit wird. — So verſchieden wie das Land, waren die Zwecke engliſcher Coloniſation von der ſpaniſchen. Die Gründer der Colonien W. Baleigh, H. Gilbert und die gleichzeitigen Theoretiker Harriot, Bacon Carliſle wollten ein für Ackerbau und Handel geeignetes Territorium bevölkern, um dadurch dem einheimiſchen Handel und Gewerbe Aufſchwung, der ſchon zu Eliſabeths Zeit gefürchteten Uebervölkerung eine neue Heimath zu geben. So ſind denn die ehemals engliſchen Colonien in Nordamerika zum größten Theil bis auf den heutigen Tag Ackerbaucolonien geweſen und haben alle Eigenthümlichkeiten dieſer zukunftreichſten Art der Coloniſation gezeigt: Billigkeit des Bodens und der Rohproducte, theuere Preiſe für Arbeit und Capitalien. Auf dieſer Verſchiedenheit der wirthſchaftlichen Verhältniſſe von denen hochcultivirter Länder beruht der Vortheil der Coloniſation. Mutterland und Colonie ergänzen ſich und ſtehen ſich beide gut dabei. In der Colonie ſelbſt führen dieſe Zuſtände zu einer großen Selbſtſtändigkeit der Arbeiter und der dienenden Claſſe, zu raſcher Befriedigung aller körperlichen Bedürfniſſe und danach auch zur Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, von denen die praktiſchen und mechaniſchen bei den ſiciliſchen Griechen ebenſo wie im heutigen Amerika eine glänzende Entwicklung erlebten. Mit dem Mangel an Capitalien hängt dann die große Vervollkommnung der Creditverhältniſſe, aber freilich auch des Schwindels, mit der vorzugsweiſen Rohproduction, die ganz auf den Export berechnet iſt, die Ausbildung der Transportmittel und des Activhandels, aber freilich auch zahlreiche Productionskriſen zuſammen. Einen Maßſtab für den Aufſchwung der Union mögen einige Zahlen geben: Die Einwohnerzahl Neuyorks betrug 1820 123,706 Einw., 1850 515,507 Einw.; die Cincinnatis, welches erſt 1786 gegründet iſt: 1820 9642 Einw. 1850 115,000 Einw. Die Einwohnerzahl der ganzen Union hat ſich, obgleich die Einwandrung bis 1840 nur 3% des Geſammtzuwachſes bildete, von 1790—1850 verſechsfacht. Der Reichthum aber iſt im Verhältniß zur Einwohnerzahl noch mehr geſtiegen. Die Vermehrung des Nationalvermögens zu der der Bevölkerung verhält ſich wie 50 : 31.

Dieſem ſchnellen Fortſchreiten entſpricht nun die raſtloſe Geſchäftigkeit, die große Zahl der Männer im Verhältniß zu den Weibern und Greiſen, der Reichthum an frühreifen Kindern, der Mangel an gemüthlichem Behagen und eine frühe Entartung der Sitten. Dieſes Bild einer entwickelten Colonie iſt aber himmelweit von dem ihrer erſten Jahre verſchieden. Erſt die Enkel ernten, was die erſte Generation geſaet hat. Der Beginn der Anſiedelungen iſt immer mit Kriſen und Verluſten bezeichnet.

Von den engliſchen Colonien, die an große Herren (Raleigh 1584, Baltimore 1632, Penn 1681) oder Handelsgeſellſchaften (London-Adventurers

und Plymouth-Adventurers 1605) als Eigenthum mit mannigfachen Hoheitsrechten verliehen, oder immer Kroncolonien waren, haben dieſes alle erfahren. Die Eigenthümercolonien noch am wenigſten, da die Einheit der Leitung den Coloniſten manchen Vortheil brachte, wenn ſie den Eigenthümern ſelbſt auch regelmäßig ertraglos blieben. — Die engliſchen Kroncolonien und das ſind ſeit dem Abfall der Vereinigten Staaten alle — haben ſich immer einer liberalen Behandlung und ſo viel als möglich der Vortheile des engliſchen Staatsrechts erfreut. Selbſt die Beſchränkungen der Navigationsacte trafen die Rhederei der Colonien anfangs gar nicht und erſt unter den letzten Stuarts wurden ſie gezwungen, England als Stapelplatz ihrer Producte zu betrachten. Seit 1688 folgten dann nach und nach arge Beſchränkungen, die den Wohlſtand der Colonien ernſtlich bedrohten. Sie durften keine Wollwaaren ausführen, die Verarbeitung von Eiſen war ihnen völlig unterſagt, die hohen engliſchen Prohibitivzölle auf raffinirten Zucker mußten faſt ſo wirken, als wenn einem Kornlande die Ausfuhr von Mehl verboten wird. Zwar wurden als Erſatz dafür die Rohproducte der Colonien unter Opfern des Mutterlandes geſchützt, aber dieſe konnten auf der Stufe ihrer Entwicklung mit ſolchem Syſtem unmöglich zufrieden ſein und ſo kam es endlich zum Abfall der beſten engliſchen Colonien.

Daß England von ſeinen Colonien Vortheile gehabt hat, iſt gewiß. Der Verkehr mit ihnen beſchäftigte (1731) 300 Schiffe mit 4500 Matroſen. Die Zuckerinſeln lieferten 120,000 Pf. St., Maryland und Virginien 180,000 Pf. St., die Fiſcherei 120,000 Pf. St. Gewinn. Der Werth der Ausfuhr nach Amerika betrug (1772) 6,024,171 Pf. St. Rechnen wir hierzu die Vortheile aus dem Stapelrecht Englands, die Gelegenheit zur Bildung ſeetüchtiger Matroſen und Schiffe, welche der ausſchließliche Handel mit den fernliegenden Colonien bot, ſo findet ſich hierin gewiß ein bedeutender Grund für die Seemacht und den Reichthum Englands. In einer Hinſicht hat auch der Abfall Nordamerikas hieran nichts geändert: ſieben Amerikaner bedeuten als Kunden des engliſchen Marks heute ebenſoviel als 400 Hindus oder Chineſen und der Werth der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten war, ſtatt zu ſinken, bereits 1806 auf 12,389,000 Pf. St. geſtiegen. Das ſind die natürlichen Bande, welche ein hochcultivirtes Land an ein junges Land knüpfen; ſie ſind feſter als alle politiſchen Bindemittel, aus denen der Fiscus unmittelbar immer Verluſte hat und mittelbar durch den erhöhten Zoll und Steuertrag nie ſo große Vortheile, als wenn die mündige Colonie vom Mutterlande aus dem Gangelbande entlaſſen iſt. Dieſes iſt aber bis jetzt nur der Grundſatz des freien Colonialſyſtems geworden, dem die Union bei ihren freien Territorien huldigt. —

Es iſt ſchon mehrfach hervorgehoben worden, worin der Vortheil der Coloniſation eigentlich zu ſuchen iſt: nicht in der Gewinnung großer Land-

ſtrecken, nicht in der Ableitung einer zu ſtarken Bevölkerung, ſondern einzig und allein in der wirthſchaftlichen Verbindung zwiſchen Colonie und Mutterland. Daß Deutſchland, welches Jahr für Jahr ſein Contingent zur Auswanderung ſtellt, grade dieſen letzten Vortheil entbehrt, iſt klar. Die auswandernden Deutſchen werden nicht nur ſehr bald die Abnehmer und Verſorger eines fremden Marktes, ſie verlieren ſogar ihre Nationalität mit einer Geſchwindigkeit, in der ſie bis jetzt von keinem andern Volk erreicht ſind. J. B. Say hat ſie daher mit einem ſtattlichen Heer verglichen, das Deutſchland jährlich ausſchicke, von dem aber die letzte Spur verwehe, ſobald es die fremde Grenze überſchritten habe. Iſt es ſchon traurig, daß die Worte des Franzoſen nicht zu viel ſagen, ſo iſt es faſt noch verderblicher, daß ſehr Viele die Auswanderung wenigſtens für ein Mittel gegen Uebervölkerung halten und danach vielleicht ihre Rechnung machen, wenn ſie ihren eignen Hausſtand gründen. Und doch iſt nichts für den Pauperismus fördernder als leichtſinnig geſchloſſene Ehen! Dieſes nach dem Vorgange Mills recht ſcharf hervorgehoben zu haben iſt ein weſentliches Verdienſt Roſchers und wird ſchon im 1. Bande ſeines Syſtems ſehr ausführlich behandelt und mit Tabellen über die Volksvermehrung nach langen Kriegen belegt. Sobald der Nahrungsſpielraum durch irgend welches Ereigniß, ſei es auch nur eine günſtige Ernte, die Einführung eines billigern Lebensmittels, zunimmt, wächſt auch die Zahl der Ehen und Geburten. Daß eine jährliche Auswanderung ſtattfindet, weiß jeder und glaubt davon Vortheile ziehen zu können. Er vermehrt alſo entweder ſeine Production, oder heirathet, und das um ſo leichtſinniger, je mehr die Bedeutung der Auswanderung überſchätzt wird. Nun iſt aber ſchlecht gerechnet der jährliche Ueberſchuß der Geburten über die Sterbefalle in Deutſchland = 400,000, die Zahl der Auswanderer war 1854, wo ſie die größte Höhe erreichte, 251,931, in den vierziger Jahren nur $^1/_2$, in den dreißiger Jahren ſogar nur $^1/_{10}$ dieſer Summe. Die Auswanderer ſind überdies zum größten Theil tüchtige Leute, da Geſindel und Schwächlinge dort ebenſogut wie hier unbrauchbar ſind. Das Geringſte, was die Ueberſiedlung, die Ausgaben der erſten Einrichtung koſten, iſt 110 Thaler für den Kopf, alſo, wenn wir nur den jährlichen Ueberſchuß unſrer Geburten in Colonien führen wollen, mehr als vierzig Millionen Thaler jährlich. Die Auswanderer, welche uns verlaſſen, haben aber durchſchnittlich je 200—250 Thaler mitgenommen, ſo daß wir zwar an Capital und Arbeitskraft ärmer geworden ſind, aber nicht an Nahrungsſpielraum gewonnen haben. Ein ſehr niederſchlagendes Reſultat, wenn Deutſchland wirklich an Uebervölkerung litte und kein andres Heilmittel gefunden werden könnte! Nun muß aber das erſte von einem ſo ſtark Korn ausführenden Lande entſchieden geleugnet und ſelbſt im entgegengeſetzten Fall behauptet werden, daß es ein ſolches Heilmittel gibt: enge Handelsverbindung

mit den Ausgewanderten. Auswanderung allein hilft nur, wo von einem verkümmernden, volksthümlichen Gewerbe der größere Theil der Gewerbtreibenden auf einen Schlag entfernt werden soll, um dem zurückbleibenden kleinern Theil auf andere Art das Dasein zu erhalten. Wie aber soll jene Verbindung hergestellt, wie erhalten werden? So wie die deutsche Auswanderung jetzt geschieht, geht sie uns regelmäßig verloren. Die Deutschen vergessen ihr Vaterland, dessen edelste Erzeugnisse sie vielleicht kaum dem Namen nach kennen, so wie sie mit einem wirthschaftlichen, politisch überlegenen Volk in Berührung kommen, sie halten an ihm fest, wo sie die Ueberlegenen sind, wie in Polen, Ungarn, Böhmen. Deshalb schlägt Roscher vor, entweder günstige Stellen des gemäßigten Südamerikas anzukaufen und den Auswanderern in demselben, oder vielleicht noch bessern Zustande zu übergeben, wie sie ihn in der Union finden; oder deutsche Colonien in den östlichen dünnbevölkerten Theilen der preußischen und östreichischen Monarchie, den Donaufürstenthümern, Bulgarien und dem nördlichen Kleinasien zu gründen. In jedem Fall fordert er für die Colonisten Rechtsschutz, die Garantie persönlicher, religiöser und *mindestens* auch communaler Freiheit. Das wird auch wol die Hauptsache sein, denn das billigere Reisegeld allein (für eine Familie von sechs Köpfen um 900 fl. billiger) wird die Auswanderer nicht dahin lenken. In Amerika haben sie Verwandte, Bekannte, deren Correspondenzen erst ihren Entschluß hervorrufen, befestigen, oft mit Rath und That unterstützen. Sie fühlen die Anziehungskraft einer freien, zukunftreichen Nation, deren Schicksale zu theilen ein Hessen-Kassler oder Lichtensteiner für keinen Verlust halten mag. Vor allem wissen sie aus zahllosen Beispielen, mythischen und wahren, zu beweisen, daß es einem brauchbaren Arbeiter mit offnem Kopf und geschickter Hand dort gar nicht fehlen könne, und im Stillen spielen wol noch die Vorstellungen von dem alten Wunderland Amerika in ihrer Phantasie. Ob es also ganz leicht werden sollte, Ansiedler nach den Donaufürstenthümern zu ziehn, selbst wenn die Regierungen jenen Forderungen entsprächen? Und ob sie ihnen entsprechen würden? Es sind manche Gründe, beides zu bezweifeln, so glückliche Anlagen für deutsche Colonisation jene Länder sonst haben mögen.

Und hiermit sei denn das Publicum auf die 2. Auflage eines Buchs aufmerksam gemacht, das des Wichtigen und Interessanten genug enthält. Wer jemals an die heutige Bedeutsamkeit der Auswanderung gedacht hat, in welcher der Masseninstinct selbst Abhilfe gegen den Druck der Zeit sucht, wird hier finden, was seine eignen Ansichten berichtigt, oder ihnen den Beleg statistischer Thatsachen gibt. —

Digitized by Google

Die frieſiſchen Uthlande in Schleswig.

Zu den intereſſanteſten Bewohnern der transalbingiſchen deutſchen Grenzlande, auf die jetzt wieder einmal unſre Blicke fragend und hoffend gerichtet ſind, gehört unſtreitig das kleine Völkchen der Nordfrieſen auf den Marſchen und Inſeln der Weſtküſte von Schleswig. Sie ſind intereſſant ſchon darum, weil ſie einſt die Matroſen und Steuermänner der Flotte bilden werden, als deren einſtigen Kriegshafen unſre Hoffnung auf Norddeutſchlands Zukunft uns die kieler Föhrde erblicken läßt. Sie ſind aber auch als die am nördlichſten wohnenden Deutſchen von Intereſſe, und ſie haben ſchon an ſich mancherlei Eigenthümlichkeiten, die einen Blick auf ihr Land, ihre Geſchichte und ihre Zuſtände verlohnen.

Ueber die von den Nordfrieſen bewohnten Marſchen haben unſre „Schleswig-Holſteiniſchen Briefe“ einiges mitgetheilt. Hier haben wir es nur mit den „Uthlanden“ d. h. mit den Inſeln zu thun, und zwar folgt der Verfaſſer darin nächſt ſeinen eignen Anſchauungen vorzüglich der „Chronik der frieſiſchen Uthlande von C. P. Hanſen“ (Altona, 1856), deren Autor, Küſter zu Keitum auf der Inſel Sylt, zu den beſten Kennern des Gegenſtandes gehört, und in der genannten Schrift, freilich nicht in der beſten Ordnung, eine große Maſſe werthvoller Details zuſammengeſtellt hat.

Das alte Nordfriesland ſcheint nicht nur den ganzen Weſten des heutigen Herzogthums Schleswig bis an das Land der Angeln eingenommen, ſondern auch mehre Meilen weiter nach Weſten hin gereicht zu haben, wo jetzt während der Flut die See wogt und während der Ebbe die traurige Sumpfwelt der Watten ſich ſtreckt. Es gab eine Zeit, in welcher die Gewäſſer Frieslands, einem allgemeinen Zuge im Meere, nämlich dem Elbſtrome in der Nordſee folgend, in nordweſtlicher Richtung ſich in die See ergoſſen. Zwiſchen den Flüſſen und Bächen lagen niedrige, meiſt ſehr fruchtbare, durch Fluß oder Meer angeſchwemmte Landſtriche, theils Inſeln, theils Halbinſeln, die im äußerſten Weſten mit einer Kette von Sandſteinklippen endigten. Als jedoch der britiſche Kanal von den eindringenden Wellen des atlantiſchen Meeres durchbrochen wurde, entſtand ein doppelter Flutſtrom, einer, der durch den ſogenannten Trichter zwiſchen Norwegen und Schottland, und einer, der durch den engliſchen Kanal eindrang, und den vereinten Kräften konnte die Weſtküſte der cimbriſchen Halbinſel auf die Dauer nicht widerſtehen. Sturmfluten aus Südweſt wiederholten ſich und zerriſſen das Land. Der abfließende oder Ebbſtrom war jetzt, da der Hauptſtrom der Flut aus Südweſt kam, gleichfalls nach Südweſt gerichtet. Es öffneten ſich daher den Gewäſſern, ſowol dem eindringenden Meere, als den herausdringenden Bächen und Flüſſen vorzugsweiſe ſüdweſtliche Waſſerthore (Tufen oder Seegaaten) und das Land wurde

auf dieſe Weiſe noch weit mehr von Gewäſſern durchkreuzt und in Inſeln zerſchnitten. So entſtanden die Dreilande (das jetzige Eiderſtedt) Nordſtrand, Föhr und Sylt, und ſo öffneten ſich die Seegaaten zwiſchen den letztgenannten Inſeln: die ſogenannte Vortrepptiefe, die Schmaltiefe und die Hewer. Dieſe durch Flüſſe, Bäche und Meerſtröme voneinander geriſſenen, in eine große Anzahl von Inſeln und Inſelchen geſchiedenen Theile des ehemaligen Feſtlands erhielten jetzt den Namen der frieſiſchen Uthlande (Außenlande). Unterdeſſen hatte das Meer, nachdem es den Klippengürtel im äußerſten Weſten zerſprengt und theilweiſe weggeſpült, ſo wie einen großen Theil der alten Marſch verſchlungen, mit den eroberten Landſtrichen einen eigenthümlichen Scheidungsproceß und einen ebenſo intereſſanten Neubau begonnen. Es ſchied die dürren Sandtheile des zerſtörten Landes von den fetten, fruchtbaren Thontheilen, baute ſich aus erſteren ſelbſt eine neue Grenze in einem faſt ohne Unterbrechung an der ganzen Weſtküſte ſich hinziehenden Dünenwall, und trug die Thonmaſſen in die ruhigern Buchten und Meeresarme hinein, ſo daß dieſelben allmälig ausgefüllt wurden und eine neue, die jetzige Feſtlandsmarſch entſtand, welche in der Folge von den Einwohnern ſorgfältig bedeicht und durch Dämme mit mehren der Inſeln verbunden wurde.

Auf dieſe Weiſe ſchieden ſich im 15. Jahrhunderte die frieſiſchen Uthlande in Feſtland und Inſelland, auf welches letztere von jetzt ab der Name Uthlande allein angewendet wurde.

Ehe die bezeichneten Trennungen vor ſich gingen, vom 5. bis zum Anfange des 9. Jahrhunderts waren die Bewohner dieſes Striches von marſchigen Inſeln ein Volk, welches ſeine eignen Fürſten hatte und unter dieſen weſentlich zur Eroberung Englands durch die Angelſachſen beitrug. Als ſie aber um das Jahr 800 von den däniſchen Königen beſiegt und denſelben zinspflichtig geworden waren, nahmen ſie an den Seezügen der Dänen nach England und Frankreich ſtarken Antheil. Das Chriſtenthum, welches im 11. Jahrhundert bei ihnen eingeführt wurde, aber erſt im 12. feſten Fuß zu faſſen begann, machte dieſen Raubzügen ein Ende, und nun erſt dachte man mehr an den Ackerbau und an die Sicherung deſſelben durch Deiche. Wie alle Frieſen war auch dieſer Zweig des Volkes von einem lebhaften Unabhängigkeitsgefühl beſeelt, und es bedurfte mehr als zwei Jahrhunderte, die Bewohner der Uthlande, die bis gegen das Jahr 1470 thatſächlich eine Anzahl kleiner, den däniſchen Königen oder den ſchleswigſchen Herzögen ſteuerpflichtiger Bauernrepubliken bildeten, in wirkliche Unterthanen zu verwandeln. Die Adelsherrſchaft und die Leibeigenſchaft haben ſie ſich dagegen zu allen Zeiten ferngehalten. Im 13. Jahrhundert kämpften ſie mit Glück gegen König Abel den Brudermörder, den ſie in der großen Schlacht auf dem Königskamp ſchlugen und tödteten. Im 14. dagegen wurden ſie ſchwer

heimgesucht: Grauenvolle Ueberschwemmungen und pestartige Krankheiten rafften viele Tausende von ihnen hinweg, und der Rest wurde von dänischen und schleswigschen Rittern, welche unter ihnen Zwingburgen anlegten und das Volk zu knechten suchten, hart geplagt. Auch erfuhren die Friesen von dem mächtigen dänischen Könige Waldemar Allerday wiederholte grausame Züchtigung. Im 15. Jahrhundert ermannte sich das Volk wiederum, stritt, unterstützt von den Holsteinern, mit Muth und Erfolg gegen die Dänen und die ihnen aufgedrungenen Vögte, die sie vertrieben oder erschlugen, mußten sich aber doch schließlich den Umständen fügen und Unterthanen der Fürsten aus oldenburgischem Stamme werden. Im 16. Jahrhundert finden wir die Nordfriesen willig zur Annahme der Reformation, fleißig Deiche bauend, wiederholt von Sturmfluten überfallen und viel leidend von der Habsucht ihrer damaligen gottorfischen Fürsten. Im 16. Jahrhundert wurden sie von dem dreißigjährigen Kriege berührt und von einer der schrecklichsten Sturmfluten überfallen, die ihre Geschichte kennt. Als durch diese Flut die größte und fruchtbarste der noch übriggebliebenen Inseln, Nordstrand, vollständig zertrümmert und der Rest der Bevölkerung derselben von Herzog Friedrich III. aus der Heimath vertrieben wurde, um holländischen Ansiedlern Platz zu machen, schieden sich die Nordfriesen bestimmter in Ackerbau und Viehzucht treibende Festlandsfriesen (Fastewallinger) und von Fischfang und Seefahrt lebende Inselfriesen (Selinger). Nur die Bewohner der Insel Pellworm, so wie die der meisten Halligen, blieben Bauern.

Die Festlandsfriesen haben in den letzten beiden Jahrhunderten große Fortschritte in der Viehzucht und Ackercultur gemacht und Seedeiche aufgeführt, welche im Vergleich mit der geringen Zahl des Volkes Bewunderung verdienen. Nicht minder aber haben ihre Stammgenossen auf den Inseln sich als Walfischfänger und Schiffer hervorgethan. Auch haben letztere die Eigenthümlichkeiten des Volks in Sitte und Sprache im Allgemeinen strenger bewahrt als jene.

Der Inselfriese ist ein echter, kerniger, zuverlässiger und sittenreiner Sohn des Meeres. Er ist durch viel Trübsal, Kampf und Mühe hindurchgegangen und hat sich dabei nicht blos Erfahrungen, sondern auch tüchtige theoretische Kenntnisse seines Berufs erworben. Namentlich sind gute Mathematiker häufig, und mehre selbstgebildete Navigationslehrer erwarben sich hier einen weitverbreiteten Ruf. Als glücklicher Walfischfänger galt der Inselfriese besonders im 17. Jahrhundert, und zwar fuhr er in dieser Zeit meist für Hamburger und Holländer. Als erfahrener Handelsschiffer und Navigateur wurde er vorzüglich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerühmt. Die Knaben von Sylt, Föhr und Amrun gingen damals, sobald sie die Abcschule hinter sich hatten, als Schiffsjungen zur See, hatten oft ehe der erste Flaum auf

den Wangen keimte, alle fünf Welttheile beſucht, wurden erſt leichte, dann ſchwere Matroſen, wurden, wenn es ihnen glückte, Steuermann, und endlich Capitän, in welcher Eigenſchaft ſie ſo lange zwiſchen Hamburg oder Rötterdam und Spitzbergen fuhren, ſo lange die Linie kreuzten und ſo lange Walfiſche harpunirten und Robben ſchlugen, bis ſo viel herausgeſchlagen war, daß man ſich mit der Braut oder Frau, welche man inzwiſchen gewonnen, ein kleines Gut auf der heimathlichen Inſel kaufen und dort in Behaglichkeit dem Grabe entgegenreifen konnte, welches uns Klopſtock ſo ſchön geſchildert hat.

In welcher Ausdehnung die Inſelfrieſen ſich der Seefahrt widmeten, zeigt eine Stelle bei Hanſen, wo es heißt, daß gegen das Jahr 1760 von den 5400 Bewohnern der Inſel Föhr nicht weniger als 1415 Seeleute waren, von denen es 64 zum Capitän und 229 zum Steuermann gebracht hatten. 1780 gab es dort ſogar über 1500 Perſonen, welche das Seeleben zu ihrem Beruf gewählt. Sylt hatte damals zwar nur etwa 600 Seeleute, darunter jedoch 104 Capitäne und 164 Steuermänner, und zwei Jahre ſpäter ſollen daſelbſt ſogar 150 Schiffscapitäne geweſen ſein — eine erſtaunliche Zahl, wenn man bedenkt, daß die Inſel nur von 2700 Menſchen bewohnt iſt.

Wie aber der Ruf der Inſelfrieſen als kühner und geſchickter Seefahrer hauptſächlich ſeit 1720 ſtieg, nahm ihr Ruhm als freiheits- und heimathsliebender Männer ab. Die weiten Seereiſen verbreiteten einen kosmopolitiſchen Ton über die Inſeln. Das Schiff wurde dem frieſiſchen Manne die Heimath. Er redete bald frieſiſch, bald hochdeutſch, bald engliſch, bald holländiſch, und das Vaterland war ihm nur noch als Familienſammelplatz und als paſſender Zufluchtsort für das Alter von Werth. Viele dieſer Nimrode des Walfiſchmeeres erreichten indeß dieſen Wunſch nach Ruhe in der Heimath nicht, ſondern ſtarben in ihrem Berufe auf der See, indem ſie Schiffbruch litten oder den Krankheiten der tropiſchen Welt erlagen, und man rechnet, daß allein die Inſel Sylt im 18. Jahrhundert gegen 1300 ihrer tüchtigſten Bewohner auf dieſe Weiſe verloren hat. Die wenigen aber, denen es vergönnt war, ihre letzten Tage in Frieden daheim zu beſchließen, waren in der Regel dort ſehr ruhig, zu ruhig, als daß ſie noch als Landwirthe, tüchtige Gemeindebeamte u. ſ. w. hätten wirken und gleich ihren Vorfahren energiſch für die Rechte und Freiheiten des Landes hätten thätig ſein mögen, und ſo ging ein großer Theil dieſer Rechte grade im achtzehnten Jahrhundert verloren. Es fehlte ihnen in der Regel an Gemeinſinn, ſo daß ſich bei aller Ehrliebe, bei großer Wohlthätigkeit, bei einem beträchtlichen durchſchnittlichen Reichthum und bei manchen guten Kenntniſſen in den letzten hundert Jahren nur ſelten mehre Inſelfrieſen zu einem gemeinnützigen Werke vereinigten und ſehr wenige wirklich nützliche Anſtalten durch das Zuſammenwirken der Bevölkerung zu Stande kamen.

Auf Sylt konnte ſeit 1634 keine Bedeichung der dortigen Marſch oder eine Abſchrägung der jährlich durch das Meer abbrechenden Uferſtrecken erreicht werden, weil nur die ſich dafür intereſſirten, denen dadurch unmittelbarer Schaden erwuchs. Ferner gibt es dort bis heute weder genügende Anſtalten zur Bergung von Schiffbrüchigen, noch zur Rettung des Viehes, welches auf der Weide nicht ſelten von der Flut ereilt wird. Ja bis zum Jahre 1855 beſaß die Inſel nicht einmal eine Feuerſpritze. Auf Föhr, dem Mittelpunkte des jetzigen frieſiſchen Archipels, gibt es noch jetzt weder eine Buchhandlung noch eine Buchdruckerei, noch eine nennenswerthe öffentliche Bibliothek, wiewol unter den Einwohnern nicht wenige ſind, die auf Bildung Anſpruch machen.

Dagegen hat in den letzten hundert Jahren der Wohlſtand weſentlich zugenommen. Die Bedürfniſſe des Luxus haben ſich geltend gemacht. Die Dörfer haben ſich ungemein verſchönert. Und was erfreulicher iſt, auch die Begriffe von Anſtand und Sittſamkeit haben ſich namentlich auf den von Seefahrern bewohnten Inſeln bedeutend denen der Zeit genähert, Schlägereien, nächtliche Streifzüge nach Mädchen, Wirthshausbeſuche, Strandräubereien u. ſ. w. ſind ſelten geworden, und man befleißigt ſich im Allgemeinen eines ruhigen und geſitteten Lebens. Die wenigen ſtets zu Hauſe bleibenden männlichen Bewohner der Inſeln waren im vorigen Jahrhundert in der Regel körperlich oder geiſtig vernachläſſigte Menſchen, die ſich als Tagelöhner, Handwerker, Wattanläufer, Fiſcher oder Krämer nährten und auf die materiellen und geiſtigen Zuſtände des Volkes nur einen geringen und zwar gewöhnlich einen nachtheiligen Einfluß ausübten. Daſſelbe gilt von den jütiſchen Anſiedlern, die ſeit 1770 häufig als Tagelöhner einwanderten und dann meiſt dablieben. Sie ſind im Allgemeinen ſehr verachtet von den Frieſen. Ein Betrunkener wird ein jütiſcher Kerl genannt, ſchlechter Tabak und ſchlechter Branntwein heißt jütiſcher. Schmuzig wie ein Jüte iſt eine oft gehörte Redensart. Selbſt die Kinder ſingen ein Spottlied von ihrer Liebhaberei für Ferkel, deren der Gegenſtand des Liedchens, ein jütiſcher Freier, nicht weniger als ſieben in ſeinem Holzſchuh beherbergt. Sie trugen zur Förderung des Wohlſtands auf den Inſeln wenig, zur Hebung der Sittlichkeit und Bildung nichts bei, beförderten den Gebrauch des Schnapſes und Theepunſches, waren meiſt ſehr unreinlich, galten indeß als friedliche, genügſame und arbeitſame Burſche, die ſehr oft frieſiſche Sitte und Sprache annahmen und mancher alten Jungfer in den heiligen Eheſtand verhalfen.

„Das inſelfrieſiſche Weib," ſagt Hanſen, „iſt in der Regel eine würdige Gefährtin des ſtolzen und tüchtigen frieſiſchen Seefahrers. Ich will nicht hervorheben die Schönheit, die friſche Farbe, das große blaue Auge, das blonde Haar der Frieſinnen, noch die hohe Geſtalt der Sylterinnen oder den feinen Teint der Föhringerinnen beſonders erwähnen; aber ihre Arbeitſamkeit und

Sparſamkeit, ihre Sittſamkeit und Treue, ihren Muth und religiöſen Sinn, ihr Streben, alte ehrwürdige Sitten und Traditionen, ſo wie die von den Männern erworbenen Güter zu bewahren und auf die Kinder zu vererben, muß ich rühmen. Alle häusliche Arbeiten wie Kochen, Waſchen, Backen und Brauen, die Kindererziehung, die Viehzucht, die meiſten landwirthſchaftlichen Arbeiten wie Graben, Pflügen, Säen, Eggen, Haidehacken, Feuerung ſammeln, Grasmähen, Harken, Kornſchneiden, Heimholen der Ernte, Korndreſchen, ferner die Schafſchur, das Wollekratzen, Spinnen, Stricken, Weben und Nähen, kurz alle dieſe und noch manche andere Arbeiten, die bei der Küſtenfiſcherei vorkommen, waren und ſind noch jetzt zum größten Theile den inſelfrieſiſchen Frauen überlaſſen. Man fand ſie daher faſt niemals müßig, oft mit der größten Ausdauer und Anſtrengung die ſchwerſten Arbeiten verrichtend. Daß die Frieſinnen aber wegen mangelhafter Erziehung und weil viele derſelben nie ihre Inſelſcholle verlaſſen, nicht ſelten kurzſichtig und engherzig, ſo wie, weil ihnen während der Abweſenheit der Männer das häusliche Regiment überlaſſen werden muß, auch ſehr oft herrſchſüchtig erſcheinen, darf ich ebenfalls nicht verſchweigen."

Die Tracht der Frauen war bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ſehr bunt. Hauptbeſtandtheile waren: Der Schieſt, ein Pelz aus Schafsfellen, oder ſtatt deſſen im Sommer der weißwollene Smock, eine Art Rock; ferner der Kortel, ein vielfaltiges rothes oder buntfarbiges, auch wol an der Bruſt mit goldnen oder ſilbernen Zierrathen, Münzen und Medaillen geſchmücktes kurzes Unterkleid; der Bealt, ein rother oder aus Meſſingſchuppen zuſammengeſetzter Gürtel; die Pei, ein wollner Unterrock; das Boſuntje, ein leinener Ueberwurf; die Boren, leinene Schürzen, der Kragetſmock, ein leinenes Mieder, ein weißes Kopftuch, Hauddok genannt, und der Huif, eine Art Krone von ſchwarzem Sammet mit koſtbaren Zierrathen, die nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde.

Die jetzige Frauentracht iſt auf Sylt bis auf das Hauddok die der Mode. Auf Föhr dagegen könnte ſie faſt zu dem Glauben verleiten, es ſei ein Schiff mit türkiſchen Damen hierher verſchlagen worden. Einige tragen ſchwarze Hüte, deren Hintertheil im Winde flattert. Die echte Föhringerin aber ſetzt auf den Kopf eine hellrothe, enganſchließende Kappe, bindet darüber in der Form eines Turbans ein dickes ſchwarzes Tuch, deſſen Zipfel wie Hörner oder Ohren emporſtehen und umhüllt Kinn, Mund und Wangen mit einem zweiten ſchwarzen Tuche, ſo daß wie bei den Odalisken des Orients nur die Augen und der obere Theil der Naſe hervorblicken. Nur die Verheiratheten tragen die rothe Kappe, Wittwen eine ſchwarze, Mädchen das bloße Haar, die Verhüllung aber iſt bei allen dieſelbe. Denke man ſich dazu ein drittes ſchwarzes Tuch um Bruſt und Hals geſchlungen, eine ſchwarze oder dunkel-

blaue Jacke, einen dunkelblauen oder dunkelgrauen Rock mit einem lichtblauen oder lichtgrünen Saum von Handbreite, erinnere man ſich des Abſtandes zwiſchen dieſen düſtern und jenen einſt beliebten hellen Farben und erlaube man dazu die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Frauen, denen der Reiſende begegnet, entweder, die Zügel in der Hand, Korn zu Markte fährt, oder hinter dem Fluge geht oder mit der Senſe im Felde beſchäftigt iſt, ſo wird man es nicht als übertriebene Einfalt bezeichnen, wenn ein Reiſegefährte ſich in unſerm Beiſein aufbinden ließ, dieſe dunkel vermummten Geſtalten ſeien ohne Ausnahme trauernde Wittwen, und es gäbe überhaupt keine verheirathete Frau mehr auf Föhr, da ſämmtliche erwachſene Männer der Inſel bei den großen Novemberſtürmen des vorigen Jahres als Seeleute den Tod gefunden hätten.

Das größte Stück von den Reſten der nordfrieſiſchen Uthlande iſt Sylt, die nördlichſte der Inſeln. Es iſt ziemlich 5 Meilen lang und $^1/_8$ bis $1^1/_2$ Meilen breit, beſteht zu zwei Dritteln aus Haide und Sanddünen, nur zu einem Drittel aus Acker, Wieſe und Weide und gehört mit ſeiner nördlichen Ecke, dem ſogenannten Liſtlande, zu Jütland, ſonſt aber zu Schleswig. Das Mittelſtück iſt hohes Geeſtland, die Oſtecke zum großen Theile fruchtbare Marſch, die Südecke dagegen iſt das öde, dünenreiche Hörnum, an das ſich zahlloſe Geſpenſterſagen knüpfen. Dörfer hat die Inſel funfzehn, Kirchen drei. Die Dünen liefern circa vierzigtauſend Stück Möveneier, die Vogelkoye durchſchnittlich zweiundzwanzigtauſend Krükenten jährlich. In der Nähe ſind gegen zwanzig Auſternbänke, die landesherrliches Regal ſind, und auf denen man im Jahr ungefähr eine Million dieſer wohlſchmeckenden Schalthiere fiſcht. Bewohner hatte Sylt 1850 ziemlich zweitauſend achthundert, von denen ſich die Männer zu den Frauen wie zwölf zu funfzehn verhielten, und unter welchen etwa dreihundert Seefahrer waren. Haupteinfuhrartikel iſt Kaffee; es werden dort jährlich gegen vierzigtauſend Pfund verbraucht, was auf den Kopf gegen vierzehn Pfund gibt.

Die Inſel Föhr, $1^1/_2$ Meile lang und 1 Meile breit, iſt mehr abgerundet, fruchtbarer und beſſer angebaut als Sylt. Sie liegt 2 Meilen ſüdöſtlich von letzterem, und gehört ebenfalls ihrer größern Halfte nach zu Schleswig. Ein bedeutender Theil der Inſel iſt mit Deichen umgeben, die ganze Nordoſthälfte beſteht aus gutem Marſchlande. Einwohner hat Föhr circa fünftauſend vierhundert, darunter gegen ſiebenhundert Seefahrer d. h. nicht halb ſo viele mehr als vor ſiebzig Jahren. Dörfer befinden ſich ſechzehn auf der Inſel, Kirchen drei. Sodann hat dieſelbe einen Flecken, Wyk, der einen guten Hafen (auf der Weſtküſte eine Seltenheit) und ſeit 1819 die bekannte, jetzt etwas herabgekommene Seebadanſtalt beſitzt. Vogelkoyen gibt es hier drei, und es werden jährlich an ſechzigtauſend Enten ausgeführt.

Amrum iſt ein ſüdweſtlich von Föhr liegendes mageres, dünenreiches Ei-

land mit drei Dörfern und circa ſechshundert Einwohnern. Es gehört zu Jütland, und die hier einheimiſchen Männer ſind faſt ohne Ausnahme Seefahrer, Fiſcher und Auſternfänger. Die Bewohner Pellworms dagegen ſind ſämmtlich Bauern. Dieſe Inſel, etwa eine Meile lang und ebenſo breit, iſt der beſte Reſt des alten Nordſtrandes, ſehr fruchtbar, faſt ganz eingedeicht, aber ſchwer gegen Sturmfluten zu ſchützen. Die Einwohner, zweitauſend an der Zahl, wohnen nicht in Dörfern, ſondern in einzelnen Gehöften, die auf ſogenannten Wurten d. h. künſtlichen Erdhügeln ſtehen. Sie betreiben mit Erfolg die Rindvieh- und Schafzucht und führen viel Weizen, Raps und Hafer aus. Aehnlich ſind die Verhältniſſe auf dem heutigen Nordſtrand, welches etwa ebenſo groß wie Pellworm und ſeit 1653 von Niederländern bewohnt iſt, welche indeß, ſo wie die Einwohner von Pellworm, plattdeutſch ſprechen. Helgoland, bekanntlich ebenfalls von Frieſen bevölkert, bedarf keiner nähern Erwähnung.

Die oft genannten Halligen endlich ſind kleine grüne, unbedeichte, nur einige Fuß über die große Wattenwüſte, welche Pellworm umgibt, hervorragende Inſelreſte der einſt von mehr als zwölftauſend Menſchen bewohnten, 1634 großentheils von der See verſchlungnen Inſel Nordſtrand. Sie leiden faſt jedes Jahr von Ueberſchwemmungen und werden durch das Nagen der Meereswellen und Strömungen immer kleiner. Ihre Zahl beträgt jetzt funfzehn, und es wohnen auf ihnen etwas über ſechshundert Menſchen, deren Häuſer auf hohen Werften wie Klippen im Meere liegen. Sie treiben Viehzucht und nähren ſich außerdem von Wattenſchifffahrt und Krabbenfang. Einige der Halligen ſind nur von einer Familie, einige gar nicht bewohnt. Die größten ſind Langeneß, Hooge, Nordmarſch und Oland.

So klein das Volk der Nordfrieſen iſt, ſo zahlreich ſind die Verſchiedenheiten, welche es trennen. Die Sprache, an ſich ſelbſt ein deutſcher Dialekt, zerfällt in ebenſo viele Unterdialekte, als es im Weſten Inſeln und im Oſten auf dem Feſtlande Harden und Köge gibt, und dieſe Mundarten weichen ſo weſentlich voneinander ab, daß man, als in den vierziger Jahren frieſiſche Specialpatrioten eine Art Verbrüderungsfeſt veranſtalteten, genöthigt war, ſich bei den für alle beſtimmten Reden des Hochdeutſchen zu bedienen, auf welches einige von den Querköpfen unter jenen Patrioten kurz vorher mit vollem Munde geſchimpft hatten.

Und ebenſo verſchieden ſoll früher der Charakter der Bewohner auf den einzelnen Inſeln geweſen ſein. Man hielt die Leute auf den Halligen vor der Zeit, wo die Cultur auch hier die Unterſchiede abzuſchleifen begann, alſo etwa zu Anfang dieſes Jahrhunderts, im Allgemeinen für die frömmſten, ſtillſten, einfachſten und ſchwermüthigſten der Inſelfrieſen. Die Föhringer galten für die Gebildetſten des Volkes, für beſonders gute Mathematiker, zugleich aber für Leute, die an alten Sitten und Gewohnheiten am zäheſten feſthielten, gern

ein Langes und ein Breites über Kleinigkeiten sprachen und gern auf ihrem Kopfe bestanden. Die Sylter wurden allgemein als die ernstesten, aufrichtigsten, sparsamsten und wohlhabendsten Friesen, als vorzüglich tüchtige Matrosen und als besonders zuverlässige Capitäne angesehen, weshalb denn auch seit 1770 gewöhnlich die größere Hälfte der Seefahrer dieser Insel als Schiffsoffiziere d. h. als Capitäne oder Steuermänner großer Handelsschiffe zu fahren pflegten. Die Helgolander und Amrumer waren starke, abgehärtete und entschlossene Menschen, als Lootsen und Berger außerordentlich klug, aber auch oft sehr habgierig und darum als Stranddiebe berüchtigt. Die Pellwormer waren Bauern, damals ärmer, weniger gesittet und gebildet als die Föhringer und Sylter, gleich den Mohringern und Wiedingern (auf dem Festlande) tüchtige Landwirthe und Deicharbeiter, aber auch gleich diesen übel berufen wegen ihrer Streitsucht und ihrer Liebe zum Trunk. Die Bewohner Nordstrands hatten sich allmälig den Friesen in Sitten und Gebräuchen etwas genähert. Die Eiderstedter endlich galten als die stolzesten Glieder des Friesenstammes und wollten nicht mehr Friesen heißen.

In dieser Zeit gab es noch viel Aberglauben in den Uthlanden, und manche Sitte des Heidenthums wurde, wenn auch nicht mehr mit dem Bewußtsein über ihre ursprüngliche Bedeutung, namentlich auf Sylt und Föhr noch geübt. Nach der Bekehrung war noch lange Jahre, vielleicht noch einige Jahrhunderte, vieles von der alten Religion im Gebrauch.

„Der Inselfriese aus dieser Zeit," sagte Hansen, „war bald Bauer, bald Schiffer, daheim Christ, auf der See Heide, hier zahm und ehrlich, dort wild und räuberisch — je nach den Umständen. Selbst daheim unterschied man ein ehrbares christliches Leben am Tage und ein tolles heidnisches Leben in der Nacht. (Beiläufig ganz so wie im innern Deutschland, wie die Hexentänze auf dem Blocksberg, die Wehrwölfe, die Osterfeuer und Johannistänze zeigen.) Es entstand das Sprichwort: Die Nacht ist unsere eigne, und man trieb nach Sonnenuntergang das alte heidnische Wesen noch lange nach Einführung des Christenthums wie früher, brachte den Götzen Opfer, feierte heidnische Tänze und Mahlzeiten, und namentlich dauerte der nächtliche Wodadienst (Weda gleich dem niedersächsischen Wodan) auf den heiligen Hügeln zur Zeit der Abreise der friesischen Seefahrer im Frühjahre (am Petritage, den 22. Februar) noch viele Jahrhunderte — in der That noch bis vor wenigen Jahren in deutlichen Nachklängen fort. Im Herbste (der Verfasser spricht hier von den Zuständen im vorigen Jahrhundert) nach der Heimkehr der Seefahrer schien es, als ob die sonst so stillen Dörfer Frieslands plötzlich belebt würden, sobald die Nacht anbrach. Aus allen Winkeln kamen dunkle Gestalten hervor. Die Jugend begann ihre geräuschvollen Spiele auf der Straße. Die Halfjunkengänger traten ihre Freierfahrten (nach der Kammer ihrer Liebsten) an.

Die Männer gingen in den Krug, die Weiber machten einander Klatsch- und Strickviſiten, und die Phantaſie bevölkerte überdies, ſobald die Nacht kam, Luft und Meer, Dünen und Watten, Sümpfe und Heiden mit lichtſcheuen Weſen aller Art.

In dieſem Getümmel der langen Herbſt- und Winterabende unſrer Gegenden ſpielten die frieſiſchen Halfjunkengänger eine Hauptrolle. Sie machten nicht blos ihren Mädchen ihre abendlichen Freierviſiten, ſtellten nächtlicherweile allwöchentlich Tänze an, wobei es luſtig herging, ſondern trieben auch allerlei Muthwillen, verkleideten ſich, lauerten einander auf und neckten einander. Nicht ſelten beendigte eine großartige Schlägerei dieſe nächtlichen Scenen, oder irgend ein vermeintlich geſchehener Spuk verſcheuchte die Nachtläufer und trieb ſie zur Ruhe; denn die jungen frieſiſchen Seefahrer waren ebenſo abergläubiſch wie muthwillig und verliebt und wähnten immer von Hexen, Zwergen und Geſpenſtern umringt und verfolgt zu werden. Hier wäre nach den Erzählungen alter Leute ein ſolcher Halfjunkengänger von weißen Jungfrauen gelockt oder am Arme herumgeführt, dort einer von ſchönen Meerfrauen getäuſcht worden. Dieſer hätte ſich von dem Loghtermann, jener von dem wilden Feuer oder dem Braderuper Lichte irreführen laſſen, und ein Dritter ſchwur, von irgend einem Puk oder Klabautermann auf ſeinen nächtlichen Wanderungen geſtört worden zu ſein.

Bald wähnte einer die Dörfer und Wälder der verſunkenen Inſeln im Meere wiedergefunden zu haben, bald einem vorſpukenden Leichenzuge auf den Halligen oder einem ertrunkenen, als Gonger wiederkehrenden Landsmanne begegnet zu ſein, bald die Oennerbänkiſſen (Erdwichtel) auf den Hügeln Amrums im Mondenſchein tanzen geſehen zu haben. Hier meinte einer von den donſumer Hexen verfolgt zu werden, dort einer vor den hörnumer Dünengeſpenſtern fliehen oder dem kopfloſen Jückersmarſchmann ausweichen zu müſſen. Dieſer wollte den Reigen der frieſiſchen Hexen auf den Grabhügeln der ſylter Haide geſehen, jener den Geſang oder das Schmieden der Oennererſken (Unterirdiſchen) im Morſumkliff gehört haben, u. ſ. w.

Kurz die Sagen von den nächtlichen Abenteuern, ſo wie von dem Weſen oder Unweſen der altfrieſiſchen Seefahrer in ihrer ſturm- und nebelreichen Heimath während der Wintermonate erhalten gewöhnlich einen wilden heidniſchen Anſtrich, ja nicht ſelten einen höchſt ernſten Schluß, ſind aber im Allgemeinen nicht weniger intereſſant als die Erzählungen von den Seefahrten dieſer Söhne des Meeres und der Nacht." —

Hanſen theilt nach bisher nicht veröffentlichten Documenten mehre Lebensbeſchreibungen ſolcher Seeleute mit, von denen namentlich die des ſpäteren Admirals de Bombell und die von Hark Olufs, ſo wie die des Capitäns Maenis de Jung ſehr intereſſant ſind. Wir müſſen uns beſchränken, die der beiden erſten mit einiger Abkürzung zu geben.

Als Stenbock mit ſeinen Schweden im Jahre 1713 die frieſiſche Marſch heimſuchte, dienten auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde ein frieſiſcher Jüngling, Namens Niß Ipſen, und Grete, ſeine Braut. Ein ſchwediſcher Offizier, der nach dem Gute kam, verliebte ſich in das hübſche Mädchen und begann ihrer Ehre nachzuſtellen. Eines Tages ertappte der eiferſüchtige Niß den Herrn Offizier, wie er in die Kammer ſeiner Braut gedrungen war, und raſch entſchloſſen ſprang er durch das Fenſter hinein und erſtach den liederlichen Schweden, worauf er aus der Gegend flüchtete. Er eilte nach Hamburg und, als er auch dort ſich nicht ſicher glaubte, nach Amſterdam. Hier angekommen, entging er mit Noth den Schlingen der Seelenverkäufer, die damals dort ſo manchen unerfahrenen Fremdling kaperten, der ohne ſein Wiſſen und Wollen alsdann auf ſieben lange Jahre oder vielleicht auf immer nach Oſtindien geſendet wurde, um dort für die niederländiſche Regierung Kriegsdienſte zu leiſten. Es iſt viel gerühmt worden von den Thaten der Holländer zu jener Zeit, aber was ſie leiſteten, wurde zum großen Theil durch Deutſche und namentlich durch Frieſen gethan, die ſelten einen angemeſſenen Lohn erhielten. Niß Ipſen bildete indeß eine Ausnahme von der Regel. Er machte erſt auf einem Kauffahrer mehre Reiſen nach Oſtindien, erwarb ſich ſchnell Kenntniſſe vom Seeweſen und Achtung bei ſeinen Vorgeſetzten, ſtieg von Stufe zu Stufe und wurde Schiffscapitän. Endlich trat er als Capitänlieutenant in die Dienſte der Generalſtaaten. Hier zeichnete er ſich in mehren Gefechten aus, erſchlug mit eigner Hand den berüchtigten Seeräuber Morgan und wurde ſchließlich zum Lohne für ſeine Thaten von der niederländiſchen Regierung zum Admiral ernannt und mit Reichthümern überhäuft. Als Admiral nannte er ſich nach ſeinem Heimathsdorfe Niß de Bombell. Er ſchrieb jetzt an ſeine trauernde, daheimgelaſſene, ihm noch immer treugebliebene Braut folgenden Brief:

„Aan myn Greethje.

As du nog van der Gesynning bist, t' welk du weirst, do ick mit dy daglick op Bombell dende, so kam to my na der Haag un war myn Frow. Ick bin tegenwordig Hollandische Admiral.

Nis de Bombell,

vormalen Nis Ipsen, dyn getruwe Brydigam."

Die Braut kam, und der Admiral und die frieſiſche Magd wurden ein glückliches Paar.

Nicht weniger intereſſant iſt die zweite Geſchichte, die ebenfalls in dieſer Zeit ſpielt und durch ihre Abenteuerlichkeit Gegenſtand der Drehorgelpoeſie geworden, empfindſamen Reiſenden aber noch nicht abenteuerlich genug geweſen iſt, ſo daß ſie ihren Schluß ins Sentimentale überſetzen zu müſſen geglaubt haben. Sie lautet in der verbürgten Verſion folgendermaßen:

In der Nähe der Scillyinseln wurde am 10. März 1724 ein von der Elbe kommendes Schiff, worauf sich vier Amrumer, Hark Olufs, Richard Flor, Jens Nickelsen und Hark Nickelsen befanden, von einem türkischen Seeräuberschiff überwältigt und dann nach Algier geführt. Hark Olufs war damals sechzehn Jahr alt. In Algier angekommen, wurde er gleich seinen Leidensgefährten auf dem Markte für ungefähr tausend Mark lübisch verkauft. Nachdem er mehre Herrn gehabt, von denen ihn jeder wieder mit Vortheil an einen andern überlassen hatte, wurde er dem Bei von Konstantine, Namens Assin, für 450 Stück von Achten überlassen. Drittehalb Jahre lang diente er diesem als gemeiner Lakai. Da er sich in dieser Zeit die Gunst des Bei erworben, der ein habgieriger und kriegerischer alter Mann war, so erhielt er das Amt eines Gasnadi oder Oberkassirers, welches er vier Jahr bekleidete und als solcher, freilich noch immer unfrei, einen jährlichen Lohn von 1700 Stück von Achten erhielt. Er hatte zwei Schreiber und zwanzig Bediente unter sich. Außerdem wurde ihm das Commando von 500 Reitern übertragen. Bei Gelegenheit eines Krieges mit einem andern afrikanischen Fürsten, dem Boessase von Thesis, zeichnete sich Hark Olufs mehrfach aus, und es wurde ihm infolge dessen die gesammte Reiterei des Bei anvertraut. Am Ende ließ er sich jedoch mit dieser Heeresmacht in einen feindlichen Hinterhalt locken, die Mehrzahl der Seinen wurde niedergehauen und ihn selbst machte man zum Gefangenen. Anfangs behandelte man ihn hart, später aber wurde er mit Zutrauen und Achtung beehrt. Ein Scheik nahm ihn mit auf die Jagd, und diese Gelegenheit benutzte er, um auf ein schnelles Pferd zu steigen und zu seinem alten Herrn zu entfliehen. Mit genauer Noth entkam er den Kugeln der ihm nachsetzenden Feinde, und erreichte nach zweitägiger Flucht das Lager des Bei wieder. Bald darauf schlossen die Gegner Frieden, ja sie verbündeten sich sogar zu einem Angriff auf den Bei von Tunis. Auf einer Recognoscirung begriffen, wurde Hark hierbei abermals gefangen. Er wußte indeß abermals sich Zutrauen zu verschaffen, indem er sich für einen Flüchtling aus dem Lager des Bei von Konstantine ausgab, ja man vertraute ihm sogar hundert Mann an, damit er sie gegen seinen alten Herrn führe. Allein er täuschte diese Truppen und ging abermals zu dem Bei von Konstantine zurück, der sich nicht wenig über seine Treue freute. Hark Olufs rieth ihm, den Feind unverzüglich anzugreifen, indem er während seines Aufenthalts im feindlichen Lager die starken wie die schwachen Seiten der tunesischen Armee erforscht hatte. Er führte nun die vierzigtausend Mann des Bei gegen den Feind, erfocht einen vollständigen Sieg und rettete überdies im Gedränge der Schlacht seinem Herrn das Leben. Acht Jahre nach seiner Ankunft in Afrika machte er, mit dem letztern im Gefolge einer Karavane von sechstausend Menschen eine Wallfahrt nach Mekka, eine Reise, welche dreizehn Monate dauerte.

Später wurde er mit einer Sendung an den Sultan von Marokko betraut, die er zur Zufriedenheit seines Herrn ausführte. Endlich, nachdem er im Ganzen zwölf Jahre bei dem Bei Assin gedient, bat er um seinen Abschied und erhielt ihn. Mit Geld und Gut reichlich versehen, begab er sich nach Algier, schiffte sich hier nach Marseille ein, und reiste von da zu Lande über Paris und Hamburg wieder seiner Heimathsinsel zu. In Hamburg traf er seinen Vater Oluf Jansen, der ihm auf die Nachricht von seiner Befreiung bis dahin entgegengereist war. Im Frühjahr 1736 kam er glücklich wieder auf Amrum an, wo er sich 1737 verheirathete und am 13. October 1754 seine Tage beschloß.

So erzählt Hark Olufs selbst in seiner Lebensbeschreibung, und man vergleiche damit die Geschichte, wie sie von dem dänischen Touristen Tolderlund (Dr. H. „Ein Sommer in Schleswig") ins Empfindsame übersetzt klingt. Nachdem derselbe die Gefangennehmung und Wegschleppung des Hark Olufs in die Sklaverei erzählt hat, fährt er fort:

Von dem Augenblicke an, wo sein Vater dies erfuhr, hatte er keinen andern Gedanken, als so viel zusammenzubringen, daß er damit den Sohn loskaufen könne. Der alte Fischer schnitzelte in Holz, flocht Taue aus Sandgras, aß sich kaum satt, und jeden mühsam ersparten Schilling verscharrte er am Fuße dieses Dünenhügels. Endlich hatte er so viel zusammengespart, daß er durch die Regierung die Loskaufung des Sohnes betreiben konnte. Er empfing die Nachricht, daß Oluf frei sei und bald in die Heimath zurückkehren würde. Einige Zeit darauf ankerte ein Schiff an der Insel, und der losgekaufte Gefangene wurde ans Land gesetzt. Die ganze Bevölkerung eilte an die Küste, um ihn zu sehen. Der alte Vater war außer sich vor Freude. Das Boot legte an, der Befreite stieg ans Land — es war nicht sein Oluf. Ein anderer desselben Namens, gleichfalls ein Amramer, der einzige Oluf im Bagno, war gegen seine sauer erworbenen Schillinge freigegeben worden — von seinem Oluf erfuhr man nichts. Der Alte war vernichtet. An derselben Stelle, wo er oft gesessen und über seinen Schatz gebrütet, erblickte man ihn von jetzt an über seinen Kummer brüten. Unterdessen lebte der Sohn umgeben von orientalischem Luxus. Klug und listig von Natur, hatte er Gnade vor den Augen des Beis zu finden gewußt, und der Sklave war zum General avancirt. Doch diese Herrlichkeit vermochte nicht, ihn zu fesseln. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der fernen Heimath, nach den nackten Sanddünen Amrums beschlich ihn, er flüchtete, und einige Jahre nach der Ankunft des unrechten Oluf ankerte wieder ein Schiff an der Küste und setzte einen Passagier ans Land. Der alte Fischer saß, wie immer, auf der Düne und starrte den Kommenden gleichgiltig an — hatte er doch niemand mehr zu erwarten. Da erkennt er plötzlich die lieben Züge, und er, der männlich gegen den Kummer

angekämpft, unterlag seiner überströmenden Freude und sank leblos im Sande um, mit dem Ausruf: Oluf!

Seit jener Zeit heißt der Hügel die Olufsdüne.

Wenn man der Sage glauben darf, wurde der afrikanische General später Strandvogt auf Amram, und alte Leute wollen noch das Grab auf dem Friedhofe zu Neble gesehen haben, wo Oluf und sein Vater, im Leben getrennt, im Tode vereint ruhen. —

Wie manche kopenhagener Dame mag sich hierbei ohne Ursache gerührt zu sein in der Lage gesehen haben!

Ein ähnliches Schicksal wie Hark Olufs hatte später Tam Tammen von Sylt. Auch er wurde nach Algier in die Sklaverei geführt, gerieth unter einen Maurenstamm in der Wüste Sahara, trat (was jener nicht gethan) zum Islam über, zeichnete sich im Kriege durch Klugheit und Tapferkeit aus, wurde Anführer des Stammes und zuletzt sogar Statthalter einer großen Provinz von Marokko. Als solchen traf ihn einst ein Landsmann in Alexandrien. Auch Jans Bathen von Sylt wurde als Sklave nach Afrika verkauft und gelangte dort später zu Ehre und Reichthum. Einst saß ein junger Friese betrübt auf dem Markte von Algier, um verkauft zu werden. Da klopft ihm ein großer bärtiger Türke auf die Schulter und redet ihn in friesischer Sprache an. Es war Jans Bathen, der den erstaunten Matrosen sogleich freimachte.

Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern deutschen Literatur.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von R. O. Spazier. Fünf Bände. Leipzig, O. Wigand. 1833. —

Man muß bei diesem Werk einige starke Wunderlichkeiten übersehen, z. B. den Charakter, den sich der Verfasser auf dem Titel gibt, die Zueignung an Börne, die unaufhörliche sehr feindselige Polemik gegen Goethe und Schiller und Aehnliches; aber der Kern des Buchs ist gut, und nicht blos zum Verständniß Jean Pauls, sondern zur Einsicht in den Charakter der deutschen Literatur überhaupt, wie er sich in den Jahren 1794—1805 entwickelte, ist es ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel. Trotz aller Pietät des Herausgebers gegen seinen Onkel wird doch die falsche Methode in dem Schaffen dieses Dichters mit einer Gewissenhaftigkeit und Schärfe analysirt, die man mitunter gelstreich nennen kann. Wer Jean Pauls Werke gründlich studirt, wird sich von dieser Methode einen ungefähren Begriff bilden können, denn der Dichter macht aus derselben kein Hehl. Wie er selbst Liebes- und Freund-

ſchaftsgeſchichten künſtlich erlebte, um ſie nachher im Roman darzuſtellen, ſo erzählt er es auch von ſeinen Helden, die doch im Grunde ſämmtlich eingehende Dichter ſind. Man hat bei Goethe häufig die Indiscretion getadelt, mit der er vergangene Liebesverhältniſſe im Roman wiedergab, allein er gab ſich doch ſeinen Empfindungen ganz unbefangen hin, und erſt wenn ſie vorüber waren, dachte er daran, ſie zu poetiſiren. Jean Paul dagegen liebt, verehrt, ſchwärmt und haßt mit bewußter Abſicht, aus rein ſtyliſtiſchen Zwecken, und wenn er die Citrone ausgedrückt, ſo wirft er die Schale weg. Daher trotz des anſcheinend überwältigenden Realismus in ſeinen Dichtungen die innere Unwahrheit und Krankhaftigkeit, daher die entſchiedene Abneigung, die Goethe und Schiller gegen ſeine Art zu ſein hegen mußten, wie ſehr ſie auch ſein Talent gelten ließen. — Die Vergötterung, die mit ihm während ſeines Aufenthalts in Weimar und Berlin 1796—1802 getrieben wurde, zeigt augenſcheinlich, wie das von Goethe und Schiller vertretene künſtleriſche Princip ſich doch nur in einem ſehr beſchränkten Kreiſe Bahn gebrochen hatte, und wie ſelbſt die Maſſe ihrer Verehrer den tiefern Sinn deſſelben gar nicht ahnte. — Die verſchiedenen Liebesverſuche Jean Pauls, bis er ſich im 38. Jahre verheirathete, ſind mit vielem Humor erzählt und verdienen von den Anhängern der damaligen Gefühlsſchwelgerei aufmerkſam ſtudirt zu werden; namentlich das Verhältniß zu Charlotte von Kalb, die, nachdem ihr Schiller entgangen war, mit aller Gewalt Jean Paul heirathen wollte. — Die Skizze von dem Leben dieſer merkwürdigen Frau im weimariſchen Jahrbuch von 1854 haben wir bereits angeführt. Als Ergänzung tragen wir noch nach:

Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Von Dr. Ernſt Köpke. Berlin, W. Hertz. 1852. —

Der Verfaſſer bemüht ſich mit vielem Erfolg, in dem Jargon ſeiner Heldin zu reden, doch hat er nur das Verhältniß zu Schiller dargeſtellt; die Beziehungen zu Jean Paul ſcheinen ihm ganz unbekannt geblieben zu ſein. —

Henriette Hertz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürſt. Berlin, W. Hertz. 1850. —

Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer, der die Notizen aus dem Munde ſeiner berühmten Freundin mit Sorgfalt und Verſtand zuſammengeſtellt hat, dieſelben nicht aus ſeinen eignen Erinnerungen ergänzt hat. Die geiſtreiche Geſellſchaft in Berlin ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erwartet noch einen eignen Geſchichtſchreiber, der vielleicht ein ebenſo intereſſantes Werk liefern kann, als der eigentliche Literaturhiſtoriker. Es wurde in dieſen Kreiſen der reichen und gebildeten Jüdinnen zwar viel unreife Gefühlsſeligkeit getrieben, aber es entwickelten ſich doch daraus auch ſehr viele glänzende Erſcheinungen, und namentlich für das Verſtändniß des Uebergangs aus der

claſſiſchen in die romantiſche Literatur iſt das Studium dieſes excluſiven und idealen Publicums unentbehrlich. Vielleicht findet ſich der Verfaſſer einmal veranlaßt, einen Nachtrag herauszugeben, in dem beiläufig auch einige Ungenauigkeiten des vorliegenden Buchs berichtigt werden müßten. Vor allem wäre es wünſchenswerth, einen literariſchen, möglichſt vollſtändigen Nachweis über die ſchon gedruckten Berichte zuſammenzuſtellen, die in den verſchiedenſten Zeitſchriften verſtreut ſind und derer man kaum mehr habhaft werden kann. — Eine Schilderung dieſes Kreiſes aus dem Jahre 1797 findet ſich in Böttgers „Literariſchen Zeitgenoſſen", zweiter Band S. 402—414; auf die Tagebücher von Gentz in den Grenzboten von 1846 hat ſchon Haym in der Erſch- und Gruberſchen Encyklopädie aufmerkſam gemacht. —

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Bände. Berlin, Duncker u. Humblot. 1834. —

Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen von Enſe. 2 Bde. Leipzig, Reichenbach. 1836. —

Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von Varnhagen von Enſe. Mannheim, Hoff. 1837 ꝛc. —

Schade, daß Herr von Varnhagen dieſe vermiſchten Schriften nicht zu einem chronologiſch geordneten Ganzen zuſammengeſtellt hat. In dem erſten Buche werden uns nur die Briefe Rahels mitgetheilt, die Antworten müſſen wir in der Galerie aufſuchen und die erläuternden Notizen in den Denkwürdigkeiten. Wie man auch über die geiſtige Geſundheit Rahels denken mag (und man kann in der That darüber verſchieden denken, wie auch über den claſſiſchen Stil ihres Mannes), es war doch immer ein reiches Leben und eine Welt voll Beziehungen, die kaum ihres Gleichen in der Culturgeſchichte hat. — Was die eignen Erlebniſſe des Herrn von Varnhagen betrifft, ſo iſt der erſte Theil derſelben eine willkommene Ergänzung zu der Selbſtbiographie von Steffens. Die literariſche Gährung, welche Steffens als junger Docent mitmachte, erlebte Varnhagen als Student in einem Kreiſe vertrauter und begabter Freunde, die in Berlin und Halle in den Jahren 1803—7 einen ähnlichen Verein gegründet hatten, wie zehn Jahre vorher in Jena die Geſellſchaft der freien Männer. Die Notizen, die ſich auf die Zeit zwiſchen der Schlacht bei Jena und den Freiheitskriegen beziehen, ſind nur ſporadiſch; bedeutender wird die Schilderung der folgenden Jahre. Die vermiſchten Recenſionen, die Herr von Varnhagen aus verſchiedenen Zeitſchriften wieder hat abdrucken laſſen, ſind im Ganzen recht unbedeutend; indeſſen haben ſie doch in ſo weit Intereſſe, als ſie uns die Stimmung des gebildeten Publicums gegen verſchiedene wichtige Erſcheinungen der Literatur verſinnlichen. —

Leben und Briefe Chamissos. Herausgegeben von Hitzig. Leipzig, Hirzel. —

Diese Denkwürdigkeiten, in der gewohnten, gewissenhaften Weise Hitzigs zusammengestellt, sind eine wichtige Ergänzung des vorigen Werks. Ueber den sittlichen und ästhetischen Charakter derselben haben wir uns schon in früherer Zeit ausführlich ausgesprochen. Der Nordsternbund, den Chamisso mit Varnhagen und Neumann ums Jahr 1803 in Berlin abschloß, hatte seine Colonien in Halle, Hamburg, Königsberg, Warschau, ja in Genf und Paris, und bildete gewissermaßen die unsichtbare Kirche, durch welche die schöpferische Literatur mit dem empfangenden Publicum vermittelt wurde. Es war die bekehrte, sittlich gewordene Romantik, die in diesem Kreise vertreten wurde, und zugleich das wiedererwachende Christenthum, welches nicht mehr aus künstlerischen Bedürfnissen, sondern aus dem Trieb des Herzens angestrebt wurde. Der Verkehr des Kreises mit Zacharias Werner war nur äußerlich, desto inniger die Beziehungen zu Fichte, Schleiermacher und Bernhardi und die Freundschaft mit Neander und Fouqué. — An die Schilderung dieser Lebensbeziehungen, 1803—1809, schließt sich das Leben bei Frau von Staël, 1810—1811, von welchem höchst interessante Mittheilungen gegeben werden, welche die bereits angeführten Berichte von Werner und Oehlenschläger ergänzen. Wichtig für die Literaturgeschichte sind aus diesen Denkwürdigkeiten nur Chamissos Lehrjahre, während er seltsamerweise als productiver Dichter erst im spätern Alter, eigentlich erst im 40. Jahre, sich geltend machte. Die Biographie hat noch ein anderes Interesse, als die literarhistorische Neugierde, man freut sich an dem reinen Abdruck eines schönen Menschenlebens. —

Ein Stück aus Goethes Leben. Zum Verständniß einzelner Werke desselben. Von Abeken. Berlin, Nicolai. 1845. —

Es werden in diesem Büchlein vorzugsweise die Persönlichkeiten, die in dem Gedicht an Almenau vorkommen, erläutert. Im Uebrigen ist nicht viel Factisches darin zu finden. —

Aus Goethes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig, Hartung. 1849. —

Das Büchlein sucht vorzüglich die Weimeraner von dem Verdacht zu reinigen, sie hätten Goethe nicht genug geehrt und unterstützt. — Es wird unter anderm S. 50—65 eine Notiz über Goethes Heirath gegeben, die aber unvollständig ist, und gegen Riemers Nachrichten nicht aufkommt. Dagegen geben einige Nachrichten über die Stellung Goethes zwischen Kotzebue und Schlegel bei Gelegenheit der deutschen Kleinstädter S. 72—78. eine willkommene Ergänzung zu dem, was Goethe darüber mittheilt. —

Digitized by Google

Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum beſſern Verſtändniß ſeines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehreren, die in ſeiner Nähe lebten. Penig. Sichart. 1832. —

Der größere Theil der Klatſchereien, die über Goethes perſönliche Verhältniſſe, namentlich über das Verhältniß zu ſeiner Frau, umgehen, ſchreiben ſich aus dieſem böswilligen Buche her, welches übrigens doch nicht zu umgehen iſt, obgleich das Raiſonnement bei weitem die Thatſache überwiegt. Eine Notiz über Bettina S. 33. verdient um ſo mehr Beachtung, da der Briefwechſel Goethes mit einem Kinde erſt drei Jahre ſpäter erſchien. „Frau von Goethe hing mit ganzer Seele an dem Vater ihrer Kinder. Der geheime Rath, wie ſie ihn zu nennen pflegte, war ihr Gott und wehe dem, wer nur etwas zu bezweifeln wagte, das der geheime Rath geſagt hatte. — Die übertrieben naive, aber höchſt geiſtreiche Bettina (Eingeweihte in B. F. und W. werden wiſſen, wen ich meine) mußte das einmal ſehr ſchmerzlich erfahren, und Augenzeugen und Zeitgenoſſen erzählen höchſt komiſche Aeußerungen der beiden Frauen während eines Streites, welcher wunderlich genug, aber von der Frau von Goethe abſichtlich herbeigeführt, über eine Kunſtfrage zwiſchen ihnen entſtand und damit endete, daß jene dieſe eine wahnſinnige Blutwurſt ſchalt, wogegen die letztere ihr das Haus verbot; ein Ausſpruch, den Goethe zu Bettinas größtem Schrecken beſtätigte, weil — ſie ihm läſtig geworden war.“ — Es ſei uns verſtattet, noch eine komiſche Anekdote hinzuzufügen. „Eine der erſten noch lebenden dramatiſchen Künſtlerinnen begann ihre Laufbahn in Weimar. Sie hatte bei ihrem Debut auf den Bretern, die die Welt bedeuten, einige wenige Worte zu ſagen. Goethe ließ ſie zu ſich kommen und ſagte: „Nun, mein liebes Kind, ſagen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu ſprechen haben.“ — Sie gehorchte. Goethe belehrte ſie nun und ließ ſie dann die Worte wiederholen. — Sie that es. — „Noch einmal,“ ſagte er ruhig. Sie leiſtete willig Folge. — Da ließ er ſie mit dem ruhigſten „Noch einmal“ von der Welt dieſelben Worte wol funfzigmal wiederholen, und als ihr endlich vor innerem Aerger und zurückgedrängten Thränen die Stimme verſagte, ſprach er, ohne im geringſten von ihrem Kummer und Grimm Notiz zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes Kind, gehn Sie jetzt zu Hauſe und überdenken Sie ſich das; dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebenſo viele Mal wiederholen; da ſoll es wol gehen.“ —

Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocaodica. Herausgegeben von F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann. 1846. —

In dieſer Sammlung iſt unter andern der Briefwechſel mit Heinr. Meyer (1788—1830), beſonders intereſſant in Bezug auf die Anſichten über Kunſt und Alterthum. Die Abneigung gegen die chriſtliche Kunſtrichtung tritt hier

ſehr lebhaft hervor; noch 1817 (S. 108) findet ſich ein ſehr hartes Urtheil über die Nazarener in Rom. Das Verhältniß zu Schiller wird hier, wie überall, ſehr edel und würdig beſprochen. Der große Eindruck, den Z. Werner bei ſeinem Aufenthalt in Weimar (1807) auf den Dichter machte, findet ſich auch hier wiedergegeben. In einem Brief an Ad. Müller (1807, S. 170) ſteht das bekannte ſtrenge Urtheil über Heinrich von Kleiſt. „Ich will, ſagt G. 1810 (S. 336—7), dieſe ganze Rückwendung nach dem Mittelalter recht gern gelten laſſen, weil wir ſie vor 30—40 Jahren ja auch gehabt . . . Die Neigung der Jugend zum Mittelalter halte ich für einen Uebergang zu höhern Kunſtregionen . . . jene Gegenſtände erfordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch alle und jede Kunſt vorbereitet wird . . . Solche Hoffnungen und Ausſichten machen im Durchſchnitt gegen die Fratze des Augenblicks tolerant und gutmüthig. Aber manchmal machen ſie mirs doch zu toll. So muß ich mich z. B. wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir ſeine Dolores zuſchickte und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, ſo wollte ich lieber, er hätte ſich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er ſich in dieſen Narrenwuſt dieſer letzten Tage verfinge, denn ich fürchte, aus dieſer Hölle iſt keine Erlöſung. Uebrigens gebe ich mir alle Mühe, auch dieſe Epoche hiſtoriſch als ſchon vorübergegangen zu betrachten.“ —

Reliquien der Fräulein Suſanna Catharina von Klettenberg. nebſt Erläuterungen zu den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele. Von J. M. Lappenberg. Hamburg, rauhes Haus. —

Die religiöſen Gedichte der ſchönen Seele erinnern an Novalis. —

Heinrich von Kleiſts Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von Eduard von Bülow. Berlin, W. Beſſer. —

Die Kritiker haben in Deutſchland im Ganzen weniger Einfluß, als man gemeinhin annimmt. Seit Jahren iſt der hohe poetiſche Werth des Dichters, auf deſſen unglückliches Leben aus dem vorliegenden Werk einige grelle Streiflichter fallen, von der geſammten Kritik gebührend anerkannt worden; im Volk iſt er noch immer ſehr wenig bekannt. Der Schatz unſerer Nationalliteratur ſeit dem Schluß der eigentlich claſſiſchen Periode iſt nicht groß, um ſo mehr thut es noth, immer von neuem auf die Wenigen hinzuweiſen, die über das Niveau der Mittelmäßigkeit hervorragen, auf die eine gerechte Nachwelt mit Stolz zurückblicken wird. Und zu den Dichtungen Kleiſts gehört weſentlich ſein Leben. Eine edle und vornehme Natur, und doch ein tiefes Lebensräthſel, an dem man ahnend herumtaſtet, deſſen Werk man aber nicht findet. Das vorliegende Buch macht einen tiefen, freilich ſchmerzlichen Eindruck; von allen

Memoiren der nachgoethiſchen Zeit erweckt es die meiſte Theilnahme. Das Loos des Genius im Allgemeinen iſt nicht ſo ſchlecht, wie man es gewöhnlich ſchildert, auch in Deutſchland nicht; aber über Kleiſt ſchwebte wirklich ein böſes Schickſal. Es iſt an uns, dieſer großangelegten Natur nachträglich Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. —

Präſident Walker.

Die Gegenden von Mittelamerika, welche jetzt durch die Staaten Guatemala, Hondouras, Nicaragua, San Salvador und Coſta Rica ausgefüllt werden, ſind beſtimmt, in der Weltgeſchichte einmal eine nicht unwichtige Rolle ſpielen. Sobald die Verbindung der beiden Meere vollſtändig durchgeführt ſein wird, findet man hier den Mittelpunkt des Zwiſchenhandels unter den verſchiedenen Welttheilen. Bis jetzt ſieht man in jenen Gegenden noch nicht viel Gedeihen. Die drei Stämme, welche daſelbſt wohnen, die Creolen, die Indianer und die Neger, verabſcheuen ſich gegenſeitig, ſie verabſcheuen aber gemeinſchaftlich jede Art der Arbeit. Die Soldaten plündern, die Mönche, welche bereits die Hälfte des Landes beſitzen, betteln um die Producte der andern Hälfte, und das geſammte Volk ahmt ſeinen geiſtlichen Führern nach. Wenn ein Mann, der gewandt das Pferd zu führen verſteht, Geld genug hat, um funfzig oder ſechzig Abenteurer zu werben, ſo pflanzt er die Fahne irgend einer politiſchen Partei auf, verkündet ſeinen Entſchluß, das unterdrückte Vaterland zu befreien, und gewinnt durch einen Handſtreich die Regierung, bis er ſie durch einen neuen Handſtreich verliert. Bei dieſer permanenten Anarchie kann man leicht ſich überzeugen, daß ſich ein nationaler Staat niemals bilden wird, und in der That haben bereits ſowol die Engländer als die Nordamerikaner ihr ernſtes Augenmerk darauf gerichtet, ſich dieſes wichtigen Platzes zu bemächtigen, die Amerikaner durch allmälige Einwanderung, wie in Texas und den andern Ländern, die ſich von Mexico losgeriſſen haben, die Engländer durch Unterſtützung eines indianiſchen Königs der Moskitos, den ſie zu ihrem Clienten gemacht haben, und der ihnen Gelegenheit gibt, ſich, ſo oft ſie es wünſchen, in die innern Angelegenheiten von Mittelamerika einzumiſchen. Seit 1850 hatte ſich eine Compagnie in Neuyork gebildet, um den Kanal in Angriff zu nehmen; bald aber wurden die Amerikaner veranlaßt, zu gewaltſameren Mitteln zu greifen. Die Engländer hatten ohne einen erheblichen Rechtsgrund 1852 einen Landſtrich in Nicaragua beſetzt und ihn ihrem Moskitokönig übergeben. Die Amerikaner wurden eiferſüchtig darüber, und es ſcheint, als ob die geringe Streitkraft, welche die Engländer im orientaliſchen Krieg entwickelt

haben, ihnen zu dem Unternehmen Muth gegeben habe. Der Abenteurer, der es ausführte, Walker, ist in Tenneſſee geboren, war zuerſt Advocat, machte eine Reiſe durch Europa, ſtudirte Medicin in Paris, ſiedelte ſich damals als Journaliſt in Neuorleans an und wanderte dann nach Californien aus, von wo er mit einigen hundert Abenteurern einen Aufſtand in Niedercalifornien gegen den Präſidenten Santa Anna unterſtützte. Zwar wurde er geſchlagen, aber er entwickelte bei dieſer Gelegenheit ſo viel Entſchloſſenheit, daß er allgemein das Vertrauen erregte, zu ähnlichen Unternehmungen ein paſſendes Werkzeug zu ſein.

Im Anfang des Jahres 1854 kämpften zwei Candidaten um die Präſidentſchaft der Republik Nicaragua; der unterliegende, Caſtillon, entfloh nach Hondouras, erklärte ſich als einen Vorfechter der Freiheit und fand bald darauf Veranlaſſung, mit einigen dreißig Leuten in Nicaragua einzudringen, vereinigte ſich mit etwa 600 Soldaten, die zu ihm abfielen, und belagerte ſeinen Gegner in der Hauptſtadt Granada. Die Belagerung zog ſich mehre Monate hin, und Caſtillon, der einen Rückſchlag des Glückes fürchtete, bot dem Oberſt Walker 52,000 Acres Land an, wenn er ihm beiſtehen wollte. Walker nahm billig das Anerbieten an, landete zu Ende des Juni 1855, wurde aber geſchlagen und nur die Nachläſſigkeit ſeiner Gegner rettete ihm das Leben. Zwei Monate darauf war er plötzlich wieder da. Mittlerweile waren die beiden Rivalen geſtorben, und der General Corral, der ihn ſchon früher geſchlagen, erwartete ihn mit ſeinem Heer, aber es gelang Walker, die amerikaniſche Tranſitcompagnie für ſich zu gewinnen, ſie ſtellte ihm ihre Dampfſchiffe zur Verfügung und am 13. October nahm er durch einen verwegenen Handſtreich Granada ein. Eigentlich war damit noch gar nichts entſchieden, denn die feindlichen Streitkräfte ſtanden ebenſo gerüſtet da, wie früher, aber die Befehlshaber derſelben verloren die Faſſung. Es gelang dem Geſandten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, einen Vertrag zu vermitteln, nach welchem ſich General Corral unterwarf. Ein gewiſſer Rivas wurde Präſident, Corral Kriegsminiſter und Walker Oberbefehlshaber der Armee. Er ſpielte jetzt genau die Rolle, wie Stilicho im römiſchen Reich. Die Behörden waren nur Schattenmänner in ſeiner Hand. Sein nächſter Plan war, die Anerkennung der großen Republik von Nordamerika zu gewinnen. Aber ſelbſt der Präſident Pierce mochte ſich dies Mal nicht darauf einlaſſen. Dagegen erhob ſich unter der demokratiſchen Partei eine große Agitation zu Gunſten Walkers. Man betrachtete allgemein das Unternehmen als einen amerikaniſchen Eroberungszug, der den Einzelnen ſo wie den Compagnien den größten pecuniären Gewinn verſprach, und bot alle möglichen Mittel auf, um Geld und Steitkräfte zu ſeiner Unterſtützung zuſammenzubringen.

Inzwiſchen war Walker in einer bedrängten Lage. Seine Truppen ver-

fielen den Krankheiten des Klimas, die Eingebornen faßten die kleine Zahl ihrer Unterdrücker ins Auge, ein Theil der Landestruppen entfloh in die benachbarten Republiken, ein anderer Theil blieb in drohender Haltung im Lande. Der Kriegsminister Corral ließ sich mit diesen in eine Conspiration ein; sie wurde entdeckt, und Walker ließ ihn ohne weiteres erschießen. Aber die Unzufriedenheit der Eingebornen wurde damit nicht beschwichtigt, der Präsident von Costa Rica, wo die Unzufriedenen sich zum Theil gesammelt hatten, rückte gegen die Grenze vor, und was das Schlimmste war, Walker litt an einem drückenden Geldmangel. Hier enthüllte er nun seinen Charakter vollständig. Er griff die Dampfboote auf, welche im Dienst der Transitcompagnie, der er seine Erhebung verdankte, das californische Gold nach Neuyork brachten, und bemächtigte sich desselben. Das war selbst den Demokraten von Nordamerika zu stark, und von jetzt an wagte niemand zu bestreiten, daß er ein Flibustier sei. Entschlossen, seine Rolle zu Ende zu spielen, erklärte er der Republik Costa Rica den Krieg. Der Präsident der letztern, heimlich von den Engländern unterstützt, griff die feindlichen Vortruppen unter Oberst Schlesinger, angeblich einem ungarischen Emigrirten, eigentlich aber einem notorischen Spitzbuben, an und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Walker ließ den Oberst Schlesinger erschießen und lieferte seinerseits den Feinden eine blutige Schlacht, die unentschieden blieb. Vergebens wurden in den südlichen Sklavenstaaten Meetings gehalten, um ihn zu unterstützen, das Unternehmen fand nur eine sehr geringe Theilnahme, obgleich nachträglich der Präsident Pierce, um seine Wiederwahl zu sichern, den Abgeordneten Walkers empfangen hatte. Der letztere ließ sich jetzt zum Präsidenten wählen und erklärte seinen Vorgänger für einen Verräther. Es scheint unmöglich, daß er sich auf die Länge gegen die Uebermacht ohne Unterstützung von Seiten der Vereinigten Staaten wird halten können; aber wenn dies Unternehmen auch scheitert, die zähen Amerikaner werden dasselbe nicht aufgeben, und über kurz oder lang wird das Sternbanner über Granada wehen. Es ist das der natürliche Lauf der Dinge. Die spanischen Colonien gehen sämmtlich ihrem allmäligen Untergang entgegen, weil sie keine innere Lebenskraft entwickelt haben, und der rüstige, ausdauernde, entschlossene Yankee ist ihr nächster Erbe. Im Anfang werden sehr unerfreuliche Erscheinungen daraus hervorgehen, noch schlimmer, als in Texas und Californien, aber mit der Zeit werden dadurch doch diese Länder colonisirt und der Cultur gewonnen werden.

Literatur.

Münchner politische Poesie im Jahr 1778. Aus Briefen von Zeitgenossen. — Als Graf Pergham, der verhaßte Minister Maximilian Josephs, kurze Zeit vor

dem Tode des Kurfürsten gestorben war, machte sich der allgemeine Unwille in bitteren Satiren Luft. Da er beim Leben, heißt es in einem Briefe, ohne Verschmierung seines Favorits und oft seiner Person nicht zu sprechen war, so wurde, als sein Körper auf dem Paradebett ausgestellt wurde, an die Hausthür angeheftet

Heute ist Graf Pergham das erstemahl gratis zu sehen.

Gleich darauf wurden die Verse angeschlagen:

Graf Pergham lieget hier, dein Geisel Bayerland,
Der deines Fürsten Macht mit goldnen Fesseln band.
Ihr Bayern bittet nur des Allerhöchsten Güte,
Daß dieses Unthiers Staub kein zweites Unthier brüte.

Dem neuen Kurfürsten Karl Theodor legte man folgende Verse ins Cabinet:

Durchlauchtigster Regent, Dein Volk ist gutgesinnt:
Doch wenn der Adel auch die Oberhand gewinnt,
So wirst Du, wie Maxmilian,
Dem stolzen Adel unterthan.

Als dann Joseph II. um seine vergeblichen Erbansprüche zu unterstützen, östreichische Truppen in Baiern einrücken ließ, cursirte in München ein Gedicht:

Die guten Oestreicher.

Um unsere Grenzen zu decken,
Ganz redlich und pflichtgetreu,
Schickt Joseph dem Friedrich zum Schrecken
Uns seine Soldaten herbei.

Da sind sie, die Nachbarn von Osten,
Voll Freundschaft bezog schon ein Corps
Hübsch ordentlich Wachen und Posten;
Und Joseph verlangt nichts davor.

Er gibt uns nur Schutz und wir räumen
Ihm alles von Herzen gern ein;
Wem sollte was Böses wol träumen?
Wie könnten wir ruhiger sein?

Gesetzt nun, sie sollten lang bleiben,
Gesetzt auch, es wäre Betrug;
Die Frevler von uns abzutreiben
Sind wir noch stets muthig genug.

Wir haben zwar wenig Soldaten —
Das wär' ein' zu kostbare Waar' —
Doch haben wir Tänzer, Castraten
Und Pfaffen in zahlloser Schaar,

Geschweige der Erzbrüderschaften
Levitenschwänz, Jäger und Hund —
Ach Joseph, wenn diese dich straften,
Sie stürzten dich wahrlich zu Grund.

Wir haben auch viel Generalen,*)
Vielleicht auch noch mehr als wie du;
Du müßtest die Zeche bezahlen,
Drum laß uns ja lieber in Ruh.

Wir hoffens, und bleiben hier stille;
Die Preußen laß uns nicht herein!
Das ist unser bayerscher Wille,
Du sollst unser Schutzengel sein.

Als Antwort darauf wurden die Verse verbreitet

Josephs Recreation
Im erhabenen Ton:
Bayern! seid ruhig! ich komme zu schützen —
Und das Geschützte zu besitzen.

Neue Romane. Klaus Groth's Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Ins Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg und

*) Im selben Briefe heißt es: „Der Churfürst hat 30 Generalen, 38 Obersten, 35 Obristlieutenants und 20 Majors, folglich 443 Stabsoffiziere zu etwa 4000 Mann in München gefunden; ist das nicht erstaunlich lächerlich?"

Sohn. — Es ist richtig, daß durch die Uebertragung aus dem Plattdeutschen der poetische Duft des Originals theilweise verwischt wird; aber da die Vorzüge desselben doch nicht blos in der Form bestehen, da die lebensvolle, sinnlich warme Anschauung wenigstens theilweise auch in der Uebertragung festgehalten ist, so können wir das Unternehmen als ein dankenswerthes bezeichnen, um so mehr, da der Verfasser dasselbe mit anerkennenswerther Sorgfalt ausgeführt hat. Der größere Theil des Volks kann das Plattdeutsche nur mit Hilfe einer sehr ausführlichen Erklärung verstehen und eine solche würde doch den unmittelbaren Genuß stark verkümmern. —

Deutsche Lebensbilder. Erzählungen von Fanny Lewald. 1. Die Hausgenossen. 2. Das große Loos. 3. Kein Haus. 4. Die Tante. Braunschweig, Vieweg und Sohn. — Was uns bei diesen Erzählungen zunächst angenehm berührt, ist die Tendenz, die fast durchweg mit dem übereinstimmt, was wir über die Reform der deutschen Belletristik seit längerer Zeit empfohlen haben. Fanny Lewald sucht durchweg auf den Ernst des Lebens aufmerksam zu machen. Sie hat die empfindsamen Neigungen, von denen sie ursprünglich keineswegs frei war, mit glücklichem Erfolge unterdrückt und schärft überall die Wahrheit ein, daß der Reichthum des Gemüths sich nur auf einem soliden, gesunden Fundament, auf dem Boden des sittlichen Gesetzes, der verständigen Lebenszwecke entwickeln kann. Mit dieser Tendenz hängt nothwendig auch die Ausführung zusammen. Sie vertieft sich mit warmer Liebe in die Besonderheiten des deutschen Lebens und sucht denselben nach allen Seiten gerecht zu werden. Sie sucht nicht wie die meisten Schriftstellerinnen für incommensurable Naturen die Theilnahme des Lesers zu gewinnen, sondern für gesunde tüchtige Charakter, die mit Bestimmtheit wissen, was sie wollen, und deren Thätigkeit mit ihrer Ueberzeugung Hand in Hand geht. Wenn hin und wieder auch dieses wichtige Princip übertrieben oder wenigstens in einer paradoxen Form vorgetragen wird, so läßt sich das als ein Uebergangsmoment wohl begreifen und entschuldigen. Ueber einzelne Seiten des wirklichen Lebens hätte Fanny Lewald noch genauere Erkundigungen einziehen sollen. Wir wollen nur einen Zug aus dem ersten Bändchen anführen. Ein pensionirter Offizier wird nach dem Kriege Gärtner. Als er nun einen Studenten wegen einer schweren Beleidigung herausfordert, wird er nicht blos von diesem mit Verachtung zurückgewiesen, sondern er erregt das allgemeine Gelächter der Studentenschaft. Der Zug ist unwahr. Ein Student, der sich weigern sollte, einem pensionirten Offizier, gleichviel welche Stellung er später einnimmt, Satisfaction zu geben, würde in Verruf kommen. Dergleichen Fehler kommen zwar nur sparsam vor, aber bei einem realistisch angelegten Gemälde sollten sie ganz wegfallen. Für die freundlichste Erzählung halten wir die Tante; sie ist mit besonderer Liebe ausgeführt, und es ist der Dichterin auch am meisten gelungen, die richtige Stimmung zu treffen. —

Die Ideale und das Leben. Novelle von Ehrenfried. — Der Anzeiger, Novelle von Ehrenfried. Kiel, Schröder und Comp. — Der Verfasser ist nicht ohne Talent für humoristische Darstellungen und zeigt mitunter eine gute Beobachtung; aber einerseits verführt ihn seine Neigung zur Genremalerei häufig zu ungerechtfertigter Weitschweifigkeit, anderseits ist sein Stil zu nachlässig und incorrect. Eine sorgfältigere Arbeit wird seiner Fortbildung nicht schaden.

Le spectre de Chatillon par Elie Berthet. 3 Vol. Bruxelles & Leipzig, Schnée & Comp. — Die saubere und zierliche Darstellungsweise des Verfassers ist bekannt. In der gegenwärtigen Novelle wählt er die drei Perioden der französischen Geschichte, um an die Stammsage eines berühmten Hauses eigne Erfindungen anzuknüpfen, die hinter der leichten Arbeit doch beachtenswerthe psychologische Studien verstecken. —

Literatur. Aus Amerika. Gesammelt von F. W. Hobbach. Leipzig, Wengler. — Das Buch enthält im Wesentlichen eine Sammlung von Anekdoten, in denen überwiegend die Schattenseiten der amerikanischen Zustände hervorgehoben werden. Es ist gewiß am Ort, die deutschen Auswanderer, die durch eine verhängnißvolle Neigung dahin getrieben werden, auch auf diese Seite aufmerksam zu machen, wenn man auch durch einzelne Anekdoten die sittliche Beschaffenheit eines großen Landes nicht charakterisiren wird. Zum Schluß gibt der Verfasser eine Uebersicht der deutschen Auswanderungen nach Amerika im Lauf der letzten neun Jahre. Es ergibt sich daraus, daß in den Jahren 1847—1854 durchschnittlich 55,000 Personen auswanderten, daß in den drei nächstfolgenden Jahren die Durchschnittssumme die erschreckende Höhe von 139,000 erreichte und erst im Jahr 1855 wieder auf das vorige Maß herabstieg. Die Totalsumme der Auswanderer aus den Jahren 1847—1855 beträgt 753,000, eine für Deutschland höchst betrübende Erscheinung, wenn man bedenkt, was nicht blos an Arbeitskräften, sondern auch an Capital dem Lande dadurch entzogen wird. —

Erfahrungen eines Criminalbeamten. Bücher über Nachtseiten der Gesellschaft von F. Hirt, fürstlichem Criminalrath in Gera. Erstes Buch: Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. Leipzig, Wengler. — Man muß aus solchen Büchern nicht etwa schließen, daß das Verbrechen sich wesentlich vermehrt habe; es ist nur die Aufmerksamkeit größer geworden, und damit haben sich die Mittel, dem Verbrechen zu steuern, vermehrt. — In demselben Verlag sind einige nützliche Handbücher erschienen: Habla V. Castellano? oder die nützlichsten und nothwendigsten spanisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen, wie man sie im Umgange, im Geschäftsverkehr und auf der Reise gebraucht, nebst einer kurzgefaßten Grammatik der spanischen Sprache von G. H. F. de Castres. — Do you speak English? oder die nützlichsten und nothwendigsten englisch-deutschen Gespräche, Redensarten und Wörtersammlungen. Nebst Lesestücken und Uebungen für die Aussprache des Englischen. Sechste Auflage, vermehrt und verbessert durch Dr. O. Fiebig. — Handwörterbuch deutscher Synonymen zum Gebrauche für Schule und Haus. Von F. Sachse, Doctor der Philosophie. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage von Abelmanns Synonymik. —

Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Zweiter Band. Mit fünf vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Leipzig, Costenoble. — Wir haben bereits zwei Proben von der Behandlungsweise dieser Schrift gegeben; es bleibt uns noch übrig, auf den

Digitized by Google

Umfang hinzudeuten, den die Anschauungen in diesem Buch einnehmen. Die Verhandlungen der Amerikaner mit Japan haben für die Geschichte insofern Wichtigkeit, als dieses seltsame, der Cultur bisher fast ganz verschlossene Volk zum ersten Mal mit einem entschlossenen, energischen Willen zu thun gehabt hat. Die weiteren Folgen werden nicht ausbleiben, und so viel Ursache wir haben, gegen die nordamerikanischen Zustände eine scharfe Kritik auszuüben, das Verdienst müssen wir ihnen jedenfalls zugestehen, daß sie in die Diplomatie eine neue Richtung bringen. Es versteht sich von selbst, daß die Flottille nicht Gelegenheit hatte, sehr viel von dem innern Leben des Reichs zu sehen. Der Raum wurde ihr sehr spärlich zugemessen, aber was der Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte, hat er scharf angesehen und mit großer Anschaulichkeit wiedergegeben. Wir verdanken ihm auch einzelne sehr interessante Bemerkungen über die chinesischen Zustände, so weit er sie von Hongkong aus verfolgen konnte. Die Rückreise ging über die Sandwichinseln, San Francisco, Valparaiso, die Magdellanstraße und Rio Janeiro, alles Gegenden, die dem Europäer noch wenig bekannt sind und von denen man hier ein ansprechendes Bild gewinnt. Nebenbei macht auch die Persönlichkeit des Verfassers einen guten Eindruck. Er ist ein unternehmender Mann, empfänglich für alle Schönheiten der Natur, dessen gesunder Humor auch durch arge Widerwärtigkeiten nicht gestört wird. Das Buch hat bereits viel Anklang gefunden und wird sich voraussichtlich immer weiter verbreiten. —

Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen. Nach den neuesten Quellen. Herausgegeben von Karl Andree. Leipzig, Lorck. — Die Hausbibliotek für Länder- und Völkerkunde, von welcher diese Schrift den zehnten Band bildet, ist sehr verständig für die Bedürfnisse des größern Publicums angelegt. Der Herausgeber, sehr belesen in der einschlagenden Literatur und überall die praktischen Bedürfnisse scharf ins Auge fassend, hat kurz und gedrängt alles zusammengestellt, was den Deutschen interessiren kann. Zunächst fragt es sich, — wir möchten sagen, leider — wie es mit der Auswanderung dahin bestellt ist. Der Herausgeber kommt darüber zu folgendem Resultat: An und für sich sind alle günstigen Bedingungen zu Wohlfahrt und Gedeihen gegeben: Auswahl fruchtbarer Landstriche, weite Strecken mit gesundem Klima, Wasserverbindungen, See- und Strombäfen, leichte Verbindung mit Europa und freisinnige Gesetzgebung. Die Regierungen haben erklärt, daß sie den Fremden gern und willig ein Asyl bieten. Man begreift, daß alles, was die argentinische Bundesregierung oder irgend eine einzelne Provinz im Interesse der Einwanderer thut, dem Lande selbst Vortheil bringen muß. Schon die wenigen Beispiele, welche die kleinen deutschen Niederlassungen im Staate Buenos Ayres geben, sind geeignet, einen Schluß auf das ziehen zu lassen, was zahlreiche Ansiedlungen aus dem Lande machen würden. Vielleicht irren wir nicht in der Annahme, daß ein Theil unserer Auswanderer nach dem La Plata sich wenden wird, sobald dort die Verhältnisse sich in derselben Weise consolidiren wie in Chile, das unter allen südamerikanischen Staaten die meiste Achtung und einen hohen Grad von Wohlstand genießt, weil im Volke Sinn für Ordnung ist. Man begreift bei uns, daß es nicht in unserm Vortheil liegt, unsere Auswanderung wie bisher vorzugsweise einseitig nach Nordamerika zu lenken, wo sie wesentlich dazu beiträgt, einen Staatenbund groß und blühend zu machen, der

ſchon heute übermächtig und übermüthig geworden iſt, und in welchem die Unduldſamkeit und Ausſchließlichkeit der Knownothings den Deutſchen beeinträchtigt. Wollen die Argentiner deutſche Einwanderer in ihr ſchönes, aber noch ödes Land ziehen, ſo mögen ſie für ſich negative und poſitive Beiſpiele von den Nordamerikanern entlehnen, gaſtfrei ihre Pforten öffnen, volle Gleichberechtigung zur Wahrheit machen, und, nachdem ſie ihre Ländereien vermeſſen, dieſelben zu feſten Landpreiſen und mit giltigen Beſitztiteln verkaufen. Wenn ſie Hinderniſſe aus dem Wege räumen, guten Geſetzen ſtets Kraft und Geltung verſchaffen, wenn die Behörden allzeit Humanität und Gerechtigkeit walten laſſen, dann wird die Einwanderung angezogen und der Zuwachs von Arbeitskraft und Intelligenz nicht ausbleiben. Alles macht ſich dann von ſelbſt, und ehe ein Menſchenalter vergeht, können die Argentiner das meiſt entwickelte, reichſte und gebildetſte Volk im ſpaniſchen Südamerika ſein. Vor allem würde die ſogenannte Landfrage geregelt werden müſſen, mit welcher ſeit 1855 der Staat Buenos Ayres ſich befaßt. Aber ſo viel wir wiſſen, fehlen dort wie in den argentiniſchen Provinzen noch Kataſter, und das Hypothekenweſen iſt ſehr mangelhaft. Ueberhaupt liegt die ganze agrariſche Geſetzgebung ſehr im Argen. Man hat noch kein Geſetz über Staatsländereien (Ley sobre tierras publicas), doch wird, wie wir aus den Zeitungen erſehen haben, ein ſolches vorbereitet. Deshalb ſind die Eigenthumsverhältniſſe in Bezug auf Grund und Boden überall mehr oder weniger verworren und controvers, und bei manchen Ländereien ſind die Grenzen ſo unſicher, daß man in vielen Fällen nicht weiß, was Staatsländereien und was Privateigenthum iſt. Durch langen Beſitz ſind Eigenthumsrechte oder Anſprüche erzeugt worden, welche der Staat ſtreitig zu machen kaum wagen darf, er muß ſie deshalb unangefochten laſſen, wenn er nicht Verwirrung hervorrufen will. Dieſe iſt ohnehin ſchon groß, namentlich in Buenos Ayres, durch ein ſehr verbreitetes, aber unklares Erbpachtverhältniß, und die Geſetzgebung wird in den nächſten Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um die ländlichen Eigenthumsverhältniſſe einigermaßen der Regelmäßigkeit und Ordnung anzunähern, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika dem Einwanderer eine ſo ſchätzbare Gewähr geben. In der argentiniſchen Conföderation tritt noch eine andere Frage in den Vordergrund. Dort ſind allerdings viel verfügbare Staatsländereien vorhanden, aber ſehr häufig iſt nicht genau beſtimmt, welche davon Nationaleigenthum der Conföderation ſind und welche der einzelnen Provinz angehören. Im Staate Buenos Ayres iſt in den Gegenden, welche von Ueberfällen und Raubzügen der Indianer nichts zu beſorgen haben, nur noch wenig öffentliches Eigenthum vorhanden. Weiter nach Süden liegen allerdings viele anbaufähige und verfügbare Strecken Landes, aber ſie ſind bis jetzt nur nominelles Eigenthum des Staates, weil ſich die fruchtbaren Fluren weſtlich von Bahia Blanca im Beſitze der Pampasindianer befinden. In Uruguay ſind mehr öffentliche Ländereien verfügbar, als im Staate Buenos Ayres. Uebrigens iſt der Preis in allen La Plataländern ſo verſchieden, daß ſich darüber gar keine allgemeine Norm aufſtellen läßt. In der Nähe von bedeutenden Städten, wie Buenos Ayres und Roſario, ſtehen die Preiſe von Grund und Boden höher als in Deutſchland. Ein feſter Preis für Staatsländereien wie in Nordamerika fehlt, wie ſchon bemerkt; auch hat der Staat aus den oben erwähnten Gründen noch gar nichts

verkaufen können. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß einzelne Provinzen, einzelne Ortschaften und viele Grundbesitzer geneigt sind, Grundstücke von mäßigem Umfang an Einwanderer abzulassen, welche sich verpflichten, den Boden urbar zu machen und zu bebauen. Man sieht, wie viel in diesen Verhältnissen noch zu ordnen und zu regeln bleibt. — Das Buch selbst zerfällt in zwei Haupttheile, in die Geschichte und in die Beschreibung der Landstriche. Die Geschichte beginnt mit der Entdeckung des La Platastroms und geht bis auf die gegenwärtige Zeit; die Beschreibung umfaßt sowol die europäischen Colonien, als die Länder der Indianer. Wenn man bedenkt, wie verstreut die Notizen sind, aus denen man sich über jene Verhältnisse unterrichten kann, so wird man zugeben, daß der Verfasser sich durch eine Sammlung und Sichtung des Materials ein großes Verdienst um Deutschland erworben hat. —

Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen. Von E. Kossak. Berlin Stage. — Eine Reisebeschreibung durch Botzen, Trient, Verona, Venedig u. s. w. in dem ansprechenden Humor des beliebten Feuilletonisten dargestellt. —

Prometheus, der Verdammte. Ein dramatisches Gedicht von Karl Köllner. Verden, Steinhöfelsche Buchhandlung. — Was den Verfasser dazu bewogen hat, das Stück des Aeschylus umzuarbeiten, ist uns um so weniger klar geworden, da er sich nicht blos in einzelnen Scenen, nicht blos in der äußern Form, sondern auch in der leitenden Tendenz an sein Vorbild anlehnt; und wenn man einmal diese Voraussetzungen des Dramas beibehält, scheint uns die Ausführung des griechischen Dichters doch noch immer den Vorzug zu verdienen. —

Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltender Oldenburgischer Haus-Kalender auf das Jahr 1857. Siebenzehnter Jahrgang. Mit der Zugabe eines Notiz-Taschenbuches. Oldenburg, Stalling. — Wir haben schon mehrfach auf die Vorzüge dieses Kalenders hingewiesen, die hauptsächlich darin bestehen, daß er sich fast ausschließlich auf das provinzielle Leben bezieht und aus demselben einzelne Mittheilungen macht, die als solche auch in dem übrigen Deutschland Interesse erregen können. —

Geschichte von Hessen von Dr. Christian Röth. Cassel, Vollmann. — Der Verfasser beabsichtigt mit diesem Werk kein gelehrtes Unternehmen, es ist im weitesten Sinne des Worts ein Schulbuch. Aus diesem Zwecke ergibt sich schon von selbst die kurze und gedrängte Darstellung der Thatsachen, so wie die Auswahl solcher Züge, die hauptsächlich für Gemüth und Phantasie berechnet sind. Bei der guten, patriotischen Gesinnung, die der Verfasser entwickelt, ist es für die innere Harmonie des Buchs ein sehr günstiger Umstand, daß er mit dem Jahr 1814 schließt. Wir fürchten, daß die spätere Zeit ihm kein sehr erbauliches Material geliefert haben würde. —

Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Für Aerzte und gebildete Laien von Dr. Gustav Joseph. Breslau, Leuckart. — Der Verfasser, ein gediegener Arzt, geht keineswegs darauf aus, Venedig im Allgemeinen für Kranke zu empfehlen, er hebt vielmehr mit gleicher Unparteilichkeit die Vorzüge und die Schattenseiten des Orts hervor, und gibt eine detaillirte Anweisung, bis zu welcher Grenze und durch welche Mittel man die letztern am angemessensten beseitigen kann.

Digitized by Google

Bei den romantiſchen Vorſtellungen, welche flüchtige Reiſende über Venedig verbreitet haben, iſt es ſehr wichtig, einmal die praktiſche Seite ins Auge zu faſſen und den poetiſchen Nimbus zu zerſtreuen, deſſen falſche Vorausſetzungen leicht zu üblen Folgen führen können. —

Zeitvertreibe. Luſtſpiel in Verſen in einem Aufzuge von Gisbert Freiherrn Vincke. Hamm, G. Grote. — Der Scherz, der den Inhalt dieſes Stücks ausmacht, iſt gut erfunden, die Ausführung nicht ganz frei von Schwerfälligkeiten. —

Maximes et pensées de H. de Balzac. (Les arts et les artistes. — La littérature et les écrivains. — La religion. — La société et les gens du monde. — La nature. — La politique. —) Les femmes par H. de Balzac. Bruxelles et Leipzig, Schnée et Comp. — Unter den Novelliſten des neuen Frankreich iſt Balzac unſtreitig der ſcharfſinnigſte und geiſtvollſte. Ein Künſtler im höhern Sinne des Worts iſt er nicht, denn ſeine Virtuoſität beſteht ausſchließlich in der Zerſetzung, und abgeſehen von der barocken Form, die im Guten wie im Schlimmen von allen Convenienzen der Akademie abweicht, hat auch die Färbung ſeiner Bilder etwas Düſteres und Unheimliches. Er zerlegt das Narrengeflecht der menſchlichen Leidenſchaften mit einer Schärfe und Sicherheit, die uns zuweilen Bewunderung, zuweilen Schreck einflößt, aber er ſteht den Erſcheinungen mit einem ſo kalten Auge gegenüber, daß alles Leben unter dieſem Strahl erfriert. In den geheimen Falten ſeines Herzens ſteckt ein ziemlich ſtarker Idealismus, der mitunter an das Sentimentale ſtreift, aber er weiß ihn ſtets durch ſeine Verſtandesreflexionen zurückzudrängen, und in dem, was er uns wirklich bietet, iſt er der ausgeſprochene Materialiſt. Das Geſetz der Chemie überwiegt bei ihm das Geſetz des Geiſtes, denn auch die geiſtigen Regungen, die Neigungen, Leidenſchaften und Ideale behandelt er durchweg vom phyſiologiſchen Standpunkte. Da er nun beſtändig die Neigung hat, an die individuellen Erſcheinungen, die er darſtellt, allgemeine Reflexionen anzuknüpfen, ſo liegt der Verſuch nahe, dieſe Maximen, anſcheinend die reifſten Früchte ſeiner Beobachtung, von ihren endlichen Beziehungen abzulöſen. In der That wird man die vorliegende Sammlung mit einem nicht geringen Intereſſe durchblättern; aber einen wohlthuenden Eindruck macht ſie nicht, und man überzeugt ſich mehr und mehr, daß die Allgemeingültigkeit jener Reflexionen nur auf einem Mißverſtändniß beruht, daß es eigentlich nur die individuelle Beziehung iſt, die der Schriftſteller im Auge hat, und daß er ſich, wie der Jean Pauliſche Katzenberger, mit beſonderer Vorliebe in ſolche Individualitäten vertieft, die der Regel, oder mit andern Worten, der allgemein menſchlichen Natur widerſprechen. Das Wirkliche iſt bei ihm dasjenige, was der Idee widerſpricht, und die ſcharfſinnigſte Analyſe kann uns nicht darüber täuſchen, daß dieſer Peſſimismus doch nicht einmal der ganz gemeinen Wirklichkeit gerecht wird. —

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Muſikaliſcher Jahresbericht aus Berlin.

1.

Das jüngſt verfloſſene Jahr hat eine beſondere muſikaliſche Bedeutung für Berlin gewonnen, indem man die Compoſitionen der jüngern Muſiker, in denen ſich die Tendenz nach weſentlich neuer Geſtaltung ausſpricht, hierher zu verpflanzen ſuchte. Der ſchließliche Erfolg blieb hinter den anfänglichen Erwartungen zurück. Der beſonnene kritiſche Sinn hielt das Gegengewicht dem unruhigen Streben, den Geiſt mit neuem Stoff zu erfüllen. Dennoch iſt die muſikaliſche Bewegung, die im vorigen Winter begann, noch lange nicht an ihrem Ende angelangt. Wir haben nur einen kleinen Theil der neuern Beſtrebungen kennen gelernt (z. B. Berlioz fehlt noch faſt gänzlich), die jüngern Componiſten ſind unerſchöpflich in Productionen; ſie beſitzen endlich eine Energie in der Verfolgung ihrer Zwecke, die man ihnen wenigſtens als eine formelle Tugend gelten laſſen kann. Die Theilnahme des Publicums zeigte ſich zwar am Ende des Winters ſchwächer, und es iſt wol ziemlich außer Zweifel, daß Concertprogramme, die nur Neues enthielten, gar keinen Anklang finden würden; andrerſeits aber hat das Publicum auch noch nicht gänzlich damit abgeſchloſſen, und es bleibt den jüngern Componiſten noch immer Raum genug, wenn ſie ſich zu größerer Reife zu entwickeln im Stande ſind, ſich hier eine Stätte zu gründen. Daß hingegen dieſelben Werke, die im vorigen Winter entſchieden mißfallen haben, oder ſolche, die deſſelben Geiſtes ſind, mit der Zeit in der Gunſt des Publicums ſteigen und ſich wol gar dauernd darin behaupten ſollten, dünkt uns das Unwahrſcheinlichſte; unſerer Anſicht nach kann es ſich nur darum handeln, ob vielleicht mit der Zeit aus dem Chaos der modernen Beſtrebungen Einzelnes emportaucht, was größere Haltbarkeit beſitzt.

Die Kirchenmuſik iſt von dem neuen Geiſt faſt ganz unberührt geblieben. Von der Singakademie wurde der Meſſias und Judas Maccabäus von Händel, die Matthäuspaſſion und eine Cantate „Gottes Zeit iſt die allerbeſte Zeit“ von Seb. Bach, der Paulus von Mendelsſohn, das Requiem von Cherubini, der Hiob von Löwe und ein neues Werk von Emil Naumann „Jeruſalems Zerſtörung durch Titus“ aufgeführt. Die Chöre gingen meiſtens gut, namentlich im Requiem und im Paulus; mit ſinniger, wenn gleich nicht immer ſehr

lebendiger Nüancirung, und ohne effectſüchtige Koketterie, was ſich von andern Geſanginſtituten nicht im gleichen Grade rühmen läßt, in dem edlen Maße, das ſich für Leute von Bildung ziemt, aber freilich noch dieſſeits der möglichen Grenzen künſtleriſcher Begeiſterung ſtehen bleibt. Seltſamerweiſe ließen die Chöre in Händels Oratorien, die früher der Stolz der Singakademie waren, denen überhaupt der deutſche Chorgeſang ſeine jetzige Bedeutung verdankt, am meiſten zu wünſchen übrig; die Sänger erhoben ſich nicht zu der kraftvollen Energie, die das Lebensprincip händelſcher Muſik iſt. Man hat Händel mit Shakeſpeare verglichen und, was die markige Zeichnung betrifft, mit Recht; nur darf man dabei nicht an die geiſtreiche Tiefe des großen Dichters, an die Mannigfaltigkeit ſeiner Geſtalten denken; es iſt eine Verwandtſchaft des Charakters, aber eine große Verſchiedenheit des ſchöpferiſchen Talents. Darin liegt auch der Grund, weshalb ſich unſere Geſangvereine nicht an Händel genügen laſſen können; er gibt der Phantaſie keinen hinreichenden Stoff, die zarteren Seiten des Gemüths werden ſelten oder gar nicht von ihm berührt, die eigentlichen Einheiten künſtleriſcher Geſtaltung hatten wenigſtens eine untergeordnete Bedeutung für ſeinen überwiegend auf das Große und Einfache gerichteten Sinn. Anhänger der Zukunftsmuſik haben richtig herausgefühlt, daß der Geiſt, den ſie vertreten, mit dem Geiſte Händels in entſchiedenem Widerſpruche ſteht, und auf ſeine Beſeitigung gedrungen. Um ſo mehr Urſache für uns, an ihm feſtzuhalten, da wir uns nicht die natürlichen Grundlagen aller Muſik, Verſtändlichkeit, Geradheit und männliche Energie, durch fratzenhafte Einfälle einer verdorbenen Phantaſie verkümmern laſſen wollen; ſchon dem verweichlichenden Einfluß eines Mendelsſohn gegenüber hatte Händel ſein gutes Recht, und noch viel mehr im Gegenſatz zu jenen, deren erſchlaffte Nerven nur noch durch Verzerrungen zu reizen ſind. Doch läßt ſich die Gunſt des Publicums nicht erzwingen; und wenn wir ſehen, daß die Aufführungen händelſcher Oratorien nicht mehr in gleichem Grade beſucht ſind, wie früher, ſo muß man verſuchen, die Hinderniſſe, die der Theilnahme für ihn entgegenſtehen, zu beſeitigen. Obſchon einzelne Chöre und Arien ſchon ſeit langer Zeit fortgelaſſen werden, ſo geſchieht dies doch nicht in hinreichendem Grade; Händel wiederholt ſich zu oft in dem Ausdruck einer und derſelben Empfindung, als daß zuletzt nicht eine Abſpannung eintreten müßte; überdies iſt der innere Zuſammenhang eines händelſchen Oratoriums nicht ſo feſt, daß Auslaſſungen unſtatthaft würden. Wird dadurch das Werk ſo abgekürzt, daß es nicht den Abend füllt, um ſo beſſer; dann bleibt Raum für eine nicht zu ungleichartige und doch dem Gefühl näher liegende Compoſition. Ferner könnte man es mit manchem hier noch unbekannten Werk von Händel verſuchen. Der Meſſias, Judas Maccabäus, Samſon, Iſrael in Aegypten, das Alexanderfeſt — dies iſt der Kreis, in dem ſich die Aufführungen vieler Jahre bewegen; nur aus-

nahmsweise gelangten einmal Josua und Saul an die Reihe. Jedenfalls ist also noch eine reiche Ausbeute, sollte man sich auch nur auf die hervorragenden Chöre und Arien der andern Werke beschränken. Wenn die mangelhafte Ausführung der Chöre in der Energielosigkeit der Einzelnen ihren Grund hat, so liegt die ungenügende Besetzung der Soli noch tiefer begründet. Auch hier verlangt Händel Kraft und zugleich einen nicht geringen Grad von Fertigkeit; da der zu seiner Zeit übliche Kammerton viel tiefer stand, als heute, so ist der Umfang, den er den Stimmen nach der Höhe hin zumuthet, nicht bedeutend, wie es auch nothwendig ist, wenn der Klang voll und markig bleiben soll. Gegenwärtig hat sich das geändert. Nach dem heutigen Kammerton liegen die händelschen Arien oft recht hoch, nöthigen den Sänger also zu einer zarteren, weicheren, oder, was noch schlimmer ist, zu einer schreienden Behandlung des Organs; und so entsteht ein fast unlösbarer Widerspruch zwischen dem Geist, in dem diese Musik aufgefaßt sein will, und den äußern Hemmnissen. Sänger von großer Begabung und ausgebildeter Technik können ihn wol überwinden; doch ist die ohnehin schon sehr geringe Zahl derselben in jüngster Zeit noch dadurch vermindert worden, daß die Sänger der k. Oper seltener als sonst die Erlaubniß zur Mitwirkung in Concerten erhalten. Namentlich sind Krause und Mantius im Oratorium immer noch nicht zu ersetzen; theils fehlt den männlichen Gesangskräften, die Berlin außerdem hat, die Ausbildung oder die gewohnte Sicherheit des öffentlichen Auftretens; theils ist auch das ursprüngliche Talent ein geringeres, denn die Mehrzahl der hervorragenden Talente betritt eben die Bühnenlaufbahn. Günstiger sieht es mit den weiblichen Stimmen aus; hinsichtlich des Alts kann unsere Dilettantenwelt sogar bessere Kräfte stellen, als die Bühne, da Johanne Wagner sich zu wenig in den Geist der Kirchenmusik hineinzuleben vermag; der Sopran ist ebenfalls durch ansprechende Talente vertreten. Wäre in der jüngern männlichen Generation die Lust am Gesang und die Neigung zu einem gründlichen Studium desselben ebenso groß, wie bei der Damenwelt, so würden diese Verhältnisse sich vortheilhaft ändern; wie manches schöne Talent bleibt unausgebildet! Unsere Bildungsatmosphäre ist überreich mit Musik gesättigt, und dennoch sind große Lücken der musikalischen Erziehung wahrzunehmen. Die Herrschaft des Claviers in unserm Jahrhundert hat viel dazu beigetragen, ein tieferes Verständniß der Musik herbeizuführen und den Sinn für höhere musikalische Formen zu entwickeln. Leider kommt nur das, was der Einzelne mühsam darin erlernt hat, dem Gesammtleben der Kunst fast nie zu Gute. Schon aus diesem Grunde müßte der Gesang bevorzugt werden, dessen Studium in kürzerer Zeit zu Resultaten führt, die dem Ganzen irgendwie nützlich sein können. Die musikalische Erziehung, wie sie in der Regel ist, führt weder zu einem durchdringenden Verständniß, denn theoretisch musikalische Kenntnisse be-

ſitzen ſehr wenige, noch zu einem vollen, ſelbſtthätigen künſtleriſchen Leben. Es wird faſt nie ein beſtimmtes Ziel erreicht, und darin liegt das Unbefriedigende.

Die Matthäuspaſſion von Seb. Bach iſt ſeit dieſem Winter die regelmäßige Charfreitagsmuſik in der Singakademie geworden. Den Tod Jeſu von Graun hat man dem ſchneiderſchen Geſangverein überlaſſen. Ich ſuchte in meinem vorjährigen Bericht letzteres Werk als ein ſolches darzuſtellen, das man, wenigſtens im Großen und Ganzen, nicht gut entbehren könne, da es dem allgemeinen Verſtändniß zugänglicher iſt. Die Muſik ſoll nicht ausſchließlich für den Kunſtverſtändigen da ſein. Es iſt daher nur anzuerkennen, daß ſich ein andrer Verein der graunſchen Cantate annimmt, der Viele freilich entwachſen ſind; der bachſchen Paſſion aber iſt zu wünſchen, daß der zahlreiche Hörerkreis, den ſie dies Mal verſammelte, in die Eigenthümlichkeit der bachſchen Geſtaltungsweiſe eingedrungen ſein möge. Schon an den Recitationen kann man dieſelbe erkennen. Es iſt nicht der ruhige, wohlthuend edle Fluß der Erzählung, der nur die wichtigen Nüancen des Gegenſtandes einfach, aber beſtimmt hervorhebt, ſondern Bach läßt ſich auch nicht den kleinſten Zug entgehen, ſo daß das Ganze unruhig und eckig wird, aber höchſte Lebendigkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks erreicht. Ueberall wird das Allgemeine von dem Individuellen, die einfache Empfindung von der Schärfe des Verſtandes überragt. So iſt Bach der treueſte Spiegel des norddeutſchen, proteſtantiſchen Geiſtes, in noch viel höherem Grade, als Händel, der in ſeiner Jugend dem italieniſchen Opernſtil, wenn gleich nicht ohne Selbſtſtändigkeit, ſich anſchloß, und außerdem mehr für Engländer, als für Deutſche ſchrieb. Kein einziger iſt ſo ganz unſer, als Seb. Bach, und dennoch können wir der ganz beſondern Vorliebe, die ſich ihm neuerdings zuwendet, gegenüber gewiſſe Bedenken nicht aufgeben. Bei der Beurtheilung eines muſikaliſchen Kunſtwerks handelt es ſich nicht darum, ob der Componiſt hohe Ideen darin ausdrücken wollte, ſondern ob der Genius der Muſik in ihm lebendig war. Es ſcheint ſehr geiſtreich, die Muſik vom Standpunkt der höchſten geiſtigen Beziehungen aus aufzufaſſen; aber im Grunde iſt es eine Ungenauigkeit des Denkens, die das Entlegenſte durcheinandermiſcht und die Dinge nicht in ihrem Weſen, in ihrem Begriff erfaßt, ſondern bei den äußerlichen Beziehungen ſtehen bleibt. Gewiß hat die Muſik, wie jede andere Kunſt, Beziehungen zu dem übrigen menſchlichen Lebensinhalt; aber vor allen Dingen iſt ſie etwas Selbſtſtändiges, das aus ſich heraus gefühlt und erkannt ſein will. Darum iſt es ſchon gefährlich, wenn der Componiſt vom Ausdruck ausgeht; er muß muſikaliſch fühlen; dann wird ſich der Ausdruck, der der Muſik erreichbar iſt, von ſelbſt ergeben. Es iſt undenkbar, daß ein muſikaliſches Kunſtwerk ohne Ausdruck ſei; denn die Muſik iſt eine freie Schöpfung des Geiſtes; aber es iſt un-

möglich, daß dieſe eine Form, die des Tonreichs, fähig ſei, allen möglichen geiſtigen Inhalt in ſich aufzunehmen. Denn darin eben, daß ſie nicht alles Geiſtige in ſich umſchließt, findet jede Kunſt ihre Grenze; und nur dadurch ſchließen ſich die Künſte untereinander und in ihrem Verhältniß zu den übrigen geiſtigen Thätigkeiten zu einem organiſchen Ganzen zuſammen, daß in einem jeden von ihnen eine andere Seite des geiſtigen Weſens zur Erſcheinung kommt. Wir müſſen uns daher bei Bach nicht durch die ungemeine Energie und Feinheit des Ausdrucks beſtimmen laſſen, — denn in dieſer Beziehung iſt es möglich, die Grenzen des muſikaliſch Schönen zu überſchreiten — ſondern vor allem nach der muſikaliſchen Schönheit fragen. Daß ſich ſeine Schöpfungen nicht durch ſinnlichen Reiz auszeichnen, werden die meiſten zugeben, vielleicht allzu vorſchnell; denn eine feinere Sinnlichkeit wird für den geheimnißvollen, phantaſtiſchen Reiz der ſeltſamen Melodien, die ſich in den kühnſten Wendungen, mit großer innerer Beweglichkeit und einer gewiſſen beruhigenden Stetigkeit zugleich aufbauen, für die labyrinthiſchen Verwicklungen der zahlreichen ſelbſtſtändigen Stimmen, die ſich zu einem volltönenden und dennoch faſt nie materiell wirkenden Ganzen vereinigen, nicht unempfänglich ſein. Man hat nicht nöthig, an Bach mit dem Verſtande heranzutreten; er ſpricht auch zu der Phantaſie, die mit der bloßen Sinnlichkeit nicht verwechſelt werden darf. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, iſt er vielleicht der größte unter allen Componiſten; er beſitzt einen Reichthum der Phantaſie, eine Kunſt der Individualiſirung, wie man weder vor noch nach ihm gekannt hat. So regt er denn den Geiſt zu ununterbrochener Thätigkeit, zu ſteter innerer Arbeit an; und dies iſt von hohem Werth, da die Maſſe bekanntlich dem dolce far niente zu ihrem Unglück ſtets den Vorzug zu geben liebt. Aber ganz objectiv und muſikaliſch betrachtet, glauben wir, daß Bach dem polyphonen Element ein allzugroßes Uebergewicht über das homophone gab, daß er ſeine Melodien nicht fließend und natürlich genug bildete, daß er in der Behandlung des Rhythmus durch zu viele kleine Accente die Wirkung der großen, entſcheidenden ſchwächte. Bach floh ſo ängſtlich alles Gemeine, daß er zum Myſtiker wurde; nur ein ſo gewaltiger Geiſt, wie er, konnte in dieſer ätheriſchen Traumwelt noch Maß und Ordnung finden; aber dieſer ſchattenhafte Leib kann uns die heitere friſche Farbenpracht der wirklichen Welt und ihre Sonnenklarheit doch nicht erſetzen. — In der Aufführung der Matthäuspaſſion macht die Singakademie entſchiedene Fortſchritte. Dennoch wird jede Aufführung weit hinter dem Ideal zurückbleiben, als etwa bei Haydn oder Mozart, weil Bachs Weſen zu innerlich iſt. Faſt möchten wir glauben, daß kleine und aus ſehr guten Kräften zuſammengeſetzte Chöre der Aufgabe beſſer gewachſen ſein würden; Bach will nie maſſenhaft wirken, ſondern durch die höchſten Feinheiten der Kunſt. Den Evangeliſten ſingt Mantius mit vollendetem Adel; und wenn er

in der Auffaſſung auch nicht in alle Ideen Bachs eindringt, ſo erſetzt er dieſen Mangel durch die wunderſchöne Abrundung des Ganzen. Wie oben erwähnt, führte die Singakademie auch noch eine Cantate von Seb. Bach auf „Gottes Zeit iſt die allerbeſte Zeit". Sie gehört nicht zu den ſchwierigſten ſeiner Werke, obſchon ſie ebenfalls ſo wunderbar empfunden und ausgeführt iſt, daß ſie den unverkennbaren Stempel ſeines Genius trägt. Die Empfindungen frommer Ergebung in Gottes Willen, inbrünſtiger Liebe zu dem Erlöſer verbinden ſich hier mit dem Gedanken an den Tod zu einem Ganzen, das von der tiefſten religiöſen Schwärmerei erfüllt iſt. Man ſehnt ſich faſt, zu ſterben, in das unbekannte Reich des Jenſeits mit ſanftem Gebet hinüber zu ſchweben — einen beſſern muſikaliſchen Ausdruck konnte dieſe Stimmung nicht erreichen; aber es fragt ſich, ob die Stimmung ſelbſt eine geſunde iſt. — Von andern Werken Bachs, die in andern Concerten, zahlreicher als je, zur Aufführung kamen, werde ich weiter unten berichten. Die nächſte Zukunft wird die Zahl derſelben noch bedeutend vermehren (die H moll-Meſſe wird für dieſen Winter von der Singakademie vorbereitet); der alte Bach iſt ein Tagescomponiſt geworden. Die modernen Romantiker lieben und bevorzugen ihn wegen ſeiner Abſonderlichkeiten und wegen eines ſehr äußerlichen Scheines der Verwandtſchaft mit ihren Beſtrebungen; die Claſſiker bewundern die Kühnheit und Geſetzlichkeit ſeiner Erfindung. Wenige haben bis jetzt zu entwickeln verſucht, was ſeinem Standpunkt an höchſter Vollendung noch fehlte; aber die Zeit wird auch dieſe Fragen uns näher bringen.

Ueber das phantaſiereiche, dramatiſch ergreifende Requiem von Cherubini habe ich im vorigen Jahre ausführlich geſprochen. Man kennt und ſchätzt es in Berlin noch immer nicht in dem Grade, wie es ſein ſollte. Es iſt eine Größe und zugleich eine Milde der Auffaſſung darin, die den entſchiedenen Stempel des Claſſiſchen an ſich trägt. Die Singakademie führte es mit der erwähnten Cantate von Seb. Bach zuſammen am Todtenfeſte auf — ein glücklicher Gedanke, den man auch für die nächſte Zeit nicht aufgeben ſollte. — Der Hiob von Carl Löwe iſt ein neues, wenigſtens für Berlin neues Werk. Die allgemeinen religiöſen Empfindungen werden uns in einem bibliſchen Oratorium immer als der Kern gelten müſſen, der aller individuellen Bekleidung zu Grunde liegen ſoll. Der Oratoriencomponiſt muß lyriſches Talent beſitzen, und dies iſt Löwes ſchwache Seite. Er iſt ein vollendeter Balladen-, ein mittelmäßiger Liedercomponiſt; es iſt ihm verſagt, eine Grundempfindung zu äußerer Breite und Mannigfaltigkeit emporwachſen zu laſſen. Noch mehr tritt dies in ſeinen Chören hervor, die entweder ſogleich eine dramatiſche Wendung nehmen oder ſich in engen Umriſſen halten oder endlich den Eindruck des Trockenen, Gemachten hervorbringen. Ob dies eine angeborene Schranke ſeiner Natur oder ein Mangel der Technik iſt, vermögen wir nicht zu entſcheiden.

Löwe ist überhaupt kein reiner Musiker; die Dichtung ist ihm die Hauptsache. Er hat freilich nicht so viel Aufhebens von seiner poetischen Auffassung der Musik gemacht, als die neuere Schule, aber die Thatsache steht darum doch fest. Man kann insofern darüber streiten, ob die specifisch musikalische Erfindung bei ihm bedeutend sei; und es zeigt sich hier wieder, wie schwierig es in der Musik ist, gewisse Grenzen scharf zu bestimmen. Wenn man eine Ballade, wie der Erlkönig, im Ganzen betrachtet, so hat man ein so scharf ausgeprägtes Bild, daß die Originalität desselben unzweifelhaft feststeht; zergliedert man dasselbe im Einzelnen, so kann man an der Eigenthümlichkeit der Erfindung irre werden. Woher indeß L. auch das musikalische Material zu seinen Darstellungen nehmen mag, überall, wo er mit epischer Objectivität eine Stimmung, eine Situation, eine historische Vergangenheit, ja selbst eine Landschaft darstellen will, gelingt es ihm mit meisterhafter Anschaulichkeit. Deshalb bemüht er sich, seinen Oratorienstoffen ähnliche Seiten abzugewinnen, und vermag uns, wenn ihm auch die Hauptsache unvollkommen gelingt, doch durch das Beiwerk zu fesseln. Er giebt dem Hintergrunde die eigenthümlichsten und passendsten Farben, und regt so wenigstens die Phantasie an, da es ihm nun doch einmal versagt ist, es zu vollem Erguß des Gefühls zu bringen. Auch der Hiob hat nach dieser Seite hin viele Schönheiten, er erscheint sogar bedeutender, als die meisten andern Oratorien Löwes. Das idyllische Hirtenleben, das allmälig über Hiob hereinbrechende Unglück, seine fromme Demuth — alle diese legendenartigen Momente werden anschaulich und nicht ohne eine gewisse Naivetät von L. dargestellt. Namentlich ist in einzelnen begleiteten Recitativen viel Wärme der Farbengebung. L. vermochte aber nicht, sich auf diese Aeußerlichkeiten zu beschränken. Er fühlt es wohl, daß sein Werk trotz einzelner Schönheiten ohne große und gewaltige, lyrisch empfundene Chöre keinen rechten Halt haben würde. Hier tritt nun seine Schwäche hervor. Er wird unbedeutend und eintönig, wie im Anfangschor, oder verfällt auf Wunderlichkeiten, wie im Thema der viel zu weit ausgesponnenen Schlußfuge. Er hat auch nicht *einen* Chor geschrieben, der mit den Chören Mendelssohns irgendwie zu vergleichen wäre, obschon er diesen in der Sinnlichkeit der Darstellung nicht selten überragt. Aber Mendelssohns reicher Geist suchte und fand immer mehr den Schwerpunkt in dem Geistigen und darum überflügelte er seine Zeitgenossen.

„Jerusalems Zerstörung durch Titus" von Emil Naumann verdankt dem bekannten kaulbachschen Gemälde seine Entstehung. Leider vergaß der Componist, daß ebensowenig, wie das Poetische, das Malerische stets mit dem Musikalischen zusammenfällt. Er hatte einen mannigfaltigen, künstlerisch anregenden Stoff vor sich; aber indem er inmitten der verschiedenen Gestalten, die sich um die Zerstörung Jerusalems gruppiren, den Eindruck des plötzlich

Eintretenden und zugleich Daſeienden, den er von dem Bilde empfangen hatte, feſthalten wollte, ließ er ſich von dem Wege ruhiger muſikaliſcher Entwicklung abbringen. Faſt ſo, wie ſie jetzt iſt, hat ſeine Compoſition noch etwas Schleppendes im Vergleich zu dem Gegenſtande, den ſie darſtellen will, und iſt dennoch viel zu haſtig, um ſich zu einem muſikaliſchen Kunſtwerk geſtalten zu können. Das Gedicht mußte vor allem ein anderes ſein; anſtatt das, was in einem Augenblick geſchieht, breit und langweilig auseinanderzulegen, mußte es ſich zu einer in der Zeit vorgehenden Handlung umgeſtalten, wie es eben die Muſik verlangt. Aber auch abgeſehen davon, ſehen wir den Componiſten, im Vergleich mit ſeinen früheren Leiſtungen, nicht in einem Fortſchritt begriffen. Man muß ihm zugeſtehen, daß er überall eine gewiſſe Wahrheit des Ausdrucks erreicht, daß er es ernſt mit der Sache meint und ſich nicht mit oberflächlicher Gefälligkeit begnügt; aber man braucht der Wahrheit wegen nicht unſchön zu werden. Der Ausdruck ſondert ſich in folgende Hauptgruppen: die wilde Verzweiflung der fliehenden Juden (ſo ziemlich in dieſelbe Kategorie gehört der ewige Jude mit den ihn verfolgenden Dämonen), der Triumph der einziehenden Römer (das Recitativ des Titus iſt nüchtern und nichtsſagend), die warnende und klagende Stimme der Propheten, die ruhige, fromme Ergebung der auswandernden Chriſten. Daß es auch in dieſer letzten Gruppe dem Componiſten nicht gelang, ſich zu eigentlicher Wärme und Innigkeit zu erheben, ſcheint darauf zu deuten, daß er nicht aus dem Gemüthe heraus, ſondern mit dem Verſtande ſchrieb; denn hier mußten wir die Eigenſchaften, die dem Werke eben fehlen, nicht blos als Milderung des Ausdrucks, ſondern als den Ausdruck ſelbſt verlangen. So ſtellt aber R. der oft mit den ſtechendſten Farben und dabei nicht einmal in origineller Weiſe geſchilderten Leidenſchaft nichts weiter, als die ſtarre Erhabenheit des alten Kirchenſtils gegenüber, in die ſich einige mehr kränklich ſentimentale, als gefühlvolle Töne miſchen; der Geſammteindruck des Werkes konnte daher kein günſtiger ſein. Durch die Zudringlichkeit der Inſtrumentation, wie überhaupt durch das Beſtreben, die äußerſten Spitzen einer furchtbaren Situation darzuſtellen, ſchließt ſich daſſelbe den modernen Verſuchen der Kraftgenies an; in der Behandlung der Harmonie und der Formen iſt es dagegen viel maßvoller gehalten.

Der ſternſche Verein als Ganzes trat, wie gewöhnlich, mit einer kleineren Zahl von Aufführungen vor das Publicum, als die Singakademie. Dieſelben waren aber ſehr ſorgſam vorbereitet, von allen Nachläſſigkeiten und Ungenauigkeiten frei, und durch kluge Berechnung des Effects ausgezeichnet. Dennoch leugnen wir nicht, daß uns mitunter eine ruhigere, anſpruchsloſere Art des Vortrags zuſagender ſein würde. Die Stimmen des ſternſchen Vereins klingen klar, friſch, energiſch; aber ſie haben nicht die weiche Fülle, die ebenfalls zu vollendetem Wohlklang gehört und für den Ausdruck mancher Stücke

ſchritte gemacht. Ihr jetziger Orpheus z. B., der ihr doch ſo vorzüglich in der Stimme liegt, hat die reine, ungetrübte Schönheit ihres früheren verloren. Dieſe Unſicherheit des Geſchmacks, die niemals mit ſich ins Reine kommt, ob man ſich auf die unwiſſende, unkünſtleriſche Menge oder auf den gebildeten Kunſtgeſchmack ſtützen ſoll, iſt tief zu beklagen. Frl. W. beſitzt ein Talent erſten Ranges, nicht blos wegen der ſeltenen Schönheit ihrer Stimme, ſondern wegen des Feuers, deſſen ſie fähig iſt, wegen der weiblichen Zartheit und Innigkeit, die ſie dem Ton ihrer Stimme zu geben vermag. Aber ſie bringt es in ihren Darſtellungen ſelten dahin, das Ganze aus einem Guß zu geſtalten; ſie folgt bald dieſem, bald jenem Einfall; ihr fehlt überhaupt Bildung des Geſchmacks. Eine ganz andere Natur iſt Frau Köſter. Mit ihrer etwas trocken und ſcharf gewordenen Stimme kann ſie freilich denen wenig bieten, die im Geſang nur den Reiz friſcher Sinnlichkeit haben wollen. Mit aller Kunſt der Tonbildung läßt ſich jenes üppig Quellende der Stimme, wenn die Natur es verſagt, ebenſowenig erreichen, als man aus einem dürren Sandboden einen fruchtbaren Wieſengrund machen kann. Glücklicherweiſe ſind gewiſſe natürliche Eigenſchaften, wenn auch eine wünſchenswerthe Zugabe, für die vollendete Darſtellung eines muſikaliſchen Kunſtwerks nicht unentbehrlich. Eine Stimme, die hinreichenden Umfang, gleichmäßige Ausbildung der Regiſter, Kraft und Zartheit beſitzt, kann, wenn künſtleriſche Begeiſterung, Verſtand, ernſtes Studium und edle Bildung hinzukommen, ſich jede mögliche Aufgabe ſtellen. Nachdem wir in den letzten Jahren die berühmteſten Sängerinnen Deutſchlands kennen gelernt haben, glauben wir, daß Frau K. als dramatiſche Sängerin unter ihnen den erſten Rang einnimmt. Ihr Fidelio ihre Donna Anna, ihre Julia (in der Veſtalin), ihre Valentine, ihre Recha ſind gegenwärtig wol unerreicht. Namentlich aber müſſen wir ihrer Leiſtung als Fidelio einen außerordentlich hohen Werth zuſchreiben; ſie gehört zu dem Schönſten und Ergreifendſten, was wir überhaupt auf der Bühne geſehen haben. Frau Herrenburg-Tuczek tritt bei dem jetzigen Repertoir ſeltener in erſter Reihe hervor. Ihre Leiſtungen als Suſanna, Zerline, Marcelline (im Fidelio; leider gibt ſie dieſe Rolle jetzt ſelten; des Ganzen wegen wäre es wünſchenswerth, dieſelbe wieder dauernd in ihren Händen zu wiſſen), ſind noch immer ſehr anmuthig. Obſchon ſie unter allen unſern Sängerinnen das meiſte muſikaliſche Talent beſitzt, iſt ihr Geſang nicht immer ganz correct, vielleicht weil ſie, dem Weſen ihrer Rollen getreu, mit den Tönen mehr ſpielt, weil ſie jenen feſten und ſichern Tonanſatz vermeidet, der ſich für das ernſte Genre eignet. Trotzdem weiß ſie durch geſchmackvolle Wendungen, durch die natürliche Lebendigkeit ihres Spiels und die Sicherheit der Routine ihre Stelle ſehr gut auszufüllen. Eine allen Anſprüchen der Kunſt genügende Coloratursängerin beſitzen wir nicht. Frl. Trietſch und Frau Böttticher ſind in erſten

und zweiten Partien beschäftigt. Diese Unbestimmtheit der äußern Stellung ist meistens mit einer innern Unfertigkeit verbunden; selten oder fast nie geben uns beide Sängerinnen etwas Ganzes; doch wird man, wenn man nicht allzukühne Ansprüche macht, ihnen wol einräumen, daß sie ihren Platz ausfüllen.

Es scheint uns, daß unsere Oper, was den Reichthum weiblicher Talente betrifft, jeder andern deutschen Bühne überlegen ist. Dennoch müssen wir für die nächsten Jahre auf einen würdigen Ersatz bedacht sein. Theils verlangt der Geschmack des Publicums immer Neues, theils verlautet es, daß die beiden wichtigsten Stützen unserer Oper der Bühne nicht mehr lange angehören werden. Wichtiger und dringender noch ist indeß ein Ersatz im Tenor. Herr Mantius gibt nur noch wenige Rollen und vermag auch diesen nicht mehr in gewohnter Weise zu genügen, da seine Stimme, die in der Nähe immer noch lieblich und kräftig genug klingt, für das Opernhaus nicht ausreicht. Herr Pfister, der früher eine kräftige und dabei weiche Stimme hatte, von der Kunst des Singens aber niemals das Mindeste verstand, weiß sich jetzt, da die Naturkraft ihn verläßt, gar nicht mehr zu helfen und ist, da er sich noch im Besitz einiger großen Rollen befindet, im Ensemble nicht selten störend. Herr Krüger, der in der letzten Zeit beachtenswerthe Fortschritte machte, hat ein anderes Engagement angenommen. So bleibt uns nur Herr Formes, in dem wir allerdings einen der bedeutendsten deutschen Bühnentenore besitzen, der uns aber um so weniger ausschließlich genügen kann, als er sich ganz der modernen Richtung zugewandt und für das classische Repertoir fast unmöglich gemacht hat. Es dürfte wenig Sänger geben, die so viel Kraft, und Wohlklang in der Kraft besitzen und zugleich, zu Zeiten wenigstens, eines so schönen piano fähig sind; in der Verwendung freilich dieser herrlichen Mittel gehört F. einer andern Richtung an, als die wir vertreten. Er bemüht sich, seine Gestalten durch starke Lichter und Schatten zu beleben; den Vorwurf eines unlebendigen Vortrags kann man ihm im Ganzen nicht machen; aber in der Wahl der Farben geht er viel zu weit, in den Uebergängen verräth sich kein feiner künstlerischer Verstand. Doch werden die Eigenschaften, die ihm fehlen, in dem Rollencyklus, den er sich gewählt hat, weniger vermißt; und da er, im Vergleich mit dem, was er früher leistete, viele Ecken und Härten seines Gesangs abgeschliffen und in der dramatischen Auffassung seiner Rollen sichtbare Fortschritte gemacht hat, so wird man ihm immer die Anerkennung zollen müssen, daß er zu den hervorragenden Mitgliedern dieser Oper gehört.

Mit Bassisten sind wir reichlich versehen. Doch fehlt es uns, seitdem Zschiesches Kraft zu schwinden beginnt, an einem eigentlich tiefen Baß. Wir brauchen einen Sänger, der, wie er, einfach und ohne weitere Umstände zu

machen, den Ton ins Weite hinausſingt; ein beſonderer Gefühlsausdruck, wie er durch kunſtvollere Stimmbehandlung erreicht wird, iſt für dieſes Rollenfach Nebenſache. Herr Fricke, der kürzlich für daſſelbe engagirt wurde, hat recht ſchöne, aber noch unausgebildete Mittel; überdies ſpricht ſeine Höhe beſſer an, als die Tiefe. Herr Boſt eignet ſich, obſchon ſein Geſang auf einer ganz guten Grundlage ruht, mehr für das komiſche, als das ernſte Genre, da es ſeinem Vortrag an eigentlichem Adel fehlt. Manche Rollen, z. B. der Osmin, können gegenwärtig gar nicht beſetzt werden, Saraſtro nur ſehr unvollkommen. Dagegen wird der Rocco im Fidelio von Herrn Zſchieſche immer noch ganz vorzüglich gegeben. Herr Krauſe, als Oratorienſänger ausgezeichnet und in einzelnen mozartſchen Partien, z. B. als Leporello und Figaro, ſehr ſchätzenswerth, beſitzt im Ganzen doch nicht die Elaſticität des geiſtigen Weſens, die Lebendigkeit und Leichtigkeit der Geſtaltung, die man auf der Bühne verlangt. Er iſt ein Lieblingsſänger der gebildeten Geſellſchaft; aber die Bühne beruht auf weiteren Dimenſionen. Herr Salomon hat ſchöne Mittel, aber weder eine freie, edle Tonbildung, noch Idealität der Auffaſſung. Herr Radwaner, ein für hohe Baritonpartien neu gewonnenes Mitglied, hat eine weiche, in manchen Wendungen ſympathiſch klingende Stimme, der aber aller Kern und damit auch die Sicherheit der Intonation fehlt.

Ueber die Trefflichkeit des Orcheſters iſt wol nur eine Stimme. Doch wird ein Umſtand oft überſehen, den ich ſchon in meinem vorjährigen Bericht rügte, die ungleiche Stimmung der Blasinſtrumente. Geübtere Ohren bemerken die Differenz der Stimmung leicht. Abgeſehen davon, iſt es in manchen Opern, z. B. im Fidelio, ein wahrer Genuß, zu hören, wie alle Feinheiten der Partitur zu äußerer Erſcheinung kommen. Die ſchwächſte Seite unſerer Oper iſt dagegen der Chor, der durch Unreinheit, Unſicherheit und unedlen Klang oft eine ſehr ſtörende Diſſonanz in Vorſtellungen bringt, die ſonſt ganz makellos vorübergehen. Wir wiſſen es wohl, wie große Schwierigkeiten der Herſtellung eines guten Theaterchors entgegenſtehen, denn es ſteht den Bühnen faſt nie ein einigermaßen künſtleriſches Material zu Gebote; man müßte aber durch Verbeſſerung der Stellen auf eine Hebung dieſes Beſtandtheiles der Oper hinzuwirken ſuchen. Zwiſchen den Gehalten einer erſten Sängerin und eines Theaterchoriſten iſt ein ſo ungeheurer Unterſchied, daß dabei von einer verhältnißmäßigen Gleichtüchtigkeit nicht mehr die Rede ſein kann. Auch iſt es ein falſches Princip, daß ein Choriſt einer Hofbühne einen nicht viel größeren Gehalt bekommt, als der einer Provinzialbühne, während die Gehalte der Sologſänger vier- bis ſechsmal größer ſind. Auf dieſe Weiſe können ſich die Chöre einer Hofbühne nur durch größere Stärke vor denen einer Provinzialbühne auszeichnen, während ſie doch auch durch Schönheit und Adel des Klangs hervortreten ſollten. Dem wahren Kunſtfreunde kann damit nicht gedient ſein, daß

einzelne Rollen gut beſetzt ſind; er verlangt Gleichmäßigkeit und Zuſammenwirken aller Kräfte zu einem Ganzen; in der Oper hat alſo auch der Chor eine Bedeutung, die nicht überſehen werden will.

Das Repertoir unſerer Oper umfaßte folgende Werke: den Orpheus und die Armida von Gluck, den Don Juan, Figaro, Idomeneo und die Zauberflöte von Mozart, den Fidelio von Beethoven, die Veſtalin und Olympia von Spontini, den Freiſchütz, den Oberon und die Euryanthe von Weber, die weiße Dame von Boieldieu, den Tankred, Tell und Barbier von Sevilla von Roſſini, den Fra Diavolo, Maurer, Feenſee, die Stumme von Portici und die Krondiamanten von Auber, den Robert, die Hugenotten, den Propheten und das Feldlager in Schleſien von Meyerbeer, den Waſſerträger von Cherubini, die Norma und den Romeo von Bellini, die Lucrezia, Lucia und den Liebestrank von Donizetti, die Jüdin von Halevy, die Nibelungen von Dorn, den Tannhäuſer, die luſtigen Weiber von Nicolai, Adlers Horſt von Gläſer, den Czaar und Zimmermann und den Wildſchütz von Lortzing. Es iſt im Weſentlichen daſſelbe Repertoir, wie im vorigen Jahre; über die eingetretenen Veränderungen läßt ſich kurz berichten. Die Zauberflöte hatte ſeit einigen Jahren geruht. Sie erfordert bekanntlich eine ſo große Anzahl der ausgezeichnetſten Geſangskräfte, wie faſt kein anderes Werk. In der ganzen Welt gibt es wol heute keine Sängerin, die mit Leichtigkeit und Wohlklang bis zum dreigeſtrichenen F zu ſingen im Stande wäre und zugleich eine ſolche Fülle des Organs beſäße, wie ſie die Introduction der großen Arie der Königin der Nacht verlangt, und mit einer Innigkeit des Ausdrucks zu ſingen vermöchte, wie ſich in dem darauffolgenden Andante ausſpricht. Auch die Saraſtros ſind nicht häufig. Der berühmteſte Baſſiſt der Gegenwart, Formes, verwandelt die ernſte Milde des Oberprieſters in ein äußerliches Pathos; er benutzt die herrliche Muſik, um mit der Kraft ſeiner Stimme zu kokettiren. Die ſchwierigen, fein gearbeiteten Enſembles gehen auf den meiſten Bühnen faſt ganz zu Grunde. Es iſt daher kein Wunder, daß das heutige Publicum ſich nicht mehr ſonderlich von der Zauberflöte angezogen fühlt, um ſo mehr, da das Textbuch gar zu ſehr allen Begriffen von Bildung und geſundem Menſchenverſtande widerſpricht. Man mag es zu den Paradoxien Hegels zählen, daß er daſſelbe in Schutz nahm; doch läßt ſich jedenfalls nicht leugnen, daß es der Muſik eine Fülle von Stoff gab, und auch wir geben ihm darum den Vorzug vor vielen Texten, die in gebildeterer Form geſchrieben ſind, aber alles charakteriſtiſchen, individuellen Lebens entbehren. Auch dies Mal zeigte es ſich wiederum, daß das Publicum den Standpunkt der Zauberflöte als einen überwundenen betrachtet. Die Theilnahme war nur gering. Denn wenn auch die Beſetzung mangelhaft war, ſo gingen doch wenigſtens die Enſembles gut, und ſchon damit konnte ſich jeder Muſikfreund hinreichend belohnt fühlen,

Daſſelbe gilt von dem Orcheſter. Auch der Papageno war durch Herrn Krauſe gut vertreten. — Noch weniger Anklang mußte freilich die Wiederaufnahme des Idomeneo finden. Doch füllte ſchon die Neugierde einige Vorſtellungen. Der Idomeneo iſt ſtets ſehr wenig gegeben worden, auch in den Zeiten des größten Mozartcultus; erſt neuerdings hat man wieder einige Verſuche damit gemacht. Selbſt aus der Partitur oder dem Clavierauszuge mochten nicht viele Muſiker das Werk kennen, zu dem Mozart noch in ſpätern Jahren eine beſondere Zuneigung hatte, nur einzelne Nummern, ein Quartett, ein Terzett, ein Chor hatten ſich wol aus der allgemeinen Vergeſſenheit gerettet. Genauere Kenner der muſikaliſchen Literatur ſprachen ſich indeß meiſt mit großer Achtung vor dem Idomeneo aus; ja man vernahm ſogar Urtheile, daß darin mit das Tiefſte und Bedeutendſte enthalten ſei, was M. überhaupt geſchrieben habe. Dies iſt wol zu viel. Wer keinen Sinn hat für die Vermiſchung des Ernſten und Heitern, des Tragiſchen und Komiſchen, wird freilich dem Idomeneo, der ausſchließlich im Stil der Opera seria geſchrieben iſt, den Vorzug geben; nach dem, was wir oben entwickelt haben, finden wir die eigenthümliche Schönheit ſeiner Opern aber darin, daß er ſich von dem Stelzengange dieſes Stils durch Aufnahme des heitern Elements frei machte, daß er von der künſtlichen, gemachten Größe zur Natur zurückkehrte. Dieſe durchgängige Hoheit im Idomeneo iſt für uns ein Zeichen von Armuth; es iſt eine Unlebendigkeit darin, die uns durch die äußere Würde nicht erſetzt werden kann. Arie und Recitativ herrſchen vor. Die wenigen Enſembles, die das Werk enthält, ſind meiſterhaft, die Chöre von dramatiſcher Lebendigkeit; aber erſtens ſind ihrer ſehr wenige, zweitens haben ſie jene eigenthümliche mozartſche Süßigkeit, die Jahn ſehr ſchön als die aus vollendeter Reife hervorgehende Süßigkeit bezeichnet, noch nicht in dem Grade, den wir aus ſeinen ſpätern Werken kennen. In der Inſtrumentation zeigt ſich ein großer Reichthum von belebenden Gedanken; nach dieſer Seite hin iſt der Idomeneo vielleicht mit größerer Sorgfalt geſchrieben, als manches der ſpätern Werke von M. Aber die heutigen Muſiker pflegen ſehr genau das Orcheſter zu ſtudiren und ſich um ſo weniger um den Geſang zu kümmern. Wollten ſie ſich die Melodieführung in den Arien des Idomeneo näher anſehen, ſo würden ſie finden, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, der Geſang jene fließende Schönheit, jene lebendige Gliederung, die wir in den ſpätern Arien Mozarts bewundern, noch bei weitem nicht erreicht. Es iſt etwas Schleppendes darin; die Bewegung hat keine rechten Höhepunkte und keinen ſchönen Abfall. In der Behandlung des Orcheſters erreichte ſomit M. einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit, als er in der des Geſanges noch ziemlich unentwickelt war. Grade aus dieſem Verhältniß beider Factoren zueinander geht uns hervor, daß M. im Idomeneo noch nicht auf der Höhe ſeines künſtleriſchen Schaffens ſtand. Wenn man inzwiſchen nicht den Maß-

ſtab ſeiner größten Meiſterwerke mitbringt, wird man im Idomeneo hohen Genuß haben. Namentlich ſind der zweite und dritte Act, in denen die Handlung etwas in Gang kommt, reich an muſikaliſchen Schönheiten. Einige Arien der Elektra und der Ilia ſind von großem Reiz, jene durch ihr dramatiſches Feuer, dieſe durch zarte Lieblichkeit. Sollte es daher möglich ſein, die Oper dem Repertoir zu erhalten, ſo würden die Freunde der Muſik nur Urſache haben, dafür dankbar zu ſein. Die Aufführung war, obſchon unſere drei Primadonnen ſämmtlich mitwirkten, inſofern mangelhaft, als man ihrem Geſange anhörte, daß der Stil der Muſik ihnen nicht geläufig war. Eine vollkommene Verſinnlichung des Werks, wie wir ſie uns zu Mozarts Zeiten denken müſſen, iſt heute, bei der ganz andern Richtung des Geſanges, faſt unmöglich. Doch iſt anzuerkennen, daß man allerſeits die größte Mühe darauf verwandt hatte. —

Neu einſtudirt war ferner der Wilhelm Tell, von dem es ziemlich anerkannt iſt, daß er unter den ernſten Schöpfungen Roſſinis mit die höchſte Stelle einnimmt. Namentlich iſt das große Terzett zwiſchen Melchthal, Tell und Walther Fürſt und die Rütliſcene ebenſo wohlklingend als ſchwungvoll. Ueberhaupt hört man der Muſik das Beſtreben an, dem gewohnten Leichtſinn zu entſagen und die Wahrheit zu ihrem Recht zu bringen. Mit großem Talent hat ſich R. in die neue Richtung gefunden, aber die ſprudelnde Fülle ſeines productiven Talents hat er doch nicht mit hinübergenommen. Wilhelm Tell hat niemals ſo die Häuſer gefüllt, wie ſeine frühern Werke. Indem er ſich mit den Claſſikern verſöhnte, entfremdete er ſich dem Publicum, das vor allem Inhalt verlangt und ſich, wenn dieſer nur vorhanden iſt, die Formloſigkeit wohl gefallen läßt. Begeiſterung wird der Tell nicht hervorrufen, aber er iſt der würdige Abſchluß der künſtleriſchen Thätigkeit Roſſinis; und ſo lange Tankred, Othello, die Belagerung von Korinth u. ſ. w. auf unſern Bühnen erſcheinen, haben wir auch ein Recht auf den Tell. Für die Hauptrolle reichten die Kräfte des Herrn Radwaner nicht aus; Herr Formes gab den Melchthal dagegen recht gut; auch die Enſembles befriedigten. — Ein ſeltener Gaſt war in dieſem Winter der Barbier von Sevilla. Es iſt ein ſehr allgemein verbreitetes Vorurtheil, daß man eine Aufführung deſſelben auf deutſchen Bühnen nicht ſehen könne. Indeß war die diesmalige keineswegs ſo trocken und ungraziös, daß wir nicht herzliche Freude an dieſem Meiſterwerk der heitern Laune gehabt hätten.

W. A. Mozart.

Von Otto Jahn. Zweiter Theil. Mit dem Bildniß Leopold Mozarts in Kupferstich und 2 Facsimiles von W. A. Mozarts Handschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Der erste Band dieses nicht blos für die Musik, sondern für die gesammte Culturgeschichte höchst wichtigen Werks hat trotz der Schwierigkeiten des Gegenstandes einen unerwartet schnellen, aber durchaus gerechtfertigten Anklang gefunden, indem binnen wenigen Monaten eine zweite Auflage nöthig wurde. Wenn dieser Erfolg schon dem ersten Bande zu Theil wurde, der doch bei dem größern Publicum eine ungleich geringere Theilnahme erwecken konnte, da Mozarts Jugendwerke der Menge unbekannt sind, so läßt sich bei dem zweiten Theil ein glänzender Erfolg mit Bestimmtheit voraussehn. Indem wir uns vorbehalten, von unserm frühern Referenten eine ausführliche Besprechung dieses Theils zu bringen, geben wir hier vorläufig eine Probe von dem Werk, welche die Bedeutung Glucks für die Geschichte der dramatischen Musik auf eine ebenso neue als treffende Weise charakterisirt.

„Gluck war, nachdem er für die italienische Oper in Italien und London mit Beifall thätig gewesen war, im Jahr 1748 nach Wien gekommen und schrieb dort — einzelne Aufträge, welche er für italienische Theater ausführte, abgerechnet — theils für den Prinzen von Hildburghausen, theils und hauptsächlich für den kaiserlichen Hof eine Reihe italienischer Opern, welche sich in Form und Behandlung von dem damals üblichen Stil nicht wesentlich entfernten. Es war jene Zeit, wo nicht allein die hergebrachten Formen immer mehr zu einer rein conventionellen Formel wurden, sondern die Herrschaft der Gesangskunst alle Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks den Launen der Virtuosität aufopfern ließ. Die Wahrnehmung des Verfalls der Opernmusik, über welchen Metastasio selbst bitter klagte, rief in Gluck den Entschluß hervor, dieselbe auf ihre wahren Grundsätze zurückzuführen. Er war ein Mann von ernstem Nachdenken und von starkem Willen; die Regungen in der deutschen Literatur, der Poesie Würde und Bedeutung zu geben, blieben von ihm nicht unbeachtet — er war bekanntlich ein Verehrer Klopstocks, dessen Oden er componirte —, und namentlich sind die Bestrebungen, durch welche man in Wien mit so viel Eifer die deutsche Bühne zu heben suchte, gewiß nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, wie denn auch seine ersten praktischen Versuche in der neuen Richtung von den Vertretern der Reformation des Schauspiels, wie von Sonnenfels, mit dem lautesten Beifall begrüßt wurden. Gluck hat seine Grundsätze der dramatischen Composition in dem bekannten Dedicationsschreiben vor der Alceste ausgesprochen. Er erklärte, den Miß-

bräuchen, welche die Eitelkeit der Sänger und die Nachgiebigkeit der Componiſten eingeführt hatte, und durch die das ſchönſte und würdigſte Schauſpiel zum langweiligſten geworden ſei, entgegenzutreten; er wollte nicht den Gang der Handlung zur unpaſſenden Zeit durch ein Ritornell unterbrechen, nicht einer Paſſage oder Cadenz den Ausdruck opfern, nicht dem Herkommen zu Liebe den zweiten Theil einer Arie vernachläſſigen, wenn die Situation auf denſelben allen Nachdruck zu legen gebiete, um nur die unbedeutenderen Worte des erſten Theils viermal zu wiederholen und die Arie gegen den Sinn des Textes zu ſchließen; die Symphonie ſollte dem Charakter des Drama entſprechen und den Zuhörer auf daſſelbe vorbereiten. Denn als Grundgeſetz galt es ihm, der Muſik ihren wahren Wirkungskreis zuzuweiſen, indem er ſie der Dichtung unterordne, ſo daß ſie dieſe in jedem Moment der Situation entſprechend ausdrücke, ohne allen überflüſſigen Schmuck, wie das Colorit nur dazu diene, den Umriſſen Leben und Ausdruck zu geben; für ſein höchſtes Ziel erklärt er eine ſchöne Einfachheit, er verſchmäht alles Schwierige, wenn es der Klarheit ſchadet, alles Neue, wenn es nicht aus der Situation mit Nothwendigkeit hervorgehe; er verachtet jede Regel, um die rechte Wirkung zu erreichen.

An der Richtigkeit dieſer Grundſätze im Allgemeinen, ſowol ihrem polemiſchen als affirmativen Gehalt nach, wird kaum ein Zweifel entſtehen, es handelt ſich um ihre Anwendung durch die künſtleriſche Geſtaltung. Bei einer Muſik, die der Dichtung dienen und einzig ihr lebendigeren Ausdruck verleihen ſoll, hat man Grund, nach dieſer zu fragen. Gluck hatte in Calſabigi einen Dichter gefunden, der ihm durch die dramatiſche Behandlung antiker Stoffe im Gegenſatz gegen die von Metaſtaſio eingeführte Weiſe wahre Tragödien, würdig einer künſtleriſchen Darſtellung durch die Muſik, zu liefern verſprach. So entſtanden Orfeo ed Euridice (1762), Alceste (1767) und Paride ed Elena (1769). Es iſt auf den erſten Blick klar, daß der Begriff einer Tragödie auf keine derſelben anwendbar iſt, und daß weder in der Auffaſſung im Allgemeinen, noch in der Behandlung des Einzelnen eine Spur von antikem Sinn ſich verräth; wir begegnen überall der Rhetorik der italieniſchen Poeſie, und wo der Dichter über dieſelbe hinauszugehen ſucht, da ſchöpft er nicht aus der griechiſchen, ſondern aus der franzöſiſchen Tragödie. Dies iſt in jener Zeit nicht anders zu erwarten, allein hiervon abgeſehn haben dieſe Opern auch kein eigentlich dramatiſches Intereſſe. Eine Handlung, welche ſich in ihren einzelnen Momenten aus gegebenen Verhältniſſen durch prägnante Charaktere pſychologiſch entwickelt und dadurch unſer Intereſſe bis zu der mit innerer Nothwendigkeit erfolgenden Löſung der Conflicte feſthält, iſt nirgend zu finden, vielmehr nur eine Reihe von nothdürftig miteinander verbundenen Situationen, welche entweder einer beſtimmten Gefühlsſtimmung zum Ausdruck dienen, oder auch nur die Veranlaſſung bieten, dergleichen zu äußern, wie in

Ceremonien, Festlichkeiten mit Chor und Ballet und dgl. Der Dichter hatte also auf selbstständige Bedeutung verzichtet, sein Text war für den Componisten berechnet; auch war das Auge nicht weniger bedacht als das Ohr. Ein durchgehender Fehler war es außerdem, daß diese Situationen theils einander zu ähnlich sind und sich mit geringen Modificationen hintereinander wiederholen — was auf einer falschen Vorstellung von Einheit und Einfachheit beruhen mochte —, theils im Einzelnen zu breit und zu rhetorisch ausgeführt sind, was in einer unrichtigen Auffassung der tragischen Würde und Feierlichkeit begründet war.

Diese Beschaffenheit der Texte mußte bei Glucks Princip, durch die Musik nur das genau auszudrücken, was der Dichter in Worten gesagt hatte, auf die musikalische Gestaltung bedeutenden Einfluß gewinnen. Wenn wir in Gluck schon die Einsicht in wesentliche Mängel der damaligen Opermusik und die Energie, mit welcher er denselben entgegentrat, anerkennen müssen, so steigert sich unsere Bewunderung, wenn wir seine Leistungen dem Dichter gegenüber würdigen. Gluck besaß nicht allein einen freien und kühnen Geist, einen lebhaften Sinn und scharfes Verständniß für das dramatisch Wirksame, für das Charakteristische: er hatte, was zu allen Zeiten Wenigen gegeben ist, eine tiefe Empfindung für das Große. — Von Größe war nun in seinen Operntexten keine Spur zu finden, aber wie Winckelmann aus den Kunstwerken einer spätern Zeit das echte Wesen der griechischen Kunst in ihrer Reinheit und Schönheit zu erkennen vermochte, so erfaßte Gluck das Große, welches in den Hauptsituationen seiner Opern lag, ohne daß der Dichter es hatte zur Gestaltung bringen können, in seiner tiefsten Quelle auf, und indem er dem Dichter nachzugeben glaubte, schuf er aus seiner eigensten Natur heraus neu und groß. Der hohe Schwung und der edle Stolz, welcher die freien und sicheren Züge seiner Gebilde beseelt, die Wahrheit und Einfachheit seiner Darstellung, kurz alle die Züge der künstlerischen Größe sind es, welche seinen unvergänglichen Ruhm ausmachen. Die Richtung, welche er der musikalischen Darstellung auf das Charakteristische gab, war damit keineswegs identisch, obwol man leicht begreift, wie beides in Glucks Natur einander begegnete; in der Einseitigkeit, mit welcher er die letztere verfolgte, liegt neben großen und eigenthümlichen Vorzügen auch seine Schwäche.

In jenen italienischen Opern tritt nun keineswegs ein Aufgeben der überlieferten Form hervor; er bricht nicht etwa mit der Vergangenheit, er kehrt vielmehr in mancher Beziehung zum Alten zurück. Die knappere Behandlung der Arienform, deren Anlage überall zu erkennen ist, die Einfachheit des melodiösen und Beschränkung des colorirten Gesanges, die Sorgfalt für das Recitativ, überhaupt für den richtigen Ausdruck des Gefühls waren Aenderungen des herrschenden Geschmacks jener Zeit, nicht aber Neuerungen gegen-

über der älteren Weiſe. Das Alte zurückzurufen, weil es früher berechtigt geweſen war, kam ihm nicht in den Sinn, er wollte nur das Wahre, Rechte im Sinne ſeiner Zeit, ſeiner Individualität. Dies zeigt ſich namentlich darin, daß er, obwol eine ſchöne Einfachheit ſein Ziel war, weil er der nur den Sinnen ſchmeichelnden, durch Künſtlichkeit überraſchenden Ausartung des Operngeſangs durch ſcharfe Charakteriſtik entgegentreten wollte, nach dieſer Seite ſtarke Mittel anwendet, wie man dies früher nicht kannte. Am wenigſten tritt dies Beſtreben in der Bildung der Melodie hervor, die einfach und ausdrucksvoll, aber von der Weiſe der älteren und beſſeren Italiener nicht weſentlich unterſchieden iſt; auch die Form der Arien iſt, wie ſchon bemerkt, zwar meiſtens knapp und frei behandelt, aber keineswegs zerſtört. Ungleich bedeutender iſt der Unterſchied und der Fortſchritt, welcher im Gebrauch der Harmonie zu gewahren iſt; denn dieſe iſt nicht etwa nur überhaupt reicher ausgebildet, bedeutender und intereſſanter gemacht, ſondern ſie iſt in conſequenter Behandlung als ein Mittel zur dramatiſchen Charakteriſtik und nicht mehr weſentlich nur zur Unterhaltung des muſikaliſchen Sinnes angewendet. Nicht minder hervortretend iſt die Steigerung der inſtrumentalen Mittel der Charakteriſtik; zum erſten Mal ſind hier die Inſtrumente ihrer individuellen Natur gemäß behandelt, nicht als concertirende, ſondern inſofern ſie durch die Klangfarbe den verſchiedenſten Stimmungen einen bezeichnenden Ausdruck geben; durch Gegenüberſtellung oder Vereinigung verſchiedener Inſtrumente, durch compacte Maſſen wie durch einzelne Töne wird mit ſorgfältiger Berechnung und genauer Kenntniß in jedem Moment Licht und Schatten vertheilt und ein lebhaftes Colorit gewonnen. Die Wirkung dieſer verſchiedenen muſikaliſchen Elemente wurde concentrirt und gehoben durch die häufige Anwendung der Chöre, welche man in die Handlung zu verflechten und ihnen ein dramatiſches Intereſſe zu geben ſuchte, wodurch auch ihre muſikaliſche Behandlung zu größerer Bedeutung und lebendiger Charakteriſtik geſteigert wurde, ſo daß ſie auf der einen Seite den Culminationspunkt der in einer beſtimmten Situation ausgeſprochenen Stimmung bilden, während ſie für die freiere Bewegung und den raſcher wechſelnden Ausdruck in den einzelnen Perſonen eine feſte Umrahmung bilden. Und Gluck, der nach allen Seiten hin der Oper einheitliche Charakteriſtik zu geben bedacht war, erſtreckte ſeine Sorge auch auf Märſche, Tänze und ähnlichen Schmuck der Scenerie; auch dieſer ſollte nicht als eine glänzende, aber gleichgültige Augenluſt zum Drama hinzukommen, ſondern ſowol der Muſik als der Darſtellung nach durch die Situation motivirt und derſelben angemeſſen charakteriſirt ſein.

Großen Nachdruck legte Gluck auf das Recitativ. Das gewöhnliche Seccorecitativ tritt faſt ganz zurück, den größten Theil der Oper füllt das begleitete Recitativ, das hier alſo nicht mehr einzelne bedeutende Momente als Einlei-

tung und Uebergang zu den ausgeführten Geſangsſtücken hervorhebt, ſondern der eigentliche Ausdruck für die gehobenere Sprache des muſikaliſchen Dramas wird, dem auch, da der Geſang weſentlich die Stimmung ausdrückt, das Element des ſpecifiſch Dramatiſchen zufällt. Hier iſt nun die Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, der Reichthum an einzelnen Zügen ſeiner und geiſtvoller Charakteriſtik nicht minder zu bewundern, als daß Gluck nur ſehr ſelten in den Fehler verfällt, durch Detailausführung und beſonders durch Malerei den Eindruck des Ganzen zu zerſtören, weil ſeine künſtleriſche Natur allem Kleinlichen fremd war. Dennoch ſind wir hier an einem Punkt, wo ſich die einſeitige Anwendung des gluckſchen Princips als eine Schwäche erweiſt. Da nach ſeiner Anſicht die Muſik den Worten des Dichters dienen, dieſe im Einzelnen genau ausdrücken ſollte, ſo folgte er mit ſeinem ſcharf charakteriſirenden Recitativ dem langausgeführten, weder echt dramatiſchen noch poetiſchen Dialog in jeder Wendung ſeiner rhetoriſch aufgeputzten Darſtellung, und mußte nun nicht nur die Mittel ſeiner Kunſt an einem nicht durchaus ebenbürtigen Gegenſtande abnutzen, ſondern er zerſplitterte auch die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, welche er zu lange, zu oft und raſch hintereinander in Anſpruch nahm. Man wird ſagen, bei einer Operndichtung, wie ſie ſein ſolle, würde ein ſolcher Uebelſtand nicht eintreten; d. h. alſo, der Dichter müßte die genaueſte Rückſicht nehmen nicht ſowol auf die Geſetze der poetiſch-dramatiſchen Geſtaltung überhaupt, als auf die Grundbedingungen der muſikaliſchen Darſtellung. Dieſe wirkt ſo unmittelbar auf die Sinne und das Gefühl ein, und ſo viel lebhafter und ſtärker, als die Dichtung, welche ſich zunächſt an Phantaſie und Verſtand wendet, es durch den declamatoriſchen Vortrag kann, daß ein unnatürliches Mißverhältniß entſteht, wenn die Muſik mit allen ihren Mitteln ſtarker Charakteriſtik den Worten des Gedichtes Schritt für Schritt ſich anſchließen will. Es iſt alſo ein Irrthum, daß die Pflicht der Muſik ſei, den Worten des Dichters zu dienen, um ſie genau auszudrücken, ein Irrthum, welchen das Gleichniß, deſſen Gluck ſich bedient, um jenen Satz zu erläutern, noch klarer herausſtellt; „wie auf einer correcten und gut componirten Zeichnung," ſagt er, „die Lebhaftigkeit der Farben und Licht und Schatten wohl vertheilt die Geſtalten beleben, ohne die Umriſſe zu entſtellen." Aber ſo kann man Färbung und Zeichnung gar nicht ſcheiden; der wahre Maler colorirt oder illuminirt nicht die nackten Umriſſe, er nimmt die Geſtalt nur nach ihrer vollen Farbenwirkung in ſich auf; in dieſer Totalität allein hat ſie für ihn Exiſtenz, und ſo ſtellt er ſie dar; der Gegenſatz von Zeichnung und Colorit hat nur für die Technik eine Bedeutung, nicht für die künſtleriſche Anſchauung und Production. So hat denn auch die Muſik den Textworten gegenüber etwas Anderes und mehr zu thun, als gegebene Umriſſe zu coloriren; ſie hat vielmehr eine poetiſche Geſtaltung, die mit dem Bewußtſein geſchaffen iſt, daß ſie nicht

ſelbſtſtändig beſtehen, ſondern durch die Vereinigung mit der Muſik erſt ihre Vollendung erhalten ſolle, ganz in ſich aufzunehmen und aus ſich heraus als ein Neues zu erſchaffen, wobei ſie ſelbſtſtändig den in ihrer Natur als einer ſchöpferiſchen Kunſt begründeten Geſetzen folgt und dieſen gemäß ihre eignen Formen ausbildet. Widerſprechen dürfen und können die Geſetze des poetiſchen und muſikaliſchen Schaffens einander nie, aber beide wirken mit verſchiedenen Kräften und Mitteln auf verſchiedene Punkte hin; die künſtleriſche Bedeutung der Oper liegt darin, daß in ihr beide Künſte von einem gemeinſamen Mittelpunkt aus auf ein gemeinſames Ziel in der Art concentrirt hinwirken, daß ihre Kräfte einander nicht neutraliſiren, ſondern heben und verſtärken; die Leiſtung der Künſtler beruht darauf, daß ſie die gegenſeitigen Anforderungen, welche jede Vereinigung zum Zuſammenwirken vorausſetzt, nicht als ein Hemmniß der individuellen Entwicklung, oder gar als ein Aufgeben der eignen Natur, ſondern als die organiſche Bedingung der Hervorbringung des Kunſtwerks aufzufaſſen vermögen, und zwar nicht blos intellectuell, ſondern productiv.

Um eine Einſeitigkeit und einen Irrthum zu erklären, welche von ſo großem Einfluß auf die künſtleriſche Richtung Glucks waren, mag man an den leidenſchaftlichen Eifer jeder Oppoſition und bewußten Reformation erinnern, welcher leicht zur Uebertreibung führt; aber bei einer großen und bedeutenden Natur, wie die Glucks war, muß man tiefer gehen und kann den Grund wol nur in der künſtleriſchen Organiſation ſelbſt ſuchen. Ein begeiſterter Verehrer Glucks hat es bereits ausgeſprochen, daß derſelbe „ein mehr geiſtig als rein muſikaliſch großer Mann" geweſen ſei; und in der That ſteht der Größe ſeiner Empfindung, der Kraft ſeines Denkens, der Energie ſeines Willens nicht eine völlig entſprechende muſikaliſche Productionskraft gegenüber. Dieſe Organiſation befähigte ihn, vorzugsweiſe reformirend aufzutreten; betrachtet man den Künſtler an ſich, ſo muß bei einem ſolchen Verhältniß der geiſtigen Kräfte ein Mangel, eine Schwäche hervortreten. Glucks Production erſcheint keineswegs einſeitig, wie man vielleicht annehmen möchte; die verſchiedenen Affecte auszudrücken gelingt ihm faſt in gleichem Maße, auch Anmuth und Reiz fehlt ihm keineswegs; allein reich und voll, leicht ſtrömend iſt ſie nicht; die Größe der Empfindung, welche ſeine Sachen durchweht, und ſich namentlich oft in dem großen, weitſpannenden Zug ſeiner Melodien ausſpricht, iſt ihm natürlich, aber auch die Knappheit und Straffheit der Ausführung iſt nicht durchaus das Werk bewußter Ueberlegung, ſondern zum Theil die Folge einer nicht leichten Erfindungskraft. Hierin liegt offenbar der letzte Grund jener Erſcheinung, daß er die Muſik als eine ſelbſtſtändige Kunſt in ihrem eigenſten Recht beſchränkte und ſie auf die ausführende Charakteriſtik der Dichtung beſchränken wollte, in einer Schwäche ſeiner muſikaliſchen Organiſation, welcher der Irrthum des Verſtandes zur Beſchönigung diente. Hiermit hängt

eine andere Erſcheinung zuſammen. Der ſchon erwähnte Schriftſteller hat mit Recht hervorgehoben, daß Glucks dramatiſche Charakteriſtik weſentlich nur für die Einzelrede ausreiche, — ſeine Geſtalten ſtehen wie im Stil des Basreliefs jede für ſich nebeneinander im Gegenſatz einer Compoſition nach maleriſchen Geſetzen, — den eigentlichen Dialog, das Gegeneinander der Stimmen und Charaktere, die bald in Widerſpruch miteinander, bald in Einigkeit ſtets dabei die Grundverſchiedenheit ihres Weſens behaupten, habe er nicht auszudrücken vermocht: die polyphone Macht der Muſik, im geiſtigen Sinn gefaßt, ſei bei Gluck unentwickelt geblieben. Grade hier liegen aber die höchſten Aufgaben, welche die Muſik aus ihrem innerſten Weſen heraus als freie Kunſt zu löſen hat, und hier hat ſie ihre dramatiſche Kraft recht eigentlich zu bewähren, tiefer und bedeutender, als durch die immer mehr äußerliche Charakteriſtik der einzelnen Momente. Wenn Gluck ſich nicht gedrungen fühlte, die dramatiſchen Situationen in dieſem Sinn muſikaliſch aufzufaſſen und darzuſtellen, ſo iſt es ein Beweis, daß ſeine poetiſche Phantaſie leichter und lebendiger angeregt war, als die muſikaliſche, und daß die muſikaliſche Geſtaltung bei ihm mitunter die ſecundäre war, wie auch in dem oben erwähnten Gleichniß von der Zeichnung und Färbung ſich etwas der Art ausſpricht. Und ſelbſt die Beſchränkung, welche er nicht ſelten auch da, wo die Muſik eine rein lyriſche Stimmung ausſpricht, und ſich alſo ihrer eigenthümlichen Formen bedient, derſelben auferlegt, iſt zum Theil gewiß aus dieſer Quelle abzuleiten. Denn Gluck dehnte nicht etwa ſeine Anſicht von der Bewegung einer dramatiſchen Behandlung dahin aus, daß er verlangt hätte, die Darſtellung derſelben auf der Bühne, alſo auch die muſikaliſche, müſſe ſo momentan ſein, in einem ſo ununterbrochenen Fluß fortſchreiten wie in der Wirklichkeit — ein Irrthum, welcher die gemeine Illuſion mit künſtleriſcher Darſtellung verwechſelt, wohin das einſeitige Streben nach Charakteriſtik freilich leicht führen kann. Er erkannte vielmehr das Bedürfniß der muſikaliſchen Darſtellung, in einer Stimmung zu beharren, und ließ ſich nicht allein vom Dichter in dieſem Sinne breit angelegte Situationen gern gefallen, ſondern verweilte auch auf denſelben länger, als der einfache Sinn der Textesworte es verlangte. Zwar iſt ſeine Behandlung der einzelnen Formen auch dann meiſt knapp, allein er bedient ſich des Mittels mehrfacher Wiederholung, beſonders wo Chor- und Sologeſang ſich gegenübergeſtellt ſind, das zwar von kräftiger und unmittelbarer Wirkung, allein künſtleriſch betrachtet, wenn es nicht nothwendig durch die Situation geboten wird, untergeordnet iſt gegen die Anlage eines großen Satzes, deſſen einzelne Elemente durch künſtleriſche Verarbeitung einander durchdringen und ſich zu einem lebensvollen Organismus gliedern. Hier iſt denn auch nicht zu verſchweigen, daß Gluck in eigentlich thematiſcher Verarbeitung keine große Kunſt und Geſchicklichkeit bewährt, und daß er ſogar im Bau der Sätze und ſelbſt in einzelnen Wen-

dungen mitunter eine gewiſſe Unbeholfenheit verräth. Das war nicht etwa Mangel an Fleiß und Sorgfalt; er arbeitete mit ebenſo viel Genauigkeit als Eifer, und bei ſeinem eiſernen Willen hätte er nichts ſich anzueignen verſäumt, das er als nothwendig für ſeine künſtleriſche Wirkſamkeit erkannt hätte; daß er das Bedürfniß nicht fühlte, dieſes wichtigſten Hilfsmittels für alle eigentlich muſikaliſche Geſtaltung vollſtändig Herr zu ſein, kann uns vielmehr ein neues Zeugniß für die ſchon beſprochene Eigenthümlichkeit ſeiner muſikaliſchen Organiſation ſein.

Der Miniſterwechſel in Portugal.

Während in Belgien das Volk ſeine enthuſiaſtiſche Freude darüber ausſprach, daß die verfaſſungsmäßige Regierung den fünfundzwanzigjährigen Staat blühend, geachtet und feſt gegenüber den Stürmen einer böſen Zeit gemacht hatte, unterlag in Spanien die Partei des ehrlichen Conſtitutionalismus wieder einmal den Bajonetten eines höfiſchen Generals. Und zu derſelben Zeit machte Portugal einen Miniſterwechſel durch, welcher in dieſem Lande die Herrſchaft der ehrlichen Fortſchrittspartei zu begründen ſcheint. Es iſt nicht ohne Intereſſe, jetzt, wo das Princip der verfaſſungsmäßigen Freiheit in Europa zahlreiche Niederlagen erfahren hat, die Verhältniſſe des Staats zu betrachten, der für uns immer noch jenſeit der Säulen des Hercules liegt, und der doch eine eigenthümliche Verbindung zweier entgegengeſetzten Elemente darſtellt, ein romaniſches Volk, in Bildungszuſtänden, welche wo möglich noch ungünſtiger ſind, als die ſpaniſchen, und eine Regentenfamilie aus deutſchem Blut und einem Hauſe, deſſen Erfolge bis jetzt durch den aufrichtigen Anſchluß an das conſtitutionelle Syſtem bewirkt worden ſind.

Fünf Jahre ſind vergangen, ſeit in Portugal der General Saldanha durch eine Militärinſurrection ſich und ſeine Freunde der Krone zu Miniſtern aufdrängte. Fünf Jahre, länger als ein anderes Miniſterium ſeit 30 Jahren, hat das Miniſterium Saldanha über Portugal geherrſcht, es hat eine tiefgekränkte Königin zur Gruft begleitet, hat die Regentſchaft des Königgemahls proclamirt, und die Thronbeſteigung Don Pedros V. gefeiert. In der That aber war ſeine Exiſtenz von der aller frühern Miniſterien wenig verſchieden. Saldanha war übermächtig geweſen, als er die Fahne der Oppoſition hoch hielt, ſeit er die Gewalt in Händen hatte, erwies auch er ſich unfähig, den Staat zu leiten. Seine Adminiſtration war ein unaufhörlicher Kampf mit den Finanzverlegenheiten des Staates, eine Benutzung ſchlechter Palliative gegen die Leiden, welche radical zu heilen ihm der ernſte Wille und die ſittliche

Kraft fehlten. Vor ihm war die unregelmäßige Bezahlung der Beamten eine ewige Quelle von Unzufriedenheit und Empörungen gewesen; um sich nun den Beamtenstand zu sichern, adoptirte das Ministerium den löblichen Grundsatz, vor allem die Besoldung der Staatsdiener regelmäßig zu bezahlen. Leider war es zu gleicher Zeit unfähig, eine ordentliche und gewissenhafte Verwaltung der Staatseinnahmen einzuführen, und die Budgets, welche den Kammern ganz gesetzmäßig vorgelegt wurden, waren nichts als Finanzträume und Unwahrheiten. Nie erreichte die wirkliche Einnahme auch nur annähernd die Anschläge, während die Ausgaben mit einer trostlosen Sicherheit über die angenommene Höhe hinausgingen. So mußten fortwährend Gelder aufgeborgt und neue Schulden gemacht werden, um auffallende Ausfälle zu decken, und so konnten contrahirte Verpflichtungen nicht erfüllt werden und Einnahmeposten, für welche eine bestimmte Verwendung festgesetzt war, wurden in der Noth wieder zur Abzahlung von Anleihen angewandt. Dadurch war in diesem Jahr nur die laufende Schuld zu einer Höhe gestiegen, welche nach den Berechnungen Eingeweihter zwanzig Millionen Franken weit überstieg. Die größern Finanzoperationen waren eine Reihe unglücklicher Experimente gewesen. Im Jahr 1852 hatte der Finanzminister Fontes eine gewaltsame Reduction der Zinsen der Staatsschuld vorgenommen, welche die englischen Gläubiger mit Recht erbitterte, aber allerdings den Ausgabeetat um fast vier Millionen Franken leichter machte. Statt diese Summe zu sparen, wurden auf der Stelle neue Ausgaben zu höherem Betrage in das Budget gesetzt, Ausgaben, deren Nutzen für den Staat zweifelhafter war, als der Nutzen für die Minister. Kurz darauf verpfändete das Ministerium den gesammten Fond zur Reduction der öffentlichen Schulden, bestehend aus dreiprocentigen Papieren, um etwa dreißig Procent des Betrages, weil im Augenblicke wieder einmal Geld zur Bezahlung der Staatsdiener nöthig war; dadurch verlor der Staat fast 70 vom Hundert seiner dreiprocentigen Titel. Endlich im letzten Winter fiel Fontes in die Hände des Credit mobilier zu Paris, nachdem er vergebens versucht hatte, in London mit den Gläubigern der reducirten Staatsschuld zu accordiren. Der Credit mobilier wollte Portugal eine bedeutende Summe, wie ich höre, drei Millionen Pfund, angeblich zum Bau von Eisenbahnen vorschießen, in der That aber sollte der Staat nicht die Hälfte davon bekommen, nicht mehr als einige 40 Procent, und von der gezahlten Summe sollten die Bankers in London für die Zinsenreduction entschädigt, außerdem zweifelhaftere Geldansprüche anderer Gläubiger befriedigt werden. Von dem aber, was dann noch übrig blieb, wollte der Minister den größten Theil zur Deckung der laufenden Schulden anwenden. Es wäre also für den Eisenbahnbau sehr wenig übriggeblieben. Das Ganze war ein verzweifeltes Project, welches die Hilflosigkeit des Ministeriums ebensosehr an den Tag legte, als den furchtbaren Druck,

welcher die moderne Vereinigung der Geldkräfte auf das Leben der schwächern Staaten schon jetzt ausübt.

Mit diesem Project kehrte Fontes im Anfang d. J. nach Lissabon zurück und das Ministerium legte dasselbe den Kammern vor mit der Forderung einer Steuerbewilligung, welche die Zinsen dieser neuen Anleihe decken sollte. Trotzdem konnte ein starkes Deficit im neuen Budget nicht verdeckt werden. In den Kammern, — es war die letzte Sitzung der Deputirten von 1852 — erhoben sich die Parteien heftig gegen diese verderblichen Finanzoperationen, und das Ministerium, für seine Existenz besorgt, beging die größte Thorheit einer schwachen Regierung, es begann Gnaden an die Opposition zu verschwenden, d. h. eine Prämie auf Opposition zu setzen. Der junge König verhielt sich schweigend und beobachtend. Saldanhas Einfluß im Lande war immer noch groß, seine intriguante und zu Vielem entschlossene Persönlichkeit, welche unter allen Umständen die Macht in Händen behalten wollte, zwang zur Vorsicht. Noch war unvergessen, wie er Minister geworden war; es kam darauf an, im Lande die Ueberzeugung reifen zu lassen, daß das Ministerium Saldanha unfähig sei, die Geschäfte weiter zu führen, und das Ministerium selbst auf verfassungsmäßigem Wege durch die Opposition der Kammermajorität zu werfen.

Allein Saldanha war entschlossen, sich durch den König zu decken; denn er war überzeugt, der König werde sich scheuen, die Initiative gegen das Ministerium zu ergreifen, und die immer noch Mächtigen zu entlassen, bevor die zwingende Nothwendigkeit eingetreten sei. Saldanha trat deshalb vor den König und verlangte von ihm die Ernennung von zwanzig neuen Pairs, welche dem Ministerium neue Freunde in der neuen Deputirtenkammer, und die Majorität in der Pairskammer sichern mußten, wo nicht, seine Entlassung. Der König verweigerte die Ernennung der Pairs, die für Portugal eine ebenso gefährliche, als lächerliche Maßregel gewesen wäre. Dagegen gab er dem Ministerium zum Schrecken desselben die Entlassung, und hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß diese Systemveränderung das erste Mal in Portugal ohne Tumult vor sich ging, auch die Intriguen des gestürzten Herzogs und seiner Freunde hatten keinen Einfluß auf den Entschluß der Krone. Das neue Ministerium war nach fünf Tagen der Krisis aus ehrlichen Progressisten zusammengesetzt. Saldanha behielt zum Schein den Oberbefehl der Armee; daß der König ihm diese Stellung lassen konnte, betrachtet man in Lissabon als ein Zeichen, wie sicher sich der neue Regent bereits fühlt. Das neue Ministerium hat unter guten Auspicien angefangen. Die englischen Gläubiger sollen ihr Recht erhalten, die Unterhandlungen mit dem Credit mobilier sind abgebrochen, die Kammern haben dem Ministerium 350,000 Pfund zum Straßenbau verwilligt, die Eisenbahnprojecte werden eifrig betrieben. Einzelne Versuche, die Soldaten und den Pöbel zu Tumulten aufzuregen, sind im Beginn

erſtickt worden, und trotz der Theurung, welche auf Portugal wie ein Alp liegt, lebt in den Gebildeten der Glaube an den Beginn einer beſſeren Zeit, das heißt für Portugal zunächſt an eine redliche Verwaltung und gewiſſenhafte Verwendung der Staatsgelder.

Politiſche Neuigkeiten. Ueber den royaliſtiſchen Putſch in Neuenburg iſt wol in ganz Europa nur eine Stimme; niemand zweifelt daran, ihn als ein ebenſo lächerliches als frevelhaftes Unternehmen zu brandmarken; niemand zweifelt ferner daran, daß die Löſung des Verhältniſſes zu Neuenburg ebenſo im Intereſſe des preußiſchen Staats liegt, als im Intereſſe der Eidgenoſſenſchaft; denn wenn auch die deutſchen Staaten aus fürſtlichen Domänen hervorgegangen ſind, ſo haben ſie doch im Lauf der Entwicklung eine andere Geſtalt angenommen; der preußiſche Staat iſt gegenwärtig etwas Anderes, als der Inbegriff der Beſitzungen des Hauſes Hohenzollern. Ob die neuen Erwerbungen in Schwaben, ob die ſchon früher beſtandene Mitbeſetzung ſüddeutſcher Feſtungen durch Preußen, die in einem vorkommenden Colliſionsfall doch nicht zu halten ſein würden, dem wohlverſtandenen Intereſſe des preußiſchen Staats entſpricht, das mag hier dahingeſtellt bleiben. — Aber die Frage hat noch eine andere Seite, auf die wir hier aufmerkſam machen möchten. Die Aufhebung der preußiſchen Herrſchaft in Neuenburg im Jahre 1848 war ein Act eigenmächtiger brutaler Gewalt, ein Gewaltſtreich, der in jedem andern Fall zu einer blutigen Colliſion geführt haben würde, und wenn Preußen durch ſeine Lage verhindert wurde, ſeine Anſprüche thatſächlich durchzuführen, ſo iſt es doppelt die Pflicht der Großmächte, für die Herſtellung des Rechtszuſtandes zu ſorgen. Nichts liegt unſern Wünſchen ferner, als die wirkliche Wiederanknüpfung jenes unhaltbaren Bandes; aber die Form muß gewahrt werden, denn es handelt ſich hier um ein Prinzip des allgemeinen Völkerrechts. Nach unſerer Anſicht würde die Eidgenoſſenſchaft in ihrem eignen Intereſſe handeln, wenn ſie dazu auf eine ernſte und ſachgemäße Weiſe die Hand bietet, denn jetzt hat ſie zwar von Preußen nichts zu fürchten, aber es könnte doch unter manchen Umſtänden eine Gefahr für ſie daraus erwachſen. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß z. B. zwiſchen Preußen und Frankreich einmal aus gemeinſamen Intereſſen ein Bündniß entſtehen kann, daß eine ſtaatskluge preußiſche Regierung einer ebenſo ſtaatsklugen franzöſiſchen Regierung ihr Recht auf Neuenburg cedirt, und daß dieſe ſich veranlaßt ſieht, das ſo erworbene Recht wenigſtens als einen Vorwand aufzufaſſen, ſich in die Angelegenheiten der Schweiz einzumiſchen. — Das Fortbeſtehen der Schweiz beruht nicht auf ihrer eignen Kraft, ſondern auf den europäiſchen Verträgen, die ihr eine beſtändige Neutralität garantiren. Um ſo mehr hat ſie Veranlaſſung, die Rechte anderer Staaten zu reſpectiren, und das Recht Preußens hat ſie bei der Einverleibung von Neufchatel auf eine gröbliche Weiſe verletzt.

Wenn dieſe Begebenheit als eine Epiſode erſcheint, die keine erheblichen Folgen haben wird, ſo ſieht es mit einer andern, allgemeinern Bewegung deſto ernſter aus. Wir meinen die Fortſchritte des Ultramontanismus, der mit einer Conſequenz, wie man ſie lange nicht wahrgenommen hat, ſeinen Einfluß auf die Regie-

rungen und auf die Völker auszudehnen ſucht. Das öſtreichiſche Concordat war der größte Triumph in der Sphäre der Regierungen. Die Völker ſucht man jetzt durch populäre Schriften zu bearbeiten, die ſogar dem Converſationslexicon Paroli bieten. Man merke wohl den Unterſchied: es wird nicht mehr auf die Geiſtreichen, auf die ſchönen Seelen eingewirkt, ſondern auf die Menge. Die Partei iſt jetzt ſo ſiegesfroh, daß ſie über ein ganz erſtaunliches Unternehmen mit der größten Offenheit verhandelt, über die Gründung einer katholiſchen Univerſität, die den Katholicismus als ſolchen zu ihrem Lebenszweck haben ſoll. — Es fällt uns nicht ein, die Partei zu tadeln, daß ſie alle Mittel aufbietet, für ihre Zwecke zu wirken; im Gegentheil handelt ſie ganz recht daran; aber um ſo dringendere Veranlaſſung hat der Proteſtantismus, ſich ſeinerſeits zu rüſten. Glücklicherweiſe hat jetzt der Kampf einen andern Ort gewonnen, als den der blutigen Entſcheidung; er iſt aber darum nicht minder ernſt, und es ſcheint uns, daß in dieſem Fall all die kleinen Parteiunterſchiede vor dem großen Gegenſatz ſchwinden müſſen, denn es handelt ſich in letzter Inſtanz um die Glaubensfreiheit und um das ſittliche Leben des Proteſtantismus.

Literatur.

In dem literariſchen Theil der kürzlich in den Grenzboten angezeigten Schrift von Aug. Boden: „Zur Kenntniß und Charakteriſtik Deutſchlands in ſeinen politiſchen, kirchlichen, literariſchen und Rechtszuſtänden während der letzten Jahrzehnte. Frankfurt, 1836" kommen u. a. auch Beurtheilungen des jungen Deutſchlands aus der Zeit ſeiner Blüte vor, die nicht, wie es damals Sitte und von W. Menzel angeſtimmt war, in Bauſch und Bogen über daſſelbe abſprechen, ſondern auf das Einzelne eingehen. So iſt Gutzkows Seraphine (1838) genau zergliedert und günſtig beurtheilt; zum Beweiſe, daß der Verfaſſer nicht auf Tadel ausging, wenn dieſer auch nicht geſpart wurde. Da Gutzkow ſich z. B. in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte der neueſten Literatur, 1836" über Menzels, von Strauß aufgedeckte, wiſſenſchaftliche Schnitzer aufgehalten hatte, ſo theilt Boden dagegen ſehr ſcherzhafte Schnitzer Gutzkows ſelbſt mit. An einer Stelle in den „zwei friedlichen Blättern" von Strauß hatte es geheißen: „Oder ſollte ein Paulus, unter Mühſeligkeiten, Entbehrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleiſch, in Ketten, aber emporgetragen auf den Flügeln ſeiner Idee, in der gewaltigen geſunden Bewegung ſeines Lebens, nicht auch in dieſem Leben ſchon glücklicher geweſen ſein als ein Nero auf dem größten Throne der Welt, aber in ſeines Nichts durchbohrenden Gefühl?" Hierzu hatte Gutzkow 1840 bemerkt: „Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er ſagt, „„ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte ſich glücklicher, als ein Nero im Purpur"". . . Nero im Purpur wäre unglücklich? unglücklicher der Wollüſtling, der Tyrann, der den Gott ſpielen durfte, als der ſchmerzenzerfleiſchte Märtyrer? Das kann nicht der Ernſt eines Mannes ſein, der wiſſen ſollte, daß auch die Wolluſt des Schmerzes ſicher eine Grenze hat." Dazu bemerkte dann Boden: „Gutzkow nimmt hiernach an, daß der Apoſtel Paulus gepfählt ſei, lehrt uns alſo eine neue Todesſtrafe bei den Alten und eine neue

Erklärung von 2. Kor. XII. 7 (bekanntlich einer crux interpretum) kennen.“ Großartig war der Mißbrauch, den Gutzkow, um seine Wally zu vertheidigen, mit einer Stelle in Lessings Laokoon getrieben, deren er sich ohne Angabe der Quelle mit nur beiläufiger Beziehung auf Lessing bedient und sie, weil er die gelehrten Bezüge darin nicht verstanden, ganz entstellt hatte*). Boden weist das nach und fügt hinzu: „Mich erinnert diese Art, wie Gutzkow Lessings Laokoon verstanden und gebraucht hat, an eine Geschichte, welche Erziehern von Nutzen sein kann. Die Kinder einer norddeutschen Schule mußten sonntäglich Thema und Theile der Predigt aufschreiben und Montags dem Lehrer vorzeigen. Das ging wenigstens über die Kräfte der Anfänger, Knaben von 9 bis 11 Jahren; da es aber einmal verlangt ward, so half sich einer von ihnen dadurch, daß er es von ältern Mitschülern abschrieb. Nun lautete einst ein Theil der Predigt: „„Wir sollen prüfen““. Im Plattdeutschen ist prüfen (pröven) gleichbedeutend mit schmecken. Er schrieb also, um Original zu sein: „„Wir sollen schmecken““. Ihre Höhe erreichen aber die gutzkowschen Schnitzer in dem bei Boden S. 390 ff. beurtheilten Buch: „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe, Frankfurt, 1848.“ — Da augenblicklich wieder viel Streit über Heine ist, so führen wir aus einer in dem Buch von Boden wieder abgedruckten Kritik aus dem Jahr 1840 über das Buch Heines über Börne, Hamburg, 1840, hier einiges an: „Was die Verehrer Börnes gegen das heinesche Buch so aufgebracht hat, kann der Kürze wegen folgende Anführung deutlich machen. Heine sagt S. 259: „„Börne hatte früher etwas Medicin studirt und wußte von dieser Wissenschaft grade so viel, um (sich) zu tödten. In der Politik, womit er sich später abgab, waren seine Kenntnisse wahrlich nicht viel bedeutender““. Diese Wahrheit, deren Beweis in Börnes Briefen aus Paris vorliegt, hat die Galle der Börneaner erregt, denn sie fühlten sich mitgetroffen. Daher sagte ihr Sachwalter Hr. Gutzkow, (Börnes Leben von Karl Gutzkow, 1840), der entweder ein so feiner Biograph ist, als Börne ein feiner Politiker war, oder der selbst das Lächerliche nicht scheut, wenn er nur weiß, daß diejenigen, für welche er schreibt, ernsthaft dabei bleiben, dieser sagte dagegen: „„Wo ich Lücken in Börnes Lebensmomenten fand, habe ich sie getrost durch die Geschichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Flut in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse, wie bei uns andern nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gichtschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten sollen; denn wenn ihm das Essen nicht schmeckte, stack (sic) sicher ein Congreß in der Luft.““ Grade der tiefe Irrthum, in welchem Börne lebte, entschuldigt ihn; wäre er ein solcher politischer Barometer gewesen, wie Hr. Gutzkow will, so wären ihm seine pariser Briefe in keiner Weise zu verzeihen. Börne wünschte sich aber einen solchen politischen Barometer, als er jetzt selbst gewesen sein soll, und mit mehr Verstand als sein

*) In der Schrift „Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, Berlin, 1836“, wieder abgedruckt in Gutzkows gesammelten Schriften, 1845—1846, wo die fragliche Stelle oder das unglückliche Plagiat aus Lessing unverändert geblieben.

Biograph sagt er von Talleyrand, was Gutzkow von ihm. „„Ich erinnere mich noch,“ sagt Börne in dem pariser Brief, „„wie ich erschrack, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündete mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er sich für Orleans erklärte; ich sah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte diesen Mann in meinem Zimmer haben, ich stellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu lesen, ohne das Fenster zu öffnen, wollte ich jeden Tag wissen, welche Witterung in der Welt ist. Denn er ist der einzige Staatsmann, der keine Leidenschaften und kein System hat und darum die Verhältnisse erkennt, wie sie sind.““ Börnes eignes politisches System war aber während seiner pariser Periode sehr einfach. „„Man macht,“ sagt er, „„noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchem sie eine bessere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen;““ und: „„Die Belgier mögen vielleicht (!!) Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten (!!) — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und einen König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach.““ ... „„Ich möchte,“ sagt er 1830, „„wol gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr sind die Oestreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreisen.““ Hier haben wir zugleich eine Probe seiner politischen Voraussicht, und selbst Hr. Gutzkow, so viel er ohne Zweifel vermag, wird nicht zu leugnen vermögen, daß Börnes Voraussagungen alle von dieser Art waren.“ Nachdem Boden die Inconsequenz und Grundsatzlosigkeit Menzels in der Beurtheilung Heines nachgewiesen, sagt er: „Auch Hr. Gutzkow sagt in der Vorrede zu seinem Leben Börnes: „„Hrn. Heines letzte Schrift (die Schrift über Börne) zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung.““ Uns fällt an Hrn. Gutzkow nichts auf, also auch diese moralische Entrüstung nicht; wie reimt sich aber mit diesen Worten dasjenige, was er ebendaselbst sagt: „„So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Hrn. Heine nichts mehr übrig bleiben, als ein ödes, nur mit spärlicherem Grün bewachsenes Gewesen!““? Wir sind weit entfernt, anzunehmen, daß Hr. Gutzkow sein Leben Börnes nur auf den Augenblick berechnet habe, indessen scheint sein Gedächtniß sehr kurz zu sein. Er sagt und unterstreicht: „„nach solchen Büchern,“ er spricht von dem schönen Ruhme ꝛc.““ Hatte denn Heine nicht etwa längst „„solche Bücher““ geschrieben, und war es ein seiner Ruhm, der ihm so manches in seinen Reisebildern einbrachte? Man vergleiche u. a. den dritten Theil dieser Reisebilder, welchen er schon 1829 schrieb, man sehe, wie er sich hier von S. 219 und in Beziehung auf einen Mann wie Platen von S. 362 bis 410 in Koth wälzt, und nun vertheidige man Börne, dem es nicht einfiel, wegen eines solchen Buches mit Heine zu rechten, nun spreche man „„von dem schönen Ruhme, den Heine in der Literatur des Tages behauptete,““ und verlange Glauben für das, was man heute gegen Heine und für Börne vorbringt!“ u. s. w.

Verein deutscher Bücherfreunde zur Verbreitung der Quellen der älteren deutschen Literatur. — Wir machen das Publicum dringend

auf dieses echt vaterländische Unternehmen aufmerksam, für dessen Wichtigkeit schon die Namen der Unterzeichner bürgen, unter denen sich auch Jacob Grimm befindet. Der Verein der Bücherfreunde tritt zusammen, um die Quellen der deutschen Literatur aus dem Zeitraume von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum dreißigjährigen Kriege für seine Mitglieder und durch dieselben allgemein wieder zugänglich zu machen. Ohne sich an die Zeitfolge zu binden, bewirkt der Verein den getreuen, eleganten und billigen Abdruck poetischer und prosaischer Werke in hochdeutscher und niederdeutscher Sprache. Erläuternde und literarhistorische Abhandlungen sind nicht ausgeschlossen, bleiben aber dem Hauptwerke untergeordnet. Der Verein beginnt seine Thätigkeit mit Herausgabe der Schwänke des Hans Sachs nach der ältesten Sammlung unter Benutzung von Einzeldrucken und Vergleichung der schwankhaften Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Jede Actie wird mit 5 Thalern Conr. gelöst. Sie berechtigt zur Theilnahme für die Dauer eines Rechnungsjahres. In jedem Rechnungsjahre werden 70—80 Druckbogen in Format und Ausstattung des ausgegebenen Programms den Mitgliedern in Deutschland durch die Post portofrei zugesandt. Die Ausgaben des Vereins kommen nicht in den Buchhandel. Sobald 200 Actien gezeichnet sind, tritt das Unternehmen ins Leben. —

Theoretisch-praktische Schule des Situationszeichnens mit besonderer Berücksichtigung der Terraindarstellung nach Modellen. Für Militär- und polytechnische Schulen und sonstige wissenschaftliche Institute, so wie zum Selbstunterricht bearbeitet und herausgegeben von C. Ph. Reutze. — Das Werk besteht aus acht sauber ausgeführten Vorlegeblättern, die von den ersten Anfangsgründen bis zu den schwersten Situationsplänen eine zweckmäßige Reihefolge bilden, und durch einzeln beigefügte, correct gezeichnete Blätter mit Horizontalen ein richtiges Verständniß der Theorie des Planzeichnens möglich machen. Diesem letzteren Zwecke entsprechen aber vorzugsweise vier Tafeln mit Modellen, die mit seltener Sauberkeit ausgeführt sind und das Meiste, was in diesem Fache bisher geleistet worden ist, übertreffen, um so mehr, da sie nicht blos fingirte Bergformen, sondern wirklich vorhandene Terrainabschnitte darstellen. Da Pläne und Modelle in gleichem Maßstabe angefertigt sind, so bilden sie das beste Mittel zum Verständniß und zum richtigen Ablesen von Plänen, d. h. zur richtigen Schätzung der Terrainformen aus der Zeichnung. —

Geschichte und Beschreibung des Lahnthals von Katharina Schweitzer. Gießen, Roth. — Die historischen und geographischen Darstellungen dieser höchst interessanten Gegend sind in der Form eines Reisehandbuchs geordnet, und wenn sie zunächst das Interesse der Landschaft erregen werden, welche sie behandeln, so ist der Zug der Reisenden dahin doch groß genug, um auch in einem umfangreicheru Publicum für diese gemischten Studien und Anschauungen, die in einer liebenswürdigen Form vorgetragen sind, Theilnahme zu erwecken. —

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und unter besonderer Mitwirkung von H. W. Dove, C. G. Ehrenberg, H. Kiepert und C. Ritter in Berlin, K. Andree in Dresden und J. E. Wappäus in Göttingen herausgegeben von Dr. K. Neumann. Neue

Folge. Erster Band. Erstes Heft. Berlin, D. Reimer. — Bei der Wichtigkeit dieses Unternehmens, an dessen systematischer und fruchtbarer Durchführung die ersten Kräfte Deutschlands arbeiten, ist es von großem Werth, daß als Herausgeber der Geschichtschreiber der Hellenen- und Skythenlande gewonnen ist. Das erste Heft der neuen Lieferung enthält zunächst die Uebersicht der Thätigkeit der geographischen Gesellschaft zu Berlin im laufenden Jahr von Ritter, dann eine Abhandlung über das Klima von Nordamerika von Dove, so wie die Isothermen des Jahres und der extremen Monate in der Polarprojection, von demselben Verfasser, eine Beschreibung der Provinz Catamarca in der argentinischen Republik, von Neumann, und eine Besteigung des Monte Rosa, von Weinenmann; außerdem eine Reihe interessanter Miscellen. Wir hätten noch den Wunsch, daß mit der Zeitschrift eine systematische Uebersicht über die einschlagende Literatur verbunden würde, daß namentlich von allen neuen Reisebeschreibungen ganz kurz angegeben würde, was man eigentlich Neues darin zu suchen habe, da bei dem ungeheuern Umfang, welchen dieses Gebiet neuerdings gewonnen hat, der Einzelne sich nicht mehr ohne Beihilfe eines ganzen Kreises orientiren kann. — In dieselbe Kategorie gehören wesentlich die geologischen Studien von Eugen Schneider (Bamberg, Buchner), die zugleich eine Bekämpfung des Materialismus enthalten. — Ein neuer encyklopädischer Versuch ferner, an welchem sehr tüchtige Kräfte arbeiten, ist die Sammlung: Die Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen. Eine Rundschau zur Belehrung für das gebildete Publicum. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von Dr. J. A. Romberg. Leipzig, Rombergs Verlag. — Unter den vorliegenden Heften zeichnen wir vorzugsweise die Abhandlungen und die Formen der Musik von Marx, das Geschlechtsleben der Pflanzen von Willkomm und den Geisterglauben im classischen Alterthum von Gräsfe aus. —

Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehfelde der Gegenwart. Herausgegeben von J. D. Georgens und Jeanne Marie von Gayette. Erster Band. Erstes und zweites Vierteljahr. Glogau, Flemming. — Ein Unternehmen, das sowol seiner gesunden, tüchtigen Tendenz, als seiner verständigen Leitung wegen allgemeine Achtung verdient. —

Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs von Oscar Mothes, Architekt. Erste Lieferung. Mit 25 Holzschnitten und einer Radirung. Leipzig, Fr. Voigt. — Wenn wir nach dem Werth der ersten Lieferung schließen dürfen, so können wir uns von diesem Buch eine sehr erfreuliche Bereicherung der Kunstgeschichte versprechen. Die Darstellung ist sehr ausführlich, aber einfach und sachgemäß, und die Pläne und Illustrationen sind mit vieler Einsicht darauf berechnet, auch das größere Publicum zu orientiren. Das Buch soll zwei Bände umfassen, die in sechs verschiedenen Abschnitten die Entwicklung der Kunst vom 4. Jahrhundert bis zur Gegenwart verfolgen. Ein längerer Aufenthalt in Venedig setzte den Verfasser in den Stand, zahlreiche Zeichnungen und Skizzen von Werken dortiger Architektur und Bildhauerei anzufertigen, und erlaubte ihm, die nöthigen Vermessungen und historischen Forschungen an Ort und Stelle selbst vorzunehmen, so daß er, gestützt auf eigne Anschauung, auf seine Sammlungen und

Notizen, und mit Benutzung trefflicher Monographien, zu diesem Unternehmen vorzugsweise befähigt ist. Die beiden Bände werden etwa vierzehn Lieferungen enthalten, jede Lieferung zu drei Bogen in eleganter Ausstattung, für den Subscriptionspreis von 20 Neugroschen. —

Brockhaus' Reisebibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. — Es liegen uns von diesem Unternehmen eine Menge neuer Lieferungen vor: das hessische Land und Volk, von Emil Müller; der Rhein von Mainz bis Köln, von Nicolaus Hocker; von Minden nach Köln, von Levin Schücking; von Frankfurt a. M. nach Basel, von Aurelio Buddeus; Münchener Skizzenbuch, von Wolfgang Müller von Königswinter; die böhmischen Bäder, von Siegfried Kapper; auf den schlesischen Eisenbahnen, von Max Kurnik; das schlesische Gebirge, von Rudolf Gottschall; Briefe aus Südrußland, von Marie Förster; Schillerhäuser, von Joseph Rank, und Reisepitaval, von Wilibald Alexis. Man sieht, daß die Verlagsbuchhandlung nicht blos für ein gewisses System in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände gesorgt, sondern daß sie auch eine Reihe sehr beliebter Schriftsteller für ihr Unternehmen gewonnen hat. Indem wir die Leistungen derselben gebührend anerkennen, können wir uns doch nicht erwehren, im Allgemeinen folgende Bemerkung zu machen, die sich so ziemlich auf alle uns vorliegenden Lieferungen erstreckt. Man sieht fast durchweg die Nachwirkung der heineschen Reisebilder; die Schriftsteller gehen ganz subjectiv zu Werke, sie schildern ihre Empfindungen mit großer Ausführlichkeit, illustriren dieselben durch eingestreute lyrische Gedichte u. s. w. Wir glauben, daß das Publicum mehr Befriedigung daran haben würde, wenn die Darstellung praktischer eingerichtet wäre. Der Reisende will genau und systematisch erfahren, was er zu sehn bekommt, und wie er es am bequemsten sehn kann; er will ferner, daß ihm die Mühe antiquarischer, ästhetischer, ethnographischer, historischer Studien erspart werde, diese Mühe sollen die Schriftsteller für ihn übernehmen und ihm gedrängt, anschaulich und zusammenhängend die Resultate überliefern. In dieser Beziehung kann Bädeker noch sehr ergänzt werden. Um eine größere Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit in ihr Werk zu bringen, mögen die Schriftsteller eine Masse von Geschichten, Anekdoten ꝛc., die sich auf den Gegenstand beziehen, einflechten, und wenn sie einen heitern Ton finden, so wird das den Reisenden auch angenehm sein. Was aber die Empfindungen betrifft, so wird es ihm im Ganzen bequemer sein, sie aus erster Hand zu schöpfen. Ueberlieferte Empfindungen haben doch nur einen sehr secundären Werth.

Der Prozeß der freien Gemeinde in Magdeburg, vom 4. Januar 1855 bis zum 29. Mai 1856. Herausgegeben von Uhlich. Magdeburg, Selbstverlag. — Daß wir im Allgemeinen die freien Gemeinden für ein hoffnungsloses Unternehmen halten, haben wir schon mehrmals ausgesprochen; aber vom politisch-juristischen Standpunkt aus können wir das Verhalten der Behörden nicht begreifen. Noch besteht in Preußen das Religionsedict zu Recht, das dem subjectiven religiösen Bedürfniß eine Constituirung in der Form von Gemeinden oder Sekten verstattet, so weit diese nicht mit den allgemeinen Gesetzen in Conflict kommen. Nun haben schon seit längerer Zeit die sogenannten freien Gemeinden aufgehört, aggressiv zu verfahren; in ihrer jetzigen Haltung fallen sie durchweg in die Kategorie der Sekten und thun denjenigen Mitgliedern der christlichen Kirche, die außerhalb der-

ſelben ihre religiöſen Bedürfniſſe befriedigen; nicht den geringſten Schaden. Der Conſiſtorialrath Stahl hat zwar auseinandergeſetzt, daß diejenige religiöſe Anſicht, die in den freien Gemeinden vertreten wird, die deiſtiſche oder im günſtigſten Fall die rationaliſtiſche, einer Conſtituirung als Gemeinde, einer kirchlichen Verfaſſung und gemeinſamer Andachtsübungen nicht bedarf. Wir ſind derſelben Anſicht; aber wir haben die feſte Ueberzeugung, daß weder wir noch Herr Stahl in rechtlicher Beziehung darüber competente Richter ſind. Wenn man das Urtheil darüber, ob eine neu ſich bildende Gemeinde von einem wahrhaft religiöſen chriſtlichen Bedürfniß ausgeht oder nicht, einer kirchlichen Behörde überläßt, ſo ſind wir, wie geiſtreich dieſelbe auch ſein mag, und wie liberale Formen ſie anwendet, im Weſentlichen in das Zeitalter der Inquiſition zurückverſetzt. Scheiterhaufen werden wol nicht wieder errichtet, Albigenſerkriege nicht wieder gepredigt werden, aber das ändert an dem Weſen der Sache nichts. Die Staatsbehörde hat als ſolche weder das Recht, noch die Fähigkeit, über die religiöſe Geſinnung einer Gemeinde zu entſcheiden; ſie hat nur zu unterſuchen, ob dieſe neuen tolerirten Gemeinden gegen die alten anerkannten Kirchen nichts Geſetzwidriges unternehmen. Formell waren die Proteſtanten im 16. Jahrhundert nicht blos in derſelben Lage, wie jetzt die freien Gemeinden, ſondern ihre Stellung war noch viel bedenklicher; denn ſie erlaubten ſich die allerkühnſten Griffe, nicht blos ins Kirchenrecht, ſondern ins Privatrecht. Die Mitbenutzung der Landeskirchen können die freien Gemeinden nicht verlangen, den privatrechtlichen Verpflichtungen gegen das beſtehende Kirchengut ſich nicht entziehn; ob die amtlichen Handlungen ihrer Geiſtlichen ſtaatsrechtliche Giltigkeit haben, das muß einer beſondern geſetzlichen Beſtimmung überlaſſen bleiben. Aber was für ein Staatsgeſetz ſie hindern ſoll, ſich nach ihrer Art zu erbauen, rationaliſtiſche Lieder zu ſingen und rationaliſtiſche Predigten anzuhören, das vermögen wir nicht einzuſehen. Man möge nicht den Einwand machen, daß ihr Treiben dem Publicum Anſtoß gibt, denn es finden ſich Religionsgeſellſchaften, deren Treiben dem Publicum einen tauſendmal größern Anſtoß gibt, z. B. die Irvingianer, und gegen dieſe wird nicht eingeſchritten. Zwar wollen wir gern anerkennen, daß die preußiſche Regierung den geſetzlichen Weg feſthält, und daß die Gerichte das Verhalten der Behörde vertreten, aber es ſcheint uns, daß die ganze Sache gar nicht vor die Gerichte gehört, weil dieſe doch nur mit dem formalen Recht zu thun haben, und weil es einem Gericht äußerſt ſchwer fallen wird, mit objectiver Beſtimmtheit feſtzuſtellen, wie weit z. B. eine Predigt an das politiſche Gebiet ſtreift oder nicht. Es iſt abſolut unmöglich, daß ein Prediger von den Dingen dieſer Welt gar keine Notiz nimmt, und ſobald er das Verhalten einzelner Stände oder Geſellſchaften ins Auge faßt, wird er politiſch. Es wäre von Seiten der Regierung nicht blos gerecht, ſondern auch ſtaatsklug, wenn ſie die ganze freigemeindliche Angelegenheit ruhig ſich ſelbſt überließe und nur in den äußerſten Fällen einer augenſcheinlichen Uebertretung in den Weg träte.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Muſikaliſcher Jahresbericht aus Berlin.

2.

Ueber den Tannhäuſer haben Sie bereits einen ausführlichen Bericht gebracht. Ich begnüge mich daher mit der Bemerkung, daß er im Ganzen wol 15 bis 20 volle Häuſer gemacht hat, daß ſich aber das Publicum trotzdem während der Aufführung ſelbſt noch immer ebenſo apathiſch verhält, wie am erſten Tage, an dem die Freunde Wagners über die Aufnahme der Oper entrüſtet waren. Berlin iſt ſo groß und hat einen ſo ſtarken Fremdenverkehr, daß ein jedes einigermaßen hervortretende, glänzend ausgeſtattete Werk, ſelbſt wenn kein Wort darüber in den Zeitungen verloren wird, ſehr oft gegeben werden kann. In den letzten Jahren haben der Feenſee, nächſt dem die Stumme von Portici die meiſten vollen Häuſer gemacht. Das iſt alſo gar kein Beweis weder für das Urtheil des Publicums über die Muſik, noch viel weniger für den Werth der Muſik an ſich. Ebenſowenig wollen wir aus den äußern Zeichen von Apathie Schlüſſe ziehen. Denn ob die große Maſſe einen Eindruck empfängt, halten wir zwar nicht für gänzlich gleichgiltig; aber ein Werk kann ſehr bedeutend ſein, ohne ſich darum für jedermanns Geſchmack zu eignen. Zweitens ſind das nicht die ſchlechteſten Kunſtwerke, die keine äußern Zeichen des Beifalls hervorrufen, denn ihre Wirkung reicht dafür oft deſto tiefer. Aus der äußern Haltung des Publicums läßt ſich nicht beurtheilen, ob der Tannhäuſer nicht eine Wirkung dieſer Art hervorbringt. Daß man in muſikaliſchen Kreiſen meiſtens ziemlich hart über das Werk urtheilt, ſteht freilich feſt. Indeß ſind dieſe Urtheile, obgleich ſie in der Hauptſache das Richtige treffen, dennoch oft ſo ſchlecht begründet, daß man ſchon daraus entnehmen kann, welche Abſurditäten nun gar außerhalb der muſikaliſchen Kreiſe oft zu Tage kommen. Es iſt ein mitunter zwar erheiterndes, im Ganzen aber doch unangenehmes Schauſpiel, wenn künſtleriſche Principienfragen ſo an die große Glocke geſchlagen werden, daß nun jeder die Pflicht und das Recht zu haben glaubt, ſein Urtheil abzugeben.

Unter den Gäſten, die wir im Opernhauſe ſahen, verdient Frau Bürde-Ney bei weitem den erſten Preis. Was die Schönheit der Stimme betrifft, haben wir ſelten ihres Gleichen gehört. Der Klang iſt glänzend und entbehrt

dabei auch der Zartheit nicht; die Kraft und Leichtigkeit der hohen Töne ist bewundernswerth. Es ist eine Tonentwicklung, dem strahlenden Sonnenlicht vergleichbar. Obschon die Coloraturfertigkeit, mit Ausnahme des meisterhaften Trillers, nur mangelhaft entwickelt ist, schlagen wir dennoch die Technik der Sängerin nicht gering an; ihre Tonbildung hat etwas Gediegenes, Kerniges, das wir wenigstens immer als Grundlage jeder höhern Kunstleistung betrachten müssen. In der glänzenden Zeit des Gesanges, in der man den tiefern geistigen Ausdruck noch weniger kannte, in der Zeit der Farinelli, Faustina Hasse u. s. w. würde Frau R. wahrscheinlich als ein Stern erster Größe gegolten haben. Heute muß sie sich gefallen lassen, daß man trotz aller ihrer Vorzüge von dem vollendeten Sänger doch noch mehr verlangt. Ihr Gesang hat weder im Drama, noch auch eigentlich im lyrischen Genre einen bedeutenden Grad von Wärme. Man sagt meistens, sie sei keine dramatische Sängerin; aber fast gelingt ihr der lebhafte Affect noch besser, als der Ton weiblicher Innigkeit. Ihr fehlt die Biegsamkeit, der Schmelz der Stimme und des Vortrags, der uns mehr werth ist, als Glanz und Kraft d. h. erst muß die Kraft und die feste, kernige Gestalt des Tones da sein, dann aber als Zweites und Höheres jener duftige Hauch, den wir alle z. B. an Jenny Lind kennen und durch den sich die blos materielle Wirkung zu einer geistigen steigert. Die bedeutendste Leistung dieser Sängerin liegt daher auf einem Gebiete, auf dem man sonst nicht Gesangstrophäen zu erringen strebt. Frau Fluth in den lustigen Weibern von Windsor, die lustige, gewandte und derbe englische Bürgersfrau ist die Krone unter allen ihren Schöpfungen. Nächst dem verdienen einige italienische Rollen, z. B. Norma, Rosine, ausgezeichnet zu werden. Am meisten läßt Frau R. in der deutschen Oper zu wünschen übrig. Nicht als ob sie nicht auch hier durch die Schönheit ihrer Stimme, durch Correctheit des Vortrags und richtiges Verständniß sehr Werthvolles zu geben im Stande wäre, aber sie weiß sich über einen gewissen Grad von äußerlicher Aneignung nicht zu erheben. — Von Frau Fisch'er-Nimbs, die im Herbst ebenfalls einige Gastrollen gab, habe ich schon im vorigen Jahre berichtet, daß sie eine recht vielseitig gebildete, verständige Künstlerin ist. — Fräulein Michel, eine schwedische Sängerin, hatte eine leicht ansprechende Höhe und gewandte Coloratur. Fräulein Bianchi machte zwar nur ihre ersten Versuche auf der Bühne, nahm aber durch ihre sehr gründliche musikalische Bildung das Urtheil der Kenner für sich ein. Fräulein Lehmann hatte bei einem vielleicht recht glücklichen Talent zu viele Untugenden der Provinz, um in Berlin auftreten zu können. Besser überwand Fräulein Stark aus Braunschweig die Schwierigkeiten eines berliner Gastspiels. Die langen Urlaubsbewilligungen, die unsern ersten Sängerinnen contractlich zugesichert sind, führen die Nothwendigkeit herbei, einen Theil des Jahres mit Gastspielen

auszufüllen. Die Bühne befindet ſich dabei nicht ſonderlich gut, denn ſelten gelingt es, ein Talent aufzufinden, das ſich über die Mittelmäßigkeit erhebt. Hierzu kommt, daß der Beurlaubte in vielen Fällen ſeinen Urlaub nicht zur Erholung, ſondern zu Gaſtſpielen benutzt, und noch ermüdeter, als er gegangen, zurückkehrt. Das Publicum und die Theaterdirectionen nehmen ſolchen Uebermuth geduldig hin. Denn das Theater würde zu Grunde gehen, wenn es nicht einzelne Mitglieder beſäße, an denen das Publicum mit beſonderer perſönlicher Vorliebe hängt; die Neigung zur Kunſt wird dann erſt bei den meiſten zur lebendigen Flamme, wenn die perſönlichen Neigungen das Feuer ſchüren; was Wunder, daß dieſe Einzelnen mit ſouveräner Laune thun, was ihnen beliebt?

In viel höherem Grade, als auf dem Gebiet der Oper und der geiſtlichen Muſik, machten ſich die Fortſchrittsbeſtrebungen in der Concertmuſik bemerkbar. Der neu gegründete ſternſche Orcheſterverein bildete dafür den Mittelpunkt. Da ſich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren das Bedürfniß gezeigt hat, die Grenzen der hier üblichen Concertmuſik weiter auszudehnen, ſo können wir dem Orcheſterverein eine glückliche Zukunft vorherſagen. Daß man nicht allzu gewagte Verſuche machen muß, hat freilich das vergangene Jahr bewieſen; man würde ſehr irren, wenn man in den wagner-liſztſchen Tendenzen das alleinige Mittel finden wollte, um dem neuen Unternehmen Dauerhaftigkeit zu geben. Schon dadurch, daß dem Unternehmen ein trefflicher Geſangschor und vorzügliche Solokräfte für Piano und Violine zur Seite ſtehen, iſt für hinreichende Abwechslung geſorgt. Aus der ältern muſikaliſchen Literatur iſt noch mancher verborgene Schatz zu heben; wir erinnern z. B. nur an die große Anzahl unbekannter Cantaten von Seb. Bach. Endlich wird auch die Gegenwart, wie wir hoffen, unter vielem Verfehlten manches lebensfähige Werk zu Tage bringen. Das vorzügliche organiſatoriſche Talent, das Herr M. D. Stern beſitzt, hat ſich in der gelungenen Bildung des Orcheſters aufs neue bewährt. Zwar ſind die Leiſtungen der k. Kapelle noch immer unerreicht und werden es auch wol bleiben; doch verlangen wir dieſen Grad vollendeter Verſchmelzung der Inſtrumente und des Vortrags auch von keinem Privatunternehmen. Mit exacter und gebildeter Ausführung, mit ſorgfältiger Nüancirung können wir zufrieden ſein.

In den neun Concerten des ſternſchen Orcheſtervereins kamen auch einige hier allgemein bekannte Werke zur Aufführung. Wir könnten ſie ganz unerwähnt laſſen, wenn es uns nicht darauf ankäme, das Verhältniß anzudeuten, in dem das Alte zu dem Neuen ſtand. Es waren dies die Hebriden von Mendelsſohn, die Ouvertüre zum Tannhäuſer, die F-dur-Symphonie von Beethoven, die Ouvertüre zum Coriolan, die neunte Symphonie. In der

Ausführung der letztern verunglückte leider das Adagio und unter dem üblen Eindruck dieſes Mißlingens litt auch der letzte Satz.

Es ſchließen ſich diejenigen Compoſitionen an, die zwar nicht als unbekannt, aber auch nicht als ganz gewöhnliche Erſcheinungen zu betrachten ſind. Hierher gehört das Violinconcert von Beethoven, das Herr Laub zwar nicht mit der Genialität eines Joachim, aber doch mit hoher Künſtlerſchaft ſpielte; die Chöre und Märſche aus Beethovens Ruinen von Athen, von denen namentlich der Derwiſchchor durch unübertrefflichen Humor hervorragt, Meeresſtille von Beethoven, ein Clavierconcert von Moſcheles, die zierliche und geiſtreiche Hafisouvertüre von Ehlert, der wir nur eine friſchere Sinnlichkeit wünſchen möchten, das Tripelconcert von Bach, das Es-dur-Concert von Beethoven, der Sturm von Haydn, eine nicht grade bedeutende Chorcompoſition dieſes Meiſters, Beethovens Phantaſie für Clavier, Chor und Orcheſter, in deren Vortrag Herr von Bülow ſich durch treffliche Technik und ſinnige Auffaſſung auszeichnete, ein Clavierconcert (D-moll) von Bach, die noch immer dem hieſigen Publicum nicht recht zugängliche C-dur-Symphonie von Schubert, ein unbedeutender Chor von Mendelsſohn „Verleih uns Frieden", endlich das Kyrie aus der großen beethovenſchen Meſſe. Auch unter den ganz neuen Werken müſſen wir noch eine Sonderung machen. Die B-dur-Symphonie von Schumann war nur für Berlin neu; in ganz Deutſchland kennt und liebt man ſie bereits. Selbſt die phantaſtiſche Laune des letzten Satzes kann uns nicht daran irre machen, daß S. in dieſer Symphonie ein zwar nicht hoch bedeutendes, aber ungemein anſprechendes und gebildetes Kunſtwerk geſchaffen hat. Die A-moll-Symphonie von Gade hat ſchöne Inſtrumentalwirkungen, doch fehlt ihr kernhafter Inhalt. Eine Violinphantaſie von Schumann, die Joachim ſpielte, erſchien uns zu unbedeutend und geſtaltlos, als daß wir ſie unter die Kategorie der zuletzt einzuführenden Werke ſtellen möchten. Auch die Stücke aus Lohengrin, die zur Aufführung kamen (Brautlied, Frauenzug, Hochzeitsmarſch), können wir nicht zu der modernſten Muſik zählen, da ſie ſich nicht weſentlich von dem Gewohnten und Bekannten unterſcheiden. Das Brautlied iſt lieblich und anſprechend, ohne indeß bedeutend zu ſein; in dem Frauenzug herrſcht eine träumeriſche, ſchwärmeriſche Stimmung; höchſtens tritt in dem Marſch eine Anwendung der Blechinſtrumente hervor, die an moderner Ueberſchwenglichkeit leidet, und um ſo unangenehmer berührt, als die muſikaliſchen Motive, die dem Ganzen zu Grunde liegen, einen weichlich ſentimentalen Charakter haben und mit den Mitteln der Darſtellung in einem ſtarken Contraſt ſtehen. Die E-moll-Symphonie von Hiller, ein zwar nicht durch Friſche und Leichtigkeit der Erfindung hervorragendes, aber formell abgerundetes Werk, iſt auswärts ſchon bekannt. Eine zarte, innige Cantate von Bach „Bleib bei uns" war ſehr glücklich gewählt. Weniger ſagte uns die alte, aus dem 15. Jahrhundert

herrührende Melodie zu, die man einem vierſtimmigen Chor „Alta trinita“ zu Grunde gelegt hat und für die ſich das Publicum begeiſterte. Es hat allerdings einen Reiz, den erſten Uebungen eines Kindes im Gehen, Sprechen u. ſ. w. zuzuſehen. In dieſem Sinne mag man ſich die Spielerei gefallen laſſen, aber ein Kunſtwerk iſt das nicht. Eine Symphonie von Würſt (D-moll), einfach in der Erfindung und vielleicht allzu klar und weich, zeugte von techniſchem Geſchick. Die Manfredouvertüre von Schumann gehört zu dem Düſterſten und Leidenſchaftlichſten, was S. geſchrieben hat; es iſt ein tiefer Ernſt in dem Werke, der uns bei häufigerem Hören ſtets aufs neue feſſelt. Doch iſt eine künſtleriſch ſchöne Darſtellung auch der ſtärkſten Gegenſätze nicht ohne eine gewiſſe Klarheit zu denken; das Chaotiſche kann nie Zweck der Kunſt ſein, und jene letzte Reinigung und Läuterung hat S. in der Manfredouvertüre nicht erreicht; der Stoff ſelbſt hat ſich noch nicht in voller Durchſichtigkeit herausgearbeitet.

Außer den Werken Liſzts, die einen ganzen denkwürdigen Concertabend füllten, ſind es einige Compoſitionen von Berlioz, Wagner und Joachim, die wir der neuen Richtung zuzählen müſſen. Berlioz iſt noch faſt gar nicht in Berlin bekannt. Er ſelbſt war vor etwa zwölf Jahren hier und führte damals mehre ſeiner Werke dem Publicum vor, ohne damit durchzudringen; ſeitdem iſt meines Wiſſens kein einziges wiederholt worden. Auch dies Mal iſt er kaum berückſichtigt worden; denn nur eine einzige kleine Compoſition „die Flucht nach Aegypten“ (aus der Trilogie „die Kindheit Chriſti“), die er ſchrieb, um damit den Beweis zu führen, daß er auch ein akademiſches Werk hervorbringen könne, iſt in die Progamme der Concerte des Orcheſtervereins aufgenommen worden. Es iſt eine gewiſſe Stimmung darin: die idylliſche Einfachheit des Hirtenlebens, mit dem feierlichen Nimbus umgeben, der auf der heiligen Familie ruht. Wenn wir indeß auch nicht den Ausdruck vermiſſen, ſo vermiſſen wir doch die ungeſuchte Naivetät des Ausdrucks; wenn wir auch nicht über Verletzung der muſikaliſchen Formen klagen können, ſo macht doch wiederum die Einfachheit den Eindruck des künſtlich Hervorgebrachten. Das Kunſtwerk erwächſt nicht aus einer muſikaliſchen Stimmung, ſondern die muſikaliſchen Elemente werden nach äußerlicher Berechnung zuſammengeſetzt; ein ganz äußerlicher Effect dieſer Art krönt das Ganze, das ganz unerwartet am Schluß eintretende Halleluja der Engel; mit der poetiſchen Idee mag das zuſammenhängen, aber muſikaliſch iſt es ganz unvermittelt und bringt eher die Wirkung des Komiſchen, als des Feierlichen hervor. — Von Wagner hörten wir die Fauſtouvertüre. An dem entſcheidenden Wendepunkt dieſer Compoſition hören wir in tiefſter Lage den zu Es-dur gehörigen Secundaccord (As, B, D, F); es folgt nach einer verhängnißvollen Pauſe in ganz hoher Lage E-dur. Man ſieht, daß von muſikaliſchem Zu-

ſammenhang nicht mehr die Rede iſt; und durch enharmoniſche Verwechslung, indem As für Gis genommen wird, und B nach H, F nach E geht, dies erklären zu wollen, wie es ein Anhänger der neuen Schule gethan hat, iſt noch ſchlimmer, denn es verräth nur, von wie äußerlichen Geſichtspunkten aus man Accordbeziehungen begreift. Das iſt eben das Gefährliche der Chromatik und Enharmonik, daß man darüber den Sinn für den weſentlichen, organiſchen Zuſammenhang der Muſik verliert. Im Ganzen betrachtet, die Fauſtouvertüre hat thematiſchen Zuſammenhang, eine Art von Entwicklung und Steigerung und einige ſchöne Stellen, die, im Gegenſatz zu dem vorherrſchenden, wild leidenſchaftlichen Charakter derſelben durch ſinnlichen Wohlklang beſtechen. Wenn aber in dem Wahnſinn eine gewiſſe Methode herrſcht, ſo hört er darum noch nicht auf, Wahnſinn zu ſein. In der Wahl der Themen, in der harmoniſchen Behandlung, wie das obige Beiſpiel beweiſt, in der Inſtrumentation, in der das unſchönſte und nur in den ſeltenſten Fällen anwendbare Inſtrument unſeres Orcheſters, die Tuba, eine Hauptrolle ſpielt, herrſcht ein Geiſt maßloſer Leidenſchaft, den die Kunſt höchſtens andeuten und überall, wo ſie ihn berührt, nicht unvermittelt hinſtellen, ſondern allmälig entwickeln und mit den Formen der Schönheit verklären ſoll. Es nutzt nicht viel, ſolchen Werken gegenüber im Einzelnen ſein Urtheil zu motiviren: denn von allen dieſen Productionen der Kraftgenies wendet ſich der natürliche Hang nach edler menſchlicher Bildung ab, es iſt der einfache Widerwille gegen die Entfeſſelung der Elemente. Wagner hat ſeiner Ouvertüre ein Motto aus Goethes Fauſt gegeben; die Stimmung, die Goethe in ſeinem feinen Gefühl für die Grenzen des künſtleriſch Schönen, des menſchlich Edeln nur leiſe berührte, hat er als die Hauptſache betrachtet und ſo ein Werk zu Stande gebracht, das in dem entſchiedenſten Gegenſatz zu Goethes Kunſtanſchauung ſteht, der nur gedacht werden kann. Dennoch hat W. auch hier wieder bewieſen, daß er eine reellere Kraft der Phantaſie beſitzt, als die übrigen Gleichſtrebenden. Bei vielen Componiſten der Gegenwart herrſcht nur das abſtracte Beſtreben vor, muſikaliſche Kunſtwerke hervorzubringen, der leere Ehrgeiz der Künſtlerſchaft, und ſie ſuchen ſich mühſam den Inhalt. W. dagegen empfindet lebendiger und ſinnlicher, und es würde ihm gelingen, Schönes zu ſchaffen, wenn nicht entweder ſeine angeborene Natur oder der Drang es anders machen zu wollen, als andere, ihn auf Abwege führten. W. iſt weder geiſtlos noch unmuſikaliſch, aber ſeine muſikaliſche Phantaſie und ſeine Gedankenwelt iſt zerrüttet. Aber ebendarum iſt er gefährlicher für die Entwicklung des Geſchmacks, als andere.

Joachim trat mit zwei Werken auf, einer Ouvertüre zu Heinrich IV. und einem Violinconcert. Bei manchen ausübenden Muſikern, z. B. bei Herrn v. Bülow, finden wir trotz ſonſtiger ausgezeichneter Eigenſchaften auch in

der Art ihres Spiels eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Richtung, die ſie als Muſiker vertreten; bei Joachim nicht. So energiſch und bedeutungsvoll ſein Spiel iſt, es bewegt ſich ſtets in den Grenzen des Schönen. Höchſter männlicher Adel iſt der Grundcharakter deſſelben. Nun läßt ſich zwar auch in ſeinen Compoſitionen ein idealiſtiſches Streben nicht verkennen, aber J. hat die Gährungsperiode noch nicht überwunden. Schon der Gedanke, eine Ouvertüre zu Heinrich IV. zu ſchreiben, iſt als verfehlt zu betrachten. Wenn es überhaupt ſchwierig iſt, den reichen Inhalt eines ſhakeſpeareſchen Stückes in eine Ouverture zuſammenzudrängen und es in der Kraft und Kühnheit der Gedanken dem britiſchen Dichter gleich zu thun, wenn dies Unternehmen in der Regel zu einer Ueberſchwenglichkeit des Ausdrucks und einer Ueberfülle der Gedanken führt, die jede klare Abwicklung derſelben verhindert, ſo ſteigert ſich dieſe Schwierigkeit bei Heinrich IV., deſſen ausgelaſſener, derber Humor wol am wenigſten zu einer muſikaliſchen Stimmung anregen kann. Es zeigt von kühnem Streben, wenn jemand ſich die ſchwierigſten Aufgaben ſtellt; aber man muß nicht das Unmögliche möglich machen wollen. Die Ouvertüre zu Heinrich IV. muthete daher ſchon in der Anlage dem Hörer das Unnatürlichſte zu; paradoxe Themen, Ueberfülle von Motiven, eine überladene und grelle Inſtrumentation. Sie fand keinen Beifall beim Publicum, wie denn überhaupt Joachims Compoſitionen eine ungünſtigere Stellung demſelben gegenüber einnehmen, als andere Werke der Gegenwart, da er es verſchmäht, dem Geſchmack der Menge nebenbei einige Conceſſionen zu machen. Das Violinconcert zeugt von größerer Reife und Durchbildung. Es beſteht aus einem ſehr ausgedehnten Satze, deſſen zweites oder drittes Thema (denn genau betrachtet laſſen ſich drei hervortretende Hauptgedanken bemerken) die Stelle des Andante vertritt. Dieſes iſt zugleich der Lichtpunkt des Ganzen; es ſpricht ſich eine zarte und doch nicht weichliche Innigkeit darin aus. Die thematiſche Verarbeitung iſt ſehr kunſtvoll und reich an intereſſanten Einzelheiten. Mit dem eigentlichen Hauptthema können wir uns indeß nicht einverſtanden erklaren. Themata mögen immerhin kurz ſein, wie bei Beethoven meiſtens, aber ſie müſſen zugleich einen ganz einfachen muſikaliſchen Inhalt haben, der weiterer Entwicklung und Umdeutung fähig iſt. Dies iſt nun — und überhaupt neigen die Neueren dazu hin — bei J. nicht der Fall. Schon die drei, vier Noten, die das Thema bilden, enthalten eine harmoniſche Spannung; ſo drückt ſich dem Ganzen der Stempel übermäßiger Unruhe auf, und überdies ſieht ſich im Verlauf die freie Bewegung gehemmt, da die urſprüngliche Aufgabe zu eng umgrenzt iſt. Aus dem Streben, ſchon in den erſten Noten intereſſant und bedeutend ſein zu wollen, entſteht die Monotonie und Gezwungenheit der weitern Entwicklung.

Als Liſzt in dieſem Winter nach Berlin kam, bildete ſich ein aus den

erſten Muſikern der Stadt zuſammengeſetztes Comité, das ihn feſtlich bewillkommte und ihm zu Ehren eine Matinée veranſtaltete. Den intereſſanteſten Theil derſelben bildete die ſehr gelungene Ausführung des beethovenſchen B-dur-Quartetts durch den zimmermannſchen Quartettverein. Wenige Tage darauf fand in der Singakademie die Ausführung der liſztſchen Compoſitionen Statt; wie ſich erwarten ließ, war jeder Platz beſetzt; die Aufnahme derſelben war indeß von Seiten des Publicums ſehr kühl. An demſelben Abend ſchloß ein Souper die Feſtlichkeiten; es ſoll dabei ſehr heiter, aber auch etwas tumultuariſch hergegangen ſein. Liſzts liebenswürdiges und beſcheidenes Auftreten wird im Allgemeinen gerühmt. — Liſzts Compoſitionen gehen inſofern den verwandten neueren Beſtrebungen parallel, als ſie ſich viel in ungewohnten muſikaliſchen Combinationen bewegen und einen ungewöhnlich tiefen geiſtigen Inhalt auszudrücken beanſpruchen; ſie unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie in noch höherem Grade, als die Werke von Wagner, Joachim, Brahms u. a., es zur Schau tragen, daß ſie mehr der Reflexion und einem abſtracten Künſtlerehrgeiz, als einer lebendigen Anſchauung entſprungen ſind. Man ſtellt ſich eine poetiſche Aufgabe oder man nimmt ſich vor, ein Werk in einer beſtimmten Form, z. B. eine Symphonie in einem Satze zu ſchreiben, und ſucht dann den Inhalt dazu zuſammen; das iſt eine ungeſunde, unfruchtbare Methode. Außerdem iſt Liſzt Virtuos, und grade die glänzendſte Virtuoſität wird ſich ſchwer mit jenem der Oberflächlichkeit und den augenblicklichen Erfolgen abgewendeten Geiſt zuſammenfinden, der den wahren Componiſten durchdringt. Wir haben freilich von der Vereinigungsfähigkeit beider Richtungen ein Beiſpiel in Mozart, der als Knabe mit ähnlichen Triumphen die Welt durchzog und in dem Geräuſch des Lebens, in den Salons der vornehmen Welt, unter dem Beifallsjubel der unwiſſenden, nach Flittergold haſchenden Menge dennoch nicht jenen Ernſt, jene innere Sammlung verlor, aus der das höhere Kunſtwerk emporwächſt. Aber theils erlebte Mozart jene glänzende, aber innerlich unwahre Periode des künſtleriſchen Daſeins als Kind; theils wuchs er unter der ſtrengen muſikaliſchen Zucht ſeines Vaters auf; der Kirche und ihren Forderungen ſtand er von früh an ebenſo nahe, als dem oberflächlichen Welttreiben; und namentlich die Jahre, die für ſeine zukünftige Entwicklung die entſcheidenden wurden, verbrachte er in einſamer Zurückgezogenheit in Salzburg. Die Virtuoſität ſtellt ſich andere Lebensziele und ergeht ſich in andern Stimmungen, als die Muſik; denn diejenige Künſtlerſchaft, die ſich mit der gewiſſenhaften Ausführung der claſſiſchen Meiſterwerke begnügt, nennen wir nicht Virtuoſität und ſehen ſie auch nicht jene glänzenden Erfolge erringen, die dem Virtuoſen erreichbar ſind. Es iſt nun ſehr wohl denkbar, daß dem Virtuoſen der Horizont ſeines Inſtruments zu eng wird; die Gegenwart zeigt mehre Fälle dieſer Art; er wendet ſich

der Compoſition zu d. h. er ſucht vermittelſt des Orcheſters dieſelben virtuoſenhaften, mehr glänzenden und ſchimmernden als gediegenen Wirkungen hervorzubringen. Der Geiſt bleibt derſelbe, nur das Material ändert ſich. Seine Phantaſie lebt nur in jener rauſchenden Pracht, in jener betäubenden Stärke äußerer Gegenſätze, wie wir ſie aus den Concerten großer Virtuoſen zur Genüge kennen; für das Einfache und Innerliche iſt ſie verdorben; ſie iſt viel zu leidenſchaftlich aufgeregt, um der ſtillen, langſamen Entwicklung muſikaliſcher Gedanken Geſchmack abzugewinnen, viel zu ſehr an das äußerlich Effectvolle gewöhnt, um ſich mit Ruhe in das innere Leben eines Organismus zu verſenken. Die Neuern halten nun freilich dieſen Zuſtand für wahre künſtleriſche Begeiſterung; uns ſcheint es indeß, daß dieſe fieberhafte Aufregung ſehr weit von jener heiligen, aus der Idee emporflammenden Glut entfernt iſt, die, von welchem Gegenſtande ſie auch immer genährt ſein möge, nur in ihm lebt, alles übrige Sein aus ſich ausſtoßend. Ein aus idealer Begeiſterung hervorgegangenes Werk wird ſich vor allem durch die organiſche Kraft, mit der aus der Einheit die Mannigfaltigkeit hervortritt, als ſolches bewähren. Jede zerſtreute Thätigkeit deutet ſchon darauf hin, daß überhaupt keine Verſenkung in den Gegenſtand und keine Idealiſirung deſſelben ſtattfand, wie andererſeits die Unfähigkeit, aus der Einheit wahre Mannigfaltigkeit zu erzeugen, davon Zeugniß gibt, daß die ideale Stimmung ſich nicht zu voller Lebendigkeit entwickelte. Wenn Beethoven aus den wenigen Tönen, die das Motiv des erſten Satzes der C-moll-Symphonie bilden, faſt den ganzen Satz entwickelte, ſo war das nicht kalte Berechnung, meiſterhafte Technik, ſondern höchſte künſtleriſche Begeiſterung, denn das Motiv ſelbſt wurde ihm zur Idee, die ſich zu lebensvoller Geſtalt, zu reicher Mannigfaltigkeit ausbildete und in dieſem Wechſel die Einheit mit ſich ſelbſt nicht verlor. Solche Werke bringt nur ein Geiſt hervor, der die Kraft hat, die Außenwelt, ja ſelbſt alle andere muſikaliſchen Gedanken, die mit jenem einen nicht zuſammenhängen, zu vergeſſen; zu der wirklichen Welt und ihrem Hang nach oberflächlichen Zerſtreuungen ſteht er in dem entſchiedenſten Gegenſatz.

L. hat den glänzenden Gedanken gefaßt, Symphonien aus einem Satz zu ſchreiben; ſie liegen dem Publicum gegenwärtig gedruckt vor, neun an der Zahl. Wir können den Gedanken glänzend nennen, denn in der Trennung der Sätze voneinander liegt immer noch ein Schein mangelnder Einheit. Ob er aber auch richtig ſei, iſt zweifelhaft. Weil eine Symphonie ein umfaſſendes Kunſtwerk ſein ſoll, enthält ſie eine Anzahl von Sätzen, die ſich durch langſame oder ſchnelle, gerade oder ungerade Bewegung und durch die damit zuſammenhängenden innern Charaktereigenſchaften voneinander unterſcheiden. Wenn man die Takt- und Tempounterſchiede aufhebt, ſo kann man auch nicht mehr von einer Anzahl von Sätzen reden. Von mehren Sätzen

aber, die wirklich durch Takt und Tempo unterschieden sind, läßt sich schwer begreifen, wie sie organisch je ein Ganzes werden könnten. Man kann die Pausen, die zwischen den einzelnen Sätzen üblich sind, durch irgend einen Uebergang ausfüllen, aber es wird schwerlich gelingen, ein organisches Ganze zu schaffen, aus dem sich in innerm Zusammenhange die nöthigen Takt- und Tempoverschiedenheiten der einzelnen Sätze entwickeln. Indeß geben wir zu, daß sich hier ein noch unerreichtes Ideal zeigt, das eine künstlerische Natur wol zum Sinnen und Schaffen reizen konnte. Mit der Form aber, die L. gegenwärtig aufstellt (wir sprechen von den beiden Symphonien, die in Berlin zur Aufführung kamen, les préludes und Tasso; die übrigen sind uns unbekannt; in der Robert Schumann gewidmeten Claviersonate hat L. einen ähnlichen Weg eingeschlagen), scheint uns nicht viel gewonnen. Es beherrscht ein Hauptmotiv die ganze Symphonie; daneben erscheint aber unvermittelt eine Reihe von Nebengedanken, die den Kern der einzelnen Sätze bilden; jenes Motiv ist mehr ein stets wiederkehrender Refrain, als die schaffende und belebende Seele des Ganzen. Ueberhaupt besitzt L. keine große Kraft thematischer Entwicklung, wie er denn auch die Themata selbst meistens so wählt, daß sich nicht viel daraus entwickeln läßt. Wenn sich ferner ein organisches Ganze nur durch höchste Concentration des Geistes auf den einen musikalischen Gedanken, von dem nun einmal die Phantasie des Künstlers erfüllt ist, hervorbringen läßt, so macht sich L. diese Hingabe fast unmöglich, indem er in der Symphonie nicht den musikalischen Gedanken, sondern das Gedicht oder die Begebenheit, die er musikalisch darstellen will, als die Hauptsache ansieht. Dadurch wird die Zerstreuung des Geistes, die zu überwinden die schwierigste Aufgabe des Künstlers ist, noch künstlich genährt; der reine Fluß des musikalischen Kunstwerks wird durch äußere Gewalt zerstört. Daß dieser Standpunkt etwas Dilettantisches an sich hat, ist jetzt wol den Meisten klar, die über Musik überhaupt denken. Weil man das der Musik eigenthümliche geistige Leben nicht begreift, weil man nicht einsieht, daß sie für sich selbst eine Form des Geistes ist, will man ihr durch einen fremden Geist aufhelfen, und indem man, von den der Kunst fremden Motiven getrieben, den musikalischen Organismus zerstört, macht man sie allerdings zu etwas Geistlosem; denn nur in der Form d. h. in dem Zusammenhange besteht ihr geistiges Wesen; zu leugnen ist aber nicht, daß der gedankenlosen Masse, die es höchstens zu zerstreuten Gedanken bringt, diese Vermischung der Kunstgebiete wahrscheinlich sehr einleuchtend sein wird.

Wenn sich ein Kunstwerk im höchsten Stil nur durch jenen musikalischen Idealismus, dessen reinster Vertreter Beethoven ist, hervorbringen läßt, so sind ansprechende, anregende Leistungen auch demjenigen erreichbar, der die höchste Form nicht zu bewältigen vermag. Liszt hat manchen glücklichen, wenn

auch meiſtens grade nicht tiefliegenden muſikaliſchen Gedanken, er entwickelt hin und wieder ein ſchätzenswerthes Talent für intereſſante Figuration, unter vielen gewaltſamen, ganz unnatürlichen Accordfolgen begegnen uns auch einzelne, die nicht ohne Originalität ſind und dennoch einen verſtändlichen Sinn haben, in der Inſtrumentation zeigt ſich zwar nicht ein ganz ausgebildeter Sinn für orcheſtrale Klangwirkungen, aber es ſpricht ſich doch ein Talent dafür aus. Mitunter hat dieſe glücklichere Stimmung auch längere Dauer; ſo ſind z. B. der das Hofleben ſchildernde Satz der Taſſoſymphonie, der erſte Satz des Clavierconcertes recht anſprechend, ohne freilich einen tiefen und bedeutenden muſikaliſchen Inhalt zu enthalten. Seltener ſchon gelingt dem Componiſten die Darſtellung ernſter Stimmungen; nur die Einleitung zu den Präludien möchten wir davon ausnehmen. Wenn L. eine ernſte Miene annimmt, verfällt er in eine Ueberſpanntheit und Unnatur des Ausdrucks, die unſerer Anſicht nach die ſchlechteſte Seite ſeiner Compoſitionen bildet. Er liebt es, ſich dann ganz kurze Themata zu wählen, die natürlich ſehr vielſagend ſein ſollen und ſchon in ihrem Kern eine harmoniſche oder rhythmiſche Ueberſchwenglichkeit enthalten, die ſo unvermittelt hingeſtellt jedem geſunden Gefühl widerſtrebt. Denn mag man in der Leidenſchaftlichkeit der Bewegung, in der Spannung der Gegenſätze ſo weit gehen als man will, es iſt unnatürlich, die Bewegung nicht aus der Ruhe entſtehen zu laſſen. Alles Leben der Kunſt beſteht in der Entwicklung und dem Kampf der Gegenſätze, aber doch nur inſofern ſie aus der Einheit hervorgehen und zu ihr zurückführen. Daß L. in den harmoniſchen Uebergängen, in Vorhalten und Accorddiſſonanzen ſich oft Gewaltſamkeiten, ja Unmöglichkeiten erlaubt, iſt ſchon oben angedeutet. Die Chromatik d. h. die äußerliche und ſcheinbare Nähe der Töne im Gegenſatz zu ihrer innern, harmoniſchen Verwandtſchaft ſpielt dabei eine große Rolle. — Faſſen wir alles zuſammen, ſo können wir dem abwehrenden Urtheile des berliner Publicums nur beiſtimmen. Die Virtuoſität darf nicht Herrſcherin im Gebiet der Kunſt werden, am wenigſten da, wo, wie in dem 13. Pſalm, der heilige Ernſt des Stoffes am meiſten jene Keuſchheit der Empfindung verlangt, die in dem Strudel eines geräuſchvollen glänzenden Lebens verloren geht.

Die Symphonieſoiréen der k. Kapelle haben im Weſentlichen ihren früheren Charakter beibehalten. Es iſt ſchwer einzuſehen, warum ſich das Repertoir derſelben ſehr verändern ſollte; denn wir haben in der Muſik eine Anzahl claſſiſcher Werke, die ebendarum, weil ſie claſſiſch ſind, von dem neu Hinzukommenden nicht mehr verdrängt werden dürfen, ſondern ein feſter Beſtandtheil nicht blos unſerer, ſondern der menſchlichen Bildung überhaupt zu bleiben beſtimmt ſind. Was eine gewiſſe Vollendung der Form und des Inhalts erreicht hat, wie z. B. die Literatur der alten Griechen und Römer, die ſeit Jahrhunderten als die Subſtanz aller höhern geiſtigen Erziehung gilt, hat das

Recht, den Strudel neuer Bildungen zu überdauern. Noch vor hundert Jahren war die muſikaliſche Literatur nicht reich an Werken dieſer Art, und der unverſiegliche Strom der Erfindung verſchüttete eines nach dem andern. Heute iſt dies anders. Die Einzigen, die überhaupt noch etwas erfinden, verfallen in Schwulſt oder Künſtelei, wo nicht gar in Unmögliches; und über die Unfruchtbarkeit der Gegenwart müſſen wir uns mit dem Bewußtſein tröſten, daß wir einen reichen Schatz vollendeter Werke unſer eigen nennen, zu deren tieferem Verſtändniß uns noch immer viel zu thun übrig bleibt. Die k. Kapelle iſt auf dem Gebiet der Orcheſtermuſik der treue Hüter dieſes Schatzes. Die neuen Compoſitionen, die von ihr zur Aufführung gebracht wurden, waren nicht bedeutend. Eine ſchon ziemlich alte Ouvertüre von Sterndale Bennet „die Waldnymphe", zierlich und gebildet, aber nicht ſehr inhaltsvoll; eine Ouvertüre von Schindelmeiſter „Mondnacht", geſchickt gearbeitet und von anſprechender Stimmung, aber in der Erfindung ebenfalls nicht hervortretend; eine Symphonie von Radecke (D-moll), in der ſich ebenſowenig ein bedeutender ſymphoniſcher Inhalt, als Klarheit und Gewandtheit der Form ausſprach. Am hervortretendſten war eine hier noch nicht zur Aufführung gelangte ſymphoniſche Compoſition von R. Schumann: Ouvertüre, Scherzo, Finale. Nach einer andern Seite hin ließ ſich indeß die Kapelle auf glückliche Neuerungen ein. Erſtens, indem ſie ihr Repertoir durch Aufnahme von Clavierconcerten erweiterte. Herr Radecke trug das G-dur-Concert von Beethoven vor, mit großer Sauberkeit und wohlthuender, ſinniger Auffaſſung. Herr K. M. Taubert, der ſich ſeit langer Zeit als Clavierſpieler nicht hatte öffentlich hören laſſen und der namentlich durch die Zartheit ſeines Anſchlags und die künſtleriſche Feinheit ſeines Verſtändniſſes einen ſehr hohen Rang einnimmt, ſpielte das D-moll-Concert von Mozart. Eine zweite Neuerung beſtand darin, daß, bei Gelegenheit des Mozartfeſtes, das Andante aus dem G-moll-Quintett durch das geſammte Streichquartett zur Aufführung kam. Der kühne Verſuch gelang vorzüglich; der Wohlklang des Ganzen war zauberiſch, und ich wüßte nicht, daß, bei dieſem Andante wenigſtens, die mehrſtimmige Beſetzung mit dem Geiſt der Compoſition im Widerſpruch ſtände.

Die liebigſchen Symphonieſoiréen, die, wie ich Ihnen im vorigen Jahre ausführlich mittheilte, ſich durch ihre, wenn auch nicht glänzenden, ſo doch ſoliden Eigenſchaften viele Freunde erworben haben und ſich überwiegend auf das regelmäßige claſſiſche Repertoir beſchränken, fanden auch in dieſem Winter ſo viel Zuhörer, als der Saal nur irgend faſſen wollte. Unter den mozartſchen Symphonien kam auch eine ältere aus D-dur zur Aufführung, die bei Breitkopf und Härtel als No. 8 erſchienen iſt. Sie iſt aus dem neunzehnten Lebensjahre Mozarts, wurde zu einer Hochzeitsfeierlichkeit componirt und iſt urſprünglich nicht eine Symphonie in fünf (denn ſo viele ſind im Druck er-

ſchienen), ſondern eine Serenade in acht Sätzen. Die rein äſthetiſche Freude kann daran heute nicht mehr groß ſein; aber vom Standpunkt des Hiſtorikers oder Biographen wird man ſich auch für dieſes Werk intereſſiren. Von älteren Compoſitionen kamen ferner eine Ouvertüre von Fesca und eine Symphonie von Romberg zur Aufführung, beide tüchtig gearbeitet, ohne freilich durch beſondere Tiefe der Gedanken ſich auszuzeichnen; von neueren Ulrichs Preisſymphonie, ein mit großer Beherrſchung der Form gearbeitetes, in einzelnen Sätzen auch von erfinderiſchem Talent zeugendes Werk. Endlich wäre aus dieſem Concertcyklus noch der Dorfmuſikanten zu erwähnen, eines komiſchen Sertetts von Mozart, das ſeit einigen Jahren mehrmals in der truhnſchen Liedertafel, jüngſt auch bei dem am Mozartfeſte veranſtalteten Abendeſſen zur Aufführung kam und durch ſeinen draſtiſchen muſikaliſchen Humor die allgemeinſte Freude erregte. Für ein Concert eignet es ſich freilich nicht; wenn indeß der übrige Inhalt deſſelben mit Rückſicht darauf feſtgeſtellt wird, ſo kann man es ſich gefallen laſſen; denn auf andere Weiſe kann der größere Theil des Publicums mit dieſem an und für ſich intereſſanten und für die Kenntniß Mozarts nicht unwichtigen Werke doch nun einmal nicht Bekanntſchaft machen.

Das Streichquartett war, wie im vorigen Jahre zweimal, erſtens durch die Herren Zimmermann, Ronneburger, Richter und Espenhahn, zweitens durch die Herren Bertling, Rehbaum, Wendt und Birnbach vertreten. Jener erſte Quartettverein, ſeit vielen Jahren beſtehend und durch muſterhafte Correctheit der Ausführung hervortretend, beſchränkte ſich auf das bekannte claſſiſche Repertoir. Der letztere iſt aus jüngeren Kräften zuſammengeſetzt und kann ſich mit jenem andern in der Sauberkeit und Gleichmäßigkeit des Spiels nicht meſſen, verdient aber wegen ſeiner Strebſamkeit, die ſich namentlich in dem Hervorziehen neuerer Werke äußert, ſo wie wegen der Wärme und Lebendigkeit der Auffaſſung, die in dem Vortrag einzelner Stücke hervortritt, ebenfalls volle Anerkennung. Wir nennen unter den neuern Quartetten, die wir hier zu hören Gelegenheit hatten, ein tüchtig gearbeitetes von Würſt (A-moll), das meiſterhafte F-dur-Quartett von Schumann, ein durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und Feinheit der Ausführung hervorragendes Quartett von Ehlert (B-dur), das D-dur-Quartett von Wendt, auf das wir ſchon im vorigen Jahre als ein von reicher Phantaſie zeugendes Werk hinwieſen, ohne es freilich in allen Beziehungen vertreten zu können, endlich eine ältere Arbeit von Mozart, aus dem Jahre 1773, ein Quartett aus Es-dur.

Die Soiréen der Herren Radecke und Grünwald, von denen jener auf dem Piano, dieſer auf der Violine zu unſern beliebteſten und ſolideſten Spielern gehört, fanden, wie ſchon ſeit mehren Jahren, unter lebhafter Theilnahme des Publicums ſtatt und zeichneten ſich durch die Wahl von ſeltener gehörten und meiſt hörenswerthen Muſikſtücken aus. Wir zählen hieher namentlich Beetho-

vens E-dur (Op. 109) und Schuberts durch melodiſchen und harmoniſchen Reiz feſſelnde A-moll-Sonate, das herrliche C-moll-Trio für Violine, Viola und Cello von Beethoven, die Variationen über den Schneider Kakadu, in denen es nach unſerer Anſicht freilich dem Meiſter nur unvollkommen gelungen iſt, das nüchterne Thema zu beſeelen, zwei ältere Sonaten von Mozart (B-dur) und Haydn (G-dur), beide für Piano und Violine, beide anſprechend, wenngleich für den heutigen Geſchmack faſt zu einfach, das ſpaniſche Liederſpiel von Schumann, in dem uns wenigſtens zwei Nummern (das Sopranlied und ein Quartett) ſehr gelungen ſcheinen, zwei ſehr abgerundete, natürlich empfundene Geſangsquartette von Hauptmann, die den Wunſch rechtfertigten, daß man dieſen Componiſten mehr, als bis jetzt geſchehen iſt, bei uns berückſichtigen möge. Weniger ſagten uns zwei Geſangsquartetten von Gade zu, die in rhythmiſcher Bedeutungsloſigkeit verſchwimmen und ſich darum auch nicht zu melodiſcher Beſtimmtheit erheben. Eine Sonate von Taubert für Piano und Violine (A-dur), im Inhalt und in der Form etwas ſpitz, konnte nur durch einzelne feine Züge der Ausführung für den Mangel natürlicher Fülle entſchädigen. Ueber ein Trio von Brahms kann ich, verhindert es ſelbſt zu hören, nur berichten, daß es vom Publicum kalt aufgenommen wurde, ſich aber von Seiten der Muſiker Anerkennung errang.

Einen ähnlichen Concertcyklus veranſtalteten die Herren Zech und Grunwald, von denen der erſtere als Clavierſpieler viel Fertigkeit und Kraft, aber wenig Zartheit und Schönheit des Anſchlags, wenig Selbſtbeherrſchung beſitzt, während der letztere zu unſern beſten Violiniſten gehört. Es kamen in dieſem Cyklus unter anderen das Es-dur-Quintett und das Es-dur-Quartett von Schumann (beide für Clavier) zur Aufführung; das Enſemble ließ wenig zu wünſchen übrig, nur waren einzelne Tempi zu ſchnell. Ferner das H-moll-Rondo von Schubert für Piano und Violine, ein in der melodiſchen Erfindung bedeutendes, aber zu breit und unintereſſant ausgeführtes Werk; eine Clavierſonate von André (A-moll), klar und rund, aber im Inhalt nicht hervortretend; ein Streichquartett von Ulrich (Es-dur), das entſchieden zu den beſſern neuern Werken dieſer Gattung zu rechnen iſt. Namentlich iſt das Scherzo in der Erfindung wie in der Form gleich gelungen; der erſte Satz iſt formell vortrefflich, aber nicht von bedeutendem Gehalt; das Entgegengeſetzte gilt vom Adagio; der letzte Satz läßt in beiden Beziehungen zu wünſchen übrig.

Hier iſt auch der Ort, der von Clara Schumann und Joachim veranſtalteten Concerte zu erwähnen. Ich kann es dies Mal unterlaſſen, die hohe Stellung, die beide in der Kunſt einnehmen, näher zu erörtern, und verweiſe in dieſer Beziehung auf meinen vorjährigen Bericht. Daß ihre Concerte einen ſtreng claſſiſchen Charakter hatten und unter großer Theilnahme des Publi-

cums stattfanden, braucht kaum bemerkt zu werden. Bach, Beethoven, Mozart, nächstdem Schumann, dessen kunstvoll gearbeitetes, anmuthiges Clavierconcert (A-moll) uns große Freude machte, bildeten fast den ausschließlichen Inhalt dieser Abende. Sollten wir noch einige Ausführungen als besonders gelungen hervorheben, so wäre es der Vortrag der geistreichen C-moll-Variationen von Beethoven und der chromatischen Phantasie von Bach durch Clara Schumann; schwieriger wird uns die Wahl bei Joachim, und nur die Rücksicht auf den höheren oder unserm Gefühl verständlicheren Inhalt der Composition bestimmt uns, dem beethovenschen Violinconcert den Preis zuzuerkennen.

Die Concerte des Frauenvereins zum Besten der Gustav-Adolphstiftung waren, wie alljährlich, bis auf die letzten Plätze besetzt und musikalisch reich ausgestattet, da die besten fremden und einheimischen Kräfte den Unternehmern zur Seite standen. Von größern Vereinen wirkten z. B. der sternsche und jähnsche, so wie der Domchor mit; unter den einzelnen Künstlern, die hier auftraten, nennen wir nur Frau Bürde-Ney und die Herren Taubert, Laub, Joachim, Jaell, Stockhausen. Ebendarum aber haben diese Concerte wenig Eigenthümliches, das in einer Uebersicht hervorzuheben wäre; sie suchen ihrem Publicum gewissermaßen einen Auszug des ganzen Winters zu geben, womit dem wohlthätigen Zweck aufs beste gedient und in der Regel auch den einzelnen Künstlern genützt wird.

An Virtuosenconcerten war der vergangene Winter arm. Der Pianist Jaell gab einige nicht sehr glänzend besuchte Concerte, errang sich aber durch seine eminente Fertigkeit, den zierlichen Anschlag und den geschmackvollen Vortrag aller solchen Stücke, die in das Gebiet der Salonmusik fallen, verdienten Beifall. Ihm verdanken wir die Kenntniß eines Trios von Rubinstein, das, von den Auswüchsen der modernen Schule fast ganz gereinigt, uns ein erfinderisches und gestaltendes Talent zugleich erkennen ließ. Der Violinist Damrosch, außerhalb Berlins unseres Wissens noch unbekannt, bewies ebenfalls, daß er ein Virtuos bedeutenden Ranges ist. Wenn der Ton bisweilen noch mehr Fülle wünschen läßt, so zeugt dafür der Vortrag von ungewöhnlicher Energie und Innigkeit der Auffassung. Zu erwähnen wären noch Herr Rie, ein Pianist von solidem Spiel und bedeutender Fertigkeit, die bekannten Gebrüder Brassin, Fräulein Nanette Falk, eine schon im vorigen Jahr von mir besprochene talentvolle Clavierspielerin, der Violinist Herr Sessa aus Mailand, ein junger talentbegabter Mann, aber noch nicht hinreichend ausgebildet, der Violoncellist Herr Feri Kletzer aus Ungarn, der Contrabassist Herr Simon aus Sondershausen, die Clavierspielerin Fräulein Japha aus Hamburg. Es wird fremden Virtuosen gegenwärtig schwer werden, hier zu außergewöhnlicher Geltung zu gelangen, da wir in den Herren von Bülow und Laub, der vielen andern trefflichen Kräfte gar nicht zu gedenken, zwei vorzügliche

Meiſter des Piano und der Violine beſitzen, die ſich durch häufiges Auftreten vor dem Publicum überall, wo man ſich nur mit Muſik beſchäftigt, bekannt gemacht haben.

Die große Zahl von Sängern und Sängerinnen, die theils in ſelbſtſtändigen Concerten, theils als mitwirkende Kräfte aufgetreten ſind, mag ich darum nicht namhaft machen, weil manche von ihnen, und nicht die ſchlechteſten, Dilettantenkreiſen angehören; ich beſchränke mich darauf, die bedeutendſten hervorzuheben. Eine eigenthümliche Erſcheinung iſt Sga. Pariſotti aus Rom; mit einer kräftigen, ſonoren Altſtimme verbindet ſich eine muſterhafte Reinheit der Intonation; aber in der ſüdlichen Helligkeit des Klanges liegt für unſer Gefühl bei allem Schein der Leidenſchaft etwas Kaltes und Hartes, und wir werden um ſo weniger damit verſöhnt, als auch der Vortrag aus einer gewiſſen behaglichen Ruhe nicht leicht herauskommt. Von großer Bedeutung ſind die Leiſtungen der ſpaniſchen Sängerin Anglès de Fortuni. Ein ſehr hoher Sopran von äußerſt zartem, aber metallreichem und lieblichem Klang, führt ſie mit großer Leichtigkeit die erſtaunlichſten Schwierigkeiten aus, und verſteht es, durch geſchickte Accentuirung auch dem colorirten Geſange muſikaliſche Lebendigkeit zu geben. Sie iſt eine italieniſche Kunſtſängerin, im ſtrengen Sinne des Worts; was man gewöhnlich Seele des Vortrags nennt, beſitzt ſie nicht, da ihr dazu die nöthige Energie der Stimme, der volle Bruſtklang fehlt; aber in kleineren Dimenſionen iſt ihr Geſang nichts weniger als ſeelenlos. Frau von Bock (Schröder-Devrient) erfreute uns auch in dieſem Winter durch ihren geiſtvollen, dramatiſch lebendigen Liedervortrag. In Herrn Colbrun aus Paris lernten wir einen Baſſiſten kennen, der zwar nicht ganz ohne franzöſiſche Manier iſt, aber mit einer vorzüglichen Gleichmäßigkeit der Stimme eine für einen Baſſiſten ſeltene Weichheit des Tones verbindet. Herr Stockhauſen machte, wie überall, ſo auch hier großes Aufſehen. Ich verkenne die trefflichen Eigenſchaften dieſes Sängers, die ſeine Ausbildung der Stimme und des Vortrags, keineswegs; je ſeltener dieſelben heutzutage ſind, deſto tieferen Eindruck laſſen ſie zurück; ſo ganz kann ich mich indeß der allgemeinen Begeiſterung doch nicht anſchließen. Wenn ein Sänger ſo gefeiert wird, wie Herr S., von dem Publicum nicht nur, ſondern auch von der Kritik und zwar von den entgegengeſetzteſten Parteiſtandpunkten aus, ſo liegt die Gefahr nahe, in ihm das Ideal des Geſanges überhaupt verwirklicht zu ſehen, und dies eben glaube ich, ſo hoch ich auch Herrn S. ſtelle, nicht zugeben zu können. Er iſt ein bedeutender Sänger und dennoch in einſeitiger Richtung befangen. Wir wollen von der Auffaſſung und dem Vortrag vorläufig abſehen und nur die techniſche Behandlung der Stimme ins Auge faſſen. Die vollendete Bildung der Stimme kann unſerer Anſicht nach nicht allein in der Biegſamkeit des Tones und in dem Fluß, der alle Töne, die ein Sänger

überhaupt in seiner Stimme hat, miteinander verbindet, bestehen; sondern es kommt erstens darauf an, daß der einzelne Ton sich zu fester und kerniger, metallvoll schwingender Gestalt entwickele, zweitens darauf, daß diese Festigkeit sich zu leichterem, gefälligerem Uebergange mildere. Geht man nach jener Seite zu weit, so erlangt man eine zwar klangvolle, aber harte, in den Verbindungen ungeschickte Stimme von energischem, aber dennoch seelenlosem Ausdruck; geht man nach dieser Seite hin zu weit, so erlangt man Fluß, Gewandtheit, einen duftigen, innigen Klang, dem aber die Kraft und damit auch der männliche Ernst der Empfindung fehlt. Es ist wie eine flüssige Masse, die sich aber nirgend zu fester Gestalt verdichtet. Dies ist der Fall von Herrn S. Fast alle geben es zu, daß seine Stimme wenig Klang besitze, behaupten aber, dies sei ein Naturfehler, der auch von geringer Bedeutung sei; einen Mangel gibt man also zu, nur leugnet man, daß es ein Mangel der künstlerischen Ausbildung sei. Die meisten sind indeß mit der Natur der Stimme wol zu wenig bekannt, um darüber entscheiden zu können. Es verhält sich damit so. Je mehr man den Athem, mit dem man den Ton hervorbringt, concentrirt, desto glänzender und ausgiebiger wird der Ton; er verliert aber an Anmuth und Weichheit. Je loser man den Athem auseinanderhält, desto weicher und klangloser gestaltet sich die Stimme. Nun mag es zwar wahr sein, daß dem einen die Concentration, dem andern das Zerfließenlassen des Athems schwer wird, wie ja auch in andern Verhältnissen des Lebens einige sich schwer an angespannte, ernste Arbeit gewöhnen, andern das Wohlleben der Zerstreuung nicht leicht ist — denn dies sind analoge Fälle — außerhalb des Gebiets der Kunst und des Erlernbaren liegt aber weder das eine noch das andere. Vielen mag jener zerflossene Ton besser gefallen, wie denn überhaupt das Bequeme, Weichliche, Zerstreute der Mehrzahl in der Regel zusagt, namentlich in der zerstreuungssüchtigen, zu jedem ernsten Aufschwung sich schwer entschließenden Zeit, in der wir leben. Sehen wir ja auch die Musik selbst dem Verfall und der Formlosigkeit zueilen; alle Mängel der neuern Musikrichtung lassen sich in das eine Wort fassen: Zusammenhangslosigkeit. Gegen den subjectiven Geschmack, dem ja möglicherweise die Dämmerung lieber sein kann, als die Tageshelle, läßt sich nicht streiten; dies aber läßt sich behaupten, daß diese zerflossene Art der Stimmbehandlung wesentlich modernen Ursprungs ist und mit dem großen Stil der frühern Jahrhunderte, wenige Ausnahmen abgerechnet, sich schlechterdings nicht verträgt. Um diese Ausnahmen gleich zu nennen, wir denken dabei an die italienischen Werke von der Mitte des Jahrhunderts bis zur Zeit Mozarts, die allerdings einen überwiegend weichlichen Charakter haben. Es ist möglich, daß die berühmte Gesangschule Bernacchis, die ungefähr derselben Zeit angehört, nach einer ähnlichen Methode lehrte. Denn auch von Bernacchi selbst wird erzählt, daß er

wenig Stimme hatte, aber der beſte Sänger ſeiner Zeit geweſen ſei; ſeine Schüler zeichneten ſich ſämmtlich durch große Biegſamkeit der Stimme und, was damit zuſammenhängt, Coloraturfertigkeit aus (denn eine weiche Behandlung der Stimme erleichtert das ſchnelle und bequeme Uebergehen der Töne ineinander, erleichtert ſomit die ſchnelle und leichte Ausführung von Paſſagen ſehr bedeutend); dennoch waren die Urtheile über den Werth ſeiner Schule getheilt, die einen hielten ihn für den Vollender der Geſangskunſt, die andern ſchrieben ihm den Verfall derſelben zu. Die große Bedeutung, die man der bernacchiſchen Schule zuſchreibt, wird für uns dadurch zweifelhaft, daß ſie nicht mit der beſten Periode der Muſik zuſammenfällt; denn die claſſiſchen, noch heute fortlebenden Werke ſind entweder aus früherer oder aus ſpäterer Zeit. Es ſcheint die Periode vollendeter Geſangsvirtuoſität geweſen zu ſein; Virtuoſität und Kunſt ſind aber für uns nicht gleichbedeutend. Richten wir unſern Blick auf die claſſiſche Zeit, auf die italieniſche Muſik bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts, auf Händel und Bach, auf die Werke der wiener Schule, ſo ſcheint es uns unmöglich, mit einer verweichlichten Stimme den Geiſt dieſer Compoſitionen getreu wiederzugeben. Sie haben zu viel muſikaliſche Geſundheit, Ernſt und Strenge, als daß wir die gleichen Eigenſchaften nicht auch von dem Sänger verlangen müßten. Je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, deſto ſtrenger iſt der Stil der Compoſition und des Vortrags. Die Sänger der ſixtiniſchen Kapelle haben, wie Ohrenzeugen erzählen, noch heute den metallreichen, ja ſcharfen Klang, der dem Geiſte der römiſchen Schule angemeſſen iſt. Wie im Lauf des 17. Jahrhunderts die italieniſche Kirchenmuſik allmälig biegſamer, lebendiger, anmuthiger wurde, wird auch wol der Geſang in ähnlicher Weiſe ſich entwickelt haben, bis eben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Italien die Periode der Verweichlichung und Verweltlichung begann. Aber in Deutſchland erhob ſich eine Reaction dagegen, und noch die Werke dieſes Jahrhunderts, namentlich die beethovenſchen, nächſtdem aber auch die meiſten ſchubertſchen Lieder verlangen eine ernſte, männliche Vortragsweiſe. Wir haben indeß auch ein beſtimmtes, äußeres Zeugniß dafür, daß die claſſiſche Schule nicht einem weichlichen Ton gehuldigt haben kann. Wir beſitzen freilich keine vollſtändig befriedigende Darſtellung der claſſiſchen Geſangsmethode; aber gewiſſe Reſte derſelben ſind uns in der mannſteinſchen Geſangſchule erhalten. Selbſt hier findet ſich, trotz der freiern Richtung, die Bernacchi gehabt zu haben ſcheint, das Grundgeſetz, daß der Athem zu einer tönenden Luftſäule verdichtet werden müſſe. In voller Strenge möchten wir uns das Geſetz nicht einmal aneignen, weil die zarteren, weicheren Uebergänge und das Verduften des Tons dadurch ausgeſchloſſen ſein würden; nur auf ſeinem Höhepunkt braucht der Ton ſich zu ſolcher Verdichtung zu geſtalten; aber davon können wir ebenſowenig abgehen, daß eine Stimme, der dieſe

Eigenschaft fehlt, nur unvollkommen gebildet ist und es höchstens zu einem anmuthigen, gefälligen Ausdruck, niemals zu bedeutenden, ergreifenden, ernsten und großen Leistungen bringen kann. Herr S. leistet daher überall Vollendetes, wo es eben nur des zarteren Ausdrucks bedarf. So wüßten wir namentlich an dem Vortrag zweier französischen Arien von Boieldieu (aus dem Rothkäppchen und Johann von Paris) nicht das Mindeste auszusetzen. Das wunderschöne Piano, die zarte Biegsamkeit der Stimme, die treffliche Coloratur, die feine Art der Betonungen waren von entzückender Wirkung. Nächstdem befriedigten uns einige Lieder von Schumann und Schubert; obschon nicht durchweg, denn Schuberts Empfindungsweise ist in der Regel doch ernster und männlicher. Am wenigsten sagten uns zwei Kirchenarien von Seb. Bach und Mendelssohn zu, deren Ausdruck sich ganz in das kleine Genre verflüchtigte. Mit solchen Empfindungen, wie sie z. B. in der Paulusarie „Gott sei mir gnädig" sich aussprechen, muß man nicht spielen; auch in der Demuth vor der göttlichen Macht darf der Mann die Manneswürde nicht verleugnen.

Aus der nicht geringen Zahl vereinzelter Concerte erwähnen wir noch einiger interessanter Orgelaufführungen, die der Tonkünstlerverein veranstaltete und in denen namentlich Herr Haupt Gelegenheit fand, sein meisterhaftes Orgelspiel in umfassenderer Weise zur Geltung zu bringen; einer Aufführung eigner Gesang- und Instrumentalcompositionen, die Herr Scholz aus Mainz, in der strengen Schule Dehns gebildet, veranstaltete, und die uns mit einem sehr viel versprechenden Compositionstalent bekannt machte; eines zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Dilettantenconcerts, in dem die ausführenden Kräfte sämmtlich den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörten und sowol im Orchesterspiel wie im Gesang und im Clavierspiel Leistungen hören ließen, die der Oeffentlichkeit nicht unwerth waren; einer von den Zöglingen des Gymnasiums zum grauen Kloster unternommenen Aufführung des sophokleischen Ajax in der Ursprache, zu der der Sohn des Directors der Anstalt, Herr Bellermann, die Musik componirt hatte, in einem Stile, der etwa zwischen den noch erhaltenen echten griechischen Gesängen und der mendelssohnschen Musik zur Antigone in der Mitte liegt.

Die beiden neugegründeten musikalischen Lehranstalten, die „neue Akademie der Tonkunst" unter der Leitung Kullaks, und das „Conservatorium der Musik" unter der Direction der Herren Stern und Marx bestehen noch, erstere mit einer großen Schülerzahl. Durch Aufführungen haben sie mehrfache Beweise ihrer Thätigkeit abgelegt, und schon jetzt sind vorzügliche Clavierspieler, wie Herr Papendick aus der kullakschen, hervortretende Gesangstalente (wie Fräulein Jenny Meyer) aus der stern-marrschen Schule hervorgegangen. Freilich hat jeder Conservatorienunterricht in der Musik seine

Schattenſeiten und läßt ſich nur durch das allerdings zeitgemäße Streben rechtfertigen, muſikaliſche Bildung in alle Schichten der Geſellſchaft zu verbreiten. Während in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außer den Muſikern von Fach in der Regel nur die vornehmen Kreiſe muſikaliſche Bildung empfingen, und dann gegen Ende deſſelben der Bürgerſtand der Hauptträger derſelben wurde und bis jetzt blieb, bereitet ſich neuerdings eine noch weitere Ausbreitung dieſes Bildungselementes allmälig vor; durch billige Concerte, durch gemeinſchaftlichen Unterricht ſoll es jedem möglich werden, daran Theil zu nehmen. Die demokratiſche Tendenz der Zeit verräth ſich auch auf dieſem Gebiet, und in gewiſſer Beziehung läßt ſich dagegen nichts ſagen; doch wird es ſchwer ſein, der Vergröberung und Verflachung des Geſchmacks, die in Verbindung damit zu ſtehen ſcheint, abzuwehren.

Bei der lebhaften Bewegung, die durch die muſikaliſchen Neuerungsverſuche entſtand, hätte man bald vergeſſen, daß Mozarts Geburtstag zu feiern war. In aller Eile wurden noch Vorbereitungen getroffen, und wenn es auch bei größerer Muße möglich geweſen wäre, bedeutendere und eigenthümlichere Aufführungen zu Stande zu bringen, ſo war das ſchließliche Reſultat doch ein genügendes. Zuerſt fand ein Mittagsconcert in der Singakademie ſtatt, das mit einigen Stücken aus Belmonte, Titus und Coſi fan tutte begann; dieſer Theil der Aufführung ging von den Mitgliedern der k. Oper und Kapelle aus. Darauf ſang der Domchor das Ave verum und brachte damit einen ſo tiefen Eindruck hervor, daß es wiederholt werden mußte. Man erzählt, daß Mozart den erſten Entwurf dieſes Stückes in Potsdam gemacht habe, als ſich ein Streit über Katholicismus und Proteſtantismus erhob, indem er dabei ausrief: ich will auch ein Stück ſchreiben, das für uns Katholiken und für euch Proteſtanten paſſen ſoll. Wenigſtens liegt ein ſo hoher Adel in dieſer Compoſition, daß ſie allerdings weder eine ſpecifiſch katholiſche, noch eine ſpecifiſch proteſtantiſche Färbung hat. Man begreift kaum, wie mit ſo einfachen harmoniſchen Folgen, mit ſo geringer Polyphonie ein Werk entſtehen konnte, das ſo hoch über aller Gewöhnlichkeit ſteht und den Geiſt reinſter Verklärung athmet. Es iſt weich und zugleich erhebend, ſchmerzlich und anmuthig lächelnd, und trägt eben in dieſer Harmonie den Stempel des mozartiſchen Genius. Es gehört zu den wenigen Kunſtwerken, die den Beweis liefern, daß die höchſte Schönheit nicht in dieſer oder jener handgreiflichen Eigenthümlichkeit, ſondern in der Uebereinſtimmung aller Verhältniſſe beſteht, deren Totalität das Weſen der Kunſt ausmacht. Den Schluß der Matinée bildete das Requiem, unter der Leitung Grells; der zahlreiche und gut einſtudirte Chor beſtand aus den beſten Kräften der Singakademie, des ſternſchen und des jähnſchen Geſangvereins. Am Abend fand in der k. Oper eine Aufführung des Figaro ſtatt, die in jeder Beziehung ganz vortrefflich gelang.

Nach derſelben vereinigte ſich ein ſtattlicher Kreis von Muſikern und Muſikfreunden zu einem Abendeſſen, das durch Geſangvorträge, deren Wahl ſich natürlich auf Mozart beſchränkte und deren Ausführung von den erſten Sängern und Sängerinnen der Oper übernommen war, in der angemeſſenſten Weiſe belebt wurde. Möge die Jubelfeier auch jenen mozartſchen Geiſt gekräftigt haben, der das Zauberreich der Phantaſie zu einem Abbild der göttlichen Vernunft zu geſtalten ſtrebt. Denn ſo weich und empfänglich die Natur des Künſtlers für jede Stimmung des Gemüths, für jede Variation des ſinnlichen Stoffes ſein mag, nie darf ſie über jene Grenzen hinausgehen, außerhalb derer die Sinnlichkeit aufhört ein Organ des Geiſtes zu ſein.

Südweſtdeutſche Briefe.

2.

Eine meiſtens ergiebige Getreideernte, welche bei trockener Sommerhitze geborgen wurde, überall reicher Strandſegen von einem Reiſeſtrome, wie man ſich ihn kaum jemals zu entſinnen weiß, die Ausſicht auf einen ergiebigern „Herbſt", als ihn die letzten fünf bis ſechs Jahre brachten, der Tabak ſtrotzend, die Induſtrieſtätten mit Aufträgen überhäuft, Arbeitermangel beim Landbau und Handwerk nach langem Arbeitsmangel — dies alles drängt die Intereſſen vom politiſchen und ſocialpolitiſchen Leben im ganzen deutſchen Südweſten für den Augenblick ziemlich weit zurück. Und wahrlich, den weiteſten Bevölkerungskreiſen iſt ein ſolches Aufathmen mehr noch in Hoffnungen auf günſtige Zeiten als ſchon im Genuſſe ihrer Gunſt zu gönnen! Die heitre rheiniſche Art war von der Wucht der vergangenen Jahre ſchwer daniedergedrückt, in der hausbackenſten Proſa des Erwerbs und Verdienſtes ſchienen ſchöne Blüten ihres Naturells allmälig verwelken zu wollen. Freilich war dies nach den einzelnen Landſtrichen ſehr verſchieden. Während auf dem Gebirge und im Mainland die ſchwerſte Noth des Lebens permanent geworden zu ſein ſchien, erwarben die Ackerbaudiſtricte ſo reich, wie kaum jemals. Aber grade damit bemächtigte ſich ihres Handelsverkehrs mit den Conſumenten ein Raffinement, welches in ſeiner übermäßigen Ausbildung auf ſocialem Gebiete einen gewiſſermaßen feindlichen Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land herauszubilden begann, wie er früher in der That ziemlich unbekannt geweſen war. Zugleich ſtieg der bäuerliche Luxus in ungemeſſener Weiſe. Im Allgemeinen ſind aber die bäuerlichen Verhältniſſe des deutſchen Südweſtens nicht auf großen Grundbeſitz des Einzelnen, nicht auf feſte Vererbung weiter Landcomplexe an ein Familienglied baſirt. Meiſtens muß ein Handwerk oder irgend ein Nebenverdienſt erſt die Einnahme vom

Grundbesitz zur Auskömmlichkeit vervollständigen. Nur in Niederbaiern und der Wetterau finden sich bäuerliche Besitz- und Erbverhältnisse, welche denen der sächsischen Osterlande oder Westphalens ähneln, d. h. einem Erben einen festen Besitz übergeben und die übrigen Kinder von vornherein auf ein ausschließlich dienendes Leben weisen. Indem nun der süddeutsche Bauer von den Theurungsjahren großen pecuniären Gewinn zog, begann er hier und da entweder sich ausschließlich auf diesen ihm zuwachsenden Reichthum zu verlassen und seine Nebengeschäfte hintanzusetzen, oder auch seine Kinder mit Ansprüchen und Bedürfnissen zu erziehen, als ob die momentane Gunst der Verhältnisse für ewig garantirt sei. Der Uebelstand, welcher im Rheingau seit Menschenaltern noch keine Ausgleichung fand, nämlich daß der Bauer verstädtelte in seinen Bedürfnissen und Neigungen, streckte sich allmälig auch nach Gegenden hinein, in denen ein gefesteter Bauernstand bis dahin charakteristisch gewesen war. Mochte nun auch für das ländliche und städtische Proletariat hier und da von den vermehrten Bedürfnissen und der geringern Arbeitslust des gewinnreichen Landmannes einiger Nutzen abfallen, so fraß doch die immer gesteigerte Theurung der einfachsten Lebensbedürfnisse jenen sofort und vollständig wieder auf. Der ländliche Grundbesitz selbst durfte nicht unter eine gewisse Größe herabgehen, wenn der Besitzer an dessen günstigen Chancen theilhaben sollte. Die Lasten desselben und die Productionskosten hatten sich allmälig so sehr gesteigert, daß Bauerngüter unter einer gewissen Größe, wenn sie ihr Haupterträgniß nicht grade vorzugsweise in Getreide haben, sogar bedeutend im Preise sanken. Und wenn man für diese Erscheinung so gern und ausschließlich die Auswandrung in Anspruch nahm, so drehte man sich im Kreise. Denn eben sie war in vielen Gegenden dadurch so massenhaft geworden, daß der „kleine Mann" nicht mehr vermochte, die dünne Scheidewand unversehrt zu erhalten, die ihn vom Proletariate trennt. Der deutliche Beweis dafür liegt darin, daß im vorigen theuersten Jahre, wo also auch der Ertrag dieser kleinern Besitzthümer sich steigerte und der Arbeitsmangel in andern Branchen der Production die Arbeitskräfte verwohlfeilte, der Werth der kleinen Güter wieder stieg und die Auswanderung zugleich, trotz der weitverbreiteten materiellen Noth, bedeutend abnahm.

Dagegen trat für den städtischen Grundbesitz ein andrer Uebelstand ein. Er hatte in den letzten Jahren ebensowenig einen vermehrten Ertrag geliefert, wie das bürgerliche Gewerbe, weil natürlich jedermann seine Ausgaben für Wohnung möglichst einschränkte. Nun aber kam, angeregt durch die napoleonische Politik in Frankreich, die Börsenspeculation in Schwung. Ihre Unternehmungen nahmen alle irgend disponibeln Capitale der Geschäftsleute direct oder indirect in Anspruch und verminderten natürlich auch die Hypothekanlagen der Rentiers. Die Hypothekaufnahmen wurden theuer, oft kaum aus-

führbar, die Häuser dagegen im entsprechenden Verhältnisse werthlos. Dazu litt der Städter doppelt unter der Lebensmittelheurung, dreifach durch den eingeschränkten Waarenverbrauch.

Wir verzichten darauf, dies im Einzelnen auszuführen. Wol aber ist nachdrücklich zu betonen, daß solche und ähnliche Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden des deutschen Südwestens sehr verschieden, oft sogar in nächster Nachbarschaft so gegensätzlich sind, wie man es in den mehr flachen nord- und mitteldeutschen Landschaften kaum für möglich halten dürfte. Weil der Collectivbegriff Süddeutschland so bequem zum Gebrauche, denkt man sich überhaupt die Wechselwirkungen zwischen dessen einzelnen Landschaften gar leicht viel unmittelbarer und stärker, als sie in Wahrheit sind. Hat man doch selbst erst in neuerer Zeit auch im Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens eine strengere Unterscheidung zwischen Süd- und Südwestdeutschland festzuhalten begonnen. Weil namentlich in der Bundespolitik der südwestdeutschen Staaten ein gewisser Gruppensinn ersichtlich bleibt, glaubt man aber häufig, ein solches Bewußtsein flechte sich mindestens hier auch durch das innerliche Leben der Bevölkerung. So weit derselbe Gegensätzlichkeit ist gegen Norddeutsches, nur so weit ist er fraglos vorhanden. Und selbst dies beinah aus einem weitverbreiteten Irrthume. Denn Norddeutsches wird im alltäglichen Leben mit Preußischem, Preußisches mit berliner Wesen, dieses mit Neupreußenthum identificirt. Man verfällt fast in denselben Fehler, welcher in Norddeutschland die rheinische Art mit südwestdeutscher, die schwäbische mit specifisch süddeutschem Wesen verwechselt. Der Rheingau kann allerdings zu solchem Glauben verleiten. Denn seine Stellung als deutsches Vorland in Cultur und Geschichte, sein Menschenschlag voll Farbe und Blut, voll leichter Empfänglichkeit, lustig aufgemuntert von schöner Natur, vom Reisedrange halb Europas auf schnellen Vortheil und geschmeidige Berührung gewiesen — er kann zum Glauben verführen, darin liege das Wesentliche süddeutscher Art. Auch meint man oft, das ernste germanische Element sei von der Transfusion französischen Blutes weggeschwemmt. Bei flüchtigem Vorübergleiten auf Eisenbahnen und Dampfbooten mag man überdies leicht wähnen, alles Menschenleben sei verschmolzen und zusammengeflossen von Basel bis nach Koblenz und Köln, die politischen Grenzen seien blos eine traditionelle Zierde der Landkarten. Man begreift nicht recht, wie sich dazu auch Baiern und Schwaben fügen, vollends nicht, wie so viele Fäden starker Sympathien sich nach Oestreich flechten sollen.

Damit fängt die Erkenntniß der Wahrheit an. Denn solche Zweifel haben ihren vollkommen richtigen Instinct. Baiern und Würtemberg nehmen nicht blos politisch, wie jede Zeitung lehrt, ihre ganz abgesonderte Stellung im deutschen Südwesten ein; auch ihr Volksleben grenzt sich gegen das der übrigen Staaten im Winkel zwischen Bodensee, Main und Rhein sehr entschie-

den ab. Das hat ſich ſelbſt in jenen Zeiten gezeigt, da man an ein einiges Deutſchland dachte und Demonſtrationen für Durchführung der Reichsverfaſſung machte. In Schwaben bildeten ſich die großen Maſſen eine unklare Idee der Reichseinheit, welche ſchließlich dennoch darauf hinauslief, daß jeder ſchwäbiſche Kreis ſich wie im alten heil. römiſchen Reiche deutſcher Nation wieder ganz beſonders abzirkeln und darin ſeine „heimliche Gemüthlichkeit" nach ſeiner Façon betreiben könne. Darum machte dort auch der ſtaatenbundliche Republikanismus ſeiner Zeit eine Propaganda, wie ſie außerdem weder im ſchwäbiſchen Charakter, noch in den ſchwäbiſchen Präcedenzien der Revolutionsjahre begründet war. Das bureaukratiſche Centraliſationsprincip trug indirect den größten Theil der Schuld daran. Anders in Baiern. Dort, wo man am lauteſten ſchrie, Deutſchland ſolle zum Aufgehen in Preußen gebracht werden, konnte man allerdings ſolche Gefahren am beſten ſchon vor dem Entſtehen wittern. Denn die propagirte nationale Idee reducirte ſich, wie in den leitenden Kreiſen, ſo auch in der großen Maſſe, im Weſentlichen darauf, daß durch die Trias Südweſtdeutſchland baieriſch werden ſolle. Dagegen wehrte ſich aber der ſüdweſtdeutſche Sinn noch ärger als gegen die unioniſtiſchen Intentionen. Während an halb und ganz officiellen Stellen zu München die angeblichen alten Anſprüche auf die badiſche Pfalz wieder erweckt und mit der nothwendigen Continuität des Königreichs bis zur Rheinpfalz motivirt wurden, wirkte die Hinweiſung auf ſolche Gefahren in der aufgewühlten Bevölkerung am Mittelrhein noch beſonders aufſtachelnd. Und wenn hier die nationale Bewegung ſo raſch und nachhaltig in republikaniſchen Wahnſinn umſchlug, ſo iſt ein großer Theil der Schuld auf dieſe Rechnung zu ſchreiben.

Doch ſind dies vergeſſene Geſchichten! Sie wären es vielleicht noch mehr, wenn nicht bei jeder Gelegenheit die damalige Tendenz baieriſcher Politik offener oder verſteckter von neuem zu Tage getreten wäre. Wer dem Verhalten bei Gelegenheit der kurheſſiſchen, der oberrheiniſchkirchlichen, der orientaliſch-bamberger Frage einige Beachtung geſchenkt hat, bedarf keine weitern Belege. An materielle Eroberungen konnte freilich nicht recht gedacht werden, aber die Octroyirung der Politik der „ſüddeutſchen Großmacht" ſuchte fortwährend ihre Rolle zu ſpielen. Der Widerſpruch, womit zugleich die baieriſche „Stammeseigenthümlichkeit" zu einem höchſt bequemen politiſchen Dogma ausgearbeitet wurde, die Vergötterung der „urſprünglichen Jäger- und Hirtennatur", die Knebelung der Preſſe und die Weiterpflege des bekannten Landrichterweſens, dies waren dagegen die Hauptpunkte, an denen ſich die Gegenſätzlichkeit des deutſchen Südweſtens gegen Baiern ſelbſt in den Jahren äußerſter Erſchlaffung und Indolenz immer entſchiedener fortbildete. Es hat damals und grade erſt in den Jahren der regreſſiven Politik Zeiten und Verhältniſſe gegeben, wo die

Zweifel der gemäßigſten Patrioten an einer vollſouveränen Zukunftsmöglichkeit der kleineren Rheinſtaaten außerordentlich ſtark waren. Man hörte es ſelbſt der legislatoriſchen Thätigkeit in den Kammern an, daß ſie ihre Aufgaben nur wie für ein Proviſorium löſte. Man war ſich freilich noch weniger klar, als in den vorausgegangenen Jahren, durch welche Geſtaltungen, Ereigniſſe oder Kräfte ein Definitivum mit einer Unterordnung der kleineren Staaten unter eine größere Centralmacht herbeigeführt werden könne. Man dachte wol ſelbſt nicht einmal bis an dieſen organiſatoriſchen Neubildungsproceß hinan, ſondern blieb nur bei den Ueberzeugungen von einer ferneren Lebensunfähigkeit und einer nothwendig herannahenden Selbſtauflöſung der kleineren Staaten ſtehen. Aber am allerentfernteſten lag und am entſchiedenſten zurückgewieſen wurde jede Idee, welche etwa in einer Hegemonie Baierns über den Südweſten die Löſung der Exiſtenzfragen gegeben wähnte.

Dieſe abweiſende Stimmung gegen Baiern und Baieriſches hat ſich fort-erhalten, iſt nicht blos politiſcher Natur geblieben, ſondern hat ſich auch in den durchaus unpolitiſchen Kreiſen fortgepflegt, ſeitdem für die nächſten Jahrzehnte hinaus die Frage der vollen Souveränetät der kleineren Staaten keine Frage mehr iſt, ſeitdem namentlich in einzelnen durch treffliche Regierungen das Staatsbewußtſein wieder vollkräftig wurde. Trotz der nahen Grenzen, trotz ſtammverwandtſchaftlicher und geſchäftlicher Bezüge, trotz der Eiſenbahnen liegt heute Baiern dem, was man als ſüdweſtdeutſches Leben begreift, ſogar entfernter, als manche geographiſch weiter abgerückte Landbreite. Wie man früher bei allen nationalen und gemeinnützigen Anregungen, die etwa von Preußen ausgingen, irgend einen ſelbſtiſchen Hinterhalt argwöhnte, ſo begegnet die öffentliche Stimmung des deutſchen Südweſtens heute den bairiſchen Anträgen, Vorſchlägen, Plänen, welche über Baierns ſpecifiſches Leben hinausgreifen. Jenes Fiasco aber, welches baieriſche Bureaukraten- und Hyperloyalität mit ihrem Wirken in der Rheinpfalz erlebten, hat natürlich auch nicht dazu beigetragen, den öffentlichen Geiſt in den Nachbarlanden mit dem gouvernementalen Principe innerer baieriſcher Politik zu verſöhnen. Wenn irgend ein äußeres Zeichen recht deutliche Beweiſe für dieſe relative Beziehungsloſigkeit gibt, ſo findet man zunächſt auf materiellem Gebiete den Beleg dafür darin, daß die Eiſenbahnen, welche die politiſchen Grenzen des „diesſeitigen" Königreichs gegen Weſten überſchreiten, nur geringe, faſt die geringſten Erträgniſſe des ſüdweſtdeutſchen Perſonenverkehrs abwerfen. Und auf die bekannten baieriſchen Anträge beim Bunde für gewiſſe gemeinnützige Einrichtungen hatte keine ſüddeutſche Kammer, außer der baieriſchen, ein dankendes Wort, obgleich die Bundesreformfrage allerwärts behandelt, auch von mehren Miniſtertiſchen auf Baierns Anträge beſchwichtigend hingewieſen wurde.

Wie ſolche Stimmungen durch Baierns gouvernementale Politik beinahe

unausbleiblich herbeigeführt werden mußten, iſt freilich niemandem ein Räthſel, der ſich ihres Ganges ſeit 1850 erinnert. Daß aber die abweiſende Stimmung des Südweſtens ſich mehr oder minder auch gegen die Baiern ſelbſt richtet, hatte mehr zufällige als tiefe Begründungen. Als bald nach Hrn. v. d. Pfordtens Berufung auf den Präſidentenſeſſel des baieriſchen Kronrathes die Kammer aufgelöſt worden und jene neue Verſammlung zuſammengetreten war, welche im verfloſſenen Jahre von demſelben Geſchick ereilt wurde — da krönte bekanntlich das vielgenannte Centrum unter Frh. v. Lerchenfelds Führung, ob zwar neben fortwährenden Proteſten gegen die innere und äußere Cabinetspolitik, dennoch bei jeder entſcheidenden Frage ſeine Bedenken mit einem Vertrauensvotum, einer Indemnitybill oder einer Anerkennung der von Hrn. von Ringelmann erfundenen „ſtaatsrechtlichen Nothwendigkeit". Bekämpfung der Revolution, auch als dieſelbe längſt gefeſſelt am Boden lag, abſolute Gegnerſchaft gegen die von Norddeutſchland unterſtützten nationalen Organiſationen, auch nach dem Tage von Olmütz und Warſchau, Unterſtützung des beſtehenden Miniſteriums auch auf Koſten des conſtitutionellen Princips und der einfachen Geſetzlichkeit im einzelnen Falle — das war die leitende Praxis, womit die altconſtitutionelle Partei des Landtags ſich ſo tief verhaßt machte und jeden Gedanken des deutſchen Südweſtens an eine mögliche Gruppirung um Baiern ſo gründlich vernichtete. Einzig nach zwei Richtungen blieb ſie conſequent: in der Abwehr des Ultramontanismus, durch deſſen Begünſtigung eine Zeitlang das Miniſterium ſeine Stütze finden zu können meinte; ferner in der Vertheidigung der parlamentariſchen Befugniſſe in Bezug auf die Verwendung der Staatsgelder. Wenn ſie dabei zugleich fortdauernd auf Durchführung der Gerichtsorganiſation und Beſeitigung des Lottos drang, ſo war dies, ſo verſchiedenartig auch dieſe Gegenſtände, doch eines der deutlichſten Symptome, daß ſie genau wieder am Ende der abelſchen Periode anknüpfte. Die Zwiſchenfälle der Revolutionsjahre benutzte ſie einzig, um deren Unproductivität nach allen Seiten hin darzuthun.

Auch wer durchaus nicht nach Aehnlichkeiten ſucht, konnte die lerchenfeld-hegernberg-weiß-paurſche Partei in Süddeutſchland als das möglichſt vollſtändige Aequivalent der altpreußiſchen Partei Bethmann-Hollweg nicht verkennen. Vielleicht mit weniger Geiſt im Einzelnen, aber mit deſto zäherer Conſequenz in den zwei feſtgehaltenen Grundmomenten innerer Politik erhielt ſie ſich in der parlamentariſchen Macht, während jene blos noch literariſch fortzuwirken vermag. Freilich während die bethmann-hollwegſche Partei durch plumpe Mittel und die Maſſe der Kopfzahl, nicht durch Köpfe von der parlamentariſchen Arena verdrängt wurde, hat die Partei Lerchenfeld den Vortheil gehabt, keine Verfaſſungsoctroyirung überſtehen zu müſſen und in ſtaatsmänniſcher Intelligenz, wie in poſitivem Wiſſen ihren Gegnern fortwährend ſo weit-

aus überlegen zu bleiben, daß die Zahl des ehrlichen, wohlwollenden, wenn auch keineswegs ſtets klaren Troſſes mit ſeinen Stimmen meiſtens die der Gegner überwog.

Trotzdem iſt dieſe Partei außerhalb des Ständehauſes auch in Baiern bis auf die letzte Zeit niemals populär geweſen. Man verſtand großentheils ihre Gänge nicht. Sie hätten auch ſicherlich nicht zu der nunmehrigen Popularität geführt, wenn nicht allmälig die ganze conſtitutionelle Praxis durch den Kreisſtrom der Reaction wieder auf die Standpunkte des Anfanges der vierziger Jahre zurückgeführt geweſen wäre. Für Baierns inneres Leben iſt dies gegenwärtig allerdings der zeitgemäße Standpunkt. Trotz alles Tünchens und Ausbeſſerns im Einzelnen ſteht dort das Staatsleben und die politiſche Durchſchnittsbildung noch auf derſelben Linie wie damals. Im übrigen Südweſten iſt dagegen dieſe Linie von der Durchſchnittsbildung weit überholt, wenn auch die conſtitutionelle Praxis mit Ausnahme Badens darauf zurückzukommen ſucht. So darf man alſo die außerbaieriſche Popularität der lerchenfeldſchen Politik auch heute nicht auffaſſen als Bewunderung deſſen, was damit für eine allgemeine conſtitutionelle Entwicklung erreicht ward. Sie iſt nur Anerkennung dafür, daß durch ihren Parlamentarismus eine Art von Garantie gegeben iſt, daß das politiſche Leben des Königreichs fürderhin kein Hemmſchuh der ſüddeutſchen conſtitutionellen Entwicklung ſein werde. Zuverläſſig kann jedoch dieſe Garantie erſt dann werden, wenn die Gerichtsorganiſation in Wirkſamkeit ſteht, deren von den Kammern ſo einſchneidend amendirtes Geſetz jedoch vorläufig erſt zum legislatoriſchen Abſchluß durch die k. Sanction gedieh. Allein das frühere Geſetz hatte dieſes Stadium gleichfalls erreicht, und es hat dennoch ſechs Jahre gedauert, ehe die Kammern nur eine beſtimmte Erklärung über deſſen Nichtdurchführung und endlich die Vorlage eines neuen Entwurfs erkämpften.

Iſt die Gerichtsorganiſation dereinſt eine Thatſache, tritt neben das Criminalgeſetz auch ein allgemein baieriſches Civilgeſetzbuch, anſtatt etwa ſiebenzig verſchiedener Rechtsgeltungen, dann hat Baiern auch innerlich die Verähnlichung mit dem übrigen Südweſten erreicht, welche es wieder enger mit deſſen Geſammtleben verflechten kann. Wenn ferner die Volksſchulen, die Volksſittlichkeit, die Durchſchnittsbildung ſich auf derſelben Linie wie im übrigen Südweſten bewegen werden, dann wird und muß auch eine wahrhaftige Verflechtung der gegenſeitigen Lebensintereſſen entſtehen. Wäre Franken, namentlich Mittelfranken, in Baiern die maßgebende Provinz und für das ſüdweſtdeutſche Urtheil über Baiern bedingend, ſo ſtänden des Königreichs intellectuelle Machtverhältniſſe und Einflüſſe in Süddeutſchland ſchon heute auf einem weit günſtigeren Standpunkte. So lange aber Oberbaiern als Normalland für das Königreich betrachtet wird, kann ſich das heutige Verhältniß nicht

ändern. Mit einem Sängerhofe in der Residenz ists ebensowenig zu erreichen, wie früher mit künstlerischem Mäcenatenthum, welches, weil ohne Zusammenhang mit der Bevölkerung, über deren Köpfe hinweg höchstens eine Prophetensonne ohne Wärme ins „Ausland“ leuchten ließ.

Ewald und Vilmar*).

Ewald hat begonnen die Grammatik der semitischen Sprache aus dem traditionellen Bann zu heben; seine Grammatik der hebräischen Sprache ist ein bahnbrechendes Werk. Und Vilmar hat einen großen Theil der alt- und mittelhochdeutschen Literatur besser gewürdigt als Gervinus, seine Geschichte der deutschen Literatur ist so poetisch und obendrein so handlich, daß sie sehr beliebt geworden ist. Das ist das Verdienstliche und bleibend Werthvolle an diesen Pflegern deutscher Wissenschaft; Ewald hat zwar noch im Einzelnen gar manches Werthvolle für Erklärung einzelner Bücher und Stellen des A. T. so wie der Apokalypse beigetragen, und Vilmar noch eine recht brauchbare Grammatik der althochdeutschen Laut- und Flexionslehre gegeben, aber es fehlt da schon beiderseitig die Originalität, es hat mehr eine secundäre Bedeutung. Doch gehört auch dieses noch zur Lichtseite an dem Leben dieser beiden Deutschen.

Es tritt da aber auch eine Nachtseite hervor, die immer intensiver, odiöser und warnender zugleich wird. Es liegt im deutschen Wesen etwas Universalistisches, der Einzelne meint mehr als dieses sein zu können und zu müssen, eine zweite Auflage Luthers, so weltbeherrschend und alle Welt meisternd als dieser weltgeschichtlich große Mann wirklich gewesen ist, wenn auch schon in Schranken. Die Versuchung dazu, so ein zweiter Luther zu werden, hat wol schon jeder kräftigere Geist in sich verspürt; wohin es aber führt, wenn man nicht ruhig und klar die Zeiten und die Kräfte unterscheidet, sich nicht bescheidet, etwas Kleines zu sein, das nur dadurch umfassendere Bedeutung erhält, daß es zu anderm sich fügt, wohin der Dünkel und die Herrschlust führt, das bloße Wollen, davon sind diese beiden Deutschen ein warnendes Exempel.

Ewald weiß sich berufen 1) über das A. T. allein giltig zu sein, ein Orakel, das nicht irren darf; 2) aber auch das N. T. versteht niemand wie er oder durch ihn, die biblische Wissenschaft sei nicht blos überhaupt sein Fach, sondern auch *sein* Feld. Dann ist er aber 3) auch berufen, praktisch der Messias des sonst verlornen deutschen Volkes zu sein; niemand versteht sich auf

---

*) Vgl. H. Ewald biblisches Jahrbuch 1855. Göttingen, und Aug. Frdr. Chr. Vilmar Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. Marburg. 1856.

die rechte Politik außer ihm, und wer sollte die deutschen Bischöfe auf den rechten Weg bringen können, wenn nicht er durch seine Pastoralbriefe? Die Bildung zu Dienern der Kirche, gibt er uns in seinem neuesten deutschen Jahrbuch ausdrücklichst zu verstehen, muß dahin gehen, daß sich männiglich ihm unterordnet, mit ihm sich verbündet, sonst geht alles verloren. Welch goldnes Zeitalter hätte nicht daraus hervorgehen können, wenn Baur die Zeit erkannt hätte, als der Herr bei ihm zu Tübingen einkehrte in Ewalds Person, wenn er sich mit ihm vereinigt hätte! Da er aber auf die Ludwigsburger mehr gehört hat, so ist er verloren und die herrliche Zukunft der Theologie überhaupt. Fluch und Verderben daher über ihn, der nun so ein Führer der nicht mehr von Ewald Angeführten geworden ist. Um diesen sich scharen, das führt allein aus dem Labyrinth, „zur Errettung Deutschlands," dessen Untergang sonst gewiß ist. Und die Jahrbücher der sogenannten biblischen Wissenschaft haben nur die Bedeutung, von Jahr zu Jahr Weltgericht zu halten über alle Bücher und Männer, die sich unterstehen, in die biblische Wissenschaft unbekümmert um Ewalds Dictatur einzudringen. Aber gar wehe dem, der ihm Fehler nachgewiesen hat; der ist der unsittlichste Mensch der Welt, ohne Furcht vor Gott, ohne Liebe zu Christus. So wird da regelmäßig die gesammte Theologie außer der einzigen Ewalds verwettert, gerichtet, alle Seiten gleichmäßig. Dies Wettern, Schmähen, Toben, moralisch, kirchlich und selbst politisch Verdächtigen jedes, der ihm nicht Ordre parirt, ist nun schon so oft über alle Grenzen des Denkbaren und Begreiflichen gegangen, daß man ziemlich einstimmig darüber ist, „der edle Geist leide offenbar an einer Verdunklung, die nicht ganz zurechnungsfähig mache." So hat es schon Olshausen ausgesprochen, und darin stimmen immer allseitiger die ein, die noch Licht von Nacht unterscheiden können. Aber es kommen an Ewald doch auch immer wieder Lichtseiten hervor; dieser oder jener gute Gedanke, der mitten in dem Wirrwarr auftaucht, oder gar eine einnehmende That, wie die, unter den göttinger Sieben gegen politische Zumuthungen protestirt zu haben oder gar, wie neuerdings, in Göttingen damit allein zu stehen, dies gewinnt ihm immer wieder eine Zeitlang ein Herz, und das Urtheil wird schwankend. Aber das neueste Jahrbuch mag doch wol auch dem Zweifelndsten oder Hoffendsten jede Hoffnung nehmen, daß Ewald je wieder gesunde, gar nachdem er sich einmal in diese Rolle des Weltenrichters geworfen hat. Denn nicht einmal die dazu nöthigen Acten kann er ordentlich lesen, nicht einmal mehr ordentlich berichten, geschweige denn richten.

Der andere wäre in seinem Sichaufspreitzen zu dem Weltretter, der nun auch mit seinen Pastoren alle Welt beherrschen will (S. 4 f.) ein komisches Schauspiel, nur daß die Erscheinung so häßlich ist. Ein bleiches Gesicht mit grauen, stechenden Augen, die aber kein offnes Auge ertragen können.

Auf die Knie will er daher alle haben, damit er nur kein Auge ſieht, beugen ſollen ſich alle als Jünger vor dem Meiſter (S. 9 f.), oder als Schafe vor dem Hirten (S. 5 f.) und Oberhirten, und nur ſo iſt das verwünſcht helle Menſchenauge gebannt, „die funkelnden Augen des Drachen überwunden" (S. 8). Von jeher hat er keine Discuſſion ertragen können; „klar und gewiß," „von vornherein" oder „mit einem Schlag" entſchieden, „gebannt" ſollte alles ſein, wie er es ſah und wollte. Das ging nun auch ſo ziemlich an, ſo lange er die Stelle „des Oberhirten in Niederheſſen" zu bekleiden hatte d. h. nachdem die baieriſchen Truppen die Conſtitution Kurheſſens zur beſſern Conſervirung aufgehoben hatten und ſo Haſſenpflug d. h. er ſelbſt, der geiſtliche Rath dieſes Reformators, Plenipotenz erhalten hatte. Aber sic transit gloria mundi — Haſſenpflug iſt nun auch durch Aufhebung conſervirt worden und natürlich auch deſſen rechter Arm, genannt Sebastos Salomon Christianissimus Vilmar, oder wie man in Heſſen überſetzt Polyphemos. Ja Kyklops, Kyklops, wohin hat die Lieb dich verirret! So nahe ſchon an der holden Galatee der Oberhirteninful, ſo nah am Beginn des goldnen Zeitalters zunächſt für „Niederheſſen, Hersfeld und Schmalkalden" (S. 75), dann aber auch für alle Welt, — denn nur durch uns hat die Chriſtenheit, auch die katholiſche, noch etwas zu erleben (S. 98), — ſo nahe ſchon daran, daß das geſuchte Bannwort eine Bannthatſache werde (S. 25), daß die Theologie der Worte aufhöre und das neue Jeruſalem des Brauteramens und des großen Bannes anhebe (S. 73 f.) und nun war auf einmal das „ſüße" Phantom dahin und Kyklops Polyphemos ſtatt Oberhirt der ſüßen Schafe in Ruheſtand verſetzt mit Erlaubniß, die Armeeuniform des Wilhelmbundes zu tragen und wenn er wirklich was von Theologie verſtände, dies in Marburg in ordinärer Weiſe an Liebhaber zu bringen.

Es gibt wirklich verzweifelt unangenehme Aufträge, und dazu gehört ſicherlich der, einen Ordinarius der Theologie zu repräſentiren, wenn man „A-Theologe" iſt, nämlich gar keiner, indem man ſich auf Luthers Schriften und Sebaſtian Franks bibliſche Theologie, und ſtatt aller Evangelienkritik auf den Heiland, dieſe altſächſiſche, wirklich recht poetiſche Evangelienharmonie reducirt ſieht, außerdem nur noch die Kirchenliederdichter aufzuzählen weiß, kurz eigentlich nur Germaniſt iſt und dann das Ordinäre oder Extraordinäre zu präſtiren verſteht, womit man als Schullehrer oder Schuldictator von ſolchem Katheder herab dominiren kann. Unangenehm das, von „jeher die Theologie, wie alle Wiſſenſchaft auf dieſem Gebiete" zu Gunſten des Allervulgärſten „tief verachtet zu haben" (S. 2), und nun auf einmal ſelbſt ſein Brot als Mann theologiſcher Wiſſenſchaft nicht blos verzehren, ſondern auch verdienen zu ſollen. Aber aus ſolchen unangenehmen Situationen brauchen nicht immer Bücher hervorzugehen, wie dies Mal. Doch hat dies das Verdienſt, daß darin ſo ziemlich alles ver-

einigt vorliegt, was die frühern Zeugniſſe deſſelben Salomon in und außer der hengſtenbergiſchen Kirchenzeitung darbieten. Schmerzlich vermißt man nur einen ſäuberlichen Extract aus des Verfaſſers auch heimgegangnem heſſiſchen Volksfreund mit den bekannten Erörterungen über das, was man thörichter oder atheiſtiſcher Weiſe Gewiſſen zu nennen pflege, überhaupt die Ethik dieſes Standpunktes, wenn es ja außer bloßer Caſuiſtik eine ſolche gäbe und ein ſäuberlicher Extract daraus denkbar wäre.

Der Verfaſſer will alſo zeigen, wie man Theolog ſein könne mit völliger Verbannung der Wiſſenſchaft, die ein Fluchwort ſei (S. 4). Das heißt doch dem „ſüßen Pöbel" ſaſtig aufwarten obendrein mit lauter „vollen, ganzen Thatſachen der unanfechtbarſten Gewißheiten." Ich danke dafür, auch an nur einem Punkt dieſen grenzenloſen Wirrwarr zu analyſiren. Nur antithetiſch iſt gegen die Theologie der Rhetorik d. h. gegen die mit der Wiſſenſchaft liebäugelnde, nirgend fruchtbare Theologie des Pietismus manches treffend geſagt, ihr Weſen ſei Inconſequenz u. ſ. ſ., was man nun freilich auch ſonſt ſchon ziemlich gewußt hat. Die praktiſche Weisheit liegt darin, daß „bis das Bannwort gegen die Kritik der bibliſchen Schriften geſunden" und zugleich „das neue große Erlebniß" da ſei, „die Studirenden fleißig auswendig lernen ſollen, außer ſämmtlichen dicta probantia drei Capitel der Geneſis, acht bis zehn Capitel Jeſajah, zwanzig bis dreißig Pſalmen, mehres aus den Evangelien." (S. 33). „Ein ſolches Feſtſtehen im Worte Gottes gewähre einen Schild gegen die Angriffe der auflöſenden Bibelkritik" (kurz vorher S. 31 war geſagt, daß das gar nicht vor Rationalismus ſchütze), wie gar nichts Anderes: damit werde auch das Bannwort gefunden werden, das gelobte Land" (S. 33). Als wenn nicht die Kritiker die fleißigſten Leſer, die genaueſten Kenner der Bibel grade auch in ihrem Zuſammenhang wie im Einzelnen wären! Man weiß nicht, was man zu der Armſeligkeit ſagen ſoll, was zu einem Ordinarius der Theologie, der von der Erforſchung der Evangelien nichts weiter zu ſagen weiß, als es ſei ganz gleich, „ob man Matthäus oder das Hebräerevangelium oder Lucas oder Marcus zu Grund lege." Allerdings für Phantaſten, Theologen der Willkür, ſei es nun inconſequenter und luſtiger Phraſen oder „conſequenterer Bannthatſachen", iſt dies wie jede Geſchichtserforſchung ganz gleichgiltig, aber nicht für den, der wirklich über das Schwanken hinaus ſucht nach einer einigen wirklichen Geſchichte Jeſu, nach den wirklichen Thatſachen der evangeliſchen Geſchichte. Da muß entweder harmoniſirt werden d. h. endlich geſagt, wie beſſer oder anders als von Auguſtin, Gerſon, Bengel u. ſ. w., oder eins der Evangelien muß zu Grund gelegt werden und die allerwichtigſte Frage iſt dann die, welches nur, ob Johannes oder Matthäus, oder vielmehr welches unter unſern älteſten Evangelien. So iſt zur Theologie der Thatſachen zu kommen, die in mehr beſtänden als neuer Rhetorik, im kecken Ausſprechen von Willkürdictaten oder bloßen

Hoffnungen „auf das neue Erlebniß" durch heſſiſche Paſtoren, oder auch auf „das leibhafte nicht tragiſche Wiederkommen Chriſti und das neue Jeruſalem" u. ſ. f.

Doch eine Abwehr ſoll der Wirrwarr auch enthalten gegen das Gutachten von Richter und eines berliner Theologen, wonach Vilmars Gebahren als Oberhirt als unproteſtantiſch und unchriſtlich erklärt war, ſo wie gegen die Vorwürfe des Katholiſirens. Nun, das Brevierbeten wird noch gelobt, das Beten „des Credo und der zehn Gebote" wird noch zur summa disciplinae gerechnet, die Eintheilung der Chriſten in Prieſter, als Stellvertreter Chriſti, und Seelen, für die dieſe einzuſtehen haben, alſo in zu regierende, von Haus aus unmündige Laien wird feſtgehalten, und nur von dem ſonntäglichen Spenden des Sacramentes vom Prieſter an dieſen ſelbſt jetzt ſehr behutſam geſchwiegen.

Das Ganze macht den Eindruck, wenn man einen ſonſt geſcheidten Mann in die Zwangsjacke geſperrt ſieht, nicht als wenn er nicht ſchon vorher an Monomanie, Lutheromanie gelitten hätte; aber er durfte doch vorher frei umgehn, und die andern mußten ſich ſeine Fluch- und Bannwörter, ja Bannthatſachen gefallen laſſen. Nun wird er von dem erträumten Papſtſtuhl ab- und herabgeſetzt zu einem ordinären Docenten, der nun freilich in Wort und Druck fluchen darf, ſo viel es ihm beliebt, aber ſo, daß die Leute ihm auch ins Geſicht lachen dürfen und „dies Hohngelächter" klingt allerdings „hölliſch" genug für ſolche Weltenrichter, die den weltlichen Arm nicht mehr haben.

Ja wol, wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu ſorgen, und dieſer iſt dies Mal unwillkürlich. Der Mann, der von ſich ſelbſt ſchmunzelnd ſagt, man habe ihn für einen Ketzerrichter gehalten, iſt nun ſelbſt des „Unproteſtantismus" und der Unchriſtlichkeit geziehen, der, welcher nichts wollte, als die Kirche Heſſens conſerviren, iſt nun darauf ertappt, daß das wieder nichts hieß als aufheben zu beſſerer Conſervirung, der Mann, der keine Theologie mehr wollte, nur Thatſachen des Bannes, er ſitzt nun ſelbſt im größten Bann, in dem der Wiſſenſchaft. Es gibt eine Nemeſis, und ſie kommt wol noch ärger für alle dieſe Gewiſſensverwirrer und ſeinwollenden Päpſtlein.

Mag aber der Anblick dieſer beiden, vor lauter Hochmuth in Nacht geſunkenen Geſtalten eine Warnung der ganzen ſtudirenden Jugend geben. Es ſind das kräftige Geiſter geweſen, in ſolchen Hochmuth, dieſe Bannluſt und ſo in dieſes Wüthen und Zähneknirſchen gerathen ſind ſie durch ein Kleines, was ſie verſäumt haben. Es ſind beides tüchtige Philologen — geweſen wenigſtens, der eine als Orientaliſt, der andere als Germaniſt: aber von einem haben ſie beide nichts gelernt, das iſt die Philoſophie. Deswegen iſt ihnen die Dialektik der Teufel, deshalb können ſie nicht discutiren, ſondern nur bannen wollen, deshalb kommen ſie auch zu keinem rechten hiſtoriſchen Sinn, zu dem, was in der That unſere Zeit allein wird heilen können.

„Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft", wie Vilmar laut Philoſophie, wie Ewald factiſch überhaupt die Kritik, wie alle Theologie des Egoismus thut, „und du haſt dem Teufel dich ergeben." Und wie man dann der Nacht immer mehr verfallen kann, das zeigen die beiden Exempel genug.

Neuenburg.

Unklare und unentſchiedene politiſche Bildungen ſtreben ſtets darnach, einen klaren und entſchiedenen Ausdruck zu gewinnen, und ſie erreichen denſelben, denn die Natur der Verhältniſſe iſt auf die Dauer ſtärker als die conſervative Neigung der Menſchen. Ein Beleg dafür liegt in den neueſten Schickſalen des neuenburgiſchen Landes vor.

Fürſtenthum und zugleich Canton eines republikaniſchen Bundes, mußte es entweder aufhören Canton zu ſein oder ſelbſt zur Republik werden. Daß dieſe Entwicklung erſt ſpät eingetreten iſt, das iſt ein ſprechendes Zeugniß für die volksfreundliche Regierung, deren ſich Neuenburg bis zum Jahre 1848 zu erfreuen hatte, daß jener Widerſpruch noch heute im Stande iſt, in dem kleinen Lande heftige Zuckungen hervorzurufen, zeigt, wie tiefe Wurzeln die Erinnerungen an das Regiment der Könige von Preußen dort geſchlagen haben.

Wie entſtand jener Widerſpruch zwiſchen Fürſtenthum und Canton? war er nothwendig oder verdankte er nur dem Irrthum der Staatsmänner ſeine Entſtehung? Wir glauben, daß die preußiſche Politik im Jahre 1814 mehr als einen Irrthum begangen hat.

Als Napoleon beſiegt war, hatte Preußen den tractatmäßigen Anſpruch, wieder auf dieſelbe Stufe der Macht gehoben zu werden, von welcher der Eroberer es hinabgeſtürzt hatte. Das Fürſtenthum Neuenburg war ſeit dem Vertrage von 1805 franzöſiſches Gebiet und war von Napoleon ſeinem Stabschef als franzöſiſches Lehen übergeben worden. Da die Scheinherrſchaften der franzöſiſchen Marſchälle mit der ihres Meiſters zuſammenſtürzten, konnte Neuenburg bei Frankreich bleiben oder an Preußen zurückfallen. Da man, um Preußen die frühere Stufe ſeiner Macht zuzumeſſen, die Seelenzahl ſehr genau berechnete, verſtand es ſich von ſelbſt, daß Preußen in erſterem Falle durch anſchließendes franzöſiſches Gebiet entſchädigt würde. Nach der Lage der Dinge ſtand Preußen die Wahl zwiſchen Neuenburg oder einem Aequivalent zu.

Preußen wählte Neuenburg — ein von franzöſiſch Sprechenden bewohntes, weit entlegenes, der Monarchie nichts nützendes Land ſtatt einer deutſchen, naheliegenden, die Monarchie ſtärkenden Provinz.

Friedrich Wilhelm III. war nicht Romantiker. Es ist nicht glaublich, daß ihm die pretiöse Absonderlichkeit eines solchen Besitzes bei jener Wahl bestimmt hat. Es ist eher glaublich, daß der Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit Hardenbergs die Schuld trägt, daß man sich gar nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Wahl vorgelegt hat.

Daß in dieser Angelegenheit mehr Leichtsinn als Weisheit vorgeherrscht hat, geht aus dem zweiten Schritt hervor, der der Zurücknahme Neuenburgs durch Preußen folgte.

Neuenburg war bis 1805 kein schweizer Canton gewesen, sondern stand nur in einer Defensiv- und Offensivallianz zu der Eidgenossenschaft. Dies Verhältniß konnte auch 1814 wieder hergestellt werden. Die Schweiz hatte keinen Grund, ein solches Verhältniß abzulehnen, und jedenfalls hätte Preußen bei der Abhängigkeit der Schweiz von den Entscheidungen der Großmächte leicht erreichen können, daß das Fürstenthum unter die Neutralität der Schweiz gestellt und mit ihr in alter Weise durch eine Defensiv- und Offensivallianz verbunden wurde.

Es ist nicht unmöglich, daß die preußischen Staatsmänner nichts Anderes zu thun glaubten, wenn sie Neuenburg als Canton in die Eidgenossenschaft eintreten ließen. Denn der Bundesverband war damals im Wesentlichen nur eine Offensiv- und Defensivallianz der souveränen Cantone.

Indessen enthielt der Bundesvertrag von 1815 doch auch die Bestimmung, daß es Aufgabe des Bundes sei, die innere Ordnung und Ruhe in den Cantonen aufrechtzuerhalten, und gibt damit dem Bunde ein Einmischungsrecht in die Angelegenheiten der Einzelstaaten; derselbe ordnete überdies eine Tagsatzung an und auf derselben Entscheidung nach Mehrheiten. Die Eidgenossenschaft war allerdings nur ein Bund souveräner Staaten, aber sie erhielt schon bei ihrer Stiftung die Anhalte für eine bundesstaatliche Entwicklung. Wenn die preußischen Staatsmänner 1814 annahmen, daß der Staatenbund unveränderlich fortbestehen werde, so hat das Jahr 1848 gezeigt, daß der Uebergang zum Bundesstaat nur eine naturgemäße Entwicklung war.

Neuenburg trat durch die Acte vom 19. Mai 1815 in die Eidgenossenschaft ein. In dieser Acte findet sich nichts Besonderes als die Bestimmung, daß die in Neuenburg residirende Regierung ihren Fürsten der Eidgenossenschaft gegenüber vollständig vertrete.

Der Bund verhandelte daher nur mit dem neuenburgischen Staatsrathe, alle Bundesrechte und Pflichten Neuenburgs wurden von diesem Staatsrathe ausgeübt, ohne daß, formell gefaßt, die Acte desselben einer Sanction des Königs von Preußen bedurften.

Diese Bestimmung zeigte schon die Unnatürlichkeit des Verhältnisses. Der König von Preußen, obwol rechtlich und thatsächlich Fürst von Neuenburg,

erſchien doch formell der Eidgenoſſenſchaft gegenüber nicht als ſolcher, — wenigſtens ſo lange nicht, als er nicht in Neuenburg reſidirte. Materiell entzog ihm indeß jene Beſtimmung keine Macht. Denn nicht nur beſtand der neuenburgiſche Staatsrath aus vom König von Preußen Ernannten, ſondern an der Spitze deſſelben ſtand der Gouverneur, der nur nach Inſtructionen des Königs verfügte. In Wahrheit war daher der neuenburgiſche Geſandte auf der Tagſatzung ein königlich preußiſcher Geſandter und ſtimmte nach königlichen, wenn auch durch den neuenburgiſchen Staatsrath vermittelten Inſtructionen.

Der Widerſpruch zwiſchen preußiſchem Fürſtenthum und Schweizercanton wurde ſehr bald ein praktiſcher. Die Unzuträglichkeit dieſes Verhältniſſes machte ſich raſch fühlbar.

Das Motiv, weshalb Preußen Neuenburg zum Schweizercanton gemacht hatte, war offenbar der Wunſch, daß die Schweiz das entfernte Land gegen Frankreich ſchütze. Dieſer Schutz iſt, da Frankreich die Lehre von 1814 beherzigte, nie eingetreten. Dagegen begannen ſchon 1830 die Verſuche der Schweiz, die hemmenden Feſſeln des Staatenbundes abzuſchütteln; der Cantönligeiſt verſchwand vor dem Gefühl eines Schweizervaterlandes, und zugleich ſank in den meiſten Cantonen das alte ariſtokratiſche Regiment.

Dem Verlangen nach Bundesreform und den liberalen Fortſchritten trat der ſarner Bund entgegen. Er erlag im Jahr 1833, und es war nur der bereits in den Gemüthern der übrigen Schweizer eingetretenen Reaction zuzuſchreiben, daß nicht ſchon damals die Bundesreform zur Ausführung kam. Neuenburg hatte ſich dem ſarner Bunde angeſchloſſen, und glaubte auch nach der Zerſprengung deſſelben eine Sonderſtellung aufrecht erhalten zu können. Die Mehrheit der geſetzgebenden Verſammlung von Neuenburg bat den König von Preußen ſchon im Februar 1832, die Verbindung des Fürſtenthums mit der Schweiz zu löſen; der König ertheilte dem Staatsrath den Auftrag, dies zu verſuchen. Indeſſen die Tagſatzung verwarf 1834 einſtimmig jeden Verſuch, ein Verhältniß aufzulöſen, welches der Schweiz nur Vortheile bringen konnte. Neuenburg wurde gezwungen, die Tagſatzung wieder zu beſchicken; ja es wurde ſogar gezwungen, ſich in den Bundesverhältniſſen der Bezeichnung „Fürſtenthum" zu begeben, und ſich lediglich „Canton" zu nennen.

Den Reformverſuchen von 1830 war der ſarner Bund entgegengetreten; den gleichen Verſuchen, die in den vierziger Jahren hervortraten, widerſetzte ſich der Sonderbund. Neuenburg gehörte demſelben nicht an, ſondern ſuchte eine vermittelnde und neutrale Stellung einzunehmen. Es weigerte ſich, gegen den Sonderbund marſchiren zu laſſen, und die ſiegreiche Majorität verurtheilte Neuenburg d. h. den König von Preußen deshalb in Geld-

ſtrafen. Zu ſolchen Ungeheuerlichkeiten führte jenes diplomatiſche Experiment von 1814.

Wäre nicht 1848 die Februarrevolution ausgebrochen, ſo würde jener Widerſpruch vielleicht in einem andern Sinne, als jetzt geſchehen iſt, beſeitigt ſein. Die vier continentalen Großmächte hatten ſich vereinigt, jede Bundesreform zu verhindern, und ein feſter, bisher wenig bekannter Plan war von ihnen zu dem Ende adoptirt. Oeſtreich war die Rolle zugetheilt, eine Armee in die Oſtſchweiz einrücken zu laſſen, Guizot wollte dann die Weſtſchweiz mit franzöſiſchen Truppen beſetzen — angeblich um Oeſtreich ein Gegengewicht zu geben. Preußen war für Neuenburg dann Herr der Lage.

Der pariſer Straßenkampf vereitelte dieſen Plan, und es war nun natürlich, daß die radical und ſchweizeriſch geſinnten Theile der Bevölkerung Neuenburgs dieſem Ereigniß den Muth zu einem Aufſtand entnahmen. Eine unblutige Revolution, ausgeführt von den Einwohnern derjenigen Diſtricte, die auch jetzt wieder für die Republik auftraten, ſtürzte am 2. März 1848 den Staatsrath. Eine proviſoriſche Regierung proclamirte am ſelben Tage die Republik.

Eine allgemeine Abſtimmung ratificirte mit 5834 Stimmen gegen 4395 die republikaniſche Verfaſſung. Die Abgeordneten der neuen Republik wurden von der ſchweizer Tagesſatzung angenommen und ſpäter auf den Canton Neuenburg die ſchweizer Verfaſſung von 1848 ausgedehnt d. h. der ſouveräne Staat Neuenburg wurde eine Provinz des ſchweizer Bundesſtaats. So hat ſich der Widerſpruch zwiſchen dem Fürſtenthum und der Cantonſchaft gelöſt — eine Löſung, die lange genug vorausgeſagt, der aber zu ſpät von Preußen entgegengearbeitet wurde.

Die ſchweizer Umwälzung von 1848 hat die Schweiz aus einem ſchwächlichen, uneinigen politiſchen Mißgebilde zu einem kräftigen und blühenden Gemeinweſen gemacht, aber daraus folgt keineswegs, daß Neuenburg an dieſem Staate Theil zu nehmen hatte, noch viel weniger, daß die neue Schweiz ein Fürſtenthum des Königs von Preußen in nordamerikaniſcher Weiſe ſich ohne weiteres annexire. Es iſt nur eine Folge des Mißgriffes von 1814, daß Neuenburg überhaupt jemals als Theil der Schweiz betrachtet worden iſt. Vor 1814 hat weder die Schweiz noch das neuenburger Volk, noch Europa das Verhältniß in dieſer Weiſe angeſehn.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß ſowol die ſiegreiche Majorität oder Minorität in Neuenburg, als auch die Schweiz dem Fürſten von Neuenburg gegenüber nicht blos das formelle, ſondern auch das materielle Recht verletzt haben.

Die Hohenzollern ſind weder Stuarts noch Bourbonen für Neuenburg geweſen. Das beſte Zeugniß haben ihnen diejenigen ausgeſtellt, welche die

Republik in Neuenburg proclamirten. In allen Proclamationen der republikaniſchen Regierung findet ſich nicht der leiſeſte Vorwurf weder gegen die Perſon noch die Regierungsgrundſätze des entſetzten Fürſten oder ſeines Vertreters. Und das will im März 1848 etwas bedeuten! In der That iſt die Regierung der Könige von Preußen über Neuenburg weiſe, gerecht und liberal und daher nur ſegensreich geweſen. Der ältern Zeit und namentlich der Regierung Friedrichs des Großen ſoll hier nicht gedacht werden. Nachdem Friedrich Wilhelm III. das Fürſtenthum wieder gewonnen hatte, gab er demſelben ſeine alte Freiheit zurück, ja er verbeſſerte die Verfaſſung deſſelben im Sinne der allgemeinen Volksfreiheit.

Das Verhältniß Neuenburgs zur Schweiz machte es dem König nothwendig, ſich vorzüglich auf die Ariſtokratie zu ſtützen; aber dennoch nahm er 1831 gegen den Wunſch der ariſtokratiſchen Partei eine Reihe von Veränderungen namentlich in der Zuſammenſetzung und der Wahlart der Landſtände vor, welche im Intereſſe der großen Maſſe des Volks waren. Die Einkünfte, die der König von dem Lande zog, waren gering und wurden wol ſämmtlich wieder im Lande verwandt, tüchtige und freiſinnige Gouverneure ſorgten für das Aufblühen der Induſtrie, die preußiſche Herrſchaft war in Neuenburg populär, die Revolution von 1848 erklärt ſich nur und wird auch von den Gegnern nur durch das allmälige Eindringen der ſchweizeriſchen Einheitsideen erklärt und dieſen hatte die Verbindung Neuenburgs mit der Eidgenoſſenſchaft die Thore geöffnet. Aber dieſe Ideen ſcheinen wenigſtens im Jahre 1848 keineswegs das Uebergewicht gehabt zu haben. Die Induſtrieverhältniſſe Neuenburgs erklären die eigenthümliche Thatſache, daß wenigſtens in den letzten Jahrzehnten ein Viertheil der Bewohner des Ländchens eingewanderte ſchweizer Arbeiter waren. Sie waren die Träger der ſchweizer- und republikaniſchen Sympathien und beherrſchten namentlich den größten Induſtrieort des Fürſtenthums, La Chaux de Fonds. Und dennoch wurde die Republik ſelbſt unter der Herrſchaft einer republikaniſchen Regierung, im Taumel des Jahres 1848 und trotz der Macht, welche das Fait accompli zu üben pflegt, nur mit der geringen Majorität von etwas über tauſend Stimmen anerkannt und trotz aller Hoffnungsloſigkeit hat ſich eine ausgedehnte royaliſtiſche Partei noch bis jetzt gehalten. Es iſt dem entfernten Beobachter unmöglich zu erkennen, wohin noch jetzt die Neigung der Majorität geht. Daß im Jahre 1848 eine Minorität ſiegte, iſt unzweifelhaft.

Es folgt aber aus dem Angeführten, daß weder ein formeller noch materieller Grund vorlag, die hohenzollernſche Dynaſtie ihres Thronrechtes zu berauben. Empörung mag durch Tyrannei gerechtfertigt werden, die Könige von Preußen ſind keiner Gewaltthat, nicht einmal eines falſchen Regierungsſyſtems beſchuldigt.

Die in Neuenburg seit 1848 herrschende Partei hat keinen Versuch gemacht, das Verhältniß zu dem Landesfürsten in einer Weise zu lösen, die dem freundlichen Verhältniß entsprechen würde, in dem die Könige von Preußen von jeher zu dem Lande gestanden, sie hat nicht versucht, einen freiwilligen Verzicht zu erbitten oder wenigstens die Privatrechte der Dynastie in Neuenburg ungekränkt zu lassen.

Schlimmer gestaltet sich das Verhältniß, wenn man auf das Verfahren des Schweizerbundes sieht.

Der Bundesvertrag von 1815, diejenige Acte, welche allein Neuenburg zu einem Theil der Schweiz machte, enthält die Gewährleistung der Verfassungen der Cantone. Die neuenburgische Verfassung wurde 1848 umgestoßen und sofort erkannte der Bund die Revolution an. Während der Bund bei dem letzten royalistischen Aufstand sofort seine Bataillone marschiren ließ, um diejenigen niederzuwerfen, welche die alte Verfassung wiederherstellen wollten, schickte er 1848 Commissäre ab, um die republikanischen Aufständischen zu beglückwünschen.

Der Bundesvertrag von 1815 konnte nur mit Einwilligung jedes seiner Glieder abgeändert werden, die Aufnahmeacte Neuenburgs vom 19 Mai 1815 bezeichnet ausdrücklich das Verhältniß Neuenburgs in dem Bunde als auf „einer festen unabänderlichen Grundlage auf ewige Zeiten" beruhend. Dennoch hat man schweizerischer Seits 1848 ohne Weiteres die vornehmsten Hoheitsrechte des Fürsten von Neuenburg zu Gunsten des neuen Bundes confiscirt. Auch hier sind keine mildernden Formen irgend einer Art gegen Preußen beobachtet; man hat nicht einmal Entschuldigungen zu machen für nöthig gehalten, — Entschuldigungen, die wenig kosten und im diplomatischen Verkehr so leicht gemacht werden. Als der preußische Gesandte die Legalisirung neuenburgischer Actenstücke verweigerte, nahm der Bund sogar die Miene des unschuldig Beleidigten an und erlaubte sich bei der darüber entstandenen Correspondenz den Hohn, der König von Preußen habe 1848 auch an einer Revolution Theil genommen.

Der royalistische Aufstand legt es jetzt der preußischen Regierung nahe, mit Entschiedenheit auf die Beendigung von Verwicklungen zu dringen, welche der Natur der Sache nach für Preußen von unausgesetzten Demüthigungen begleitet und sehr geeignet sind, die Monarchie Friedrich des Großen in den Augen Europas herabzusetzen.

Ueber den Werth, welchen der Besitz von Neuenburg für die preußische Krone hat, kann heute kaum noch eine verschiedene Meinung sein. In dem Patent, durch welches Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1806 den Neuenburgern die Abtretung an Frankreich anzeigen ließ, wird auf die geographische Lage des

Fürſtenthums hingewieſen „welche es dem König nicht geſtatte, demſelben einen unmittelbaren und ausreichenden Schutz zu Theil werden zu laſſen."

Und das wird künftig nicht anders werden. So gewiß wie England ſeine ſämmlichen Beſitzungen auf franzöſiſchem, Schweden ſeine Beſitzungen auf deutſchem Boden verloren hat, würde auch Neuenburg, wenn es als ſelbſtſtändiges Fürſtenthum zwiſchen Frankreich und die Schweiz hingeſtellt wurde, künftig im Lauf der Zeiten entweder an Frankreich oder die Schweiz fallen.

Dieſe Betrachtung darf die preußiſche Regierung aber nicht verhindern, auf die Wiedererwerbung Neuenburgs hinzuwirken. Denn der Verluſt deſſelben war ſo geartet, um denſelben zu einer Sache der Ehre zu machen. Und ſoll das Land doch einmal verloren werden, ſo laſſen ſich künftig wenigſtens vortheilhaftere und ehrenhaftere Arten des Verluſtes denken.

Eine gütliche definitive Trennung Neuenburgs von der preußiſchen Krone, eine Trennung, die wenigſtens der Ehre genug thäte, läßt ſich kaum noch erwarten. Nicht blos deshalb nicht, weil die Schweiz ihrer Sache viel zu ſicher iſt, als daß ſie ſich dazu herablaſſen ſollte, ſondern auch weil der Act der Annexation eine zu große Mißachtung Preußens documentirt, als daß ſich bei gegenwärtiger Sachlage Formen finden ließen, durch welche die Angelegenheit ohne Zurückgabe Neuenburgs erledigt werden könnte.

Preußen muß die Lage, die es nicht ſelbſt geſchaffen hat, hinnehmen und ihr gemäß handeln.

Der nächſte Weg, der ſich ihm darbietet, iſt der der diplomatiſchen Unterhandlung. Preußen hat in dem londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 ſich die Anerkennung ſeines Rechtes Seiten der europäiſchen Mächte ertheilen laſſen —, ein geringer Gewinn, da dieſes Recht über jeden Zweifel erhaben iſt. Es kommt in dieſer Frage weniger auf die Haltung der vier Mächte im Allgemeinen, als auf die Frankreichs an. Wenn es in Berlin mit der neuenburgiſchen Frage wirklich Ernſt iſt, ſo muß das Beſtreben Preußens dahin gerichtet ſein, Frankreich zu beſtimmen, die Wiederherſtellung der Herrſchaft des Königs von Preußen in Neuenburg im Bunde mit Preußen auszuführen, oder wenigſtens ſie ſo zu begünſtigen, daß Preußen ſie allein auszuführen im Stande iſt. Daß es bisher weder mit der neuenburgiſchen noch mit andern für Preußen auf gleicher Linie ſtehenden Fragen Ernſt war, geht am beſten aus der Politik hervor, welche man in Berlin während der orientaliſchen Kriſe beobachtete und auch jetzt ſcheint in der Wilhelmsſtraße die Magnetnadel noch immer nach Oſten zu zeigen und Frankreich der Gegenpol zu ſein. Der Weg nach Neuenburg führt aber nicht über Moskau, ſondern durch Frankreich. Es hilft zu nichts, wenn man in Petersburg, London, Wien und Paris Klagelieder über die Brutalität der Schweiz anſtimmen läßt, gleichzeitig Frankreich direct oder indirect beleidigt, ſtatt eine enge Verbindung mit demſelben

Digitized by Google

einzugehen. Unter dem Eindruck der Nachrichten vom neuenburger Aufstand sprach man davon, wenn die diplomatischen Schritte resultatlos bleiben sollten, zu militärischen Maßregeln gegen die Schweiz zu schreiten. Wenn dieselben auch an sich nicht unausführbar sind, so kann man doch durchaus versichert sein, daß sie nicht ausgeführt werden und sich jede müßige Betrachtung darüber ersparen. Diese Ansicht von der preußischen Politik, welche leider in ganz Europa verbreitet ist, wird auch den Bemühungen der preußischen Diplomatie die Spitze abbrechen.

Es wird also vorläufig alles beim Alten bleiben. Andre Personen und andre Verhältnisse werden möglicherweise künftig diese Angelegenheit zu einem glücklichen Schluß führen. Für die Schweiz liegt in einer möglichen zweiten Abtretung Neuenburgs durch Preußen an Frankreich eine Gefahr, welche es in Verwicklungen der schlimmsten Art ziehen kann. — — — — Jede europäische Verwicklung führt diese Gefahr nahe oder macht das Erscheinen preußischer Truppen am Oberrhein möglich.

Das Selbstgefühl der Schweiz ist durch das Glück, welches sie 1848 hatte, mächtig gehoben worden. Aber sie hat, seitdem ihre innern Kämpfe ausgefochten sind, auch von den Sympathien verloren, deren sie sich früher zu erfreuen hatte.

Wenn man grade jetzt in ganz Europa das System von Tyrannei und Grausamkeit brandmarkt, welches in Neapel herrscht, so ist es doch schließlich die Schweiz allein, welche hier Durchführung dieses Systems möglich macht. Läßt doch der Bund im Canton Freiburg ein vom neapolitanischen nicht sehr verschiedenes System von Gewalt, die tyrannische Herrschaft der Minorität über die Majorität durchführen.

Wenn Gewaltsamkeit und Eigensucht in der auswärtigen Politik der Schweiz wie in der Nordamerikas hervortreten, so können solche Neigungen die Schweiz in Katastrophen der ernstesten Art führen und nur einer Unentschiedenheit und Unklarheit wird dieselbe es zu verdanken haben, wenn nicht schon jetzt eine solche Katastrophe im Anzuge ist.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1856.

Die Verlagshandlung.

YE 06719

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 22 1983		
REC. CIR MAY 9 '83		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 12/80 BERKELEY, CA 94720

LD 21A-60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google